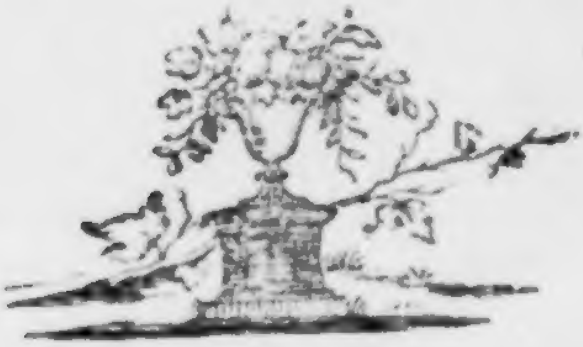
P. S. Pallas

D. A. D. Professor der Naturhist. und ordentl. Mitgl. der Russisch-Kaiserl. Akademie d. W., der Römisch-Kaiserl. und Königl. Schwedischen Akad. wie auch der Engl. Societät, der Petersburg. freyen ökonom. u. Berlin. naturforschenden Gesellschaften

Sammlungen historischer Nachrichten über die Mongolischen Völkerschaften

in einem ausführlichen Auszuge.



Erster Theil.

mit vielen Kupfern.

Frankfurt und Leipzig,
bey Johann Georg Fleischer. 1779.

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

Universität
München
Bibliothek

Erklärung der Kupferplatten des erſten Theils.

Die Kupfer, welche dieſer Schrift beygefügt ſind, haben mehr die Erläuterung vorkommender Beſchreibungen, als die Zierlichkeit zum Zweck. Eine ausführliche Beziehung auf ſelbige iſt im Text nicht ſchicklich geweſen, und doch ſind ohne dieſelbe manche Kleinigkeiten in der Vorſtellung leicht zu überſehn. Eine kurze Erklärung derſelben wird alſo nicht ganz überflüßig ſeyn.

Das Titelkupfer

Bildet eine Kalmückiſche Familie mit ihrem Melkvieh ab. Vor der aufgeſchlagnen Filzhütte ſieht man die an einem zwiſchen Pflöcken geſpannten Seil angebundne Füllen, zu welchen ſich die Stuten verſammeln und von einem Mädgen, ſo wie von einer andern die Kühe, in Gegenwart der dabey ſtehenden Kälber, gemolken werden. Der Knabe, welcher das geſattelte Pferd mit der einen und mit der andern Hand die Schlinge, in welcher man Pferde aus der

Heerde fängt, hält, hat das Vieh bey der Hütte zusammengetrieben. Ein Weib hat auf der Erde ein Schaaffell angepflöckt, und breitet darauf, um es zu bereiten, saure Milch mit einem Messer aus. Der auf dem Vorgrund bey Menschengebeinen sitzende Hund deutet auf die gewöhnlichste Leichenbestattung der Kalmücken, da die Verstorbnen ohne alle Bedeckung auf dem Felde verlassen und den Wölfen oder Hunden nach und nach zur Speise werden.

Die erste Platte

Stellt die Art der Kalmücken, mit allem ihrem Gepäcke zu ziehn und sich zu lagern, vor. Die Gegend der Vorstellung ist nahe am Ausfluß der Sarpa in der Wolga, bey welcher Gelegenheit auf dem Vorgrund das gemauerte Monument eines im Jahr 1772 bey der Colonie Sarepta verbrannten Lama der Derbetischen Ulus, welches daselbst noch izt an der Höhe zu sehn ist, mit seinen Gebetfahnen hat vorgestellt werden können. — Der zweyte Grund zeigt einen Zug Kalmückischen Gepäckes: beladne Kameele, um die Weise zu zeigen, wie die Hüttenstangen und anderes Gerath darauf gepackt wird; einen Kalmückischen Karn; einige Männer und Weiber zu Pferde, deren eine ein Pferd mit einem drauf reitenden Kinde, in dem mit einer Art von Baldachin versehenen Kindersattel, leitet. — Auf dem übrigen Raum der Platte sieht man hauptsächlich die verschiednen Haupt-Stücke und das Aufstellen der Filzhütten, nebst umherliegenden Geräth; die Art Kameele abzuladen; mit Hütte und Hausgeräth beladne Stiere;

eine

eine Anzahl schon aufgeschlagner Hütten; die Art frey gehende Pferde mit einer Schlinge zum reiten einzufangen, und endlich noch einen bedeckten Karn, auf welchem die Götzen geführt werden, mit den dabey aufgesteckten Götzenfahnen.

Die zweyte Platte

Stellt eine vornehmere Kalmückische Filzhütte im Durchschnitt vor, in welcher sich Abends junges Volk zum Tanz versammelt hat. Ein bey ihrem Liebhaber auf dem Lager sitzendes Mädchen rührt die Laute, eine andre ist im Tanz begriffen und zwey Jünglinge und ein Weib suchen noch eine dritte Dirne zum Tanzen zu zwingen. An der andern Seite sitzen einige Geistliche und andre Gäste als Zuschauer. Das Feuer wird von einem Knaben mit gedörrtem Mist, welcher in den kahlen Steppen oft die einige Feurung ist, unterhalten. Ueber dem mit Teppichen behängten Gepäck und Kisten sind, zur linken des Eingangs, Opferschälchen und ein Götzenaltar aufgestellt. Der Schlauch, in welchem die Milch zum Getränk säuert, steht auf der andern Seite.

Ueber der Hütte sind in den leeren Winkeln bey *A.* und *B.* zwey musikalische Instrumente der Kalmücken angebracht, deren im Text unter dem Namen Churr und Biwa Erwähnung geschieht.

Die dritte Platte

Ist der Durchschnitt einer gemeinen Kalmückischen Filzhütte, in welcher die Hausfrau den Milchbrannt-

branntwein abzuziehen beschäftigt ist. Die Anstalten dieser Operation sind im Text ausführlich beschrieben. Hinter der Frau erblickt man eine kalmückische Wiege und darinn das in einer Art von doppelten Löffel sitzende Kind. Auf dem Lager des Wirths liegt ein als Gast eingekehrter Geistlicher. In der Hütte herum sieht man das gewöhnliche kalmückische Gepäcke, auf der linken Seite die Waffen und das Reitzeug des Mannes, nebst einem Damenzug; zur rechten einiges Hausgeräth der Frau, und sonderlich den fürs tägliche Getränk bestimten grossen Milchschlauch, mit dem darinn steckenden Rührstock.

Die vierte Platte

Zeigt den Durchschnitt der Hütte eines Saissans oder Edlen Kalmücken. Der Wirth auf seinem Lager und die sitzende, mit Nähearbeit beschäftigte Wirthin; einige zum Besuch gegenwärtige Pfaffen mit Sommerhüten, deren zwey miteinander Schach ziehn, der dritte aber auf dem für Fremde bestimmten Lager, bey dem Waffenwinkel des Wirthes ruht. Das Gepäcke ist mit Teppichen behängt, und auf der Seite des Mannes (zur linken vom Eingang) ist ein Götzenbehältniß und eine Schachtel mit Gebetbüchern, nebst einigen Opferschälchen aufgestellt, in der Erde aber steckt, mit ihrem Stiel, die grössere Opferschaale *a*. An der Seite der Wirthin sieht man allerley Geräth: eine Schaale mit einem Ausguß *c*. zum Uebergiessen des Milchbranntweins, den Milchschlauch und den darüber befestigten Bord *b*. um Schaalen mit Butter oder andern Fettigkeiten wegzusetzen;

zuſetzen; einige an der Erde herumliegende lederne Gefäſſe, eine hölzerne und eine kupferne Theekanne, und die Vorſtellung des zum Aufrütteln der Milch gebräuchlichen Butterſtocks *d.* Ein dienſtbarer Knabe knieet am Feuerplaz, um eine Pfeife anzuzünden. —

Die fünfte Platte,

Der Durchſchnitt einer Hütte, die ein Kalmückiſcher Schmidt bewohnt. Die Eſſe auf der Erde, bey welcher ein niederſitzender Kalmück die Windſchläuche drückt, ein andrer das Feuer regiert, der auf dem Amboß an der Erde arbeitende Schmidt und ein Knabe, welcher Kohlen zuſchleppt, ſtellen die ganze Schmiedeanſtalten vor; welche für die weiblichen Arbeiten noch Raum genug übrig laſſen. Beyläufig iſt an der andern Seite die kalmückiſche Wiege ledig vorgeſtellt, um die Löffel zu zeigen, zwiſchen welchen das Kind zu ſitzen komt.

Die ſechſte Platte

Iſt dieſem Theil hauptſächlich wegen der darauf im Vorgrund befindlichen Vorſtellung eines reutenden Kalmücken und der Art Bogen und Pfeilköcher zu führen, auch des auf der andern Seite in der Entfernung angebrachten Gerüſtes *a.* zu einem Kalmückiſchen Kriegszelt, beygefügt worden. Die Hauptfigur ſtellt das bey Krugloi-Gorodock, oberhalb Aſtrachan, dem verſtorbnen Chochotiſchen Fürſten Samiang errichtete, gemauerte Monument, mit ſeinen Beflaggen, Betrade und Mühlen vor, wo-

von

von im zweyten Theil ausführlicher wird gehandelt werden.

Die siebente Platte

Bildet eine mongolische Filzhütte im Durchschnitt vor, um die tunguſiſche, bey einigen Burâten gebräuchliche Anſtalt, den Milchbranntwein abzuziehen, und die Kleidung der Mongolinnen, nebſt andern Nebendingen, begreiflicher zu machen. Ueber dem Milchkeſſel *a.* iſt eine Art von halben Faß *b.* aufgeſezt, in deſſen mittler Höhe ein Zwerchboden befeſtigt iſt, durch deſſen mittlere Oefnung die Dünſte in den obern Raum des Faſſes aufſteigen, und daſelbſt abgekühlt in die Rinne *c.* zuſammenflieſſen. Die ſtehende Figuren ſtellen eine völlig angekleidete Mongoliſche Frau und ein kleines Mädgen dieſer Nation vor. Neben der ſitzenden Figur iſt abermals die der kalmückiſchen ganz ähnliche Wiege, neben denen aufgeſtapelten Kiſtchen aber, (worauf ein lamaiſcher Götze, mit ſeinen Opferſchälchen ſteht,) der ſogenannte Schaafgötze oder lederne **Immegildſchin**, wovon im zweyten Theil die Rede ſeyn wird, und ein Paar; mit dem Bogen, auf der Erde liegende Jagdpfeile, welche Fiſchkugeln haben, abgebildet.

Sammlungen
zur
politischen, physikalischen und moralischen
Geschichte
der
mongolischen Völkerschaften.

Erster Abschnitt.
Von den mongolischen Stämmen überhaupt, ihrer Eintheilung und Geschichte.

I.

Eintheilung der Mongolischen Völkerschaften.

Unter dem mongolischen Völkerstamm begreifen die neuesten Geschichtschreiber, welche nicht mehr alle asiatische Nomaden mit dem gemeinschaftlichen Namen **Tataren** zu belegen gewohnt sind,

auſſer denen eigentlichen Mongolen (*), mit Recht auch die ihnen in Sprache, Sitten und Anſehn ſo ähnliche Kalmücken und Buräten. Dieſes uralte, aſiatiſche Stammvolk, welches zu Anfang des drey-zehnten Jahrhunderts den Grund zu einer der mächtigſten Monarchien, die je auf dem Erdboden erſchienen ſind, legte und ſeine Eroberungen, mit dem Schrecken ſeiner Waffen aus den öſtlichſten Wüſteneyen von Aſien bis an Europa und Afrika ausbreitete, faſt allen Tatariſchen Horden und Reichen, ſo wie Perſien und China, Regenten gab und ſchon einen Theil von Europa unter Gehorſam zu bringen anfieng, zeigt in der That mit den Tataren in nichts, als ſeinem Hirtenleben, und einer entfernten Aehnlichkeit der Sprache, die geringſte Verwandſchaft. Vielmehr unterſcheidet es ſich in Gebräuchen, in der politiſchen Einrichtung und am meiſten in Geſichtsbildung von allen reinen tatariſchen Stämmen, ja von allen weſtlichern Nationen faſt eben ſo ſehr, als n Afrika die Negers von den Mohren. Ohngeachtet aller Vermiſchung mit fremdem Blut, durch ihre weitſchweifige Kriege und Räubereyen, haben die Mongolen und Kalmücken ihre characteriſtiſche Geſichtszüge bis auf den heutigen Tag erhalten, ja der

Ein

(*) Das Volk nennt ſich ſelbſt: **Mongol**, alſo ge brauchen deutſche Schriftſteller mit Unrecht die ru ſiſche Ausſprache: **Mungalen**, und noch übl werden ſie bey den franzöſiſchen Geſchichtſchrei er *Mogols* genannt. Der würdige Herr Staatsrat **Müller** nennt ſie gemeiniglich Mongalen, welch der rechten Ausſprache am nächſten kommt.

Eindruck davon sogar vielen andern Völkerschaften, die von ihnen überzogen worden, sonderlich den Kirgisen, den östlich wohnenden Sſolonen (*) und dem ganzen nordlichen China sehr merklich mitgetheilt. Daß sie jemahls mit den Tataren eine Nation ausgemacht haben sollten, davon ist nicht eine Spur von Ueberlieferung unter ihnen mehr übrig; ja sie halten den Namen **Tatar** für schimpflich, sogar daß sie denselben aus ihrer Sprache von Tatanai (anlocken oder rottiren) herleiten und nicht viel besser als: **Räuber** auslegen wollen.

Nach allen Nachrichten, die ich habe einziehen können, kömmt mir nichts unwahrscheinlicher vor, als mit unsrem seel. Herrn Prof. **Fischer** zu behaupten, daß die ursprünglichen Mongolen unter Tschingis-Chan, deren beym **Abulgasi Baatyr Chan** erwähnte Stämme sich gröſtentheils, bis auf unsre Zeiten, im östlichen Asien namentlich erhalten, türkischer Herkunft gewesen und mit den Tataren einerley Sprache geredet haben sollten; die neuern Mongolen hingegen für ein zusammengelaufnes Volk zu erklären, welches sein Daseyn und Sprache hauptsächlich den Kalmücken oder Oerôt zu verdanken hätte (**). Die nicht sparsamen Worte, welche die

(*) Sſolôn oder Schützen werden die Tunguſen in Dauurien von den Mongolen genannt, und diesen Namen scheinen auch die Chineser angenommen zu haben. S. den 3ten Theil meiner Reise-Nachrichten S. 238.

(**) I. E. FISCHERI Quaestiones Petropolitanae (*Goett. & Gothae* 1770.) p. 43. seq. *de origine Tatarorum coniecturae.*

tatarische Sprache mit der mongolischen gemein hat, und deren sich viele in der türkischen Sprache nicht antreffen lassen, können theils einer uralten Nachbarschaft und Gemeinsamkeit beyder Nationen, die wohl niemand leugnen wird, zugeschrieben werden, theils sind es die Spuren, welche die herrschende Mongolen bey den unterjochten Tataren hinterlassen mußten. Das Kiptschakische Reich hatte unter des grossen Tschingis Enkeln, ausser einem mitgebrachten, weiberlosen Heer mongolischer Anführer und Kriegsleute, lauter ächte Tataren zu Unterthanen. Nach und nach wurde auch das Heer mit Tataren ergänzt. Also konnte die geringere Zahl der Mongolen von ihren ersten Abkömmlingen, welche eher die Sprache tatarischer Mütter, als die schwerere Aussprache der Väter gelernt haben werden, nur eine Nebenkenntniß der letztern hinterlassen, welche in der Folge immer mehr aus der Uebung kommen und in die Landessprache nur wenige Worte einbringen konnte. Hätten die alten Mongolen türkisch geredet, so würden die Oeröt, wenn sie die Entvölkerung der Mongoley je ersetzt hätten, nie alle Spuren der vorigen Sprache, die in allem so sehr von der örötisch-mongolischen verschieden ist, ausgetilgt haben; die Sprache der heutigen Mongolen würde sich also der tatarischen mehr nähern, als die Kalmückische: welches sich gerade umgekehrt verhält. — Und meldet denn nicht **Abulgasi** ausdrücklich, wie die von den Mongolen mitgebrachte Sprache in Persien so bald ausser Gebrauch gekommen? Eben dieses hat unter den zahlreichern Tataren, nachdem sich ihre Beherrscher von der mongolischen Monarchie unabhängig befanden und keine krie-

kriegerischen Horden aus Osten mehr nachrückten, nothwendig auch geschehen müssen. — Dessen auch nicht zu erwähnen, daß die Namen aller Heerführer des Tschingis-Chan, welche uns die Geschichte erhalten hat, vollkommen neu-mongolisch sind; so scheint ja, nach der Uebersetzung, in derjenigen Stelle des **Abulgasi** (*), auf welche man sich wegen der Gleichförmigkeit der alt-mongolischen und türkischen Sprache am meisten zu stützen sucht, ein offenbarer Widerspruch zu liegen. Denn wenn dieser tatarische Geschichtschreiber sagt, daß er die mongolische Sprache unter den Kalmücken zu lernen Gelegenheit gehabt; so folgt, daß er die örtlich-mongolische, izt unter diesen Völkern übliche, und ganz gewiß eine andre, als nie türkisch-tatarische, in welcher er gebohren war, gemeynt haben müsse. Was kann es also anders, als ein Fehler der Uebersetzung seyn, wenn bald darauf die türkische und mongolische Sprache, als gleichgeltend, genannt werden. Vielleicht hatte **Abulgasi** seine Geschichte türkisch **und auch** mongolisch geschrieben, so wie er sie nachher noch ins persische zu übersetzen gedachte. Die Wörter, welche nach der französischen Uebersetzung, als alt-mongolisch angegeben werden, sind fast alle bloß aus der türkisch-tatarischen Sprache her, die Abulgasi nicht unter den Kalmücken lernen konnte, auch nicht zu lernen nöthig hatte. Daß er aber Mongolen und Tataren durchgängig für ein einiges Stammvolk ausgiebt, gründet sich auf uralte Ueberlieferungen, die sich in das Gebiet der Fabel verlieren, und bey

(*) Histoire généalogique des Tatars p. 79. u. folg.

welchen der Nationalstolz eines Tataren sein eignes Volk zum ältesten und mächtigsten zu erheben suchte. Allein gewiß, verdient irgend eine Nation als ein uraltes Stammvolk betrachtet zu werden, so kömmt dieser Name mit Recht denen von allen andern asiatischen Völkern, der körperlichen und moralischen Beschaffenheit nach, so sehr unterschiednen Mongolen zu.

*** *** ***

Nichts ist wahrscheinlicher, als daß die Gegenden zu beyden Seiten und sonderlich hinter dem grossen Altaischen Gebürge von undenklichen Zeiten her das Gebiet und Vaterland der mongolischen Stämme gewesen sey. Die Benennungen aller Gewässer und Gebürge in diesen Wüsteneyen sind izt ursprünglich mongolisch; die Gegend zeigt keine beträchtliche Spuren einer städtischen Bevölkerung; und die ältesten Nachrichten, welche Abulgasi von den Wohnplätzen der alten mongol.schen Horden giebt, deuten mehrentheils auf eben diese Gegenden. Ja vielleicht ist unter der von ihm erwähnten, von hohen Gebürgen ganz eingeschloßnen Landschaft **Jraana-Kon**, in welche sich die von den Tataren zu Grunde gerichtete Mongolische Nation, unter den beyden von Mogul-Chans Geschlecht noch übrigen Fürsten **Kajan** und **Nagos**, auf einem von Steinwiddern (*) gebahnten Stege, zurück

(*) Abulgasi setzt **Archara**; Archar aber heisset, bey den Kirgisen und andern Tataren, der Steinwidder oder östliche Muſimon, welches der Verfasser der Anmerkungen über den Albugasi nicht gewußt, und in Erklärung dieses Worts sehr verlegen gewesen ist.

zurückgezogen haben soll, nichts anders, als die Landschaft um den Kokonoor zu verstehn, auf welche die angeführte Kennzeichen nicht nur passen, sondern wohin auch die kalmückische sowohl, als mongolische Traditionen ihr ältestes Vaterland zu setzen pflegen.

Die Mongolische Nation muß sich vor sehr vielen Jahrhunderten, auf politische Begebenheiten, welche eine natürliche Abscheidung durch Gebürge begünstigen konnte, in zwey Hauptvölker zertrennt haben, die durch das Interesse ihrer Fürsten und den aus öfterem Hader endlich entstandenen Nationalhaß, viele Jahrhunderte lang in steter Zwietracht sind unterhalten worden. Beyde brachte der grosse Tschingis wieder unter ein Oberhaupt, und legte dadurch den Grund zur nachmaligen Mongolischen Macht; aber gleich nach Zerrüttung der von ihm gestifteten Monarchie, wurden sie durch die alten Zwistigkeiten wieder von einander abgerissen und haben sich nachmals, bis zu beyderseitigem Untergang bekriegt. Die eigentlich sogenannten **Mongolen**, welche sich, als die nächsten Nachbarn, zuerst unter Chinesische Herrschaft haben bequemen müssen, machen das eine, und die sogenannten **Dörbön-Öirät** das andere Hauptvolk aus.

Der Name **Öirät** (*) oder **Oerät**, welcher vereinigte oder verbündete anzeigt, ist von einigen

(*) Ich schreibe hier und in der ganzen Folge dieser Sammlungen die Namen der Völker, Gegenden und Personen genau so, wie sie nach der ursprünglichen Aussprache im Deutschen ausgedruckt werden müssen, ohne mich an die Varianten voriger Schriftsteller zu kehren.

vor die dem kalmückischen Volk in der Nationalsprache eigne Benennung gehalten worden. Wenn man aber dieses Volk selbst zu Rathe zieht, so findet sich, daß unter **Dörbön-Oirât** oder vier Verbündete eben so viel Oerötsche Hauptstämme verstanden werden, welche ihre meiste geschriebne Urkunden und die allgemeinste Tradition der kündigsten Kalmücken: **Oelöt, Chöit, Tümmüt** und **Burga-Burât** nennen. Ein einiges (*) kalmückisches Geschichtbuch unterscheidet die alten **Oelöt**, von den heutigen vier **Kalmückischen** Stämmen, und setzt diesen beyden Haufen, ohne der **Tümmüt** Erwähnung zu thun, die **Chöit-Bätüt** und **Barga-Burât** an die Seite, um die alten vier Bundgenossen heraus zu bringen. Ich will bey der gewöhnlichsten Bestimmung bleiben.

Die **Oelöt** sind demnach eigentlich derjenige Zweig, den man im westlichen Asien und Europa unter dem Namen **Kalmücken** kennt. Vor Jahrhunderten und lange vor Tschingis-Chan soll, nach alten Sagen dieses Volks, der größte und mächtigste Theil der Oelöt gegen Westen bis in Kleinasien einen Heerzug gethan und sich dort und um den Kaukasus verlohren haben. Vielleicht läßt sich diese Sage nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf die ursprüngliche Hunnen deuten, deren vom **Ammian Marcellin** beschriebne Unge-

(*) Die Kalmücken haben, wie unten soll umständlicher erwähnt werden, mehrere Geschichtbücher, unter dem Namen **Chondschin-Täkkä**, welche größtentheils in den hauptsächlichsten Umständen ihrer Geschichte einstimmig sind. Gemeiniglich beweisen sich selbige in den Begebenheiten des Stammes, in welchem sie geschrieben worden, am umständlichsten.

Ungestaltheit und Unbärtigkeit, so wie auch ihre angegebne alte Sitze im Norden von China, auf keine andre Nation im östlichen Asien, als auf die Mongolen, ihre Brüder die Buräten und etwan die Tunguſen passen können, da die itzigen Kalmücken schon bärtiger, als jene östlich wohnende Stämme, geworden sind. — Dem sey, wie ihm wolle, so sagen die Kalmücken, daß der Ueberrest der Oelöt, welcher in der grossen Tatarey sitzen geblieben, damals von seinen tatarischen Nachbarn den Namen **Chalimak** (Abtrünnige oder zurück gebliebene) erhalten habe, den sie izt auch selbst nicht verwerfen und sich nicht ungern **Chalmik** nennen, obgleich **Oelöt** noch immer ihre eigenthümliche Benennung bleibt, unter welcher sie sich auch den Chinesern und Mongolen fürchterlich gemacht haben. Es zeigt aber der Name **Oerôt**, der mongolischen Wortbedeutung nach, ebenfalls ein abgesondertes, uneins gewordnes, oder getrenntes Volk an, und hat vermuthlich in der alten Trennung der nach Westen gezogenen Horde, von den verbrüderten Stämmen, ihren Grund gehabt.

Choït, als das zweyte Oirätische Hauptgeschlecht, ist durch Kriege und Heerzüge so aufgerieben und zerstreut worden, daß izt, ausser dem Ueberrest davon, welcher mit den Soongarischen Kalmücken vereint und vermischt worden ist, und einem Theil, der sich nach der Mongoley, den bucharischen Städten und Tybet zerstreut haben soll, nichts mehr davon übrig ist.

Wohin der dritte Oirätsche Stamm, **Tümmût** oder **Tummut** gerathen sey, wissen die Kalmücken

izt nicht zu sagen. Sie glauben nur, daß er noch irgendwo im innern oder östlichen Asien zahlreich vorhanden sey und tragen sich mit der Fabel, er sey vormals durch den Irrgeist Scharaschalma, welcher Reisende und ziehende Horden oft verführen soll, von denen übrigen Oerôt getrennt und weit weggeführt worden. Da nun, nach sichern Nachrichten, ein volkreicher mongolischer Stamm Tumut in der Gegend zwischen dem Fluß Náun und der Chinesischen Mauer, also im östlichen Theil der Mongoley wohnhaft ist, dessen auch von vorigen Schriftstellern (*) und in den Chinesischen Karten Erwähnuug geschieht, so wird man diesen wohl mit der größten Wahrscheinlichkeit vor den verlornen Oerôtschen Stamm annehmen können.

Der vierte und letzte Theil der Dörbên-Dirât, die **Barga-Burat**, welcher, vermuthlich zur Zeit der von Tschingis erregten Unruhen, seine Wohnungen im Gebürge um den See Baikal genommen hat, steht, seit der Eroberung Sibiriens, nach den mit China geschloßnen Gränzverträgen, samt allen seinen Unterabtheilungen unter dem rußischen Scepter und hat sich, wahrscheinlicher Weise zugleich mit Veränderung seiner Wohnplätze, von den heutigen Kalmücken abgesondert.

* * * * * *

Die

(*) DEGUIGNES histoire générale des Huns. *Tom. III. p.* 235. 239. Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, 7ter Band S. 39-41.

Die eigentlich sogenannten **Mongolen**, unter welchen der ganze Rest der im vierzehnten Jahrhundert (i. J. 1368.) aus China vertriebnen mongolischen Macht begriffen ist, stehn izt größtentheils unter China oder dem dieses Reich beherrschenden Mandschurischen Regentenstamm und haben sich, seit Zerstöhrung der Soongarischen Macht und Herstellung des Friedens in der Mongoley, von der Gränze des Chinesischen Dauuriens und den Flüssen Naun und Scharamurin, bis in die Soongarische Wüste, und bis an Tangut ausgebreitet. Demnach ist izt zwischen den vorlängst unter chinesischem Schutz stehenden gelben Mongolen (**Schara-Monggol**) und den sonst von unabhängigen Chanen aus Tschingis Geschlecht beherrschten Kalkas-mongolen, kaum ein Unterschied mehr zu machen. Ein kleiner Theil der Mongolen ist durch Gränztractaten, mit den nordlicher wohnenden Burâten, unter rußische Herrschaft gekommen, und bevölkert im östlichen Sibirien, unter der Irkuzkischen Statthalterschaft, den südlichen Theil des Selenginskischen Gebiets, um den Selenga selbst, vom Chilok, südwärts, und um die Flüsse Temnik, Dshida und Tschikoi.

Die Namen und Stärke der unter Rußland izt stehenden mongolischen Stämme, sind, nach den neuesten Tributsverzeichnißen, die zu Kriegsdiensten ausgesetzte Mannschaft mit eingerechnet, folgende:

Zóngol, 1484 männliche Köpfe.
Aschechabàt, 832 Köpfe.
Tabungut, in drey Abtheilungen 865 Köpfe.
Sartol, 813 Köpfe.

Atta-

Artagàn, 1172 Köpfe.
Chatschagàn, 315 Köpfe;

Die um Selenginsk zunächst wohnende Mongolen (Podgorodnye) betragen 232 Köpfe, und alle, als ächte Mongolen im Selenginskischen bekannte Stämme zusammen 5713 Männer.

Von denen unter China stehenden Mongolen habe ich weder ein Verzeichniß erhalten, noch auch die Benennungen aller ihrer Stämme, deren Zahl in den kalmückischen Geschichtbüchern auf vierzig gesetzt zu werden pflegt, erfahren können. Einen Theil derselben findet man in den chinesischen Charten und in der Sammlung aller Reisebeschreibungen (*VII.* Band S. 38. bis 41.) angeführt; ich will aber nur diejenigen nennen, welche mir aus Berichten vormaliger rußischer Karawanen bekannt geworden sind:

Die **Dürbet**, ein vielleicht mit den kalmückischen Derbeten verwandtes, geringes Geschlecht, am Fluß Kurkira, der zum Naun fällt;

Die Dsálat, welche, wie jene, verarmt sind, in geflochtenen Hütten wohnen, und sich meist von Ackerbau nähren müssen;

Chórut;

Chortschin, welche in die nordliche (**Urdu Chortschin**) und südliche (**Aru Chortschin**) eingetheilt werden und nebst denen

Dschárut am Schara-murin (gelben Fluß) ziehen;

Die **Ognút**, jenseit dem Schara-murin, so wie auch

Die **Naimat** am Flusse Kocho und

Der Stamm **Ochán** weiter an diesem hinauf, ingleichen noch höher

Der

Der starke Stamm **Tummut** nnd endlich **Chárait** und **Chárateschin**, welche sich bis nahe an die Kalganische Mauer lagern.

Unter den westlicher wohnenden Stämmen sind mir noch **Abagai**, **Buligal** und **Sungut** genannt worden. Die meisten dieser Namen findet man in der obangeführten Sammlung aller Reisebeschreibungen und beym **Deguignes** (S. 235. folg.) so ziemlich richtig und weniger als die Benennungen der Gegenden verderbt (*).

* * * * * *

Die **Oelöt** oder Kalmücken, welche ihre älteste Wohnsitze zwischen dem **Koko-noor** (blauen See) und Tybet gehabt zu haben vorgeben, theilen sich, wenigstens seit Zerrüttung der mongolischen Monarchie, als ein zahlreiches Volk, in vier Hauptzweige, die sich **Choschot**, **Derbet**, **Soongarr** oder Söhngarr und **Torgot** nennen und seit ihrer Absonderung von den Mongolen stets unter verschiednen Fürsten gestanden haben.

Der

(*) Da die Chineser in Verderbung fremder Namen noch geschickter, als die Franzosen sind, so kann man sich leicht vorstellen, wie richtig Benennungen aufgezeichnet worden, an deren Verfälschung zwey solche Nationen gemeinschaftlich gearbeitet haben. Zu einem Beyspiel mag: Sira-mouran, Nonni-oula, Chaban-Subarban-hotun, Kurban-Subarban-hotun dienen, welche Worte man eigentlich: Schara-murin, Naryn-goll, Zagan-Suburchan-Chotton, und Gurban-Suburchan-Chotton, zu lesen hat.

Der gröſste Theil der **Choſchotiſchen Kalmücken** hat ſich in und um Tybet und am Koko-noor erhalten und ſoll, nach Zerſtreuung der Soongariſchen Macht beyſammen unter Chineſiſchem Schutz verblieben ſeyn. Ich will nicht entſcheiden, ob dieſe nicht dasjenige mongoliſche Volk zum Theil ausmachen, welches die Chineſer **Kalkas** zu nennen pflegen oder zu dieſem Namen Anlaſs gegeben haben; gewiſs iſt es, daſs die Choſchotiſche Fürſten-linie den Zunamen **Galgas** führet. Einige Haufen der Choſchoten waren lange zuvor unter ihren Fürſten Zäzen und Ablai, an den Irtiſch gezogen und durch Kriege des erſtern dieſer Fürſten mit dem Songariſchen Beherrſcher Butſchtu-Chan, und des letztern mit den wolgaiſchen Torgoten, unter die Soongariſche Horde gerathen. Dieſe nahmen an den Kriegen der Kalmücken gegen China Theil, wurden auch mit den Soongaren zugleich zerſtreuet. Die unter China noch vereinigte Choſchotiſche Horde wird noch itzt auf 50,000 Köpfe ſtark geſchätzt. Den Namen **Choſchor**, der ſo viel, als erſte Krieger oder Helden bedeutet, ſollen ſie durch ehemals bewieſene Tapferkeit, in einem entweder unter Tſchingis, oder nach andern Sagen ſpäter unter einem Toghon-Taidſhi geführten Kriege erworben haben, und geben ſich, ſowohl wegen dieſes Umſtandes, als auch weil ihr Fürſtenſtamm ſich, wie gleich erwähnt werden ſoll, von des groſſen Tſchingis Bruder unmittelbar ableitet, den Rang über die andern Kalmückiſchen Horden.

Die

Die Soongarr (*) und Derbet sind bey Zertrennung der mongolischen Macht nur ein Stamm gewesen, der sich, wie ich unten sagen werde, unter zwey uneinigen Brüdern zertheilte. Die Soongarr erhielten ihren Namen davon, weil sie dem Tybet zur linken oder in Westen, gegen das Altaische Gebürge und den Irtisch wohnten (**), dahingegen die Derbet anfänglich in der Gegend über dem Koko-noor verblieben. Die Soongaren sind es, deren Fürsten im vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts sich einen grossen Theil der übrigen Kalmückischen Geschlechter, sonderlich der Choschot, Derbet und Chóit unterwürfig machten und mit den Mongolen sowohl, als dem Chinesischen Reich blutige Kriege führten, die sich mit ihrer gänzlichen Unterjochung und Zerstreuung geendigt haben. Vor diesem unglücklichen Zeitpunkt konnten sie mit denen Derbet zusammen über 50,000 streitbare Köpfe gerechnet werden und galten in neuern Z iten vor die streitbarste, mächtigste und an Vieh allerreichste Horde. Ihre Hauptsitze waren, seitdem sie berühmt zu werden angefangen, um den Balchasch-noor, der ihre Gränze gegen die Kirgisen machte, um die zum Theil darein fallende Flüsse Tschui, Ili und Emil, im Winkel zwischen dem Altaischen und Alatauischen Gebürge

(Allak-

(*) So sprechen die Kalmücken selbst diesen Namen aus; und voriger Schriftsteller Schreibarten (Dsungar, Dsongar, Sjungor, u. s. w.) sind hieraus zu verbessern.

(**) Der Name Soongarr kommt von Soon oder Sóón, die linke und Garr, Hand her. Soon heißt sonst auch Norden.

(**Allak-Oola** und **Alrain-Oola**), um den ganzen Urſprung des Irtiſch und die von der ſüdlichen Seite darein fallenden hauptſächlichſten Flüſſe und Bäche: **Urrungà**, **Kängger**, **Gurban Jarr**, **Charbagal**, **Baſar** und andere. Da ſie am mächtigſten waren, ſtanden, als Eroberungen, die öſtlichen **Buchariſchen Städte** bis an **Chaſchchar**, ein Theil der **Chara-kalpaken** die gegen den Fluß Talas wohnen, die zwiſchen dem Talas und dem Urſprung des Syrdarja, ſüdlich am alataiſchen Gebürge wohnende Kirgiſen, oder von ihnen ſogenannte **Burutten**, und ein tatariſches, gegen den **Lok-noor** wohnendes Volk, ihrem Chuntaidſhi zu Befehl und waren ihm zinsbar. Das hohe Gebürge **Bogdo-Oola**, welches den Altai mit den Alak-Oola zuſammenhängt, rechneten ſie, als ihre Gränze gegen die Mongolen. Ihr Beherrſcher oder Chuntaidſhi hatte ſein Hoflager, in ruhigen Zeiten, auf den ſchönen Gebürgflächen, um die oberſte Gegend des **Jli**-fluſſes; weswegen die Soongaren auch itzt noch von den Chineſern nur **Jli** genannt zu werden pflegen. Es waren auch am Jli für die lamaiſche Geiſtlichkeit zwey wichtige Klöſter, bey den Mündungen der Bäche **Golſo** und **Chainuk** angelegt, welche nainhafte Städtchen vorſtellten. — Bey Zerſtörung der Soongariſchen Macht, ſoll ſich ein großer Theil dieſes Volks im innern Aſien und bis in die Uſbekiſchen Städte zerſtreut haben, mehrere tauſende flüchteten nach Sibirien und wurden zu den Wolgiſchen Kalmücken geſchlagen. Die meiſten bequemten ſich unter Chineſiſchen Schutz; und nach Schätzung alter Soongariſcher Geiſtlichen ſollen von ihrem und dem

dem Derbetischen Volk überhaupt kaum 20,000 Familien mehr übrig seyn.

Die **Derbet**, welche anfänglich in der Gegend des Kokonoor ihre Weideplätze hatten, zogen von da, wegen der mongolischen Unruhen, gegen den Irtisch, und theilten sich unter des Dalay-taidschi Söhnen in zwey Haufen, deren sich einer mit der Soongarischen Macht vereinigte, auch mit selbiger einerley Schicksale gehabt hat; da indessen der andre mit den Torgoten immer westlicher gegen den Jaik und endlich bis an die Wolga und den Don kam, wo die Derbet noch izt (1---), über 5000 Familien stark, unter ihren angeerbten Fürsten wohnen.

Die **Torgoe** scheinen sich später, als die vorigen, zu einer besondern Horde gebildet und abgesondert zu haben. Einige Kalmücken wollen ihre Benennung von Turuk oder **Turuguc**, welches so viel, als **Uendür** (Riesen) oder grosse Leute bedeuten soll, herleiten, und sagen, eine Leibwache des Tschingis-Chan, welche sie als Stammväter der Torgotschen Vornehmen angesehen haben wollen, hätten diesen Namen geführt. Weil sie sich nachmals, unter ihren eignen Fürsten, zeitig von der Soongarischen Macht entfernet und immer westlicher, bis in die wolgische Steppen gezogen haben, wo sie fast ein Jahrhundert, ohne sehr verderbliche Kriege, in Ueberfluß lebten, so hatte sich diese Horde auf 50 bis 60,000 Manner vermehrt, wovon aber nur noch etwan sechs bis sieben tausend an der Wolga verblieben sind. Die übrigen sollen bey ihrem Rückzug eine

grosse Menge ihrer Brüder, durch Elend und Gewalt, unter den Kirgisen verlohren haben.

* * * * * *

Von den **Barga-Burat**, oder sogenannten Buräten und (wie sie von den Russen genannt zu werden pflegen) **Bratskye**, als der dritten heutigen Tages noch einigermassen zahlreichen Mongolischen Nation, will ich zuletzt reden. Sie scheinen zur Zeit der Mongolischen Monarchie, oder noch vorher ihre Zuflucht in die wilden, gebürgigten Gegenden nordlich vom Baikal genommen zu haben, die sie noch izt grossentheils bewohnen. Sollten sie ja den siegreichen Waffen des Tschingis nicht entgangen seyn, so scheinen sie sich doch nachmals, da die mongolische Monarchie in China ihren Hauptsitz bekam, und die in den entferntern Gegenden herumschweifende Stämme sich zu zerschlagen anfiengen, bald in Freyheit gesetzt zu haben. Ja es kömmt mir wahrscheinlich vor, daß derjenige, mit regelmäßigen Schanzen besetzte Erdwall (*) in der Argunischen Steppe, welchen man noch heutiges Tages sehr deutlich sieht, das Gebiet der im nordlichen China herrschenden Mongolen, gegen die sibirischen Wildnisse, begränzt haben kann, da die entfernteren Gegenden unruhiger zu werden anfiengen. Die Buräten stehn, nach der durch Tractaten festgesetzten Gränze mit China, ganz unter Ruß-

(*) S. des ältern Gmelins sibirische Reise, 2ter Theil S. 93. 97. ingleichen den dritten Theil des meinigen S. 431.

Rußland und machen in der Irkuzkischen Statthalterschaft die zahlreichste heydnische Nation aus. Sie sind in viele kleine Stämme zertheilt, deren itzige Namen, die jedoch nicht alle ursprünglich, sondern zum Theil erst unter rußischer Herrschaft entstanden zu seyn scheinen, ich, nebst der Stärke eines jeden, hier anführen, dabey aber erinnern will, daß darunter verschiedne von eigentlicher mongolischer Extraction sind, die man aber noch nicht alle genau zu bestimmen gesucht hat:

Im Gebiet der Stadt Irkuzk wohnen die Stämme: **Bujan**, in zwey Abtheilungen, von 625; **Abaganat**, auch in zwey Abtheilungen, von 667; **Aschchabat** von 596; **Karakut**, in zwey Abtheilungen, von 800; **Babai** von 89; **Tschenorut** von 90; **Kurkut** von 191; **Tschertscholo** von 65; **Tschitut** von 116; **Kurumtschin** von 743; **Algut** von 56 Köpfen männlichen Geschlechts.

Im Werchoulenskischen, vom Baikal nordlich und auf der Insul Olchon, wohnen: **Abasai**, in zwey Abtheilungen, 1639; noch zwey Geschlechter von **Tschenorut** 1098; **Hingudur** 681; **Bajantabin** 306; **Burakolbonda** 801; **Olsanai** 415; **Turur** 193; **Otschegul** 347; **Kulen** 224 Köpfe stark.

Im Balagansischen District, nordwestlich vom Baikal befinden sich: **Walsai** 356; **Kulmet** 396; **Scharaie** 79; **Bikat** 200; **Nojet** 103; **Soongar** 135; **Choltubai** 289; **Murui** 370; **Ikinat** 264; **Ongoi** 242;

Ongotu 80; **Boroldoi** 90 zinnsbare Köpfe ſtark.

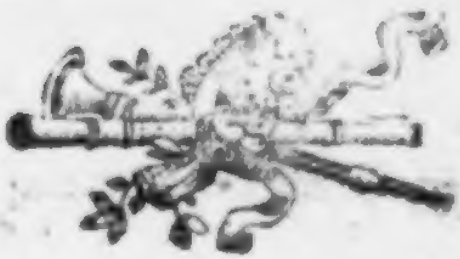
Im Ilimskiſchen Diſtrict ſind von verſchiednen Stämmen 713 Köpfe wohnhaft.

Im Tunkinſkiſchen Gebiet, um das weſtliche Ende des Baikals, zählt man die Stämme **Tirtei** von 370; **Chonúr** von 346; **Kirkule** von 224; **Chonchodor** 2319; **Scholor** von 176; **Bardachan** von 73; **Irkút** von 122; **Tſchitſchidar** von 33; **Scharanut** von 105; **Zengenchin** von 195 Mann.

Im Udinſkiſchen und Selenginſkiſchen Gebiet hat man, auſſer obangeführten reinen Mongoliſchen Geſchlechtern, noch folgende: **Golor** von 572; **Nojet** von 179; **Barai** von 208; **Ongoi** von 558; **Ongoto** von 159; **Cholrubai** von 258; **Kingultu** von 161; **Irkidei** von 168; **Scharaldai** von 220; **Charangui**, in zwey Abtheilungen, von 987; **Tſchenorut** von 249; **Olſon** von 193; **Babai** und **Chururntſchi** zuſammen von 185; **Bomol** und **Tutulur** von 235 und **Alagui** von 172 Köpfen.

Endlich ſo ziehn noch am Uda herauf und im Nertſchinſkiſchen Gebiet, oder rußiſchen Antheil von Dauurien die eilf ſogenannten **Chorinziſchen** Stämme, welche einen Erbfürſten unter ſich haben, ſehr wohlhabend und zahlreich und unter folgenden Namen bekannt ſind: **Karakut** von 2090; **Galit** von 1003; **Batangul** von 641; **Kuldut** von 1556; **Chuazan** von 1572; **Batanai** von 534; **Scharait** von 836;

836; **Chadai** von 1108; **Jagan** von 535; **Kolbit** von 506; **Gurschit** von 653 Köpfen. So daß diese Nation also in der Irkuzkischen Statthalterschaft gegen 32,000 zinnsbare Köpfe zählt; ausser welchen noch einige kleine Stämme um Udinskoi Ostrog, im Krasnojarskischen Gebiet der Tobolskischen Statthalterschaft, ihren Aufenthalt haben.



II.

Hiſtoriſche Begebenheiten der mongoliſchen Völkerſchaften überhaupt.

Die Buräten, als eine noch rohe Nation, welche erſt in dieſem Jahrhundert, zugleich mit dem lamaiſchen Götzendienſt auch die Schreibekunſt zu erlernen angefangen hat, beſitzt keine ſchriftliche Urkunden über ihre vormalige Begebenheiten und hat davon kaum einige dunkle und unvollkommene Sagen. Bey den Mongolen fehlt es an Geſchichtbüchern nicht, allein während meines nur kurzen Aufenthalts in der Selenginſkiſchen Gegend habe ich deren keine auftreiben können. Man kann ſelbige auch, mit Hülfe der aus den Chineſiſchen Jahrbüchern genommenen Nachrichten, welche der Welt genugſam bekannt ſind, füglich entbehren. Dahingegen habe ich unter den Kalmücken verſchiedne, in mongoliſch-kalmückiſcher Sprache geſchriebne, genealogiſche Geſchichtbücher dieſes Volks zu erhalten und überſetzen zu laſſen Gelegenheit gehabt, ſelbige mit drey ſehr vollſtändigen genealogiſch-hiſtoriſchen Tabellen, welche ich der Gewogenheit des Herrn Etatsraths **Müller** zu verdanken habe, und mit andern aus dem Aſtrachaniſchen Archiv mir mitgetheilten Stammbäumen verglichen, auch vieles zur kalmückiſchen Geſchichte gehöriges aus andern Schriften ihrer Geiſtlichen und aus Traditionen, welche dieſes Volk, aus Achtung gegen ſeine Fürſten, ſo wie deren Genealogie getreulich unter ſich erhält

erhält und fertig herzubeten weiß, dazu gesammlet, wovon das wesentlichste dem Geschichtforscher vielleicht nicht unwillkommen seyn wird. Noch mehr aber verdienen die Nachrichten über die neuern Begebenheiten der wolgischen Kalmücken, welche ich gröstentheils aus denen von unserm in seiner traurigen Gefangenschaft zu früh verstorbnen Herrn Prof. **Samuel Gottlob Gmelin** in Astrachan gesammleten Archivschriften gezogen habe, mitgetheilt zu werden. Ich kann aber, nach dem Zweck der gegenwärtigen Sammlungen, alles dasjenige, was über die kalmückische Geschichte schon aus des Jesuiten **Gerbillon** Geschichte der grossen Tatarey, beym **Du Halde** (welche mit vielen lehrreichen Anmerkungen des Herrn Staatsraths **Müller** bereichert in denen Petersburgischen Calendern für die Jahre 1744. 45. und 46. deutsch geliefert worden), ingleichen aus des gedachten Herrn Staatsraths und des Herrn Prof. **Fischers** Sibirischer Historie, schon mit Umständen bekannt ist, ganz kurz berühren, und werde dagegen in einigen andern Erzählungen und sonderlich in der Genealogie der kalmückischen Fürstenstämme, desto umständlicher seyn dürfen. Es ist vielleicht zu bedauern, daß man sich nicht zeitiger bemüht hat, ehe noch die Torgotsche grosse Horde die wolgischen Gegenden verließ, mehrere ihrer geschriebnen Geschichte oder sogenannte **Chondschin-Täkä** zu erhalten, und sonderlich nach derjenigen Chronik zu forschen, welche nach dem einmüthigen Bericht izt noch an der Wolga zurück gebliebner alter Soongaren, auf Veranstaltung des **Laura Chuntaidschi** mit vielem Fleiß soll zusammen getragen und, bis auf die Zerstreuung der Soongaren,

unter jeder Regierung fortgesetzt worden seyn. Die vollständigste Schrift dieser Art, welche ich bey den zurückgebliebnen Torgoten und Derbeten, nach vielfältig angewandter Mühe und nicht ohne Kosten erhalten habe, ist unter der Regierung und auf Befehl des Torgotschen Ajuka Chan, der doch selbst seinen Namen zu schreiben nicht verstand, um das Jahr 1677. durch den Nemetschi Gellong (Arzt und Priester) Gabung Scharrap gesammlet und aufgesetzt worden, und enthält ausser einer genauen Genealogie der Fürsten des Stammes Choschot und Torgot, eine Menge einzelner, nach den Materien, ohne Zeitordnung, erzählter kleiner Begebenheiten, guter und böser Handlungen und Reden der Fürsten, Fürstinnen und Vornehmen, nebst eignen Reflexionen über die schlechte politische Verfassung der Kalmücken, welche den Verfasser als ein unter Barbaren seltnes Genie zeigen. Der ganze Innhalt der Schrift aber bezieht sich auf die nach Zerrüttung der Mongolischen Monarchie folgende Begebenheiten.

Von denen Zeiten, welche über die Regierung des ersten Mongolischen Monarchen Tschingi hinauf sind, wissen die Kalmücken fast nichts als fabelhafte Mährchen; vermuthlich weil damals unter den rohen mongolischen Völkerschaften weder Schrift, noch Geschichte, ja auch vielleicht nicht viele Helden und wichtige Begebenheiten gewesen sind. Von einem mächtigen Beherrscher Ueggus Chan, der lange vor Tschingis grosse Thaten verrichtete, wissen sie nur als von einem Traum zu sagen. Ein weitläuftiges Geschichtbuch soll unter den Chanischen Torgoten

gewesen

gewesen seyn, welches die Genealogie der Beherrscher von Tschingis bis auf einen gewissen Adam-öcke hinaus leitete. Vermuthlich aber waren es aus tatarischen oder andern orientalischen Geschichtschreibern entlehnte Fragmente. — Eine geistliche Schrift, welche sonderlich die Geschichte der Ausbreitung des heutigen Schigimunischen Aberglaubens enthält, liefert das Ahnenregister des aus königlichem Stamm entsproßnen Schigimuni bis auf einen ersten Weltbeherrscher Ollondii Oergödshiksün Chan zurück; allein man sieht nicht nur leicht, daß dieser Chan, dessen Benennung, der mongolischen Wortbedeutung nach "einen von vielen Völkern erwählten und hoch erhabnen Chan,, bedeutet, und der noch in dem Weltalter, da die Menschen, nach der weiterhin zu erläuternden Schigimunischen Fabellehre, bis auf 80,000 Jahre zu leben hatten, regiert haben soll, daß sage ich dieser Chan eine blosse orientalische Erdichtung sey. Und sind dessen angebliche Nachkommen etwas mehr, so kann man sie doch höchstens nur vor Indianische Könige erkennen. — Nur allein in dem Buche Bodimer, welches den Ursprung der Götter und Menschen beschreibt, ist eine Reihe würklich mongolischer Fürsten, als die Genealogie des Tschingis angegeben, welche ich, weil sie von der beym Abulgasi angeführten ganz verschieden ist, hier beyfügen und übrigens in ihrem Werth und Unwerth lassen will: Nach derselben wird der allererste mongolische Chan in die Zeit, da Schigimuni sich von der Erde jen Himmel erhoben, oder 3250 Jahre vor Tschingis-Chans Geburt gesetzt, und vor den Sohn eines himmlischen Geistes (Tängri) ausgegeben.

Sein angeblicher Name iſt **Burudaeſchi**. Als deſſen Nachfolger in der Regierung werden folgende genannt:

Bértſchen.
Témánâ.
Kakza-Mergèn.
Aiza-Borogòl.
Eke-Dagun.
Saï-Suudſhi.
Tebzú.
Derben-Jargàn.
Egemtú-Alan.
Kamalà.
Bauza-Munchàn.
Sabagai.
Sabagàr.
Machatódon.
Genedúgèn.
Barſchig-Tordong-Sching.
Gúdúni-Baingga.
Galbúnga-Chan.
Bardam-Baatur.
Jeſſúgâ-Baatur.

Nach der allgemeinſten Tradition der kalmückiſchen Geſchichtkundigen, mit welcher auch **Abulgaſi** übereinſtimmt, war dieſer **Jeſſúgâ-Baatur** des berühmten **Tſchingis-Chans** Vater. Allein das obgedachte Buch Bodimer läßt auf ſelbigen einen Sohn Namens **Daizúng-Bengi**, der Tſchingis Vater geweſen ſeyn ſoll, folgen und meldet, daß zu deſſen Zeit China und Tybet unter eine Herrſchaft gekommen, die Mongolen aber keinen eigenthümlichen Chan gehabt haben. Nach dieſem Vater des Tſchingis wird noch ein **Oerrôke-Chan** genannt. Dem Tſchingis-Chan aber, deſſen Regierung auf 23 Jahre angeſetzt iſt, werden richtig vier Söhne, unter dem Namen **Sootſchi-Coan**, **Zagadai-Chan**, **Ugedei-Chan** und **Tului-Nojon** beygelegt. Sootſchi ſoll acht und Zagadai neun Söhne gehabt haben, es werden aber nur die zwey Söhne des Ugedei, **Gúún-Chan** und **Gúdún-Chan** genannt.

In

In der oben genannten Reihe der mongolischen Chane vor Tschingis sind gleichwol verschieone Namen mit denen vom Abulgasi angeführten so ähnlich, daß man leicht sieht, wie selbige nur durch den tatarischen Geschichtschreiber verderbt worden sind. So stimmet **Bertschèn**, mit des Abulgasi Bertezená, **Kakza-mergen** mit Kipzi-mergen, **Aiza-Borogol** mit Menkoasin Borell, **Sai-Suudschi**, mit Simsauzi, **Bauza Munchan** mit Budendsir Mogak, **Galbúnga Chan** mit Kabul Chan und **Bardan-Baatur** mit Bortan Bagadur ziemlich überein. Bey einer mongolischen Regentenfolge aber, wird allerdings die Rechtschreibung der Namen am ersten nach den mongolischen Geschichtschreibern für richtig zu halten seyn, wenn sie zumal mit heutigen mongolischen Namen und dem Genie der Sprache übereinstimmt, welches von denen beym Abulgasi befindlichen Namen selten gesagt werden kann.

In der bereits oben angeführten Schrift, von Ausbreitung des Schigimunischen Glaubens bis unter die mongolischen Völker, folget auf die Stammfolge des Schigimuni, welche mehrentheils allegorische und dichterische Nahmen der Beherrscher enthält, eine Erzählung von den mongolischen Monarchen die auf Tschingis-Chan gefolgt sind. Diese stimmen mit dem, was uns aus chinesischen Geschichtbüchern bekannt ist, nicht ganz vollkommen überein, daher ich, theils um deßwillen, theils wegen der Rechtschreibung der mongolischen Fürsten-Namen, theils um auch eine Probe der mongolischen Geschichtschreiber zu geben, diese Stelle hier wörtlich einrücken will. Sie lautet also:

Nach

„Nach der Zeit, da ſich Schaktſchamuni von „der Erde wieder jen Himmel erhoben, ſind 3250 „Jahre verfloſſen, bis durch die Kraft und Macht „und den Segen ſeiner Herrlichkeit der groſſe Mo„narch **Tſchingis-Chan** gebohren wurde. Der„ſelbe hat, ſo wie die Chane des Sarwaradiſchen „Weltalters (*), vielerley Zungen und Völker, be„ſonders die 44 mongoliſchen Geſchlechter (**) unter „ſich gebracht und iſt ein mächtiger Beherrſcher ge„weſen. Des Tſchingis Sohn **Oegötö** hat das „Reich ſechs Jahr lang (***) beſeſſen und daſſelbe „geiſtlich und weltlich und in allen Sitten verherr„licht. Deſſen Sohn war **Gübä-Chan** (†) der „nur ſechs Monatz regiert hat. Des Tſchingis Enkel „von ſeinem Sohn **Orchon-Toloi**, Namens „**Mönkö-Chan** hat das Reich darnach 9 Jahr „lang beſeſſen (††). Deſſen Nachfolger war **Chu„bilä-Jäzen Chan** (†††); der hatte eine ſehr groſſe, „vielfältige Armee: die Elefantenarmee, die Wagen„armee, die Reuterey und das Fußvolk. Dieſer „groſſe

(*) Von dieſen wird im Capitel von den Götzen und ſonderlich dem Schigimuni ein mehreres zu erſehen ſeyn.

(**) Hier ſind die vier gebündete Stämme (**Dörbön-Oirät**) mit gezählt.

(***) Nach den chineſiſchen Geſchichtbüchern **Oktai**, von 1229. bis 1241.

(†) Nach eben denſelben **Gajouk** Chan, von 1244. bis 1248. ſo daß hier die kalmückiſche Zeitrechnung fehlerhaft zu ſeyn ſcheint.

(††) Mangu Chan von 1251. bis 1259.

(†††) **Rublai** Chan von 1260. bis 1294.

„grosse Chan ist im Aerrá-Modon-Bars Jahr (*)
„mit seiner Armee jen Westen und Süden gezogen
„und hat die Jang überwaltigt; darnach die Mi-
„chatan. Fernet hat er im Aemmá Jachai-Jahr
„die Chinesische sechs Geschlechter unterwürfig und
„sich von der gewaltigen Chinesischen Mauer ganz
„Meister gemacht. Zu seiner Zeit ist die Herrlichkeit
„der Götzen über alles prächtig und mächtig gewesen
„und die Lamaische Geistlichkeit stand in grosser Ehr
„und Ansehen. Dieses Chans Gemahlin hieß Jamu,
„und war mit Recht eine Wiedergebohrne (Chuby-
„lagan) (**) zu nennen, die das Ansehn der drey
„Heiligthümer (Gurban Erdeni) lehren und aus-
„breiten konnte (***). Chubilai-Jázen Chan
„hat im 46sten Jahr seines Alters des Reichs Regie-
„rung angetreten und nachdem er 36 Jahre regieret,
„so ist er im 82sten Jahr gestorben.“

Bis

(*) Wörtlich bedeutet dieser Ausdruck das männliche Holz-Tiger Jahr. Die Auslegung dieser Art die Jahre zu zählen kommt in dem Abschnitt von der Chronologie der mongolischen Völker vor.

(**) Chubilgátá sind, wie weiterhin umständlicher zu ersehn seyn wird, solche Seelen, die gleich nach dem Absterben des Körpers, wegen vorzüglich guter Eigenschaften wieder in menschliche Körper zu vornehmen oder heiligen Personen wiedergebohren werden.

(***) Gurban Erdeni ist nicht im Verstand der christlichen Dreyfaltigkeit zu nehmen, wie man nach der geraden Wortbedeutung urtheilen könnte, sondern wird von der Lamaischen Geistlichkeit auf die Drey Hauptgegenstände der höchsten Verehrung ihrer Glaubensbekenner: Burchan-Erdeni (die Götzen), Nom Erdeni (die heiligen Schriften) und Chubaragut Erdeni (die Clerisey) gedeutet.

Bis hieher ſtimmt der Kalmückiſche Geſchichtſchreiber ziemlich mit der Chineſiſchen Hiſtorie überein. Allein die folgenden Chane ſind gar nicht diejenige, welche nach dem Chubilá oder Kublai Chan über China geherrſcht haben und vielleicht für diejenige Chane oder Verweſer zu halten, welche nach deſſen Ableben in der Mongoley, entweder als Vaſallen, oder gar unabhängig regierten. Die Kalmückiſche Schrift fährt alſo fort:

„Des Chubilá-Zázen Chan Sohn iſt **Oelſóthá** „**Chan** geweſen, der das Reich 13 Jahr beſeſſen hat. „Nach ihm hat **Kuluk-Chan** vier Jahre regiert: „ihm folgte **Bujantu Chan** und herrſchte 9 Jahre; „darnach hat **Gá.zán Chan** drey Jahr geherrſcht; „ferner **Jeſſun Tómmór Chan** fünf Jahre, **Ara-** „**ſabuk Chan** 40 Tage, **Gúſchilá Chan** einen „Monat, **Sajara Chan** fünfzehn Jahr, **Kadna** „**Schira Chan** einen Monat, **Togbon-Tóm-** „**mór Chan** (*) acht und „zwanzig Jahre; und da „iſt endlich das mächtige mongoliſche Reich unter dem „Chineſiſchen **Daibung Chan** zu Grunde gegangen.“ So weit dieſe Schrift.

In einem andern Werk, **Gerrelien-Zokzo**, heißt es von Tſchingis-Chan und ſeinen Nachfolgern: „Nach dreytauſend vierhundert Jahren ſeit den ge- „endigten Wanderungen des allgemeinen Burchan „Schaktſchamuni, wohnte in einem groſſen Gebürge „**Burgin-Gal-dút** (**) aus welchem ein Fluß „Onon

(*) Deſſen Namen erwähnt auch **Deguigne** p. 234.

(**) Nach dieſer mongoliſchen Rechtſchreibung ſcheint wohl nicht, wie Hr. Prof. Fiſcher in *Quaeſtion Petrop.* p. 49. glaublich machen will, daß der Ue-

„Onon entspringt, ein sonderbarer Chubylgan Dä„murtschin genannt. Derselbe war von grossem „Verstand und Gaben und wußte durch deren geschick„ten Gebrauch und grosse Behutsamkeit alle umlie„gende kleine Chane und Fürsten unter seine Herrschaft „zu bringen; so daß er doch einem jeden Recht und „Gewalt über seine eigenen Unterthanen ließ. Alle „diese kleine Fürsten erhoben ihn darauf einstimmig zu „ihrem Oberhaupt und Chan und gaben ihm den Na„men Tschingis, den ein über dem Versammlungs„platz auf einem Baum sitzender kleiner Vogel ihnen „während der Berathschlagung zurief. — Dessen „dritter Sohn Oegötä erhielt, da er nach Ableben „des Vaters zum Chan erkohren ward, den Zuna„men Gägän Chan. Obschon diese Chane die „Burchaneit-Lehre noch nicht angenommen, so sind „doch ihre Thaten der Ausbreitung und Verherr„lichung dieses (des Lamaischen) Glaubens vorher„gegangen und günstig gewesen. Des Gägänzwey„ter Sohn hieß Chotton; derselbe hat das Reich „Mangi regiert und den Lama Sadscha Vanrix „da angenommen, unter dessen Anleitung er die „Lehre des Schaktschamuni fleißig geübt und lieb „gewonnen. Dieses war die Gelegenheit, wodurch „diese Lehre bis an das Weltmeer ausgebreitet wurde, „und geschickte Köpfe unter der Geistlichkeit haben „sich ausserordentlich hervorgethan. Nach dem Ab„leben des gedachten Chottonchan hat sein jüngerer „Bruder

---

bersetzer des Abulgasi den Namen dieses Gebürges fehlerhafter, als die Persische und Sinesische Geschichtschreiber, ausgedrückt habe.

„Bruder neun Monate lang regiert und ist darauf „auch gestorben; dieses war **Kubós-Chan.** Des „Tschingis jüngster Sohn war **Toloi Nojon;** „dessen größter Sohn war **Moncho** und ist nach „Kubós Chan auf den Thron gesetzt worden. Unter „ihm hat man die neue Lehre mit vielem Eifer fort„gepflanzt. Des Moncho jüngrer Bruder **Chubilá** „hat damals auch, mit seinen Hofleuten, selbige „Lehre angenommen und ist, nach dem Tode des er„sten, Chan worden, wobey er seinen Namen in „**Zázán-Chan** veränderte. Unter ihm sind viele „Tempel erbaut und die Schrift in seinem ganzen „Reich eingeführt worden, wo sie mit voller Pracht „geleuchtet. Des Zázán Chan größter Sohn war „**Tschin-Gem** (*) und dessen Sohn **Tömmór-** „**Chan** (**). Der das Reich bekommen (***) hieß „**Oelsöh,** mit dem Beynamen **Orrotá-Chan.** „Dieser hat die Schigimunische Lehre noch fester in „seinem Reiche gegründet und bekam den Ehrentitul „**Schadschin-Esen** (Herr der Burchanen-Herr„lichkeit). — Des **Tschingem** jüngster Sohn hieß „**Dirma-Kalla** (†), dessen Sohn war **Chaischin-**

„**Chan**

(*) Hier stimmt also die Folge mit denen von Chinesischen Geschichtschreibern genannten Regenten der mongolischen Dynastie überein. **Tschin-Gem** ist bey **Deguignes** Tschenkin genannt. S. 190.

(**) Timur-Chan beym **Deguignes** S. 190. u. f.

(***) Hier scheint das abgesonderte mongolische Reich gemeynt zu seyn, weil auch gleich darauf wieder ein chinesischer Beherrscher von dem Beherrscher der Welt unterschieden wird.

(†) **Termepilai,** bey **Deguignes** S. 195.

„Chan (*), der ein Held und vorzüglicher Eigenschaften gewesen. Der damahlige Beherrscher der „Welt (**) hieß Küllük-Chan; dem man nach „angetretner Regierung den Namen Ogoóta gab. „Er bekannte sich mit seinem ganzen Hause zur Schi„gimunischen Lehre und hat der Geistlichkeit unter den „Neugläubigen großes Ansehen gegeben; ja unter ihm „hat sich alles bis zu den geringsten Fürsten bekehrt. „Die Lahmen wurden in allen Gegenden unter dem „Volk vertheilt, die Schrift häufig in die mongolische Sprache übersetzt und von Többöt aus alle „Hülfe geleistet.“ Nur so weit geht das Historische dieser geistlichen Schrift; und das sind die zwey umständlichen Urkunden über die mongolische Regentenfolge, die ich bey den Kalmücken habe ausforschen können.

Zerrüttung war unter einer so kriegerisch gewordnen und unruhigen Nation, als die Mongolen sind, eine natürliche Folge ihrer Zerstreuung und Lebensart in weiten Wüsteneyen, so vieler Anführer aus fürstlichem Geschlecht und der durch glückliche Kriege unter sie gebrachten Reichthümer und Wohllebens. Sobald die Tschingischanische Hauptlinie den festen Sitz in China verlohr, woher sie die übrigen, schon un-

(*) Kaischan, Ebendaselbst u. folg.

(**) Hier scheint abermahls ein unabhängiger mongolischer Beherrscher gemeint zu seyn. Vielleicht wäre Kubilai darunter zu verstehn, der sich aus Mißvergnügen in die Mongoley entfernte. Deguignes S. 201.

unruhigen Horden noch hätte im Zaum halten können; ſo zerſchlugen ſich die unter ſelbiger vereint geweſene Nation immer mehr und mehr, theils unter den von Nebenlinien entſproſſenen, theils unter den Nachkommen ihrer eignen Erbfürſten, die Tſchingis-Chan als Vaſallen unter ſich gebracht hatte, welche aber nun das Joch abzuſchütteln und ſich wieder unabhängig zu machen, freyere Hände bekamen. Damals ſind denn auch die Oerötſchen Völkerſchaften, beſonders die Kalmücken, zu deren fernern Geſchichte ich mich nun wende, von der mongoliſchen Alleinherrſchaft wieder abgeriſſen worden; und aus denen Verſuchen, welche die mongoliſchen Chane, als eigentliche Erbfolger der von Tſchingis behaupteten Oberherrſchaft, ſeit dem Anfang dieſer Trennung gemacht haben, um die Kalmückiſchen Stämme in Unterwürfigkeit zu erhalten, ſind diejenige blutige Kriege entſtanden, welche erſt den Mongolen und endlich China ſelbſt ſo gefährlich wurden, zuletzt aber mit der gänzlichen Zerſtreuung der, durch die Zwietracht ihrer Fürſten mit ſich ſelbſt uneinigen Kalmücken geendigt haben.

III.

Hiſtoriſche und genealogiſche Nachrichten von den Kalmücken.

Unter den Kalmücken ſind, ihrem eigenen Geſtändniß nach, keine Fürſten, die ihre weiße Knochen von Tſchingis-Chan ſelbſt herleiten könnten (*). — Durch weiße Knochen drücken die Kalmücken und Mongolen die fürſtliche Herkunft von väterlicher Seite aus, und die mütterliche Abkunft wird Gleichnißweiſe das Fleiſch genannt. Leute von gemeiner Geburt pflegen ſchwarze Menſchen (Chara-Kôôn) oder von ſchwarzen Knochen abſtammende zu heiſſen. — Die Choſchotiſchen Fürſten allein ſind aus der Verwandſchaft des Tſchingis entſproſſen und geben, als ihren Stammvater, deſſen zweyten Bruder Chabuzus-Chaſſar (**) an, bis zu welchem ſie ihre Genealogie in gerader Linie ununterbrochen fortführen. Tſchingis Chans Mutter, ſagen die Kalmücken, hieß Oedſhin-öle-Chartun (***); dieſelbe

(*) Herr Profeſſor Fiſcher iſt dieſer Meynung geweſen Sibir. Geſchichte Einleitung S. 51. Ich bin aber des Gegentheils verſichert, wie die nachfolgenden Genealogien beweiſen werden.

(**) Aus chineſiſchen Geſchichten wird er bey Deguignes III. S. 19. Joudſhicaſar genannt.

(***) Chartun iſt der Ehrenname aller fürſtlichen und edlen Frauen in der mongoliſchen Sprache. Der Name iſt bey Abulgaſi unrecht Ulun-Ike geſchrieben.

ſelbe war noch als Jungfrau von dem Schutzgeiſt der Erde **Churmuſtu** geſchwängert worden, und gebahr dem Jeſſúgá-Baatur, welchem ſie heyrathete, vor der Zeit einen Sohn, der nachmals Tſchingis-Chan genannt ward. Darnach hatte ſie von Jeſſúgá noch zwey Söhne **Chabutu-Chaſſàr** und **Bókó-Belgetee**, welche der ältere war, aber ohne Kinder verſtorben ſeyn ſoll. **Chabutu-Chaſſàr**, hatte vier Stämme unter ſich, welche **Dórbón Charri** gemeinſchaftlich genannt worden ſind.

Die Stammlinie der Choſchotiſchen Fürſten geht von **Chabutu-Chaſſàr** folgendermaßen fort: **Aenká Súmmúr Taidſhi**, deſſen Sohn Anda oder **Adaſchari Galſu Tſching Taidſhi**, deſſen Sohn **Ká Kámnaktu**, deſſen Sohn **Burkan Schadſhin** oder Sandſhi, deſſen Sohn **Saba Schirma** oder (nach einem andern Stammbaum) Schabi Schiremun, deſſen jüngerer Sohn **Akſarguldi-Tojon**, auch Akſugaldai genannt. Dieſer hatte zwey Söhne **Arrak Tómmúr** und **Oerrók Tómmúr** welche ihr Volk gemeinſchaftlich beherrſcht und ſich mit einem **Toghon-Taiſchi** vereinigt haben ſollen, bey deſſen Heer ihr Haufe, nach einigen Sagen, wegen bezeigter Tapferkeit in einer Schlacht gegen einen gewiſſen Bulgari-Chan, den Ehrennamen **Choſchot** erhalten hat (*).

Der-

(*) Nur eine beſondre Neigung zum Etymologiſiren könnte verleiten den Namen Choſchot von der Stadt Cho-dſhou herzuleiten.

Oerrök Tömmürs Sohn war **Döröng-Dütschin**; dieser ließ drey Söhne: **Kun-Tögödai, Tschingsenn** und **Tömmör**, von welchen der Zuname **Galgas** auf die Familie gekommen. Des ältesten Erbe war **Ssam-mulchò** oder Ssai malachu; dessen Sohn war Attachái, dessen Sohn **Nagüdi** oder Nagadai, welcher acht Söhne hinterlassen. Darunter war der älteste Küssä und hatte zwey Söhne **Ubak Tschingsänn** und **Bökö-mirsa**. Ubak hatte zum Erben **Jadai Tschingsänn**, dessen Sohn war **Noor Oossang-Schüker**, der jung starb und von seiner Gemahlin **Achö Chattun** nur einen Sohn **Erdeni** oder Chutai Erdeni hinterließ. Und diese Linie endigt mit des Erdeni Sohn **Gumba Scharrap**.

Des Küssä zweyter Sohn **Bökö Mirsa** hatte einen Sohn der **Chana-Nojón-Chongòr** oder (wie es nur ausgesprochen wird) Chanai-Noin-Chongor hieß. Dieser war noch sehr jung als sein Vater und sein Oheim Schüker starben und ihm die Herrschaft der Horde hinterließen. Die Saissanen oder Edlen nöthigten des letztern Wittwe Achä Chattun den jungen Fürsten zu heyrathen. Lange war die Kindheit des Nojon-Chongor der muntern Wittwe unerträglich, so daß sie ihm auch nicht einmal beywohnen wollte. Endlich träumte sie, als ob sie fünf junge Tyger säugte, die ihr die Brust zerfleischten, und ihre Weisen legten diesen fürchterlichen Traum also aus, daß sie Mutter von fünf tapfern Söhnen werden würde, weßwegen sie die Fürstin ermahnten, sich ihren jungen Gemahls bestens zu bedienen. Die

fünf Söhne des Noion-Chongor von dieser Wittwe, welche die Namen **Boibeghus Baatur, Tümmedä-Kündelung, Nomien Chan Güschi, Sassaktu-Tsching Baatur** und **Bujan-Otchun-Baatur** erhielten, werden dadurch gemeiniglich **Tabun Bars** (die fünf Tyger) zugenamt. Ausserdem führen die Kalmückischen Stammbäume noch zwey Söhne des Noin Chongor, von einer andern gemeinen Beyschlaferinn, mit Namen **Chammugai Mintu** und **Chainuk Tuschutu**, an.

Baibeghus oder **Boibegusch Baatur**, als der älteste von der Chongotschen Familie, lebte zu Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts zugleich mit dem Soongarischen Charachulla, und hinterließ zwey Söhne die unter den Namen Säzän-Chan und Ablai in der neuern kalmückischen Geschichte eine unglückliche Rolle gespielt haben. Baibeghus wird in den kalmückischen Chroniken, als der erste gerühmt, der die Lamaische Götzenlehre unter den Oelöt einzuführen eyfrigst bemüht gewesen; bis dahin waren sie noch, lange nach Bekehrung der Mongolen, völlig Schamanische Heyden gewesen. Die Bekehrung geschahe hauptsächlich durch den apostolischen Eifer eines Tybetischen Lama, der, als Verfasser des geistlichen Gebets **Zagan nom** (die weiße Schrift) nur **Zagan Nomien Chan** zugenamt wird. Boibeghus vermochte alle übrige Oerötsche Fürsten diesen Götzendienst anzunehmen und sogar junge Leute von ihrer eignen oder fürstlichen Nebenlinien zum Unterricht nach Tibet zu schicken, auch den Dali-Lama, als ihr geistliches Oberhaupt zu erkennen. Der Der-

betische

betiſche Dalai Taiſcha, der Soongariſche Tharachulla, und der Torgotſche Oerlök ſollen damals jeder einen Sohn dem geiſtlichen Stande geweyht haben. Zwar entſtand um ſelbige Zeit im Lande Tangut eine Spaltung und blutiger Krieg (*) zwiſchen den Anhängern des Dali-Lama, welche ſich **Scharra-Machalatá** (Gelbmützen) nennen, und der Parthey eines andern, im ſüdlichen Tybet, näher gegen Indien wohnenden geiſtlichen Oberhaupts Bogdo-bantſchin, deſſen Haufe durch den Namen **Jagan-Machalatá** (Weißmützen) unterſchieden wird, und die Dalai-Lamaiſche Parthey ward durch ſechs zum Theil unglückliche Schlachten ſehr herunter gebracht. Allein des Boibeghus jüngerer Bruder Güüſchi-Chan verband ſich mit dem Batur-Chuntaidſchi der Soongaren, dem Torgotſchen Oerlök, ſeinem eignen Bruder Kündelüng Ubaſcha und ihren Neffen Zäzän Chan und Ablai, unterſtützte den Dalai-Lama und ſtiftete Friede in Tybet, dergeſtalt, daß der Dalai-Lama nicht nur für den einigen und rechtmäßigen Oberprieſter, ſondern zugleich auch als das weltliche Oberhaupt von Tybet von allen Oelötſchen Fürſten erkannt ward. — Dem ohngeachtet unterfing ſich nachmals ein gewiſſer Schüker oder **Schokurtaiſcha**

(*) Von dieſen Unruhen in Tybet, um das Jahr 1580. geſchieht in der kurzen Geſchichte von Tybet beym P. Georgi in deſſen Alphabeto Tibetano (*Rom.* 1762. 4.) *p.* 327. Erwähnung. Unter dem Könige von Kokonor wird daſelbſt Güüſchi Chan, der damals noch mit dem größten Theil der Kalmücken in der Gegend dieſes Sees wohnte, zu verſtehen ſeyn.

vom Soongarischen Stamm, das Reich Tybet mit Raubvarthey heimsuchen, und wäre Ursach gewesen, die Gemeinschaft und Einträchtigkeit zwischen Tybet und den Oelötschen Fürsten wieder aufzuheben, allein Güüschi Chan vermittelte es abermals, daß das Bündniß mit Tybet erneuert und ausgemacht ward, daß sich die Oelötschen Fürsten als geistliche Vasallen des Tybetischen Pabstes erkannten, und diejenige Fürsten oder Unterthanen, welche Tybet berauben würden, als gemeine Feinde zu verfolgen, versprachen. Alle Fürsten schickten damals Gesandte und weyheten dem Dalai-Lama eine Zahl ihrer Unterthanen, welche als ein Eigenthum desselben betrachtet werden, bey ihren Fürsten aber bleiben und unter deren Gerichtsbarkeit stehn sollten. **Güüschi Chan** soll seit der Zeit der weltliche Regent von Tybet und Verweser des Dalay-Lama geworden seyn.

Ich kehre wieder zur Folge der Choschotischen Fürsten zurück. Unter Nojon Chongors Söhnen fiengen die Choschot an sich zu zerstreuen. **Boibeghus** behielt den größten Haufen; aber dessen Söhne **Tázán Chan** und **Ablai Taidschi** theilten denselben. Jener ließ sich um den Saissan Nur, und Ablai weiter unten am Irtisch nieder, wo noch die Ueberbleibsel des von ihm angelegten Götzentempels (*), unter dem Namen **Ablain-Kied** zu sehn sind. Aus diesen Gegenden ist er nachmals durch Kriege, die er

(*) S. Hrn. Staatsrath **Müller** Abhandlung in den Nov. Com. Petrop. Vol. X. p. 441. ingleichen den 2ten Theil meiner Reise S. 544-552.

er mit seinem Bruder Zázán Chan, einem so wie er selbst, sehr unruhigen Kopfe anfieng, verdrängt worden und hat sich naher gegen den Jaik gezogen. Man weiß von ihm, daß er die Torgot, welche sich schon in der Jaikischen Steppe gesetzt hatten, nachmals bekrieget und des Ajuka Chan Vater Punzuk oder Puntschuk gefangen bekommen. Allein die Torgotschen Fürsten vereinigten sich, nebst denen schon zwischen dem Don und der Wolga herumziehenden Derbeten, unter Ajuka und giengen dem unruhigen Ablai dergestalt zu Leibe, daß er gefangen und seine ganze Ulus die sich größtentheils zu den Soongaren flüchtete, zerstreut ward. Ajuka that davon im Jahr 1672. nach Astrachan Anzeige und hielt den Ablai, welchen er an Rußland auszuliefern versprach, noch einige Jahre nachher gefangen bey sich. Ob er wirklich ausgeliefert worden, davon habe ich keine Nachricht finden können. Vielmehr geht die Sage unter den Kalmücken, daß er am Flüßchen **Ssall**, welches in den Don fällt, also in kalmückischer Gefangenschaft, gestorben sey. Die Kalmücken bezeichnen die lezten Wohnplätze des Ablai, vor seiner Gefangennehmung, durch einen Berg den sie Tschir-tümer-Oola nennen, und der vielleicht ein Theil des Moguldscharischen Gebürges ist.

Zázán Chan der auch Utschirtu Zázán genannt wird, hatte kein besseres Ende. Sein unruhiger Geist und das Verlangen sich mächtiger zu machen verleitete ihn, sich mit dem Soongarischen Buschtu Chan, dessen Glück er beneidete, in einen Krieg einzulassen, welcher für ihn zulezt unglücklich ausfiel und ihm,

durch Verrätherey seines Volks, das ihn nicht liebte, sein Leben kostete. Dadurch ward derjenige Theil der Choschoten, welcher unter ihm stand und zahlreich war, dem Soongarischen Chan unterwürfig, ausser was sich davon zu des Zäzän Sohn Erdeni-Chuntaidschi der sich gegen den Kokonoor gezogen und zu Dalai Chuntaidschi, vom Choschotischen Stamm, flüchten konnte. Die Kalmücken erzählen, daß Buschtu Chan, als er noch bey Lebzeiten des Batur Chuntaidschi im geistlichen Stand lebte und den Namen Galdan Chutuktu führte, zu Zäzän Chan gekommen sey, um die Seelmessen für dessen verstorbenen ältesten Sohn Galdama zu halten. Damals soll ein Edelknabe **Enkó**, der Sohn eines gewissen **Tscholon Saissan**, welcher dem Galdan Chutuktu aufwarten mußte, aus einer Art von Ahndung geweissagt haben, Galdan würde dereinst ihrer Ulus den Untergang bringen, man solle ihm das Leben nehmen; für welchen Rath der Knabe damals gehörig gezüchtigt ward. — **Galdama** soll doch nach einigen Berichten, einen Sohn **Lopson** hinterlassen haben, der vermuthlich mit in des Großvaters Untergang wird verwickelt worden seyn.

Nojon Chongors zweyter Sohn **Kündelüng**, dessen ganzer Name in Schriften eigentlich **Tümmedä Gosang Kündelüng Dürgatschi Ubaicha** angegeben wird, hat von vier Söhnen eine zahlreiche Nachkommenschaft gehabt, welche auf der hier beygefügten Genealogischen Tabelle der Choschotischen Fürsten, von Chongor an, am besten übersehen werden kann. Weil das Erbtheil des Vaters nur sehr mäßig war,

war, so sind dessen Abstämmlinge gar sehr herunter gekommen. Zwey aus dieser Familie, Urenkel von Kündelüngs Sohn **Källäkä Dalai Ubascha**, Namens **Mängun** und **Chairtu** kamen in den Soongarischen Unruhen minderjährig in Rußland. Auch soll ein Nachkommen, von Kündelüngs zweytem Sohn **Ubascha Chuntaidshi**, unter den Stawropolischen, getauften Kalmücken gestorben seyn. **Dordschi Taischa** der dritte Sohn kam 1675. als der erste Choschot, mit seiner Familie und 1500 Familien Unterthanen unter rußischen Schutz und zog am Ilek herum. Diejenigen seiner Nachkommen, welche noch die meisten Unterthanen behalten hatten, nemlich **Tüktschi** mit 920 Familien, **Gungä Baltschur** mit 180, **Gänden norbo**, **Gängä**, **Dshandschiri**, **Dipsan** und **Bajarlacho**, die kaum von 30 bis 60 Familien besassen; ingleichen der Abstämmling von Källäkä Dalai Ubascha **Mängun** mit 100 Familien, und **Aerränpäl**, ein Enkel von Kündelüngs jüngstem Sohn **Erkä daidshin**, mit 220 Familen, sind in der neulichen Flucht der Wolgischen Kalmücken mit begriffen gewesen. — Ein einiger ächter Abstämmling aus dem Choschotischen Fürstenstamm, welcher den Namen **Täckä** führt, ist noch an der Wolga zurück geblieben und, statt der ihm von den Torgoten entführten, geringen Anzahl Unterthanen, aus Kayserl. Huld, mit dritthalb hundert Familien zurück gebliebner Torgoten begnadigt worden.

Chongors dritter Sohn **Güüschi Chan**, der sonst kein mächtiger Fürst war und nur 5000 Kalmücki-

mückische Unterthanen von seinem Vater ererbte, hat sich obgedachter massen, durch seinen Eifer für den Dalai Lama, zum Regenten von Tybet empor geschwungen. So lange er bloß seine Uluß regierte, soll er den Namen **Dai-Güüschi** geführt haben; nachmals wurde ihm, bey seiner Weyhung zum geistlichen Stande, vom Dalai-Lama der Ehrenname **Terbajatschi Schadshini Barintschi Güschi Nomien Chan** beygelegt. Er übergab nemlich, noch vor seinem Ende, aus Frömmigkeit, seinem Sohn **Dajan-Chan**, welcher den tybetischen Namen **Dshikdshirko** erhielt, die Würde eines Beherrschers von Tybet; wogegen er dem andern Sohn **DallaiChuntaidshi** alle ihm zuständige Choschotische Unterthanen zuerkannte. Die Kalmückische Chroniken rühmen von ihm, daß er, in Ermanglung hinlänglicher Nahrungsplätze für das arme Tybetische Volk, bey den Oerötschen Fürsten zu deren Verpflanzung eine Gegend am altaischen Gebürge ausgewürkt habe, wo eine gewisse nahrhafte und wohlschmeckende Wurzel **Juma** häufig wächst. — **Dallai Chuntaidshi** theilte die erhaltne Ulus, aus eigner Bewegung, mit seinem Bruder recht brüderlich; sein Häuflein aber soll, bey den Soongarischen Händeln viel gelitten haben und zeitig unter China gekommmen seyn: Von seiner Nachkommenschaft soll es noch izt kleine Fürsten, in der Gegend des Kokonoor geben. Güschi Chan hatte aber auch, ausser vorgenannten beyden Söhnen, noch dreyzehn andre, deren Namen unbekannt sind, und die, weil sie nur ein geringes Erbtheil erhielten, sich als verarmte Nebenlinien verlohren haben.

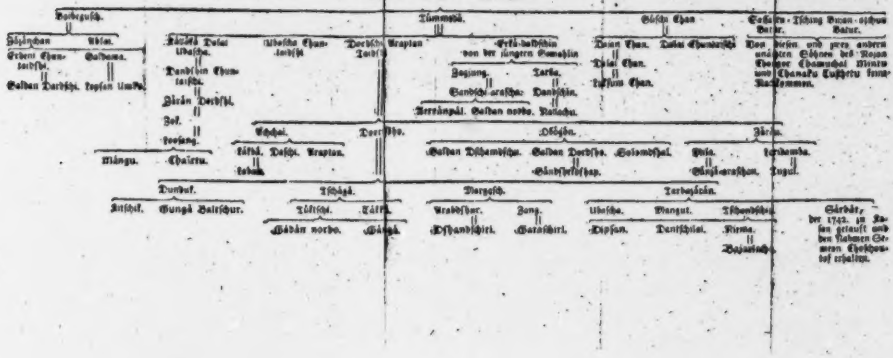
Von

Gegen S. 44.

I. Genealogie

der Ehoſcholiſchen Fürſten von Chana = Nojon = Chongor.

Chana = Nojon = Chongor.



Von Nojon-Chongors übrigen Kindern iſt mir die Nachkommenſchaft nicht bekannt und man weiß überhaupt von den neuern Begebenheiten der Choſchoten ſehr wenig, weil ſich ſelbige gröſtentheils um Tybet und den Kokonoor geſetzt, und mit dieſen Gegenden, ſeit Zerſtreuung der Soongariſchen Macht, China gänzlich unterworfen haben.

Mit den Soongariſchen Flüchtlingen kam im Jahr 1759. noch ein angeblicher, Choſchotiſcher Fürſt **Samjang**, nebſt ſeiner Gemahlin, die aus dem Choitſchen Fürſtenſtamm und zuvor einem Soongariſchen Fürſten vermählt war, unter rußiſchen Schutz und brachte ohngefehr 260 Familien Unterthanen, welche er in den letzten Unruhen zuſammen geraft hatte, mit ſich. Ohngeachtet deſſen fürſtliche Herkunft von andern Kalmückiſchen Fürſten in Zweifel gezogen wird, ſo behauptete er doch von einem Bruder des Nojon Chonjor, folgendermaſſen abzuſtammen: Chongors Vater Böke oder Boboi mirſa hatte von einer jüngern Gemahlin einen (vielleicht unächten) Sohn **Chara Sabar**; deſſen Sohn hieß **Jüldiſchi**, deſſen Sohn **Soriktu Choſchotſchi**, welcher drey Söhne, **Ueſön-mergen Taidſhi**, **Ebegen-Türgenn Taidſhi** und **Emegen-Zoks Taidſhi** hinterließ. Von letzterm führte Samjang ſeinen Stamm durch ſeinen Großvater **Nojon Chaſchcha** und ſeinen Vater **Naſar Böke Taidſhi** angeblich her. Weil er ſeine Unterthanen ſehr drückte und durch ſeine Freundſchaft mit den rußiſchen Befehlshabern allen andern Fürſten verhaßt war, ſo fiel es ſeinem Sohn **Bokbon**, der ſich, wie

es die Kalmückiſchen Geſetze erlauben, vom Vater getrennet hatte und beym Torgotiſchen Vicechan aufhielt, leicht, den gröſsten Theil der kleinen väterlichen Ulus an ſich zu ziehn, mit welcher derſelbe, unter dem Torgotſchen Haufen nach der Soongarey entflohen iſt. **Samjang** ſtarb im Jahr 1772. und hinterlieſs den kleinen Reſt ſeiner Unterthanen, nebſt dem, was ihm von zurückgebliebnen Torgoten zugelegt ward, ſeinem Stiefſohn **Tümmen** von Soongariſchem Geblüt.

∴ ∴ ∴

Ich komme nun auf die andern Oelötſchen Fürſtengeſchlechter, welche ihre Genealogie nicht von Tſchingiſchan herleiten. Hier ſollte freylich die fürſtliche Linie der **Choïr**, welche unter allen Kalmückiſchen Horden, ſonderlich den Soongaren, vorlängſt zerſtreut iſt, als die allerälteſte voran ſtehn. Allein ich bin, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht im Stande geweſen mir einen Stammbaum der Choitſchen Fürſten zu verſchaffen. Ich muſs mich alſo begnügen, nur dasjenige hier anzuführen, was die allgemeine Kalmückiſche Tradition von dem tapfern und mächtigen Stifter dieſer Linie, **Joboghòn Mergenn**, erzählet. Dieſer ſoll drey Glieder vor Tſchingis Chan gelebt haben und einer der vornehmſten Oelötſchen Fürſten damaliger Zeit geweſen ſeyn der durch ſeine Tapferkeit und vorzügliche Eigenſchaften ein groſses Volk unter ſeine Herrſchaft verſammlete. Der Name **Jaboghon Mergenn**, bezeichnet: einen Tapfern der zu Fuſse iſt. Davon wird die Veranlaſſung

lassung folgendermaßen erzählt: Es konnte nemlich, wegen seiner ausserordentlichen Größe und Stärke, kein Pferd ausfündig gemacht werden, welches ihn zu tragen vermochte. Er ließ sich daher, so unangenehm auch dieser Gebrauch seiner Nation sonst ist, einen starken Wagen bauen; dieser aber gieng bald zu Grunde und er sahe sich also genöthigt seine Feldzüge zu Fuß zu thun.

Seine anwachsende Macht fieng an bey den benachbarten Reichen Aufsehn zu machen. Nun soll eben damals China (oder, wie andre wollen, Tybet) von innerlichen Unruhen und Empörungen äusserst zerüttet worden seyn. Der rechtmäßige Regent rief demnach in der äussersten Noth den Joboghon Mergen zu Hülfe, dessen Horden auch die unruhigen Gegenden bald zum Gehorsam brachten. Die listigen Chineser aber sahen in diesem Alliirten zugleich einen fürchterlichen Nachbar, und brachten ihm, auf dem Rückzuge, nachdem sie ihn und seine Helden mit Geschenken überhäuft hatten, Gift bey. — Nach seinem Tode, zogen die Oerôt wieder in ihr Land, und fünf (man weiß nicht ob Söhne oder) vornehme Heerführer des **Joboghon Mergenn** theilten sein zahlreiches Volk in fünf Stämme oder Horden, deren eine nachmals die Soongaren und Derbeten ausgemacht hat. — Bey Rückkunft der Armee soll man bemerkt haben, das einer von den höchsten Gipfeln des Gebürgs **Bogdo Ola** niedergestürzt war; welches man denn als ein, auf den Todt des Helden sich beziehendes Wunder aufgenommen hat. Man fieng seit dem an dem Bogdo Ola zu opfern, und

des Jaboghon eigne getreue Ulus ſoll zu ſeinem Andenken, auf einer der Spitzen des Bogdo Oola ſeine Coloſſaliſche Bildſäule, gleichſam liegend, mit dem Haupt auf einen Arm geſtützt, aus Felſen zuſammen geſtapelt haben; wovon, dem Vorgeben der alten Soongaren nach, noch izt Spuren ſind, die von den Kalmücken oft beſucht wurden. Nach vielen Jahren ſoll ein Ur-Urenkel des Joboghon Mergen, **Oerlük Choſchoorſchi**, bey Gelegenheit eines feierlichen Gedächtnißopfers, welches er bey dem Bogdo-Oola verrichtet, einen ungeheuren eiſernen Dreyfuß, mit einem übergüldeten Rand haben ſchmieden und auf einem andern ſpitzigen Hügel des Gebürgs, nicht weit von dem Steinbild ſeines Ahnherrn, aufſtellen laſſen; Und dieſem Feſt wird, weil es im Sommer um die Zeit des Uerrüß Sara gehalten worden, die erſte Gelegenheit dieſes, noch izt unter den Kalmücken gewöhnlichen Freudenfeſtes zugeſchrieben. So lange die Soongariſche Macht noch blüthe, geſchahen jährliche große Wallfarthen zu gedachtem Gebürge und die Vornehmen pflegten bey ſolchen Gelegenheiten Vieh von allerley Art dem Berge zu opfern; welches nach der gewöhnlichen Art von der Geiſtlichkeit geweyht und in die Wildniß frey gelaſſen wurde. Man ſahe ganze Heerden von ſolchem, den Göttern verbanneten Vieh in der Gegend weyden, an welche ſich niemand, auſſer der Geiſtlichkeit, vergreifen mochte, die während ſolcher Feſte und ihres Aufenthalts in gedachter Gegend von dieſem Vieh ſchieſſen zu laſſen das Recht hatten. — Die Choïte behielten indeſſen, ſeit dem tapfern Stifter dieſes Stamms, den ihnen von den Chineſern beygelegten Ehrennamen

Baatut (die tapfern), welcher auch noch den wenigen daraus übergebliebenen gegeben wird.

∴ ∴ ∴

Der älteste Ursprung des verbrüderten Soongarischen und Derbetischen Fürstenstammes, reicht den einstimmigen Ueberlieferungen und Chroniken der Kalmücken zufolge, bis an die Zeit eben dieses Choltischen Beherrschers Joboghon-Mergenn. Unter diesem nämlich erhob sich bey denen Oelöt, die auf der linken oder westlichen Seite von Tybet wohnten und unter vielen kleinen Häuptern oder Nojons zertheilt waren, ein geringer Fürst, der viel Klugheit besaß, und die Zauberkunst (Böh) gut verstanden haben soll; welche ihm zu einer Zeit, da die Oelöt noch nicht den Dalai-Lamaischen Götzendienst angenommen hatten, nothwendig ein grosses Ansehen erwerben mußte. Dieser schlaue Mann, dessen eigentlichen Namen niemand anzugeben weiß, der aber, unter dem Nahmen Böh-Nojon oder Loussun-Chan (Zauber- oder Drachen-Fürst), bey den Kalmücken bekannt genug ist, wußte sich durch seine Künste und Blendwerke einen Anhang von vielen kleinen andern Beherrschern zu erwerben, die ihn endlich zu ihrem gemeinschaftlichen Oberhaupt und Chan erwählten und in diejenige Horde verbanden, woraus nachmals die Soongarr und Derbet entstanden sind.

Böh Chan hatte keine rechtmäßige Kinder und es war ein Meisterstück seiner Klugheit, daß er einen vermuthlich natürlichen Sohn, unter dem Vorwand eines

übernatürlichen und geheimnißvollen Urſprungs in dem Beſitz ſeiner angefangenen Herrſchaft, als Erben, beſtätigte. Dieſes geſchahe aber, nach den Kalmückiſchen Erzählungen, alſo. — Der Choitiſche Held Joboghon Mergen fand auf der Jagd ein ſchönes Mädgen, welche vor einen, wegen kleiner Liebesſchwachheiten, aus dem Himmel auf die Erde verbannten Engel (**Tänggrin**) ausgegeben wird (*). Dieſe nahm er zur Gattinn; weil ſie ſich aber auch auf Erden nicht mit einem Mann begnügen konnte, ſo hegte ſie, da Joboghon einſtmals lange abweſend und vermuthlich auf einem Kriegszug war, mit Böhchan eine unerlaubte Vertraulichkeit. Noch ehe Joboghon zurück kam, gebahr ſie einen Sohn, welchen ſie bey vernommener Ankunft ihres Gatten unter einem Baum ausſetzte. Böh Chan ward, wie die Kalmücken glauben, durch ſeine Zauberkünſte, oder beſſer durch eine Bothſchaft der Mutter von des Knabens Schickſal unterrichtet, ſuchte ihn auf und nahm ihn zu ſich. Weil das Kind im Nebelwetter (**Budun**) war gefunden worden, und man eine kleine Ohreule (**Ooli Schabuun**) um daſſelbe flattern geſehen, ſo nannte er es **Oolinda-budun** und ſetzte es zu ſeinem Nachfolger ein. — **Oolinda budun Taidſoi** hatte als Kind, unter dem Baum, wo er von der Mutter ausgeſetzt worden, einen abgeſtutzten krummen Aſt über ſich gehabt, aus welchem der Saft des Baums ihm in den Mund triefen und ihn alſo nothdürftig

(*) Datur haec venia antiquitati, vt, miſcendo humana diuinis, primordia auguſtiora faciat. Liv.

dürftig nähren konnte. Dieser Ast glich einer krummen Röhre, dergleichen sich die Kalmücken bey Abziehung ihres Milchbrantweins bedienen und **Zorros** nennen; daher werden alle Fürsten von seiner Nachkommenschaft und ihre Ulussen auch noch zuweilen **Zorros** (*) zugenahmt. Einige setzen hinzu: Böh-Chan habe den Oolinda für ein von den Tängrien oder himmlischen Geistern auf die Erde gebrachtes Kind ausgegeben.

Unvollkommene Kalmückische Sagen setzen mit Unrecht diesen **Oolinda-Budun Taischi** nicht viel über den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hinaus und geben ihm unmittelbar die beyden Stammväter, der Songarschen und Derbetschen Fürstenhäuser, **Ongozo** und **Ongorchoi** zu Söhnen. Andere geschriebene Nachrichten zählen mehrere Glieder von ihm auf einen gewissen Toghon Taischi, von welchem folgende Geschlechtsordnung fortgeht:

Jässun, des Toghon Sohn.
Oeschrömöi Darchan Nojon.
Borin Ajolgaan.

(*) In der Sibirischen Geschichte wird irgendwo einer Kalmückischen Uluß Tschurasch Erwähnung gethan, welche hieraus zu erklären. Es sind daselbst Derbeten zu verstehen. Die hier angeführte Geschichte findet man auch in Rytschkofs Orenb. Topographie, jedoch sehr unrichtig und unvollkommen erzählt. Etwas ähnliches hat Abulgasi vom Ursprung des Nahmens Kiptschak S. 45. ingleichen von der Veranlassung des Nahmens Sukut S. 137.

Oellöktöns Taidſhi.
Darchan Nojon.
Kiſchik Oerrök.
Chammuk Taidſhi.

Dieſer hatte drey Söhne **Uſchchani Taiſchi, Archan Tſchingſenn** und **Orchoni Ongoi.** Des Uſchchani Sohn war **Akſchi Taiſchi**, deſſen Sohn **Mongoi Jäzän**, deſſen Sohn **Dagal**, und deſſen Sohn **Ollodoi aldarka**, mit welchem ſich dieſe Linie endigt. — Des **Orchoni** Sohn wird **Nojolgo Tſchingſän**, deſſen Sohn **Amidu Tſchingſän**, deſſen Erbe **Chollodi Choſchoorſchi**, deſſen Sohn **Sakil Nojon Chaſchcha** und der letzte dieſer jüngſten Linie **Kökön Baatur** genannt. — Die mittelſte Linie wird, nach dieſer Stammtafel, durch die beyden Söhne des **Archani Tſchingſän**, Ongozo und Ongorchoi, auf die Derbetiſche und Soongariſche Fürſten fortgeſetzt.

Noch eine andere von dieſer ganz verſchiedene Stammtafel iſt mir von einem alten Soongariſchen Geiſtlichen und Schriftgelehrten folgendermaſſen angegeben worden;

Bóó-Chan,
Olinda-Bodun Taidſhi.
Chalman Taidſhi.
Chullun Böckó.
Böckó Tſchilledu.
Goochai Dajoo.
Archan Tſchingſenn.
Baculan Tſchingſenn.
Oerlök Nojon.

Aeſ-

Aeſſämä.
Aſchrämä Darchan Nojon.
Ongozo und Ongorchoi u. ſ. w.

Dem ſey, wie ihm wolle, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß **Ongozo** und **Ongorchoi** zwey Brüder und die Ahnherrn der Soongariſchen und der Derbetiſchen Fürſten geweſen ſind, weil ſie aus Unverträglichkeit und Zwietracht die zuvor vereinigt geweſene Horde getheilet; ſo daß dem gröſſern Haufen der Name **Soongarr** verblieben, dem Antheil des jüngern Bruders aber, der ſich oſtwärts, gegen den Kokonoor zurück zog, ein neuer Name (**Derbet**) beygelegt worden. Die Folge der fürſtlichen Hauptlinie bey den Soongaren und Derbeten iſt ſeitdem folgende geweſen:

Soongariſche Fürſten.

Ongozo.
Bulai oder Abuda-ablai Taidſchi.
Chutugairu Charachulla Taidſhi.
Batur Chuntaidſhi.
Söngä Taidſhi.
Buſchtu Chan.
Zagan-araptan oder Soriktu Chuntaidſhi.
Galdan Zärenn Chuntaidſhi.
Bajan-Zagann Chan.

Derbetiſche Fürſten.

Ongorchoi.
Manghan Taidſhi.
Toghon taidſhi, auch Milmölſochò.
Jannis Taidſhi.
Dalai Taidſhi.

Solom-Zären-Batur Taidſhi.
Menko tümmer Taidſhi.
Tscheter Taidſhi.
Lawa Donduk Taidſhi.
Galdan Zerenn Taidſhi.
Zebek Ubuſcha Taidſhi.

Chutugaitu mit dem Zunahmen **Charachulla** (den er von Erlegung eines Thieres dieſer Art (*) erhalten), war einer von den Fürſten, welche die Kalmücken von der vorherigen Unterwürfigkeit und Zinsbarkeit gegen die Mongoliſchen Chane völlig befreyten und ſich unabhängig machten. Ich will dieſe Begebenheit aus mehrern ſchriftlichen Urkunden veralichen, umſtändlich erzählen, weil ſie in der Kalmückiſchen Geſchichte Epoke macht und noch nirgend aufgezeichnet iſt. In den Kindheitsjahren des Carachulla und alſo ohngefehr zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, waren die vereinigten Oerötſchen Völker, deren angeerbte Fürſten alle minderjährig waren, und über welche die Mongolen noch immer ihre alte Oberherrſchaft zu behaupten ſuchten, in verſchiedenen Kriegen wieder den mongoliſchen **Laicher Chan** (wie ihn die Kalmücken nennen) ſo unglücklich, daß ſie deſſen Oberherrſchaft erkennen und ſich ihm zum Theil zinsbar verbinden muſten. Man weiß aus der ſibiri-

(*) Das Thier **Charachulla** ſoll in den altaiſchen Gebürgen zu Hauſe ſeyn; die Kalmücken kennen es nur nach Beſchreibungen, und ſtellen es ſich ſehr grauſam, dem Löwen faſt ähnlich vor. Von Kopf und Hals ſoll es dick und langhaarig, anbey dunkelbraun von Farbe ſeyn.

sibirischen Geschichte, daß sich Charachulla vor 1619. nach Sibirien flüchten muste, auch bey Rußland Schutz suchte. Er that zwar 1620. einen Zug gegen den mongolischen Chan, überfiel mit 4000. Mann dessen Hoflager und machte viel Beute und Gefangene. Allein die Mongolen kamen ihm so geschwind wieder auf den Hals, daß er nicht nur alles gewonnene, sondern auch seine Gemahlin und Kinder im Stich lassen muste und mit einem einigen Sohn entflohe. Er kam damals 1621. flüchtig bis an den Ob und wollte sich sogar, aus Furcht vor den Mongolen, an der Mündung des Tschummsch verschanzen. Im Jahr 1623. ward er nochmals von den Mongolen in die Flucht geschlagen. — Entweder damahls oder noch früher stand Ka-za, ein Held aus dem Stamme Choit auf, und ward zum Befreyer der überwältigten Oerötschen Stämme. Er wurde, entweder nach seines Vaters Nahmen, oder aus einer andern Ursach: Eßilbän Sain (*) Ka (des Eßilbän treflicher Ka) zugenahmt und soll ein a[illegible] geringer Fürst, vorhin den Buräten zinsbar, damals aber unter den besiegten gewesen seyn. Dieser sammlete in der Stille eine

(*) Hr. Prof. Fischer ist geneigt den Titul Sain Chan, den verschiedene mongolische Beherrscher, unter andern Batu geführt haben, durch Chan der Schachs oder Fürst der Fürsten zu erklären (Sibir. Gesch. II. Theil S. 711.). Aber Saïn bedeutet in der mongolischen Sprache: treflich, und giebt also eine unbezweifelte und ungezwungne Bedeutung. Eben so bedeutet Amuguläng Chan, welcher Titel dem Chinesischen Beherrscher von den Mongolen beygelegt wird, nichts anders als der Beglückte Chan.

Anzahl entschlossener Kriegsleute, gab einigen Oerötschen Fürsten von seinem Vorhaben Nachricht, und veranstaltete, daß diese sich stellen musten, als wollten sie nach alter Weise dem mongolischen Beherrscher ihre Huldigungspflicht, mit einem Zug aufgeschmückter, mit Geschenken beladener und mit zierlichen Teppichen behängter Kameele leisten. In die grossen Tragkörbe, welche zu beyden Seiten der Kameele angehängt wurden, verbarg sich Kaa mit den tapfersten Streitern, so daß auf jedes Kameel zwey Mann, jeder mit einem guten Säbel bewafnet, geladen waren; ohne die Führer der Kameele und andere die den Zug begleiteten. Sobald die Abgeordnete der Oerötschen Fürsten mit diesem Zuge in das sichere mongolische Hoflager, wo sich alle Grossen versammelt hatten, anlangte, geschahen die gewöhnliche, vorläufige Ceremonien und endlich wurden die Kameele auf einmal entladen, die verborgene Krieger fielen über die Mongolen her und richteten ein allgemeines Blutbad an. Ein grosser Haufen örötscher Völker griff in der ersten Bestürzung die mongolischen Läger an, und zwang diese, nach den wichtigsten erhaltenen Vortheilen, ihre Gegend zu verlassen und den Oerötschen Fürsten die Freyheit und ein billiges Bündniß zuzugestehn.

Kaa blieb hierauf, als Sieger, gewissermassen das Oberhaupt der Oerót, einige wenige ausgenommen, die, um sich ihm nicht zu unterwerfen, gegen die Bucharey flüchteten. Weil aber ein jeder der Oerötschen Fürsten damals gern für sich allein herrschen wollte, Kaa auch sehr hitzig und dem Trunk ergeben war,

war, ſo entſpannen ſich bald Feindſeligkeiten und ein gewiſſer Torgotiſcher Nojonn **Abuda boodſchi** (Abuda der Schütze genannt, weil er ſich zuerſt des Feuergewehrs bedient haben ſoll) gieng in ſeinem Haß ſoweit, daß er Ka überfiel, gefangen nahm, und mit Zuziehung andrer Kalmückiſcher Fürſten (worunter auch **Schüker**, ein Sohn des Charachulla, dem Ka doch ehemals das Leben gerettet hatte, war), unter vielen Vorwürfen durch einen gemeinen Kalmücken **Ulan** tödten ließ. — Ka ſoll vor ſeiner Hinrichtung, den Ulan zum Beweiß ſeiner Unſchuld und guten Abſichten zu einem gewaltſamen Tode verwünſcht haben, und die Kalmückiſchen Chronicken melden, daß Ulan gleich nach verrichtetem Mord zerborſten und umgekommen ſeyn ſoll.

Noch erzählen die Kalmückiſchen Chronicken daß, in den damaligen Kriegen mit den Mongolen, unter andern der mongoliſche **Uſchi-Chuntaidſchi** mit einem ganzen Heer von den Kalmücken nächtlich überfallen und erſchlagen worden. Sein Pferd **Urruk** Schorchal ſoll dem zurückgelaſſenen Weibsvolk allein die Nachricht, von der Niederlage der Männer, zurückgebracht haben. Darauf ſey des Uſchi damals ſchwangre Gemahlin **Deere-Säzen** Chattun mit einem Heer gröſtentheils bewafneter Weiber gegen die Kalmücken ausgezogen; ſie ward aber durch Abuda boodſchi mit einer Kugel im Unterleib verwundet. Das Kind, welches dieſe Amazone nachmals gebahr, ſolle an der rechten Hand ohne Daumen zur Welt gekommen ſeyn und daher Zeitlebens den Namen **Muchor-Louſang** (der verſtümmelte Louſang) geführt haben.

Endlich kam, durch Vermittelung der Lamen und sonderlich des mongolischen Chutukta ein Vergleich und Bündniß zwischen den Mongolischen und Oeretischen Fürsten zu Stande, welches künftighin zugleich als Gesetz gelten solte, und noch heutiges Tages bey Kalmückischen Gerichten zur Hauptrichtschnur dient; wie an seinem Ort soll gesagt werden. Dieser Vertrag den ich unten ganz mittheilen werde, wurde von allen Fürsten der 44. Oeretisch-mongolischen Stämme beschworen, und verschafte auf einige Zeit Ruhe.

Des Charachulla ältester Sohn **Baatur** Taidschi hatte sich schon 1616. von seinem Vater abgesondert und wohnte am Irtisch, wo er sich nach und nach verstärkte und viele der kleinern Fürsten, deren es damals eine Menge unter den Kalmücken gab, von sich abhängig machte. Er bereicherte sich, nachdem der Vergleich mit dem Mongolen geschlossen war, durch glückliche Kriege mit den Bucharen, die er im Jahr 1634. zum zweytenmal überzog. Nach dem Tode seines Vaters Carachulla, welcher 1635. erfolgte, erhielt er vom Dalai-Lama das Patent als **Chuntaidschi** (*) und den Namen **Erdeni-Baatur.** Im Jahr 1637. schlug er sich mit den Mongolen und zog hier zwar den kürzern; war aber gegen die Kir-

(*) Der Titul **Chuntaidschi**, welcher den mächtigen Fürsten, aus einer Geistlichen Politik, als ein Rang vom Dalai Lama ertheilt wird, und gewisse Autorität über die geringern Fürsten mit sich bringt, bedeutet dem Wortverstande nach: Schwanenfürst.

Kirgiſen und in ſeinen Unternehmungen gegen die bucharischen Städte deſto glücklicher. Im Jahr 1640. fieng er an gegen die Mongoley hin einen Tempel und Häuſer, nach Art einer kleinen Stadt, zu einem Hauptſitz für ſich zu bauen, und ſchien überhaupt an die Verbeſſerung und Anbauung ſeines Landes ernſtlicher, als man es von einem Hirten-Beherrſcher vermuthet hätte, zu denken. Er ſtarb um 1665. und hinterließ von neun Gemahlinnen, worunter eine Tochter des Torgotſchen **Oerlük Taiſcha**, Namens **Dara Uba Saltſcha** geweſen, zwölf Söhne und zwey Töchter, welche mit den Choſchotiſchen Fürſten Zázán Chan und Ablai vermählt geweſen ſind.

Unter ſeinen Söhnen ward ſein Nachfolger in der oberſten Herrſchaft über die Soongaren, nicht, wie **Du Halde** berichtet **Otſchorbu-Batur**, ſondern, nach einmüthiger Verſicherung aller **Kalmü**ckiſchen Nachrichten, **Sängga Taidſhi**, der um 1630. gebohren war. Dieſer zog um 1667. am Jeniſei gegen den Mongoliſchen Lobſang Chan zu Felde und belagerte im ſelbigen Jahr auch die Stadt Kraſnojarſk. Allein im Januar 1671. ward er von ſeinen jüngern Brüdern **Tſchetſchen** und **Batur** ermordet. Dieſe gedachten die Erbfolge auf ſich zu bringen; ſie erhielten aber dieſen Zweck nicht, ſondern wurden, auf Anſtiften der Geiſtlichkeit, durch die Vornehmen unterdrückt und getödtet. Durch eben dieſe wurde des Sängga nächſter Bruder, welcher in den geiſtlichen Stand getreten war, und den Namen **Galda Chutuktu** führte, zum Soongariſchen Beherr-

Beherrscher gewählt, wozu er auch vom Dalai Lama die Dispensation erhielt.

Schon als Chutukta hatte dieser mehr Lust an Waffen und Kriegsübungen, als am Beten gehabt und nachmals war diese Neigung bis an sein Ende stets seine herrschende. Er war ohngefähr 1645. gebohren. Gleich nach Antritt der Regierung heyrathete er seines Bruders Wittwe **Ana dara**, eine Tochter des Choschotischen Zázánchan. — Sein erster Krieg war gegen seinen Oheim **Schükür Taidshi**, der zuvor schon mit dem Derbetischen Dalai und Oerlök von dem Torgoten mancherley Händel gehabt, und sich der Nachlassenschaft seines jüngsten Bruders **Tsching** Taidshi schon 1625. bemächtigt hatte. In den ersten Unternehmungen gegen Schüker (1673.) war Galdan so unglücklich, daß er bey seinen Schwiegervater Zázán Chan Schutz suchen mußte. Aber 1676. überfiel er diesen und Schükür Taidshi fast zu gleicher Zeit, erschlug des letztern Sohn **Bagamandshi** und bekam ihn selbst gefangen. Dessen Enkel **Chaidu Taidshi** aber, der nur 13. Jahr alt war, flüchtete nach Tybet und begab sich im Jahr 1684. unter Chinesischen Schutz. Galdan wurde durch dieses Glück, da auch Zázán Chan umkam, und er beyder zahlreiche Unterthanen unter seine Herrschaft brachte, einer der mächtigsten Oerötschen Fürsten, nahm in eben dem Jahr den Titel Chuntaidshi und im Jahr 1679. nachdem er noch den Torgotschen Fürsten **Nasar-namur** überwunden und erschlagen und die Bucharischen Städte Turfan und Chamyl erobert hatte, den Namen **Buschtu Chan** an. —

Wäh-

Während seines letzten Zuges gegen seinen Schwiegervater und Oheim hatte der mongolische Loosang Chan dessen hinterlassenes Hoflager überfallen, und nicht nur eine grosse Beute gemacht, sondern auch Buschtu Chans jüngste Brüder **Dandschin** und **Achai** erschlagen. Diese und andere Beleidigungen zu rächen zog Buschtuchan im Jahr 1680. nachdem er noch Jerken, Chaschchar und andere Städte der kleinen Bucharey unter seine Bothmäßigkeit gebracht, gegen die damals unter vier Oberhäuptern Zäzen-Chan, Tuschetu-Chan, Otschirai-Sain Chan, und Zerenn-Uáng vertheilte Kalcha-Mongolen zu Felde und that seitdem fast jährliche Züge, theils wieder diese, theils wieder die Kirgisen. Er trieb die (*) Mongolen dergestalt

(*) S. Allgemeine Reise-Beschreibung 7ter Theil S. 60. u. folg. Nach einer mir durch die Güte des Herrn Statsraths Müller so eben mitgetheilten, etwas spätern Nachricht von 1727. wurden die Unterthanen des im Östlichsten Theil der Mongolen herrschenden Zäzen-Chan auf 100000; die Horde des Tuschetu-chan, welche gegen die Selenginskische Gränze lag, auf 30,000, die Herrschaft des Saïn-Chan der sich um den Kossogol lagerte auf 25000, und des nahe am Altaïschen Gebürge wohnenden Zeren-Uang Ulus auf 5000 Mann geschäzt; ausser welchen man noch im Saianischen Gebürge gegen 5000 Uruncha-Tataren zählte, die unter einem Nachfolger des Altyn-Chan und seines Sohns Loosang standen und für die besten Krieger gehalten wurden. Nachdem die Mongolen China unterwürfig und den gelben Mongolen gleich in Fahnen (Kie) vertheilt worden, standen unter Tuschetu-Chan 26, unter Sasaktu-Chan 11, und unter Zázán-Chan 17 Fahnen, deren keine unter anderthalb hundert Reuter steute.

gestalt in die Enge, daß einige ihrer Fürsten sich ihm unterwerfen, andere bey China Hülfe suchen musten, nahm es auch, anfänglich (1689.) mit vielem Glück, gegen die vereinigte chinesische und mongolische Macht auf, wurde aber endlich, da er sich den Chinesern schon fürchterlich zu machen anfieng, von dem besten Haufen seiner Kriegsleute, die theils durch die anhaltende Kriege und erlittene Noth ermüdet, theils durch die Geistlichen, welche Buschtuchan nicht folgsam genug gefunden hatten, von ihm abwendig gemacht, sich zu seinem Neffen Zagan-araptan schlugen, verlassen und genöthigt 1697. vor den Mongolen zu fliehen, auf welcher Flucht er sich in der Burutten Land selbst das Leben genommen haben soll. Mit Buschtu Chan hat, nach den Kalmückischen Geschlechtsbüchern, die Vielweiberey der Oelötschen Fürsten aufgehört. Von seiner Gemahlin hatte er nur einen Sohn **Septen Bailsur**, der während des Vaters Kriegen mit China durch **Ewedeli Darchan Beg**, Herrn der Stadt Champl, mit List gefangen und an die Chineser ausgeliefert ward.

Buschtuchan hatte sich durch Mißtrauen verleiten lassen seines Bruders und Vorfahren Söngga Söhne aus dem Wege zu räumen. Allein Zagan-araptan, der sein Nachfolger ward, wurde nach Ermordung seiner Brüder **Solom Araptan** und **Dandschin Ombo** von der Geistlichkeit zeitig gewarnt, und entflohe an den Balchasch-noor, wo er anfänglich nur sieben Mann bey sich gehabt haben soll. Hier zog er nach und nach die Unterthanen seines gegen die Mongolen zu Felde liegenden Oheims, die ihn sehr liebten

liebten, an sich und wurde noch vor Buschtuchans Ende so mächtig, daß er sich die Soongarische Oberherrschaft anmassen und den ihm vom Dalai-Lama beygelegten Ehrennamen **Erdeni-Sooriktu Baatur Chuntaidshi** annehmen konnte. Er war 1665. gebohren, gelangte 1697. zur völligen Oberherrschaft über die Soongaren, und ist der beliebteste Beherrscher dieser Horde gewesen. Wie er denn auch der Liebe seiner Unterthanen, welche er wie ein Vater regierte und unterstützte, einen grossen Theil seines Kriegsglück soll zu verdanken gehabt haben. Unter seiner Regierung, welche bis 1727. gedauert hat, ist die Soongarische Macht bis auf ihren höchsten Gipfel gestiegen, denn er soll zwischen 40 und 60,000 Mann wohlbewafneter Kriegsleute aufzubringen im Stande gewesen seyn. Er breitete seine Herrschaft über die Burutten oder die grosse, und über einen Theil der mittlern Kirgisen-Horde aus, eroberte noch verschiedene Bucharische Städte, und vermehrte seine Kalmückische Macht theils durch Unterjochung fast aller Choschoten und zurückgebliebenen Derbeten, theils durch das Heer Torgoten, welches ihm, durch die Unvorsichtigkeit Sandships, eines Sohns von Ajuka Chan, in die Hände geliefert ward. Von 1712. an that er gegen China und die unter dessen Schutz vereinigte Mongolen fast jährliche und mehrentheils glückliche Feldzüge. Von 1714. bis 1717. mischte er sich in die geistlichen Unruhen, welche Tybet (*) zerrütteten und nahm im letztgemeldeten Jahr

(*) Georgi Alphab. Tibetan. p. 333. seq. Saml. Rußischer Gesch. I. Bandes 2. St. S. 134.

Jahr die Hauptstadt des Landes Lassa und den Sitz des Tibetanischen Pabstes Bu-dala, durch ein abgeschicktes Heer ein; wobey den seinigen eine ansehnliche Beute zu Theil ward. Allein eben dieser Feldzug machte ihn der Lamaischen Geistlichkeit verhast, deren geheimen Anstiftungen es auch zuzuschreiben ist, daß Zagan-Araptan 1727. in seinem Hoflager, vermuthlich mit Vorwissen seines Sohnes Galdan-Zerenn umgebracht ward. Er hinterließ, von zwey Gemahlinnen fünf Söhne und eben so viele Töchter. Seine erste Gemahlin, **Tzungu Araptan**, war eines am Kokonoor wohnenden Derbetischen Taischa **Kuischa** Tochter und starb 1722. Von ihr war Galdan-Zerenn und **Lousang Schunu**, welcher im Jahr 1723. auf des Vaters Befehl gegen die Kirgisen einen glücklichen Feldzug that und sich dadurch den Neid seines Bruders erwarb, weswegen er 1727. vor ihm flüchten muste, und unter den Wolgischen Kalmücken, wo er sich mit einer Tochter des nachmaligen Chans Donduk-ombo, Namens **Zerin Balsana** vermählt hatte, im Jahr 1732. starb. Eine Tochter Zagan-Araptans von eben dieser Gemahlin, Namens **Daschi Septenn**, war an einen Chontaidschinischen Vasallen Loosang Tscherin verheyrathet. — Mit der andern Gemahlin **Sederdschap**, einer Tochter des Torgotschen Ajuka Chan, hatte Zagan-Araptan drey Söhne, **Schunu Kaschka**, **Jerke Baarang** und **Chorchoda Baarang**, ingleichen vier Töchter **Tschisang**, **Tscherin**, **Dsambo**, und **Tschutschu**, wovon die älteste an den Torgotschen Chan Tscheren Donduk versprochen war.

Sobald

Sobald **Galdan-Zerenn** die Regierung übernommen hatte, ließ er seine Stifmutter, welcher er den Mord des Vaters Schuld gab, mit allen ihren Kindern aus dem Wege räumen. Der Krieg gegen China und die Mongolen ward unter ihm noch ferner glücklich fortgesetzt, bis es 1734. durch Vermittelung des tybetischen Dalai Lama, zwischen beyden Parthepen zum Frieden kam. Im Jahr 1742. überzog er die Kirgisen der mittlern und kleinen Horde mit Krieg, und trieb sie dergestalt in die Enge, daß sie an den rußischen Gränzen Schutz suchen musten. **Galdan-Zeren** starb im Jahr 1745. und mit ihm nahm das Glück der Soongarischen Herrschaft ein Ende. Er hatte zuerst eines Tangutischen Zäzen Chans Tochter **Babulik** zur Ehe, und mit derselben zwey Töchter; Allein 1731. verstieß er dieselbe und heyrathete eine gemeine **Kalmückinn**, mit welcher er zwey Söhne gezeugt hat. Davon war der älteste **Bajan oder Bizigan Zagann** 1733. gebohren und ist ihm in der Regierung gefolgt, der andre aber **Zebek-Dordshi** war nur fünf Jahr alt, als der Vater starb.

Der minderjährige **Bajan Zagann** übernahm die Regierung unter dem Namen **Adschan Chan**, und soll nach kalmückischer Art ein hofnungsvoller Jüngling gewesen seyn. Allein weil er mit den jungen Edelleuten, die er um sich litt, einigen Muthwillen trieb, Hunde und andre zahme Thiere zur Lust zu schiessen pflegte, noch mehr aber weil er die alten Räthe, welche die Sarga (den Chanischen Rath) ausmachten, wenig achtete und sonderlich der Geist-

lichkeit nicht gefiel; ſo wuſte man ihn (im J. 1750.) zu einem Feldzug gegen ſeinen natürlichen Bruder **Lama-Dardſha**, dem Galdan-Zerenn ein beſondres Erbtheil an der Bucharischen und Kirgiſiſchen Gränze ertheilt hatte, aufzuwiegeln, in welchem er durch Untreue der Vornehmen gefangen, an den Augen geblendet und nach einer Bucharischen Stadt ins Elend geſchickt ward (*). Der gröſte Haufe der Soongaren aber, und ſonderlich die Geiſtlichkeit und Saiſſanen, erkannten den unächten **Lama-Dardſha** für ihr Oberhaupt, in welcher Würde dieſer auch vom Dalai-Lama, unter dem Namen **Erdeni-Lama-Baatur Chuntaidſhi** (edler Seelenvater tapfrer Schwanenfürſt) befeſtiget ward.

Galdan-Zerenn ſoll denſelben, als er 1727. gegen den General **Lichatew** (**) am Irtiſch zu Felde lag, mit einem gemeinen Mädchen erzeugt haben. Dieſe unächte Geburt war Urſach, daß ſich andre Fürſten, welche bis dahin als Vaſallen die Oberherrſchaft des Soongariſchen Chans erkannt hatten, nicht unter den neuen Regenten bequemen wollten. Sonderlich glaubte ein gewiſſer **Dawadſhi**, der Enkel eines vermeyntlichen Bruders oder Halbbruders von Zagan-Araptan, der ſich unter dem Namen **Tſcheren Donduk** in den vorherigen Kriegen, ſonderlich

(*) S. aus den St Petersburgiſchen Nachrichten in Rytſchkofs Orenburg. Topographie S. 31. u. folg. und beim *Abbé Chappe d'Auteroche* Voyage de Siberie Tom. I. p. 292. bis 296.

(**) S. Saml. Rußiſcher Geſchichte 4. Bandes 2. Stück S. 264. folg.

derlich durch die Expedition nach Tybet und eine 1732.
in die Mongoley bis an den Orchon unternommene
Streiferey, berühmt gemacht hatte, als älterer Fürst
mehr Recht zur Chanischer Würde zu haben, verband
sich mit einigen andern Soongarischen Beherrschern
und überfiel, mit Hülfe der Kirgisen, den neuen
Chan in seinem Hoflager; worauf er sich zum Ober-
haupt der Soongaren aufwarf und diese Würde zwey
Jahre lang in ziemlicher Ruhe genoß.

Doch **Dawadschi** hielt denen Fürsten, die ihm
hülflich gewesen waren, seine Versprechungen nicht.
Vorzüglich machte ein gewisser **Amursanan**, aus der
Familie Choit, dem er einen Theil der Soongarischen
Herrschaft abzutreten zugesagt hatte, Parthey gegen
ihn, trat mit den Mongolen und Chinesern, welche
schon langst die Soongarische Macht zu zertheilen
trachteten, in Bündniß und gieng mit deren Beyp-
stand dem Dawatschi zu Leibe; welcher denn in
einem Treffen 1754. geschlagen und im folgenden
Jahre gar gefangen genommen und nach Pekin geführt
ward. In dieser Verwirrung machten die Choschot,
welche bey der Soongarischen Horde waren, einen
Versuch die Chanische Würde auf ihre Fürsten zu
bringen und die Zerrüttung ward nun allgemein.
Amursanan hofte sich von den Chinesern in der
Alleinherrschaft über die Soongaren bestätigt zu sehen.
Als aber diese Hoffnung fehlschlug, fiel er von ihnen
ab, flüchtete an den Iliflluß, wo stets das Hoflager
der Kalmückischen Beherrscher gewesen war, und
sammlete daselbst die Trümmer der Soongarischen
Horde, womit er, bis zur völligen Zerstreuung der-

selben, den Chinesern die Spitze bot. Diese letzten Händel hätten für China sehr ernsthaft werden können, wenn die Einigkeit unter den Kalmückischen Fürsten wieder herzustellen gewesen wäre. Denn auch zwey Mongolische Fürsten **Choschoi Tschin-Uang** und **Schadir-Uang** suchten auf ihrer Seite, zum Vortheil des tapfern Amursanan und der Freyheit, eine Empörung gegen China zu erwecken. Allein diese Unruhen, welche die Mongolen bereits so aufrührisch gemacht hatten, daß sie sich mit drohenden Haufen, um den Chinesischen Handelsort bey Kiachta sehn ließen und den dasigen Surgutschei oder Aufseher der Kaufmannschaft nöthigten bey den rußischen Gränz-Befehlshabern um Schutz zu flehen; diese Unruhen, sage ich, wurden durch die Chinesische Klugheit noch zeitig unterdrückt. — Amursanan ward von den wieder ihn ausgeschickten Truppen, zu welchen sich schon viele widriggesinnte Soongaren geschlagen hatten, überwunden, vor seinen eignen Leuten, wegen der Meuterey eines gewissen **Nemke Dschirgal** flüchtig, und muste sich zu den Kirgisen, und als er sich bey diesen nicht sicher sahe, nach Sibirien retten, wo er nach zuverläßigen Nachrichten, die der **Abbée Chappe** zweifelhaft zu machen gesucht hat, bald nach seiner Ankunft an den Blattern verstarb.

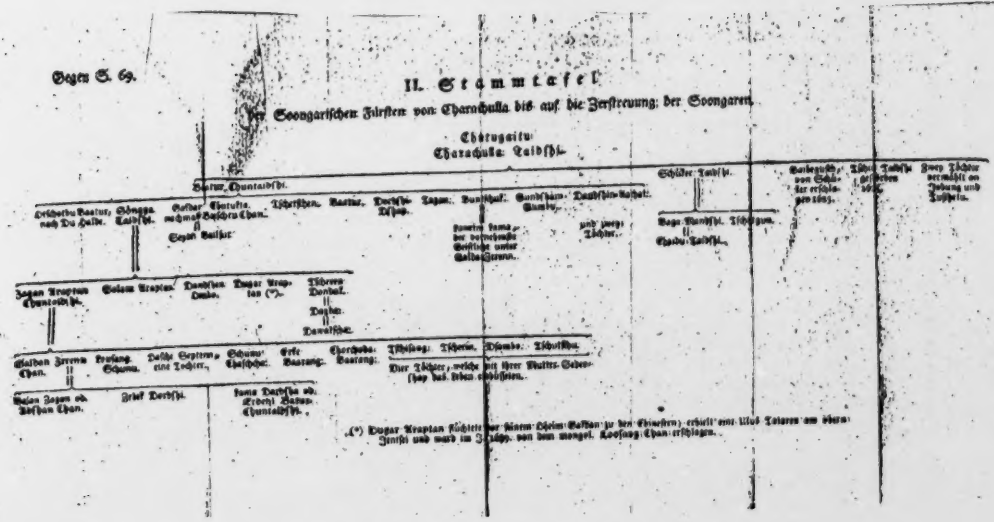
So zerfiel das unter einigen klugen und tapfern Fürsten in Asien so mächtig gewordene Soongarische Reich, durch die Uneinigkeit und Herrschsucht seiner eigenen Fürsten und Grossen, eben so geschwind, als es unter Batur Chuntaidschi entstanden war. Die klügern

Gegen S. 69.

II. Stammtafel

der Soongarischen Fürsten von Charschulla bis auf die Zerstreuung der Soongaren.

Chörugaitu
Charschulla Taidschi.



klügern Kalmücken selbst gestehn, daß ihrem und dem mongolischen Volk von jeher nichts so sehr, als innere Zwietracht und die eingeführte Zertheilung der Ulussen unter fürstlichen Erben, die nachmals mit einander zerfallen und sich aufreiben, geschadet habe (*). Und gewiß sollte jemals ein zweyter Tschingis in der Mongoley erscheinen, der unter dem Druck der Chinesischen Politik einige mächtige Stämme zu vereinigen die Gaben und Gelegenheit hätte, so könnte es in diesen wüsten Gegenden immer noch einmal Auftritte geben, die zwar nicht den westlichen Reichen, deren Verfassung itzt zu gut ist, aber doch China fürchterlich werden müsten. Gegenwärtig sind die unter Chinesischer Herrschaft verbliebene Soongaren, so viel möglich, unter die Bucharischen Städte und anderwärts angestellte Befehlshaber vertheilt, und ihren Fürsten, so wie denen Mongolischen, auf eine gute Weise alle Freyheit und Gelegenheit zu Schaden möglichst beschnitten. In der Soongarey sind bis an den Irtisch und Balchasch-noor Gränzposten eingerichtet und am Flusse Hobdo, wo sonst oft der blutigste Schauplatz mit den Kalmücken gewesen, eine Festung mit einem Oberbefehlshaber (Amban) angelegt, bey welchem sich die Oerötschen Häupter unter dem Prätext von Ehrenämtern aufhalten müssen. Die Horde wird, ausser den Postirungen und Gränzmiliz, welche daraus unterhalten wird, mit allen

(*) Intestina arma, quae fuerunt eruntque pluribus Populis magis exitio, quam bella externa, quam fames, morbiue, quaeque alia in Deum iras velut vltima publicorum malorum vertunt Liv. hist. IV.

Abgaben verschont. Die Bucharischen Städte sind bis an Caschchar, und selbst das nordöstliche Tybet, nebst dem Hauptsitz des Dalai-Lama, in die Chinesische Gränze mit eingeschlossen und mit dergleichen mandshurischen Befehlshabern und Besatzungen versehn. Und weil der Chinesische Hof wohl weiß, wie viel Herrschaft die Lamaische Geistlichkeit über das abergläubische Mongolische Volk hat, und wie viel Unheil durch die Intriguen der Lamen und ihres Oberhaupts gestiftet worden; so konnten vielleicht mit diesem Oberhaupt der Schamanischen Abgötterey bald Maaßregeln genommen werden, ihn näher gegen China zu versetzen, um nicht durch die Entfernung der Geistlichkeit zu trüben Unternehmungen Gelegenheit zu geben. Ja es gieng schon 1774. bey den Wolgischen Kalmücken der Ruf unter den Geistlichen, als wenn, nach Absterben des letzten Dalai-Lama, dessen Geist nicht im Tybet, sondern in der Mongoley wiedergebohren sey.

Ein Theil der Soongaren soll sich indessen doch in wildesten Gebürge gezogen haben und von China noch unabhängig seyn. Nach Sibirien flüchteten und kamen unter rußischen Schutz im Jahr 1758. acht hundert theils Kalmücken, theils den Soongaren unterwürfig gewesene Burutten, nur unter Anführung einiger Saissanen, weshalb die Kalmücken von dem Torgotschen Chan unter seine Ulussen vertheilt, die Burutten aber zu den Truchmenern, die sich unter der Wolgischen Horde befanden, geschlagen wurden, und auch itzt in deren Nachbarschaft die Steppe südwestwärts von Astrachan bewohnen.

Das

Das Jahr darauf folgte jenen ein Haufen von wenigstens zwanzig tausend Mann, unter Anführung der Soongarischen Fürsten **Scheereng**, **Schara Kökön**, **Urunchai**, **Lousang Dschap**, **Dschanama** und **Oeldesch**, denen Choitschen **Ereng** und **Norbudschàn**, dem Torgotschen **Erinzenn Daòi** und einigen andern, welchen man aber nur ihre eignen Unterthanen ließ, und den übrigen Haufen, theils im Orenburgischen und unter die Stawropolische getaufte Kalmücken, theils unter andre Beherrscher vertheilte. Und dieser Haufe ist grösstentheils, nebst allen damals in Schutz genommenen Beherrschern, bis auf den oben unter den Choschoten genannten **Samjang** und dessen Stiefsohn **Tümmen**, mit der grossen Torgotschen Horde nach der Soongarey zurückgeflüchtet.

∴ ∴ ∴

Die **Derbet**, deren besondre Begebenheiten itzt folgen, waren vorhin, bis auf den in der Stamfolge ihrer Fürsten genannten **Dalai Taidschi**, nur ein Haufe und wohnten jenseit des altaischen Gebürgs, in der östlichen Gegend des Landes der Soongaren, mit diesen in gutem Verständniß. In den Kriegen der Mongolen mit dem Soongarischen **Charachulla**, litten die Derbeten viel und Dalai verlor einen grossen Theil seiner Unterthanen. Bis 1621. theilte er das unglückliche Schicksal dieses Krieges und zog sich mit dem Rest seines Volks in die Gegend um den Ischim und Tobol, wo er 1628. mit Schüker, des Charachulla Sohn in Uneinigkeit gerieth und mit

den damaligen Kutschumischen Prinzen 1631. und 1634. die von Rußland neubesetzte Sibirische Gegenden berauben half, dafür aber auf frischer That, durch ausgeschickte Partheyen gezüchtigt wurde. **Dallai** starb 1637. und hatte zwey Gemahlinnen; eine **Aachai**, die andre, eine Tochter des Torgotschen **Choo Orlük** gehabt. Von neun Söhnen, die er aus diesen Ehen zeugte, soll der älteste vom Vater selbst getödtet worden seyn. Denen übrigen theilte er noch bey Lebzeiten einen Theil seiner Unterthanen aus, wobey die ältesten am schlechtesten, **Daitsching Choschooetschi** aber, und **Solom-Zeren**, der jüngste von der zweyten Gemahlin, am reichlichsten versorgt wurden. Nach des Vaters Tode nahm **Daitsching**, der schon eine Gemahlin **Dara-Eke** hatte, seine Stiefmutter daneben zum Weibe, und suchte gemeinschaftlich mit seinem Bruder **Gumba**, dem ältern **Toin Embo** das väterliche Erbtheil streitig zu machen. Er wohnte mit seinen Brüdern nachmals am Ischim und ward 1644. entweder von **Schüker Taidschi** oder von **Choo-Oerlük** dem Torgoten erschlagen.

Nach des **Daitsching** Tode begab sich die Stiefmutter, welche ihn geheyrathet hatte, mit ihrem jüngsten Sohn **Solom Zeren**, der nur sieben Jahr alt war, zu ihrem Vater **Choo Oerlök**, und hielt dadurch das Erbtheil dieses Sohnes, welches die itzigen Wolgischen Derbeten sind, beysammen. Des Daitsching Brüder und Kinder musten sich nach und nach unter das Joch der Soongarischen Beherrscher bequemen. — **Eschkep**, des Daitsching Bruder-

sohn

sohn, lebte schon 1643. am Irtisch abgesondert, hielt nachher mit seinem Oheim **Gumba** zusammen und blieb bis 1651. da einige seiner Unterthanen von Sibirischen Kasaken waren getödtet worden, an den rußischen Gränzen friedlich. Sein Sohn **Dschal** erbaute auf der linken Seite des Irtisch, in der Gegend von Podspuskoi Staniz, denjenigen steinernen Götzentempel, wovon die Ueberbleibsel noch itzt, unter dem Nahmen **Kalbassun Kaja Baschna** (*), vorhanden sind. Er muste aber 1702. wegen der Verfolgung der Baschkiren, mit welchen die Kalmücken in beständigem Unfrieden lebten, seine väterliche Wohnsitze verlassen und sich unter den Schutz des Soongarischen Chuntaidschi begeben, der ihm die Gegend am Bach Tschui, gegen die Kirgisische Gränze hin, eingab, wo er 1729. in einem Alter von 90. Jahren gestorben seyn soll. — Eschkeps Bruder **Ajuscha Taidschi** ward 1655. als er mit einer Raubparthey abwesend war, durch einen Ueberfall der Baschkiren seiner Familie und eines Theils seiner Unterthanen beraubt. — Ein Enkel endlich von Eschkeps jüngstem Bruder **Toa** (dessen Kinder mit **Dschal Taidschi** in beständiger Zwietracht gelebt und sich zu den Kirgisen gehalten hatten) Nahmens **Zaatun**, kam mit seinem Neffen **Solom Dardscha** und ohngefehr 300. Unterthanen unter rußischen Schutz an die Wolga, wo auch noch itzt ein Sohn des Solom Dardscha, Nahmens **Zendenn** und zwey Enkel, **Oedergö** und **Bajarlachö**, so wie auch ein andrer

(*) Nov. Comment. Petr. Vol. X. p. 430. seq. Pallas Reise II. Theil S. 487.

von des Daitsching Nachkommenschaft, dessen Genealogie ich nicht habe genau erfahren können, Nahmens **Chabetschik Nojon**, unter den Wolgischen Derbeten, als verarmte Fürsten die kaum hundert Unterthanen haben, vorhanden sind. Von allen übrigen in der Soongarey verbliebnen Zweigen des Derbetischen Fürstenstammes, ist keine Nachricht vorhanden; ausser daß von **Galdandschi** und **Aldar**, des Dalai Söhnen, Nachkommen unter Chinesische Herrschaft gekommen, und ein Abstämling von **Zären Monzok**, einem andern Sohn des Dalai, unter den Stawropolischen getauften Kalmücken gewesen seyn soll.

Der Stamvater, von der am Wolgastrohm noch izt wohnenden Derbetischen Haupt-Regentenlinie ist des Dalai jüngster Sohn Solom Zären **Batur Taidschi**, wie ihn die Kalmücken zu nennen pflegen, gewesen. Dieser kam um das Jahr 1673. oder 74. mit seinen Sohn **Menkétümmer**, und vier bis 5,000 Familien Unterthanen zu der Horde des Torgotschen Ajuka Taidschi, der nachmals von Kayser **Peter dem Grossen** zum Chan erklärt ward und damals schon um die Wolga seine Wohnsize genommen hatte. Solom Zaren lebte mit Ajuka in gutem Verständniß und legte, zugleich mit ihm, theils in Person, theils durch seinen Nachfolger Menkétümmer, vor Astrachan den Eid der Treue an Rußland ab, war auch 1682. selbst in Astrachan, um einige Unterhandlungen zum Vortheil des Ajuka zu endigen. Als Ajuka Chan im J 1701. mit seinem Sohn Tschakdordschap zerfiel, war Solom

Zären

Zären nicht mehr am Leben. Sein Sohn **Menko**tümmer schlug sich weder zu der einen, noch andern Parthey, sondern entwich mit seinen Derbeten an den Don. Nach wiederhergestellter Einigkeit aber nöthigte ihn Ajuka sich wieder mit ihm zu vereinigen und gab, zu mehrerer Verpflichtung, seine Tochter **Bunzar** dem Sohn des Menkötümmers, **Tschüttür** oder Tscheter genannt, zur Gemahlinn.

Als diese starb, heyrathete **Tscheter Taidschi** (der seinem Vater in der Regierung gefolgt war) eine andre Tochter des Ajuka, **Daschi Tscheren**. Allein im J. 1717. verstieß er dieselbe und verband sich mit Tschakdodschaps Tochter **Dordschi Tscheren**, die schon mit einem Choschotischen Fürsten zwey Söhne gezeugt hatte. Tscheter hatte sie mit Gewalt aus der Choschotischen Ulus entführt, deswegen berief ihn Ajuka zu seinem Hoflager und behielt ihn, unter allerley Vorwand, in Verwahrung, suchte aber insgeheim die Choschoten aufzuwiegeln, daß sie, um den ihrem Fürsten wiederfahrnen Schimpf zu rächen, die Derbetische Ulus, welche sich wieder an den Don geflüchtet hatte, überfallen und unter sich theilen sollten. Doch Tschakdordschap schlug sich ins Mittel und veralich die Sache so, daß Tscheter dessen entführte Tochter für sich behielt, die verstoßne Gemahlin aber dem Sohn des Tscheters, Lawan **Dunduk** beygelegt wurde.

Als 1723. nach Ajuka Chans Tode die **Unruhen** wegen dessen Erbfolge unter den Torgoten entstanden, flohe **Tscheter** mit seinem Sohn Lawa Donduk bis

über

über den Don weſtlich; ſein jüngerer Sohn **Gunga Dordſchi** aber blieb, mit einem Theil der Derbeten, bey ſeinem Schwiegervater **Donduk Ombo**, und war bey allen Unternehmungen deſſelben, ſonderlich als Tſchakdordſchaps Sohn Daſſang überfallen wurde, ſehr thätig.

Da 1725. die Schlägereyen unter den Torgotſchen Fürſten noch immer fortdauerten, erlaubte man einigen Beherſchern, die neutral ſeyn wollten, ſich zu den Derbeten über den Don zu begeben, ſo daß damals weſtlich vom Don über 14,000, bey der Wolgo aber bis 30,000 Kalmücken geſchäzt wurden. Allein ſowohl der Vice-Chan Tſcherendonduk, als Donduk Ombo, welcher jenem die Oberherrſchaft ſtreitig machte, lieſſen die über den Don wohnende Uluſſen, durch ausgeſchickte Kriegspartheyen, ſo ſcharf heimſuchen, daß ſich ſelbige wieder an die Wolga zurück zu begeben und zu einer von beyden Partheyen zu ſchlagen bequemen muſten.

Im Jahr 1731. lieferte Donduk Ombo ſeinem Oheim ein blutiges Treffen und zog ſich darauf mit ſeiner ganzen Parthey und den bemeiſterten Uluſſen, worunter auch Tſcheter Taidſchi, mit ſeinem Sohn Gunga folgen muſte, nach Kuban. **Lawadonduk** ſamlete den Ueberreſt der Derbeten und ſezte ſich damit weſtlich vom Don in die Gegend von Tſcherkaſk, von wannen er durch den General, Fürſten **Borätinſkoi** innerhalb der Linie von Zarizyn zu wohnen angewieſen ward, auch daſelbſt bis zur Zurückberufung der nach Kuban geflüchteten Fürſten verblieb. Sein

Vas-

Vater versuchte, durch Vorstellungen, russischer Seits Erlaubniß zur Wiederkehr zu erhalten. Allein zu eben der Zeit (Ausgang des 1731 Jahres) überfiel dessen Sohn Gunga mit 2000 Kalmücken einen Vorposten der Donischen Kasaken, streifte über den Don, und entführt einen Theil der in den Steppen um den Donez winternden Kalmücken, nebst andern Gefangenen; wodurch dieses Ansuchen damahls fruchtloß gemacht ward.

Als 1741. nach dem Absterben des tapfern Donduk Ombo, sich neue Unruhen unter den Wolgischen Kalmücken erhoben, ward dem Fürsten **Lawa Donduk**, welcher damals nach dem Tode seines Vaters den Derbeten, vorstund, auf sein Anhalten innerhalb der Zarizynsche Linie zu ziehen erlaubt, bis Donduksaschi zum Chan ernannt worden, da er sich wieder an den Don begab. — Der neue Chan verlangte damals, daß die Derbeten wieder unter seine Oberherrschaft vereinigt werden sollten und man suchte auch, um neue innerliche Unruhen unter dem Kalmückischen Volke zu verhüten, den Derbetischen Fürsten, unter Zugestehung gewisser Vorzüge über die jüngern Fürsten der Chanischen Horde, dazu zu vermögen. Im October 1743. wurde desfalls zwischen Lawan Donduk und dem Chan ein versöhnlicher Vertrag zu Stande gebracht und von beyden Theilen eidlich bekräftigt. Dem ohngeachtet traute Lawa-Donduk noch nicht zur Wolga überzuziehen, sondern that vielmehr durch seinen nach Moskau abgefertigten ältesten Sohn Schamgil Norbo dringende Gegenvorstellungen. Weil man aber bald darauf (1744.)

Ver-

Verdacht bekam, als wenn die Derbeten nach Kuban zu entfliehen willens ſeyen; ſo wurden die nürkſamſten Maaßregeln genommen, ihre Vereinigung mit der Chaniſchen Horde zu beſchleunigen, welches denn ſo viel fruchtete, daß Lawa Donduk würklich zur Wolga hinüberzog. Aber ſich völlig mit den Torgoten zu vereinigen ließ er ſich nicht bewegen, ſondern blieb auf ſeiner Hut; und weil man im Früling 1745. erfuhr, daß vielmehr der Torgotſche Chan, deſſen in Aſtrachan als Geiſſel gehaltner Sohn Aſſarai damahls geſtorben war, damit umgieng ſich über die Gränze zu machen und unter Perſiſchen oder türkiſchen Schuz zu begeben; ſo wurde den Derbeten, die ſich in aller Eyl über den Don geflüchtet hatten, daſelbſt zu verbleiben bey gehöriger Vorſicht, erlaubt. Im Sommer vereinigten ſich die derbetiſchen Kriegsvölker mit einem ſtarken Corps donſcher Kaſaken, welches unter dem Ataman Jefremof die Kumaniſche Steppe rein halten und auf die Bewegungen der Torgoten ein wachſames Auge haben ſollte; wodurch denn dieſe völlig in Ruhe erhalten, der Haß des Torgotiſchen Chans gegen die Derbetiſchen Beherrſcher aber nur vermehrt wurde.

Im Jahr 1748. hielt Lawa Donduk freywillig um ſeine Vereinigung mit der Torgotſchen Horde an, welches Anſuchen man damahls als verdächtig anſehn muſte. Er entzweyte ſich auch damahls mit ſeinem Sohn Schamgil Norbo und ließ ihm im folgenden Jahr, durch ſeine Saiſſanen nachſtellen, ſo daß ſich derſelbe nach Tſcherkaſk flüchten muſte.

Doch

Doch um eben diese Zeit starben Vater und Sohn innerhalb zweyer Monathe und **Galdan Zerenn**, der jüngste, noch minderjährige Sohn, übernahm mit seiner Mutter Abu die Herrschaft über das Derbetische Volk, welches in seinen Wohnplätzen am Don bis 1756. gelassen ward. Damahls sahe man sich, wegen des Schadens und Unfugs den sie, sonderlich an den donischen Kasaken, verübten und der wegen Minderjährigkeit des Fürsten durch die Saissanen noch mehr begünstigt wurde, genöthigt, die Wiedervereinigung der Derbeten mit der Chanischen Horde zu verordnen und sie in die Wolgische Steppe zurückzuweisene

Und nun fieng der Torgotsche Chan die schon längst gehegte Absicht, sich der Derbetischen Ulus zu bemächtigen, immer mehr zu äussern an. Nichts war dazu günstiger, als die Jugend und Gemüthsschwäche des derbetischen Fürsten. Um noch mehr Einfluß auf denselben zu haben, vermählte ihm Donduksaschi im J. 1755. seine Tochter, und suchte nach und nach das gemeine Volk von ihm abzuziehen, allerley Händel, wegen der Ueberläufer, Entscheidung der Rechtshändel des Volks und unter anderm Vorwand zu erregen, und wartete nur auf Gelegenheit sein Vorhaben auszuführen. Endlich brachen 1760 beyde Theile in Klagen und Thätlichkeiten aus. Die Gemahlin des Galdan Zerenn gab dazu noch mehr Gelegenheit, mit welcher derselbe damahls einen Sohn **Zebeck Ubuscha**, der nachmals sein Nachfolger ward, hatte. Diese Fürstin liebte ihren Gemahl wenig und hatte unter den Geistlichen und Saissanen viele

viele Lieblinge, die den Gemahl nicht ohne Eifersucht liessen und den Grund zu vieler Zwietracht gaben, welche die Fürstin ihrem Vater zu hinterbringen und die Aufhebung ihres Gemahls zu betreiben nicht unterließ. Es war im Winter zu Ausgang des 1760sten Jahres, da aus Orenburg nach Astrachan von Zurüstungen Nachricht gegeben ward, welche die Kirgisen machten, um selbigen Winter die Kalmücken, von welchem sie seit mehrern Jahren, sonderlich durch die glücklichen Räubereyen des Torgotschen Fürsten **Bambar**, viel gelitten hatten, mit einer ansehnlichen Macht zu überfallen. Dieses gab dem Torgotischen Chan die vortheilhafteste Gelegenheit ein beträchtliches Heer seiner Kriegsvölker zusammen zu ziehen, unter dem Vorwand selbige, wenn er über die Wolga zum überwintern nach der Kumanischen Steppe ziehen würde, zu Beobachtung der Kirgisen an diesem Fluß zu hinterlassen. — Die Truppen standen unter dem Befehl des Fürsten Zebek Dordshi von der Chanischen Familie und des Choschoten Aerränpäl. **Galdan-Zerenn** ward zugleich beordert tausend Mann seiner Derbeten zusammen zu bringen und damit zu den Torgoten zu stossen, seine Horde aber an der Sarpa hinauf in die Nachbarschaft der Chamschen abzulassen. Die Derbeten behaupten, Dondukdashi habe diese Veranstaltungen bloß deswegen gemacht, um sich der Person des derbetischen Beherrschers zu versichern und darnach die Derbeten seiner Horde einzuverleiben.

Dem sey wie ihm wolle, so versamlete Galdan-zerenn würklich tausend Mann seiner Völker, in der

Gu

Gegend der hohen Landecke **Neo Chammur**, unterhalb Zarizyn und war damit die Wolga hinunter im Anzuge, um sich zu den Chanischen Truppen in die Gegend des gegen Tschernojarsk gelegnen Berges Bogdo zu verfügen, als er erhaltne Nachricht von einem getreuen Saissan auf einmal seinen Marsch abbrach, gegen Zarizyn flüchtete und sich mit seinen Leuten unter der Linie an den Jelshanka-Bächen setzte. Aerränpäl ließ ihm zwar nachsetzen, schickte auch zwey Abgeordnete, Charamursa und Gángasatu an ihn, um ihn zu sich zu locken. Weil aber die List auf den furchtsamen Galdanzeren nicht würken wollte; so befahl der Torgotsche Chan dem Fürsten Zebekdordshi in Gesellschaft eines gewissen Salo-Lama mit allem Kriegsvolk nach der Derbetischen Ulus zu marschiren und selbige mit Gewalt die Sarpa hinauf zur Chanischen Horde zu treiben. Die Mutter des Galdanzerenn ward gefänglich gehalten und die Gemahlin flüchtete, nebst ihrem Sohn und den Lieblingen, die sie unter den Saissanen hatte, zu einem Torgotschen Geistlichen Schamgill Gellong, mit dem sie es gleichfalls gehalten haben soll.

Galdanzeren war mit seiner geringen Macht nicht im Stande gewesen sich diesem allen zu widersetzen. Allein zu seinem Glück starb der Chan Dondukdaschi am 21. Jenner 1761. in der Kumanischen Steppe. Die treuen Derbeten gaben davon ihrem Erbfürsten die schleunigste Nachrichten, sonderten sich, sobald sie von dessen Anzug Nachricht bekamen, mit Gewalt von den Torgoten ab und zogen an den Don. Galdanzerenns Gemahlin allein blieb mit

ihrem Sohn und den Saissanen ihrer Parthey, in allem etwan 200. Gezelte, bey den Torgoten. — Diese wollte Galdanzeren mit Gewalt zurückholen und fertigte deßhalb seinen Vetter **Tundur** und den Saissan **Taskir** mit 600. Mann ab, welche aus dem Lager der Derbeten Verstärkung an sich zu ziehen befehligt waren. Allein die Derbetischen Fürsten **Dshall** und **Menghön**, die mit einer Parthey ausgeschickt waren um dieses Commando aufzusuchen, fielen bey einem Nebelwetter in die Hände der Torgoten und wurden nach der Chanischen Horde gebracht; wodurch die Unternehmung diesmal vereitelt ward.

Indessen ließ es sich auch unter den Torgoten zu neuen Uneinigkeiten, wegen der Nachfolge in der Chanischen Würde an, und um bey entstehenden Unruhen sich zu rächen und im trüben zu fischen, rüsteten sich die Derbeten zum Krieg. Jung und alt ward aufgeboten und der Fürst soll damals in der Steppe am Ssalfluß, wo auch die bey Kriegserklärungen unter den Kalmücken gewöhnliche, abergläubische Ceremonien veranstaltet wurden, bey 6000 Mann gemustert haben. Jedoch durch die Vermittelung der rußischen Befehlshaber ward nicht nur die Ruhe unter den Torgoten erhalten und **Ubuscha**, ein Sohn des verstorbenen Chans, als Verweser dieser Würde bestätigt, sondern auch Galdanzeren dahin vermocht, sich mit seiner verstoßnen Gemahlin wieder zu vereinigen. Es verzog sich jedoch damit bis im December 1762. da er sich nach der Festung Jenatacska begab und daselbst mit der Gemahlinn, auch nachmals mit deren Bruder dem neuen Vice Chan, schein-

ſcheinbarlich ganz ausgeſöhnt ward. Kaum aber war Galdanzeren mit denen ihm zurückgegebenen Ueberläufern in ſeiner Uluß angelangt, als er die Lieblinge der Fürſtin gefangen und alle ihre Haabe wegnehmen, ſie ſelbſt aber mit Peitſchen und Schilfbränden halb zu Tode martern ließ, ſo daß einige davon auch in Iſcherkaſk, wohin er ſie als Gefangene abfertigte, ihren Geiſt aufgaben. Die Gemahlin aber ward von neuem verſtoſſen und mit wenigen Leuten in der Steppe verlaſſen, auch auf ihrem Wege nach des Bruders Horde ſogar noch von den gemeinen Derbeten beraubt.

Galdanzeren heyrathethe darauf eine Tochter des Torgotſchen Buſſurman Taidſhi, Nahmens **Bokſchirgo** und lebte in beſtändiger Zwietracht mit dem Torgotiſchen Chane; obgleich er auf Befehl von der rußiſchen Regierung ſich 1763. wieder an die Wolga zu ziehn bequemen mußte. Weil man auch dazumal erfuhr, daß er beym Krymiſchen Chan Schutz geſucht hatte, und ſelbſt zugleich darum anhielt, daß man, um ſeinen Klagen Gehör zu geben, ihn nach St. Petersburg zu kommen erlauben möchte, ſo ward ihm dieſes endlich zu Anfang des 1764ſten Jahres zugeſtanden. Allein er ſtarb wenige Monate nach ſeiner Ankunft in Petersburg, wo ſeine Leiche verbrannt und mit einem Grabmal von Ziegelſteinen beehrt worden iſt.

Die nachgebliebene Mutter **Abu** verglich ſich darauf wieder mit ihrer erſten Schwiegertochter, welche 1765. auch verſtarb, und weil der Erbfolger

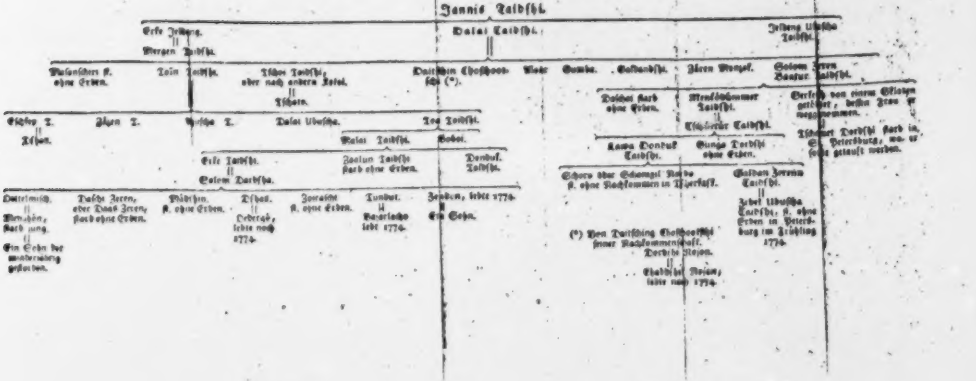
Zebek Ubuscha noch minderjährig war, so ward die Regierung der Derbeten dem ältesten der noch lebenden Vettern **Zendenn**, als Vormund, übertragen. — Bey Abzug der Torgoten, im Winter zu Ausgang des 1770sten Jahres, suchte der Vicechan **Ubuscha** auch die Derbeten über die Wolga zu locken und den alten Plan, selbige unter seine Horde zu vertheilen, auf der Flucht zu bewerkstelligen. Allein ein derbetischer Saissan **Tarba**, welcher als Beysitzer des Chanischen Raths (**Sarca**) von den Derbeten bestellt war, gab zeitig seinem Fürsten davon Warnung, welcher den klüglich, bis zum Abzug der Chanischen Horde, in der Gegend zwischen dem Don und der Wolga verblieb.

Gleichwohl hatte man zwey Jahre nachher im Sommer gegründeten Verdacht, als wenn die Derbeten für sich, dem Beyspiel der Torgoten zu folgen gedächten. Ja sie hatten sich schon unter dem Vorwand eines Ueberfalls von den Kirgisen, in die jenseitige Wolgische Niedrigung stark versammlet, als man sich ihrer Fürsten auf eine gute Weise zu versichern den heilsamen Entschluß faßte. Selbige kamen zwar wieder frey, man hat aber seitdem den Kalmücken nicht mehr über der Wolga zu wohnen erlaubt. Der junge Fürst **Zebek Ubuscha** war schon zuvor mit den übrigen nachgebliebenen Beherrschern nach S. Petersburg genommen worden, wo er im Frühling 1774. kurz nach seiner, an der Wolga hinterlaßenen Großmutter **Abu**, ohne Erben verstorben ist. Demnach fiel die Herrschaft über die Wolgischen Derbeten, nach den Kalmückischen Erbfolgsgesetzen

Gegen S. 85.

III. Genealogie

der Derbetischen Fürsten von Jannis Taidshi bis auf den heutigen Tag.



gesetzen, an den ältesten der von **Solomdardsha** abstammenden Nebenlinie, nemlich den Fürsten Zendenn, welcher auch, wenn ich recht unterrichtet bin, darinn bestätiget worden ist.

∴ ∴ ∴

Auf die Choschot, Soongarr und Derbet lasse ich nun den vierten mächtigen Stamm des Oelötschen oder Kalmückischen Volks, nemlich die **Torgot**, folgen. Ihre Fürsten können sich keiner sehr alten und hohen Herkunft rühmen. Die oben erwähnte, unter den Torgoten selbst, von einem Abkömling einer Nebenlinie dieses Hauses, **Gabung Scharrap**, aufgesetzte Chronik nennt erst einen gewissen tapfern **Kasbang**, der sich von Wang oder **Uang-Chan** (vermuthlich eben demjenigen, dessen in der Geschichte des grossen Tschingis so oft Erwähnung geschiehet) mit dem Torgotischen Haufen getrennt haben soll. Dieser Kasbang, oder wie er in einer andern Abschrift genennt wird, **Ki-Wang** hatte einen Sohn **Sossai** auch **Bujam Teekükschi** zugenahmt, der einen Sohn Nahmens **B..jar** und zum Enkel denjenigen **Machaetschi Menggó**, mit dem Zunahmen **Kárát** gehabt haben soll, welcher unter den Ahnherrn des Torgotischen Hauses am berühmtesten ist und den Zunahmen Kárát auf seinen ganzen Stamm fortgepflanzt hat. **Machaetschi** bedeutet einen Mörder; und dieser Ehrennahmen soll dem **Menghó** deswegen beygelegt worden seyn, weil er seine sehr schöne Tochter nacheinander an sieben Fürsten vermählt, die Schwiegersöhne aber heimlich

umgebracht haben soll, um sich ihre Unterthanen zuzueignen, Auf diese Art legte er zur Torgotischen Horde den ersten Grund, da er zuvor kaum über 40. Familien Herr gewesen war. Sein Sohn ist **Jässun** und dessen Sohn Boegho- oder **Boibego-Oerlük** gewesen, auf welchen in gerader Linie **Sulsega-Oerlük** und darauf **Choo-Oerlük**, als Stammhalter der Torgotschen Familie, gefolgt sind; worunter der letzte noch drey Brüder: **Belei-Erdeni**, **Jeldeng** und **Jurukai** hatte, und zuerst mit dem Torgotschen Haufen an den Jaik und bis in die Wolgische Steppe gekommen ist.

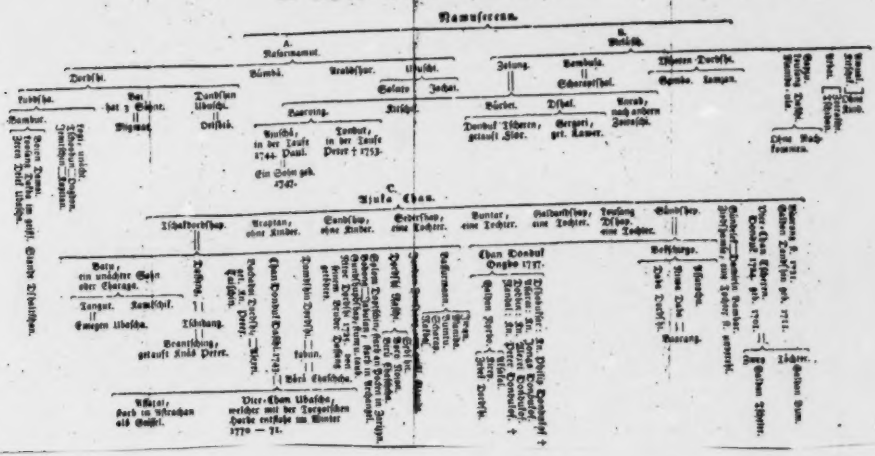
Boegho Oerlük hatte von zwey Weibern sechs Söhne die **Sulsega**, **Buura**, **Goori**, **Mangchai**, **Uellü-Zänsenn** und **Bollichun** genannt werden. Des **Sulsega-Oerlük**, der das Haupt der Familie war, sehr zahlreiche Nachkommenschaft und die verarmte Nebenlinien, welche von seinen Brüdern fortgepflanzt worden, können auf den beygefügten genealogischen Tafeln der Torgotischen Fürsten an der Wolga übersehen werden.

Buura, der zweyte Bruder, ließ vier Söhne, worunter der älteste **Zäzen Nojon** mit dreyzehn Weibern eine unglaubliche Menge Kinder erzeugt haben soll. Die Chronicken nennen nur den ältesten Sohn von jedem Weibe. Nach des Vaters Tode theilten sich die vielen Kinder in dessen Ulus, welches so kleine Theile gab, daß diese arme und kraftlose Fürsten sich dem Choo-Oerlück und dessen Erben gutwillig unterwerfen musten. Dieser machte sie, aus

Für-

Zur IV. Tabelle

des Torgotschen Fürstenstammes Beylagen A. B. C.



Fürsten, zu seinen Saissanen, doch mit gewissen Vorrechten; und daraus ist unter der Torgotschen Horde der Haufe (**Ottuk**) Jke-Erketen (*) entstanden, unter welchem alle Saissanen ja auch viele Gemeine von fürstlichem Geblüt entsprossen sind. Die Saissanen dieses Ottuk besassen ihre Würde erblich und theilten ihre Aimaks oder Gauen unter ihre Kinder, wie Fürsten mit ihren Unterthanen zu thun pflegen.

Böke Taidshi, der von **Böegho Oerlüks** drittem Sohn **Goori** abstammte, kam mit den seinigen nachmals zur Wolgischen Horde, wo die verarmten Fürsten dieser Linie ebenfalls von den mächtigen Torgotschen Stammhaltern zu Saissanen, unter eben den Bedingungen gemacht wurden, woraus der andre Haufe **Baga-Erketen** (die kleinen Freywilligen) entstand.

Boëgho Oerlük hatte auch zwey Brüder, **Ungchan-Tschabtschadshi** und **Ollonki**, deren Linie entweder ausgegangen oder nicht bekannt ist. Man weiß nur von Ungchan daß er einen Sohn gehabt **Aesänä Taidshi**, dem vier Söhne **Manus-Jeldeng**, **Tenüs-Mergen-Tämänä**, **Dural-Daitschin** und **Sögödä** gegeben werden; auch nennen die Chroniken noch einen Sohn von Tenüs-Mergen, Nahmens **Mergen Dshunung**, und einen Enkel **Aerkä Dshunung** und melden von Tenüs-Mergen selbst, daß er sich bey Einführung des Lamaischen

(*) Jike, groß; **Erketen** bezeichnet freye Leute.

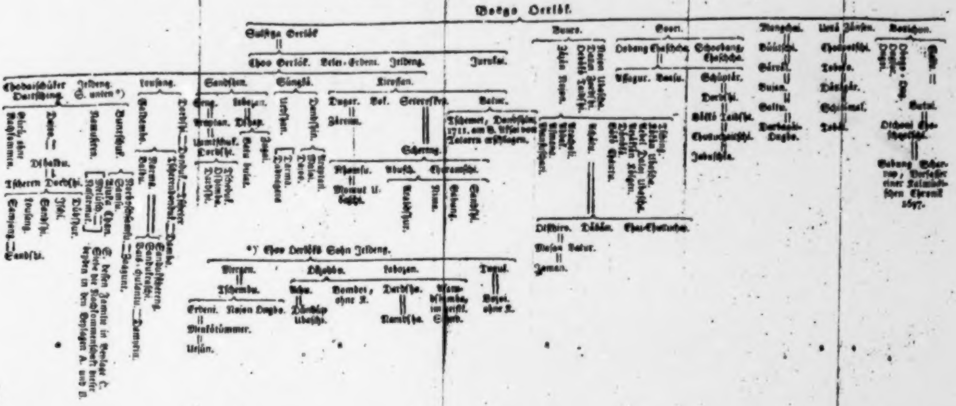
Aberglaubens unter den Kalmücken, gar ſehr verdient gemacht, und einen bequemen Weg nach Tybet zu reiſen, den man vorher nicht gekannt, erfunden habe.

So viel von den Nebenlinien; ich will itzt die Begebenheiten des Hauptſtamms der Torgotſchen Fürſten umſtändlicher verfolgen. **Choo-Oerlük** zog ſich mit dem gröſten Haufen der Torgoten aus der oſtlichen Kalmückey, wo ſeine Vorfahren um den Kokonoor gewohnt hatten, weil es dort wegen der Kriege mit den Mongolen ziemlich heiß hergieng, immer mehr gegen Weſten. Nachmals ward ihm die Uebermacht der Soongaren noch gefährlicher, weßwegen er zu Anfang des 17-ten Jahrhunderts an den Jemba und Jaik, folglich an die Grenzen des rußiſchen Reichs kam. Nach der Sibiriſchen Geſchichte ſoll er im Jahr 1616. den Eyd der Treue an Rußland geleiſtet haben. Daß es ihm aber damit kein Ernſt geweſen, hat ſeine ganze nachmalige Aufführung und ſein Ende bewieſen. Er machte ſich die am Jemba damahls wohnende Jimbulatiſche Tataren unterwürfig, ließ ſich in Unterhandlungen mit den Unruhigen Murſen der Aſtrachaniſchen Nogaier ein, welche er auf gute oder böſe Weiſe ſich unterwürfig zu machen trachtete, 1633. bekriegte, dann wieder in ſeinen Schutz nahm und es endlich hiedurch und mit ſeinen auf rußiſchem Gebiet verübten Räubereyen, ſo arg machte, daß 1644. Rußiſche Kriegsvölker gegen ihn ausgeſchickt wurden, die ſein Hoflager überraſchten und ihn mit einigen ſeiner Söhne und Enkel im Gefecht tödteten. Die Begebenhei-

Gegen S. 38.

IV. Stammtafel

der Torgotschen Fürsten von Boigo Oerlök bis auf unsre Zeit.



benheiten des unter den Kalmücken gefangenen Teutschen **Opitz**, welche ich itzt zum Nachsehen nicht bey der Hand habe, scheinen in diese Zeit zu gehören.

Choo-Oerlük soll auf 50,000 Gezelte Unterthanen gezählt haben. Er war so vorsichtig seinen Söhnen, so lange er lebte, nur geringe Erbtheile anzuweisen. Allein nach seinem Tode theilte sich die Horde dennoch unter seine drey Söhne **Dairsching**, **Jloeng** und **Loosang**. — **Dairsching**, als das Haupt der Familie, ließ sich am meisten angelegen seyn des Vaters Todt zu rächen, und hatte sich zuvor schon in verschiedenen Händeln gegen Rußland feindselig bezeigt. Allein die Vortheile, in der Wolgaischen Steppe ruhige und erwünschte Wohnsitze zu finden, scheinen ihn bald auf andere Gedanken gebracht zu haben. Bald nach des Vaters Tode ward ihm von dem tibetischen Bogdo-Lama das Thanenpatent angetragen. Er schlug es aber aus (*).

(*) Die beyden Päbste der Fooïschen Secte, Dalai-Lama und Bogdo-Lama maassen sich eben die Obrigkeit über ihre Glaubensverwandte weltliche Fürsten an, welche sonst die römischen Päbste über Kaiser und Könige geltend zu machen wusten. Sie schmeicheln mächtigern Fürsten durch Ertheilung der Titel Chuntaidshi und Chan, oder durch kleine geistliche Geschenke, u. dergl. und wissen sie, durch die Ränke ihrer Clerisey, für Nachlässigkeit in der verlangten Hochachtung zu bestrafen. Der Aberglauben ist das grosse Werkzeug auch dieser geistlichen Oberherrschaft.

Jeldeng und **Loosang** kamen zuerſt über den Jaik und breiteten ſich in der Wolgiſchen Steppe aus. Sie machten ſich die daſelbſt herum ziehende nogaiſche Tataren der Stämme **Kitai-Kaptſchak**, **Mailebaſch** und **Eeiſſin**, ſo wie auch die ſüdlich vom Jemba wohnende Truchmener vom rothen Kameel (**Ulan temäne**), welche nachmals unter der Torgotiſchen Horde gewohnt haben, unterwürfig. In demſelben Jahr folgte ihnen der Bruder **Dairſching** und hatte, ſowohl als ſie, bald mit den gebürgiſchen Völkern, bald mit den Baſchkiren zu thun. Nach 1650. wurden die Brüder untereinander uneins und Loosang gieng zurück über den Jaik, um ſich wieder gegen Sibirien zu ziehn. Allein er ward durch ein in der Stille unter dem Saiſſan Choſchootſchi abgeſchicktes Heer am Orſluß eingeholt und des gröſten Theils ſeiner Unterthanen beraubt, worauf er ſich an den Tobol geflüchtet zu haben ſcheint.

Jeldeng muß bald darauf geſtorben ſeyn, wenigſtens geſchieht ſeiner in den Aſtrachaniſchen Archivnachrichten um das Jahr 1656. da ſich **Dairſchung Taidſchi**, nebſt ſeinem Sohne **Punzuk** oder Bantſchuk dem Zaren Alexei **Michailowitſch** zuerſt förmlich unterworfen, keine Erwähnung. Im Jahr 1662. legte Dairſching zum zweytenmale am Bach Bereket 60. Werſte von Aſtrachan in Gegenwart des Bojaren und Woewoden Knäſen **Grigorei Sunetſchalewitſch Tſcherkaſkoi** den Eyd der Treue und Bundespflicht gegen Rußland ab; und ſeitdem ward dieſer Eyd von den Torgotiſchen Beherrſchern bis auf das Jahr 1672. nicht wiederholt.

Jel-

Jeldengs Sohn **Mergen** entzweyte sich mit seinen Brüdern, deren Uneinigkeit sich Daitschings Sohn **Punzuk** zu nutze machte, seinen Vetter Mergen gefangen bekam, tödtete, und sich dessen Volk zueignete. Er gerieth aber über der Theilung mit einem andern Vettern **Dugar**, der ihm beygestanden hatte, in Zwist und zwang auch diesen sein meistes Volk im Stich zu lassen und zu den Crimmischen Tataren zu flüchten. Dieses geschah um das Jahr 1670. Punzuk, der sich solchergestalt von dem grösten Haufen der torgotischen Horde Meister sahe, ward bald darauf von dem Choschotischen Zablai **Taidschi** überfallen und gefangen genommen, starb auch gleich darauf in dessen Händen und ließ die Herrschaft über die Torgoten seinem ältesten Sohn **Ajuka Taidschi.**

Namoserán hatte unter Daitschings übrigen Söhnen das stärkste Erbtheil erhalten, weil er aber in Vermehrung seiner Unterthanen nicht so glücklich als Punzuk war, so blieben seine Nachkommen immer nur Fürsten vom zweyten Range unter den Torgoten, sind aber doch, bis auf die Entweichung der Horde, nächst den Chanen, ihre mächtigsten Beherrscher und bey derselben ungetrennt mit ihrem Eigenthum verblieben.

Ajuka Taidschi trat im Herbst 1672. als er sich in der Steppe zwischen dem Don und der Wolga am Sarpaflüßchen aufhielt, mit dem damaligen, Astrachanischen Befehlshaber, **Knäs Jakob Nikitisch Odojefskoi** von neuem in Unterhandlungen. Aus

den

den damaligen Kanzleyacten erhellet, daß man seit der ersten Vereidigung seines Großvaters Dairsching von Zeit zu Zeit dem Oberhaupt der Torgoten unter dem Titel eines Soldes, von Astrachan aus, kleine Geschenke an Geld, Waaren und Victualien zukommen lassen, wofür man sich ihrer zu Demüthigung und Züchtigung der Nagajischen, Krymischen und Bergtotaren nützlich bediente. Ajuka meldete damals, daß er die Oberherrschaft der Torgoten übernommen und dem Beyspiele seines Vaters und Großvaters zufolge, mit Rußland in Verbindung und Freundschaft zu leben bereit sey; daß er mit Hülfe rußischer Truppen den unruhigen Ablai nebst seinem Enkel gefangen bekommen und seines Vaters Unglück gerochen habe. Zugleich rühmte er die von ihm gegen die Tataren bis dahin geleistete Dienste: wie er mit seinem Kriegsvolk die Berg-Tscherkessen und die kleine Nagajische Horde sich von dem Krymischen Chan zu trennen genöthiget, auch letztere, sonderlich die Kassjefskische und Edissanische Mursen gezwungen ihm Geissel zu geben und sich zu seiner Horde zu halten. — Der am Terek wohnende für Rußland treugesinnte Fürst Kaspulat Tscherkaskoi in dessen Nachbarschaft Ajuka selbiges Jahr überwinterte, vermochte ihn damals, ohngeachtet er wegen der seit drey Jahren vorenthaltenen Gnadengelder nicht die besten Gesinnungen verrieth, dennoch dahin, daß er sich vor dießmal mit dem Gehalt auf das nächstverfloßne Jahr, welches nach dem Vertrag mit Dairsching 580. Rubel ausmachte, begnügen ließ, und zu Erneuerung des Eides im Hornung 1673. nach Astrachan zu kommen versprach. Seine Ankunft erfolgte auch würklich

lich den 25. des gedachten Monats unfern Astrachan, man konnte ihn aber nicht ohne viele Mühe überreden, bis dicht vor die Stadt zu kommen, wo der Statthalter ein grosses Zelt hatte aufschlagen, mit spanischen Reutern umgeben und mit Truppen besetzen lassen. — Man muste den Posten die Zeltwacht noch vermindern, ehe Ajuka in das Zelt treten und sich in Unterredung mit dem Statthalter einlassen wollte. Der feierliche Eid ward auf den folgenden Tag verschoben, und von Ajuka sowohl, als seinen Vettern Melúsch, Nasarmamut, Lugul und Dordsha Taidshi, auch allen gegenwärtigen Saissanen, für sich und im Namen der übrigen Fürsten und Vornehmen, worunter der Derbetische Solonzeren namentlich angeführt ist, auch für die Nagaischen, Edissanischen, Jimbuluzkischen, Mailebaschischen und Keletschinischen Mursen, die des Ajuka Oberherrschaft erkannt hatten, nach Kalmückischem Gebrauch, mit Auflegung des Sabels auf den Kopf und Berührung eines Götzen, Rosenkranzes und geistlichen Buchs, bekräftigt. — Die beschwornen Puncte waren: „dem Zaaren und Grosfürsten „Alexei Michailowitsch und seinen Prinzen „Iwan und Peter Alexeiwitsch, als treue Vasallen, wieder ihre Feinde, besonders Tataren und „Türken zu dienen, ihren Städten und Unterthanen „keinen Schaden zuzufügen, auch die unter Astrachan wohnende Nagajische, Edissanische, Imbuluzkische und andere Tataren nicht zu beunruhigen; „im Kriege die Zaarischen Truppen nie verrätherischer „Weise zu verlassen, mit dem Türkischen Sultan, „Kysil-Baschen-Schach, Krimmischen Chan, Aso-

„wischen

„wischen Bey, denen von Temruk, Taban, Bessle-
„nez, den Kumyken und andern Feinden Rußlands
„keine Unterhandlungen zu pflegen; die Tatarischen
„Mursen von allen Räubereyen aufs strengste abzu-
„halten, auch keine Astrachanische Ueberläufer mehr
„anzunehmen, ja selbst diejenigen Mursen, welche
„sich wieder nach Astrachan zu begeben Lust hätten,
„nicht hinderlich oder feindlich zu behandeln; keine
„der ihnen entlaufene Christliche Sklaven zurück zu
„verlangen, sondern dafür eine gewisse Bezahlung
„anzunehmen, auch alle Russen, die aus fremder
„Sklaverey zu ihnen flüchten möchten nach den näch-
„sten Städten auszuliefern; denen in Geschäften rei-
„senden Zarischen Boten behülflich zu seyn; ferner
„nach wie vor ihre Pferde auf die Stanizen, wo
„Märkte (**Orda-Basar**) angesetzt waren, ingleichen
„über Tambof, Kasimof und Wolodimer nach
„Moskau selbst zum Verkauf zu senden; die ihnen
„zugeschickte Zaarische Geschenke und Jahrgelder ohne
„Einwendung anzunehmen, und jährlich wenigstens
„einen Feldzug gegen die Kumyken und Krymmische
„Tataren zu unternehmen; auch endlich den Choscho-
„tischen **Ablai**, ingleichen den Oheim des Aiuka,
„**Dugar**, welchen jener itzt gleichfalls gefänglich
„hielt, an Rußland auszuliefern. — Dagegen ver-
sprach man ihnen alle heydnische und mahometanische
Sklaven welche entflüchten würden, wieder auszu-
liefern und den Jaikischen Kasaken sowohl, als Basch-
kiren alle Feindseligkeiten zu untersagen, zahlte auch
dem Fürsten noch für eins der rückständigen Jahre,
bis auf weitere Verfügung des Hofes, den gewöhn-
lichen Gehalt aus. Nach Ablegung und Unterzeich-
nung

nung des Eides, welche der vornehmste Geistliche im Namen des Ajuka verrichtete, wurden alle anwesende Kalmückische Vornehme bewirthet, und der Statthalter ließ, auf des Ajuka Verlangen und zu dessen Bewunderung, die zur Bedeckung postirten Strelizen in den Waffen üben, feuern und Granaten werfen; worauf diese Zusammenkunft zu beyderseitiger Zufriedenheit geendigt ward.

Vermuthlich war es die Schuld der beym Kalmückischen Heer wohnenden Tatarischen Mursen, und auf der andern Seite die feindselige Begegnung der Jaikischen Kasaken und Baschkiren, daß, jener Verträge ungeachtet, von 1674. an auf der Wolga sowohl, als am Don und in der Ukraine häufige Gewaltthätigkeiten und öffentliche Räubereyen von Seiten der Kalmücken verübt wurden. Deßwegen ergieng im December 1676. von neuem der Zaarische Befehl, daß man die Kalmückischen Fürsten nochmals nach Astrachan fordern und auf friedfertigere Gedanken bringen sollte. Ajuka stand damals in der Jaikischen Steppe, um, wie er vorgab, einen aus der östlichen Kalmückey annähernden **Dordschi Taidschi** der Choschoten (welche in meinen Nachrichten bey dieser Gelegenheit **Schwarze Kalmücken** genannt werden) zu beobachten. Der oben angeführte Fürst **Kaspular** bewog ihn dennoch sich wieder gegen Astrachan zu ziehen und im Jenner 1677. kam er mit dem Derbetischen Solomzeren und vielen Verwandten und Neffen wirklich vor Astrachan. Die Klagen waren bey der Zusammenkunft, welche am 15. Jenner erfolgte, von beyden Seiten

nicht

nicht gering und die Kalmücken führten viele von den Baſchkiren und doniſchen Kaſaken gegen ihre Uluſſen verübte Gewaltthätigkeiten zu ihrer Entſchuldigung an. Darüber verſtrich der Tag, und der damalige Woewode Knäs **Konſtantin Seſcherbatowo** muſte ſich gefallen laſſen am folgenden Tage ſeinen **Djak** mit verſchiedenen Kanzleybedienten in das Lager des Ajuka zu ſenden, um ihn von neuen ſchwören und die Eidesformul, welche der vorigen ganz gleich war, unterzeichnen zu laſſen; worauf Solomzeren als Bevollmächtigter nach Aſtrachan kam, um die für Ajuka beſtimmten Geſchenke, welche derſelbe mit den übrigen Fürſten nicht gern theilen wollte, heimlich zu empfangen. Dieſes geſchahe in der Aſtrachaniſchen Kanzleyſtube, in welche man den Bevollmächtigten, wieder den Gebrauch ſeines Volks, durchaus mit entblößtem Haupt einzutreten nöthigte, gleichwohl aber nicht verhinderte, daß er ſeine Mütze nach dem Eintritt nicht ſogleich wieder aufgeſetzt hätte. Die Kalmücken muſten damals es für eine groſſe Herzhaftigkeit eines ihrer Fürſten halten, ſich in eine rußiſche Stadt zu wagen; denn **Solom Zeren** hat ſich ſonſt mit keiner That den Zunamen **Baatur** (des tapfern) verdient.

Die Feindſeligkeiten zwiſchen den Kaſaken, Baſchkiren und Kalmücken dauerten dem ohngeachtet nicht nur fort, ſondern nahmen in den folgenden Jahren ſo gar überhand. Ja im Jenner 168-. erfuhr man, daß ſich Ajuka mit dem Krymmiſchen Chan in Unterhandlungen eingelaſſen und ſeine Abgeordneten, die ſogar nach Conſtantinopel gelaſſen worden,

Krym-

Krymmische Unterhändler, nebst Geschenken und einem Sendschreiben des dortigen Chans mit zurück gebracht hätten. Deßwegen ward sogleich ein Expreßer aus Astrachan, mit einem Schreiben, an Ajuka Taidshi abgefertigt, worinnen man ihm zu erkennen gab, daß man von seiner Bank-Müthigkeit unterrichtet seye und ihn ermahnte sich durch die Versprechungen der Türken und Tataren nicht verleiten zu lassen. Ajuka erwiederte: daß ohngeachtet es ihm, wegen der Kasakischen und Baschkirischen Beunruhigungen fast unthunlich schiene fernerhin unter rußischem Schutz zu bleiben, so habe er sich doch mit dem Tatar Chan und Pascha von Asof, die seine Freundschaft durch Geschenke suchten, nicht völlig eingelassen, sondern wolle noch erwarten, ob man ihm rußischer Seits Luft machen würde. Er sey ohnehin von den Tataren bedrohet, daß sie, auf den Fall, wenn er sie zu beunruhigen fortführe, mit Rußland auf die Bedingung Frieden schlüssen wollten, daß der Zaar gemeinschaftlich mit ihnen die Kalmücken aus ihren Wohnsitzen vertriebe. Zugleich schickte er das Schreiben des Krymmischen Chans Nare Giret nach Astrachan, und erbot sich nicht nur, auf erfolgende Genugthuung, sobald es verlangt würde gegen die Tataren zu Felde zu ziehen, sondern dem Zaaren auch, auf den Fall, wenn er mit den Polen und Türken brechen sollte, Hülfs-Völker nach Kiew zu senden.

Obgleich nun unterdessen die Kalmücken ihre Streifereyen noch immer fortsetzten, so wurde doch von Hofe denen astrachanischen Woewoden Matwee

Stepan. Puſchkin und **Kirilo Pankrat. Puſtſchin** Befehl ertheilt, die Kalmückiſchen Fürſten von neuem zu berufen und durch Eide zu verpflichten; wobey die ihnen an Zobel und Marderpelzen, Mützen, Laken, Ottern und Juften zu ertheilende Geſchenke, bis auf den Werth von 1480. Rubel, beſtimmt waren. Weil der zu den neuen Unterhandlungen abermals ernennte Fürſt **Kaſpulat** eben damals ſtarb, ſo gebrauchte man dazu den Ediſſaniſchen Fürſten **Mamademin Uruſſof** und den Murſen **Kaumambet**, welche den **Ajuka Taidſchi** in der Kumaniſchen Steppe, an einem Ort Kara Tübe, den 21ten Februar antrafen. — Ehe dieſe noch zurück kamen erfuhr man in Aſtrachan, daß eine Parthey von 300. doniſchen Kaſaken die Wolga mit Schlitten herunter zöge, um etwas gegen die Kalmücken auszuführen; wovon man ſogleich in die Horde Nachricht ertheilte. — **Ajuka** war dieſesmal lange nicht zu bewegen an den vorigen Sammelplatz vor Aſtrachan zu kommen; er brachte viele Tage mit Vorſchlägen wegen der Wahl eines Ortes zu, und ſeine Forderungen waren in Abſicht der Geſchenke ſo hoch, als möglich, geſpannt. Als er ſich endlich in dem vor Aſtrachan aufgeſchlagnen Zelt einzufinden verſprach, muſten die Woewoden die Wände des Zeltes niederlaſſen und eine Wacht von Kalmücken gegen die übrige zu poſtiren erlauben, ehe Ajuka vom Pferde ſteigen und ſich zu ihnen wagen wollte. Diesmahl begleitete ihn der junge derbetiſche Fürſt Menkotemir und ein Bruder des Schamchals von Tarchu, der ſich unter rußiſchen Schutz begeben hatte, nahmens Alibek. — Die Vergleichspuncte waren auch

dieſes-

dieſesmal faſt die vorigen, auſſer daß Ajuka verſprach die Zariſchen Befehle ſtehend, mit entblöſtem Haupt anzunehmen und die geraubten Ruſſen ohne Entgeld auszuliefern. Er drückte auch zu mehrerer Bekräftigung ſein Signet (Tamga) unter die Eidesformul und begnügte ſich mit denen für ihn beſtimmten Geſchenken, welche die Kanzley noch um 400. Rubel wohlfeiler, als vom Hofe befohlen war, einzurichten gewuſt hatte.

Ajuka ſchien den Eid, um der Geſchenke willen, recht oft erneuern zu wollen, und hielt deßwegen ſeine Kalmücken nicht mehr als zuvor im Zaum; die Klagen der Gränzbewohner wurden immer dringender und man ſahe ſich genöthigt einmal wieder Drohungen zu gebrauchen. Deswegen ward 1682. aus dem Kaſaniſchen Dworez Gurje Priklonſkoi mit einem Zariſchen Schreiben an Ajuka abgeordnet, ihm ſein eydbrüchiges Verfahren nochmals zu Gemüth zu führen, völlige Erſtattung und Genugthuung für das vergangne zu fordern, und zukünftiger Sicherheit halber drey ſeiner nächſten Verwandten, als Geiſſel, nach Aſtrachan zu verlangen; zugleich aber mit der Bedrohung, daß, falls er in ſeinem bisherigen Verfahren beharren ſollte, Kriegsvölker gegen ihn ausgeſchickt und ihm nach Verdienſt begegnet werden würde.

In der erſten Hitze hatten dieſe Drohungen die üble Würkung, daß Ajuka noch mehr erbittert ward, und den Abgeordneten mit einer völligen Weigerung alles deſſen, was man von ihm verlangt hatte, von

ſich ließ. Ja bald nachher (im Auguſt deſſelben Jahres) unternahm er, auf Einladung der uraliſchen Baſchkiren aus der Jaikiſchen Steppe einen Kriegszug in das Ufiſche Gebiet und ſtreifte mit einem groſſen Schwarm Kalmücken und Nagajer, zu welchen ſich die rebelliſchen Baſchkiren geſchlagen hatten, bis ins Kaſaniſche, verheerte und verbrannte viele Dörfer und Klöſter und ſchleppte alles lebendige mit ſich fort, konnte aber Ufa ſelbſt, worauf ein hitziger Angriff geſchahe, nicht erobern. Eine Menge Ruſſen, Tſchuwaſchen und Tſcheremiſſen geriethen dabey in die Kalmückiſche Gefangenſchaft und ein Theil der Baſchkiren ſchlug ſich zu des Ajuka Horde. Im April 1682. that eine Parthey Kalmücken und Baſchkiren auch auf Samara einen Anfall, trieb die dortigen Heerden weg und behandelte einen Trup Kaſacken, die aus der Stadt nachſetzen wollten, ſehr übel.

Im December deſſelben Jahres erfuhr man in Aſtrachan, daß Ajuka Taidſchi, der ſich einer baldigen Züchtigung von rußiſcher Seite verſahe, ſeinen Troß in der Gegend des Sees Samar und der Uſeenflüſſe in Sicherheit gebracht habe und mit einem ſtarken Haufen Kriegsvolk über die Wolga gegangen ſey. Er hatte ſich zwiſchen Tſchernoiarſk und Aſtrachan gelagert und in der Steppe hin und wieder groſſe Verpoſten, die man auf tauſend Pferde ſchäzte, zu ſeiner Sicherheit ausgeſtellt, allein die ſtrengſte Mannszucht zu beobachten befohlen. Am 14ten kam ein Abgeordneter von ihm nach Aſtrachan, durch welchen er ſeine leztere Vergehungen auf die von dem Bothſchafter Priklonſkoi geſchehene Bedrohungen

und

und Forderungen, auch sogar zugemuthete Hinrichtung einiger von seinen Vornehmsten schob, sich aber von neuem willig bezeigte unter Zaarischem Schutz zu leben und Rußland zu dienen; sollte man aber wirklich Krieg gegen ihn beschlossen haben, so erklärte er, daß er sich nicht zu widersetzen, sondern die rußische Gränze zu verlassen und sich über den Jemba zurück zu ziehn gedächte. Indessen habe er verboten, die im Ufischen gemachte Gefangnen weiter als Sklaven zu verkaufen.

Im Februar lagerte sich Ajuka auf der linken Seite der Wolga am Bach Bereket, ein Heer von 5000. Kalmücken aber stand auf dem rechten Ufer. Man ließ ihm von Astrachan wissen, daß er fortan auf Geschenke und Gnadengelder nicht mehr Rechnung machen, sondern, wenn er auf rußischem Boden zu verbleiben wünsche, Geissel zu stellen und und einen jährlichen Tribut von 500. Pferden an den Zaaren zu liefern, sich entschliessen müsse. Auf solche Bedingungen wolle man seine Bitte nach Moskau gelangen lassen. — Dadurch wurden die Unterhandlungen diesmal abgebrochen.

Den ganzen März hindurch stand das Kalmückische Heer noch immer auf dem westlichen Wolga-Ufer und samlete die in der Steppe zerstreute Nagaiische und Edissanische Tataren, um sie über die Wolga nach der Jaikischen Steppe zu führen und zu verhindern, daß sich niemand davon unter Astrachan flüchtete. Zu Ausgang des Monats, da auch Ajuka selbst von der Wolga gegen die Sandwüste Naryn

gezogen war, überfiel eine Parthey Baſchkiren die gegen das Jaikiſche Kaſakenſtädtchen ausgeſtellte Kalmückiſche Vorpoſten; worauf ſich Ajuka rüſtete, aufs neue mit einem mächtigen Heer ins Uſiſche einzufallen und ſich an den Baſchkiren zu rächen. Allein er bedachte ſich und gieng im Sommer, um Ruhe zu haben, über den Jaik.

Indeſſen kamen neue Verhaltungsbefehle nach Aſtrachan, kraft welcher man den Kalmückiſchen Taiſchen wiſſen ließ, daß ihnen der Hof alle vorige Vergehungen nachſehen und ſie auf den alten Fuß wieder aufnehmen wolle, wenn ſie alle Gefangene frey geben, die zu ihnen geflüchtete Baſchkiren ausliefern und drey gute Geiſſeln ſtellen wollten. Ajuka war auf dieſe Nachricht im September eben im Begriff ſich Aſtrachan wieder zu nähern, als eine Parthey von tauſend Jaikiſchen Kaſaken die Ulus des **Maſan-Batur** von deſſen Horde überfallen, ihn ſelbſt getödtet und alles Vieh und Volk weggetrieben hatte. Auch war eine Parthey Doniſcher Kaſaken, welche von der Wolga in Fahrzeugen ausgelaufen, in die Jaikiſche Mündung gekommen und hatte die nächſten Kalmückiſchen Ulusſen zu plündern angefangen; war aber durch Samſa taidſchi bey Saratſchik in die Enge getrieben worden. Dem ohngeachtet ließ ſich Ajuka, bis auf die verlangte Geiſſel, zu allem willig finden; lieferte auch einige Gefangene aus, die er von der Wolga hatte rauben laſſen, um ſich nach den rußiſchen Zurüſtungen zu erkundigen. Ja obgleich eben auch Abgeordnete aus Aſof zu ihm gekommen, ihm den türkiſchen Schutz anzubieten, wollte

wollte er ſich doch lieber mit Rußland vergleichen. Der halbe Winter, welchen Ajuka zwiſchen dem Kuma und Terek zubrachte, gieng zwar mit fruchtloſen Unterhandlungen hin; und Ajuka war oft in ſeinen Antworten ziemlich ſtolz; ſogar, daß er auch erklärte: „Er habe nie im Sinn gehabt, des Zaaren „Unterthan zu ſeyn, ſondern nur in Bündniß und „Freundſchaft zu leben; die Steppe ſey groß und ihm „überall offen, zudem würden ihm von den Türken „und Tataren Verſprechungen genug gethan, er aber „lehne ſie ab, bloß aus Neigung dem Zaaren zu „dienen.„ — Allein den 24ten Januar 1683. kam er endlich Aſtrachan näher, und nur die Furcht, auf eine hinterliſtige Weiſe für ſeine Verzehungen empfangen zu werden, machte ihn diesmal vorſichtiger als je zuvor. Er erneuerte, zugleich mit Solomzeren ſeinen Eid und hinterließ letztern, um wegen der Geſchenke zu dingen, welche dieſesmal an Gelde und ſo genau eingerichtet wurden, daß die Fürſten ziemlich mißvergnügt Abſchied nahmen.

Von den nachfolgenden Jahren bis 1692. ſind mir keine umſtändliche Nachrichten über die Begebenheiten der Tongoten zu Händen gekommen. Vermuthlich ſind neue Gewaltthätigkeiten von Seiten der Baſchkiren und Kaſaken Urſach geweſen, daß Ajuka Taidſhi im Jahr 1693. wieder einen Zug gegen erſtere zu unternehmen drohte. Ich habe davon, ſo wie von denen 1695. durch den Stolnik **Kirilo Pankrat Puſchkin** in der Horde ſelbſt, am Jaik, mit **Ajuka** gepflognen Unterhandlungen bloß aus den **Samlungen rußiſcher Geſchichte** (5 Ban-

des 4 Stück S. 287.) Kenntniß. Ich finde aber Ursach zu glauben, daß vom grossen Kayser damals dem Anuka der Chanische Titul, nebst andern Vortheilen beygelegt und er völlig zufrieden gestellt worden ist. Denn in Kanzleyschriften vom Jahr 1700. wird er nicht mehr Taidschi, sondern **Chan** genannt, auch von ihm gerühmt, daß er die genaueste Vasallität beobachtet und durch Hülfsvölker, sowohl gegen die aufrührischen Baschkiren, als gegen auswärtige Feinde, willige Dienste geleistet. Er hat auch nachmals mit seiner Horde den Jaik nie mehr überschritten.

Anuka hatte von drey Gemahlinnen, deren die erste Erunzena hieß, die jüngste aber **Darmabala**, eines mit dem Chuntaidschi Zagan Araptan verwandten Fürsten Dunzi Raschi Tochter war, acht Söhne und fünf Töchter, welche gröstentheils merkwürdige Lebensumstände gehabt haben. Um erst kürzlich der Töchter zu erwähnen, so ward die älteste **Sederdschap**, wie schon oben unter den Soongarischen Beherrschern gesagt worden, dem Chuntaidschi Zagan Araptan vermählt und wurde, nach dessen Tode, von ihrem Stiefsohn ermordet. Eben dieses wiederfuhr einer andern **Loosangdschap**, die mit Araptan einem Sohn des Soongarischen Fürsten Zagan Achai lebte. Eben dieser Zagan Achai selbst hatte **Galdandschap** eine andere Tochter des Anuka zur Gemahlin. Noch eine, **Bunzar** ward, oben schon erwähnter massen, mit dem derbetischen Fürsten Menkotümmer verheyrathet und nachmals von ihm verstossen. Die jüngste starb unverehlicht.

Mit

Mit seinen Söhnen hatte Ajuka viele Händel. Die erste Ursach dazu soll gewesen seyn, daß der alte Chan mit seinen Schwiegertöchtern Unzucht treiben wollen. Der älteste Sohn Bdschak, oder Tschakdurdschap, dessen Gemahlin Dagan Sanm, eine Tochter des Choschotischen Zäzän Chans, dieses hauptsächlich betraf, empörte sich darüber gegen seinen Vater, i. J. 1701. und weil er beym Volk sehr beliebt war, ihm solglich alles zufiel, so sahe sich Ajuka gezwungen nach dem Jaikischen Kasakenstädtchen zu flüchten. Tschakdurdschap gieng darauf mit der ganzen Horde über den Jaik, und fertigte an den Soongarischen Beherrscher Unterhändler ab. Waerend dieser Unruhen schickte des Ajuka vierter Sohn Gundschep, welchen derselbe mit Appanagirung der ältern Brüder, zu seinem Erbfolger erklärt hatte, einen Mörder nach Tschakdurdschaps Hütte, welcher in der Nacht auf dessen Lager von aussen mit zwey Kugeln schoß und ihn in die Brust, jedoch nicht tüdtlich verwundete. Der Mörder ward ergriffen und Gundschep muste aus der Horde nach Saratof flüchten.

Indessen war der Knäs Boris Alex. Golizin diese Unruhen beyzulegen nach Samara gekommen, welcher den Chan mit seinem Sohn vollkommen aussöhnte und alles auf den vorigen Fuß herstellte. — Allein eben, da Tschakdurdschap die Horde über den Jaik nach der Welgischen Steppe zurück führte, entwich der dritte Bruder Sanschip mit 15,000 Gezelten nach der Soongarey, in der eitlen Einbildung sich mit dem Chuntaidschi zu messen

und vielleicht die Oberherrſchaft der daſigen Horde durch Liſt und Gelegenheit zu erhalten. Mit ihm entwich Choo-Oerlüks Enkel von Süngkä, Nahmens **Danſhin**, nebſt ſeinen drey Söhnen und ein Urenkel Cho-Oerlüks, Nahmens **Dagnagara**. Der Verſuch aber gelang ſo unglücklich, daß der Soongariſche Beherrſcher Zagan-Araptan am 11ten Februar 1704. den guten **Sandſhip**, durch Liſt, ohne einen Schwerdtſtreich gefangen bekam, ſich ſeinen ganzen Haufen zueignete, und den Führer mit funfzehn, oder nach andern Nachrichten nur ſieben Mann dem Vater Ajuka zurück ſchickte. **Sandſhip** ſoll nachmals ſein Leben durch aufgeſlogenes Pulver verloren haben, ohne Erben zu hinterlaſſen.

Nicht lange nach der obigen Begebenheit ſtarb von des Ajuka Söhnen **Günſhep**, dem er anfangs zu ſeinem Haupterben beſtimt hatte, und wenige Jahre darauf **Gundelek**; wie denn auch ſchon zuvor **Araptan** mit Tode abgegangen war.

Im J. 1711. hatte der damahlige Kaſaniſche Statthalter Graf **Peter Matw. Apraxin** mit **Ajuka-Chan** in Gegenwart vieler Fürſten ſeines Hauſes, an dem mit der Achtuba ſich vereinenden Arm Daniloſka, 200 Werſte oberhalb Aſtrachan, eine feierliche und merkwürdige Unterredung. Aus den Acten derſelben erhellet, daß Ajuka, als Chan, ein Gehalt von tauſend Rubeln, nebſt 2,000 Säcken Meel und einer gewiſſen Quantität Bley und Pulver für ſeine Truppen, jährlich genoß. Er that dem

dem Grafen, mit welchem er eine genaue und wie es scheint aufrichtige Freundschaft schloß, das Versprechen dem Kayser bis an seinen Tod getreu zu dienen. Er ließ auch wegen der damals am Don entstandnen Meutereyen der Nekrassofschen Kasacken, ein Heer von 10,000 Kalmücken in der Kubanischen Steppe überwintern und schickte, so oft es verlangt wurde, gegen die unruhigen Baschkiren Partheyen aus.

Im Jahr 1713. erklärte **Ajuka**, (eben zu der Zeit, als diejenige Chinesische Gesandte in seiner Horde waren, deren Reise man im **1sten Band der Sammlungen Russ. Gesch.** S. 327. aus dem französischen Original übersezt und sehr erläutert findet,) seinen ältesten Sohn **Tschakdurdschap** zu seinem Nachfolger in der Regierung des torgotschen Volks, übergab ihm auch zu dessen Bestätigung, das Chanische Siegel, welches er vom Dalai-Lama erhalten hatte, und bediente sich nachmals eines andern. Allein Tschakdurdschap starb vor dem Vater zu Anfang des 1722sten Jahres und verordnete unter seinen zahlreichen Kindern seinen Sohn **Dassang** zum Haupt der Familie, dem er auch zur Versicherung der Erbfolge eben dieses Siegel einhändigte. — Als nun der grosse Kayser **Peter I.** 1722. über Astrachan nach Persien gieng, beschloß derselbe, in Betracht dessen, daß Ajuka, welchem er in Saratof eine sehr gnädige Audienz ertheilte, zwar mit vieler Treue gedient, sich aber stets zu unabhängig und eigenmächtig aufgeführt hatte, die Chanische Würde nach ihm seinem Vettern **Dordschi**, welcher

welcher von guten Eigenschaften zu seyn schien, zu bestimmen, ließ denselben auch zu sich nach Astrachan berufen, ihn dieser Gnade versichern, und zugleich einen Revers von ihm nehmen, daß er, auf ereignenden Fall, seine Söhne als Geissel nach Astrachan stellen wolle.

Allein Ajuka hatte ganz andre Absichten und gedachte die Chanische Würde einem seiner nachgebliebnen Söhne und zwar dem Tscheren-Donduk, der damals ohngefähr 22 Jahr alt war, zuzuwenden. Zu dem Ende muste er sich vor allen Dingen von Tschakurdshabs Sohn Dassang versichern, welcher nach den Kalmückischen Rechten Nachfolger seyn muste, und noch dazu die Versicherung des Vaters darauf hatte. Deßwegen schickte Ajuka, unter dem Vorwand eines Ungehorsams, ein Heer, von seinem Enkel Donduk Ombo geführt, wider ihn aus, welcher ihn flüchtig machte, aber nicht gefangen bekam. Das ganze Kalmückische Volk gerieth hierdurch in einen neuen Aufruhr und mittlerweile starb Ajuka 1624. in einem Alter von 87 Jahren, und hinterließ alles in der größten Verwirrung.

Sobald Ajuka todt war, trachtete die nachgelassne Wittwe Darmabaka sich mit ihrem Stiefs-Enkel Donduk Ombo zu verbinden und nebst ihm die Oberherrschaft zu behaupten. Demnach waren zur Chanischen Würde vier Competenten. Dordshi Tarshi, welchen der Gouverneur Wolinskoi im Nahmen der Rußischen Regierung zum Chan ernennen sollte, verbat sich diese Ehre, unter dem Vorwand,

wand, daß seine Ulus zu schwach sey die andern Fürsten im Zaum zu halten, in der That aber weil er seine Söhne nicht zu Geiseln geben wollte. Er schlug zugleich Dassang und Tscheeren-Donduk dazu vor, welche unstreitig das nächste Recht hatten. Um der Chanin Darmabala also keine Zeit zu Ausführung ihres Vorhabens zu lassen, und die Ruhe unter der Horde herzustellen, sahe sich der Gouverneur genöthigt Tscheeren-Donduk, einen Sohn der Darmabala, seines schwachen Zustandes ungeachtet, zum Verweser der Chanischen Würde, bis zu weiterer Bestätigung des Hofes, zu ernennen; welche darauf auch erfolgt ist.

Damit aber war die Ruhe unter den Torgoten nicht hergestellt. Dassang verstarb zwar, aber dessen nächster Bruder Bachadai-Dordshi, welcher sich, in Hofnung seinem Grosvater zu succediren, unter dem Nahmen Peter Caiserin hatte taufen lassen, und Donduk-Ombo wollten beyde den Vicechan nicht erkennen. Letzterer sonderlich machte sich durch seine Freygebigkeit eine mächtige Parthey unter den Torgoten. Der Vicechan dagegen war dem Trunk sehr ergeben, von jedermann verachtet und überhaupt von den schlechtesten Eigenschaften. Gleichwohl da im Jahr 1731. sich eine Chinesische Gesandschaft in Moskau einfunden, welche dem Vernehmen nach Auftrage hatte, bey den Wolgischen Kalmücken um Hülfstruppen gegen die Soongaren zu bitten und Tscheerendonduk zugleich den Chanischen Titul beyzulegen, mußte ihn der nach Astrachan bestimmte Gouverneur Ismailof zum würklichen

lichen Chan über die Torgoten erklären; welches auch am ersten May gemeldeten Jahres in der Steppe gegen Dmitrefsk, in Gegenwart des obersten Lama der Horde, Schokur und derer von der Chanin Darmabala abgeschickten, wie auch des Chans eignen Saissanen, würklich erfolgte.

Man wuste zwar, daß Donduk Ombo sich eine mächtige Parthey gesamlet; wuste, daß er sogar einen Kupferarbeiter aus dem Dorfe Woskresenskoi des Simbirskischen Gebiets durch Versprechungen an sich gelockt hatte, um durch denselben kleine Kanonen, die auf Kameelen geführt werden könnten, aus Kupfer giessen zu lassen. Ja er hatte durch Vorschub Saratofscher Kasacken sich zwey metalne und eine eiserne Kanone zu verschaffen gewust; und Tscheredonduks Bruder Galdan Dandshin hatte durch den astrachanischen Komissar Mologtof ebenfalls zwey kleine Kanonen erhalten. Allein man glaubte die Vermittlung des Astrachanischen Statthalters und geschärfte Befehle würden die Unruhen, welche schon verschiedentlich ausgebrochen waren, ersticken und verbot vor allen Dingen aufs schärfste den Kalmücken weder Munition, noch Schießgewehr mehr zu verkaufen; auch dem Chan und seiner Mutter, unter welche das Jahrgehalt des Ajuka getheilt war, kein Pulver und Bley mehr zukommen zu lassen.

Es waren indessen, während der Unruhen und Zwietracht unter den Kalmückischen Fürsten, die Tataren von Ersan und Imbulak, welche sich Ajuka

Ejuka unterwürfig gemacht hatte, von der Kalmükkischen Horde nach der Krymischen Steppe entflohen, und geseüten sich damals zu derjenigen Horde, welche unter dem Nahmen der Belgorodischen Tatären im lezten Kriege wieder unter rußischen Schuz getreten ist. Man muthmaste aber, daß auch die Kalmücken, unter dem Vorwand jene zurück zu hohlen, sich gleichfalls über die Gränze entfernen würden; wie denn damahls würklich Abgeordnete von ihnen in Persien und bey der Pforte gewesen waren.

Sobald **Tscheren-Donduk** zum würklichen Chan ernannt war, so brach **Donduk-Ombo**, welcher seit 1726. theils durch Güte, theils mit Gewalt, nach und nach fast alle Kalmückische Ulussen unter seine Befehle gebracht hatte, auf einmahl los, schlug den Chan in einem förmlichen Treffen aus dem Felde, so daß sich derselbe nach Zarizyn flüchten muste; bemeisterte sich, nebst **Peter Taischin**, des gröstten Theils der Chanischen Ulussen, und zog sich damit, da er die Annäherung des General-Lieutenants Fürsten **Borätinskoi**, welcher mit Truppen zu Beylegung dieser Unruhen herbey eilte, vernahm, in aller Eil nach Kuban, wo er sich unter den Schuz der Pforte begab. — **Peter Taischin** der nicht so nahe an der Gränze gestanden hatte, wurde durch ausgeschickte Comanden nach Krasnojar getrieben und unter Arrest gesezt. Die Vettern von der Nebenlinie **Bai** und **Lubdsha**, welche sich ebenfalls gegen Tscherendonduk aufgelehnt hatten, zogen sich nach ihren gewöhnlichen Wendeplätzen am Jaik zurück. Von den Derbeten entkam

ohnge-

ohngefähr die Hälfte über den Don und in die Linie von Zarizyn, und das ganze Kalmückische Volk war auf einmal getrennt und zerstreut.

Gleich damals wurden Donduk Ombo Anerbietungen gethan und ihm völlige Vergebung versprochen, wenn er mit seinem Volk auf dem vorigen Fuß zurück kehren wollte. Allein er that vielmehr sowohl in eigner Person, als unter Anführung seines Sohnes **Galdan Nerbo** und des Derbetischen **Gunga Dordsi** öftere Streifereyen bis zur Wolga und dem **Don, verübte vielen** Unfug an rußischen Unterthanen und entführte alle Kalmückische Ulussen, die erreicht werden konnten; so daß der gröste Theil der Wolgischen Horde damals unter Donduk Ombo in Kuban versammelt war.

Tscheren Donduk nahm unterdessen seine Zuflucht zu geistlichen Waffen. Er schickte heimlich eine Gesandschaft an den **Dalai Lama**, um von diesem Pabst seines Aberglaubens die Bestätigung in der Chanischen Würde zu erlangen; wodurch er seinem Ansehn einen neuen Schwung zu geben hofte. Diese Bestätigung erfolgte auch im Sommer 1735. und die schriftliche rußische Nachricht, welche ich, von den Feierlichkeiten, womit die öffentliche Erklärung und Bekanntmachung des Dalai-Lamaischen Patents in der Wolgischen Horde geschahe, in der Bibliothek der Kayserlichen Akademie der Wissenschaften gefunden habe, verdient hier Auszugsweise mitgetheilt zu werden.

Es war der zehnte September 1635. zu dieser Ceremonie angesezt. Das Chanische Filzgezelt war, wie es bey Kalmückischen Festen gewöhnlich ist, mit allerley seidnen Stoffen von innen ausgekleidet und geziert. In demselben hatte man einen besondern erhabenen Siz oder Thron für den Chan, zur rechten desselben aber einen etwas niedrigern für den damaligen obersten Gözenpriester der Torgotschen Horde, **Schorkir-Lama**, zugerichtet. In der nicht weit davon befindlichen Götzenhütte, waren die Götzenbilder feyerlich ausgestellt und einige Geistliche verrichteten vor selbigen, nach lamaischer Gewohnheit, den Dienst mit Trommeten und andern lärmenden Instrumenten.

Der Chan saß im Gezelt auf dem für ihn bereiteten Siz, in reicher Kleidung, und erwartete die Ankunft des **Schokur-Lama**, welcher sich endlich, nach verrichteten Gebeten, feyerlich aus seiner Wohnung nach dem Chanischen Lager begab, durch die obgedachtermassen in der Götzenhüte versammelte Geistlichkeit in Procession mit voller Musik empfangen und auch so bis vor das Chanische Zelt begleitet wurde: worauf sich die zum Dienst bestimte Geistliche wieder in die Götzenhütte zurück begaben; der Lama aber nahm, ohne weitere Ceremonien, den für ihn bereiteten Siz neben dem Chan ein. Und nun verfügte sich der vom Chan als Gesandter nach dem Tyber gebrauchte **Baadur Ombu**, welcher nun den Nahmen **Baatur Gellong** und den geistlichen Stand angenommen hatte, mit einem zahlreichen Gefolge von andern Geistlichen, zu Pferde nach dem Chani-

schen Zelt. Er selbst zog voran und trug das vom Dalai-Lama an den Chan mitgebrachte, heilige Sendschreiben oder Patent auf seinem Haupte, welchem zu Ehren zwey geistliche Schüler (**Mandshi**) der eine mit einem Bündel angesteckter Räucherkerzen, der andre mit gewissen Tybetischen Wurzeln, die in einem Kessel auf Kohlen brannten, voran räucherten. Hinter dem **Baatur Gellong** trug ein andrer Geistlicher die mitgebrachte Götzenbilder und Reliquien und nach diesen wurde auch von Geistlichen in Procession das geweyhte Chanische Reitpferd geführt, welches mit dem vom Dalai-Lama zum Geschenk überbrachten geweyhten Sattel versehen war. Noch andre trugen die geweyhten Kleider, Mütze, Gürtel, an welchem ein Dolch und Messer hieng, den Chanischen Säbel, Gewehr, Köcher und Bogen. Den Beschluß aber machten zwey Panire oder Fahnen (**Tuk**), deren eins dem Chan vom **Dalai Lama**, als das Zeichen der Chanischen Herrschaft, zugeschickt wurde, das andre aber dem Gesandten von dem beym Dalai-Lama befindlichen lebendigen Götzen **Tschóidsching**, mitgegeben worden war. Dieser Zug ward ebenfalls, wie vorhin der Lama, durch die geistliche Versammlung mit voller Musik und mit singenden Gebetern eingehohlt und bis ans Chanische Zelt begleitet.

Daselbst stieg der Gesandte mit allen seinen Begleitern vom Pferde und gieng mit denen, welche die geweyhte Ehren-Kleider trugen, ins Gezelt hinein, da indessen die Panire vor der Thür aufgepflanzt und die Waffenrüstung neben dem Chanischen Pferde aufgehalten wurde. — Sogleich stand **Schokur Lama**

Lama auf und nahm von ihm das Sendschreiben des Dalai-Lama entgegen, legte es auf sein Haupt, empfing die geweyhte Chanische Ehrenkleider, und zog selbige dem Chan, welcher ebenfalls aufgestanden war, an. In dieser Kleidung sezte sich der Chan wieder auf seinen Tyron und Schokur-Lama verlas das in tangutischer Sprache verfaste Dalai-Lamaische Sendschreiben zuerst im Chanischen Zelt und darnach aussen, vor allem versammelten Volk. Der Inhalt dieses Schreibens lautete folgendergestalt:

„Dem weisen, heiligen und beglückten **Schasobense-Daitsching-Chan** (dies war der neue vom „Dalai-Lama beygelegte Nahme) unsern Seegen zuvor, und wünschen Dir und deinen Unterthanen „die vormaligen glücklichen Zeiten: daß deine Macht „zunehme, du als ein weiser Haushalter und eine „edle Blume glänzen und Dich sowohl, als andre im „heiligen Glauben befestigen mögest! — Die aus „guter Zuneigung uns durch Deinen Gesandten mit „Glückwünschungen übermachte Geschenke, nämlich „ein guter **Chadak** (*) und Teppich, zwey Rosen„kränze von ächten Perlen, achzig Goldmünzen, zwey „Stücke Tuch, u. s. w. sind uns zugestellt und dieses „alles, im Nahmen des allerhöchsten **Tsonchaba** „und der hohen Geistlichkeit der Gelbmützen, in Em-

 „pfang

(*) **Chadak** ist ein seidner Zierrath zum aufhängen in Tempel, wovon unten ein mehreres wird gesagt werden. Die hier erwähnten Geschenke sind nur die gewöhnlichsten, ausser welchen die Fürsten bey solchen Gelegenheiten noch viele andre Reichthümer und Kostbarkeiten zu übersenden pflegen.

„vfang genommen worden. Wir wünſchen, daß „dadurch die innere und äuſſerliche Ruhe und Glück„ſeeligkeit deines Volks und aller lebendigen Weſen „befördert, Du im Glauben befeſtigt und aller Crea„tur wohlthätig, gegen Deine Unterthanen aber ge„recht zu ſeyn beſtärkt mögeſt werden. Dein Vor„fahr iſt, als ein Beſchützer des Glaubens und un„ſer ſtandhafter Verehrer zur ewigen Ruhe eingegan„gen; und nach dieſem Beyſpiel müſſen alle Torgo„tiſche und andrer Völker, Fürſten, auf väterliche „und großväterliche Weiſe, ihre Unterthanen in herz„licher Liebe und Ruhe beherrſchen, zu dem Ende „wohlthätige Lehren annehmen, nach Vermögen und „Umſtänden den wahren Glauben der Gelbmü„tzen (*) zu mehren und zu erhöhen ſuchen, ihren „Bedienten gern verzeyhen und ſelbige auf den guten „Weg helfen, die verordneten Andachtsgebete fleißig „im Gedächtniß haben, in Sachen, welche die See„lenangelegenheiten und Religion betreffen gnädig rich„ten, die Lehren der Götter, der Schrift und der „Geiſtlichkeit (oder das Gurban-Erdeni) ſtets vor „Augen haben. So werden wir Dir jederzeit geneigt „ſeyn und Du wirſt auf unſre geiſtliche Hülfe in al„len Dingen, und bey deinem Volk, in feſter Zu„verſicht hoffen können. Zum Denkmal unſrer „Wohlgewogenheit überſende ich Dir einen geheiligten „Sang-

(*) Daß die Anhänger des Schigimuni von der Dalai-Lamaiſchen Sekte Gelbmützen (Scharramachalatá) oder Rothquäſte (Ulan-Sallatá) genannt werden, wird noch unten vorkommen und alsdenn erklärt werden.

„**Sangja** (*), mein eignes Bildniß, ein wahres „**Schalir** (**) des Welterhalters und eins von un„serm hohen Gott Schigimuni, nebst heiligen Pillen „(**Urulu**) und andern geweyhten Dingen, wie auch „drey ganze Stücke roth Laken zum Geschenk. Ge„geben in **Bu-Dala**, an einem guten Tage des weis„sen (***) Mondes, u. s. w.

Nachdem **Schokur-Lama** dieses Sendschreiben vor allem Volk verlesen, naheten sich alle umstehende Vornehme, auch gemeine Kalmücken, die dazu kommen konten, einer nach dem andern zu ihm und liessen sich, mittelst Auflegung dieser Schrift aufs Haupt, einsegnen, worauf der Lama ins Zelt zurück kehrte und dem Chan Glück wünschte. Des Chans anwesende Mutter **Darmabala**, dessen Bruder **Galdan Dandschin**, seine Gemahlin **Dedschit**

(*) **Sangja** bedeutet hier eine geweyhete gelbe Binde, welche der Chan um den Kopf gewickelt, oder über die Schulter, als eine feyerliche Zierde gebrauchen soll, und welche statt der Crone europäischer Fürsten oder der Vitta der alten asiatischen Könige gilt.

(**) Was **Schalir** vor eine Reliquie aus der Asche verbrannter Heiligen ist, wird unten vorkommen. Unter dem Welt-Erhalter scheint hier **Dalai-Lama** selbst verstanden zu seyn; und in dem Fall wäre hier eine Reliquie aus der Asche eines der vorhin verbrannten Cörper, durch welche der Geist des Dalai-Lama gewandert, zu verstehn.

(***) Der weisse Mond (Zagansara) ist der Hornungschein. S. an seinem Ort die Erklärung des kalmückischen Calenders.

und des Bruders Gemahlin, welche mit allen Saissanen gegenwärtig waren, beschenkten einander darauf mit Chinesischen Tüchern und andern Kleinigkeiten. Der Chan aber begab sich vor seine Hütte hinaus umgürtete sich mit dem vom Dalai-Lama gesandten Säbel, Köcher und Bogen, sezte sich auf sein geweyhtes Pferd und ritt nach der Götzenhütte, wo er abstieg und in der Hütte, dahin er sich die Waffen nachtragen ließ, vor allen Bildern anbetete, da indessen die Geistlichkeit, mit voller Musik, in zwey Reihen geordnet stand. Nach verrichteter Anbetung stieg der Chan wieder zu Pferde, kehrte zu seinem Staatszelte zurück, sezte sich abermals auf den Thron und ließ mit Musiciren und Austheilung starker Getränke den Anfang machen, blieb auch selbigen ganzen Tag in seinen feyerlichen Zierathen, und sonderlich mit einer Schärfe von weissem, Chinesischem Taffent über die Schulter geschmückt, auf seinem Thron sitzen.

Bey dieser feyerlichen Gelegenheit nahm der Chan eine Beförderung unter seinen Saissanen oder Edlen vor und ernannte **Gundschep Darchan Saissan, Tscheren-Norbo** und **Dajan Dorun** zu seinen nächsten geheimen Räthen, ferner **Jediger Daschi Schidarka** zum Moritschi oder Stallmeister, **Tschestor Aldarka** zum Zaitschi oder Kammerdiener und Theeschenker bey der Chanischen Person, und bey der Chanin in eben dieser Würde seinen Neffen **Sandschi Oelsö Tuktschi**; ferner den Saissan **Zaghun-Darchan Daidschin** zum Richter über das Volk, und seinen Bedienten **Arakbai** zum Thürhüter.

hüter. Der damals in der chanischen Horde rußischer Seits unterhaltene Dollmetscher **Spiridon Wesselef** wurde zum Chan berufen und ihm vom Chan selbst die Erklärung gethan, daß wie zuvor Ihro Rußisch-Kaiserl. Majestät ihn zu dieser Würde erhoben, so sey er nunmehr auch vom Dalai-lama zum Chan erklärt, und mit einem Befestigungsschreiben, Panir, und übrigen Zeichen der Chanischen Würde beehret worden. Zugleich bezeigte die Chanische Mutter Darmabala, und Schokur Lama das nemliche und darneben ihre Dankbarkeit gegen die rußische Monarchin, welche ihrem Chan diese Würde verliehen. Darnach ward diese Feyer mit Saufen und allen ersinnlichen Lustbarkeiten beschlossen.

Der Seegen des Dalai Lama hatte jedennoch keine Würkung. Denn schon zuvor war **Donduk Ombo** im Jahr 1734. durch ein mit dem Donischen Starschinen, nachmaligen Ataman **Danila Jefremof** an ihn abgeschicktes Ermahnungsschreiben, und durch die Vermittelung seiner zurückgebliebenen Vettern bewogen worden, sich Rußland wieder zu unterwerfen. Seinen Gesandten wurde zugesagt, daß er nicht nur alles Volk, welches er andern Beherrschern abgenommen, behalten, sondern auch die Chanische Würde über die ganze Wolgische Horde begleiten sollte. Solchergestalt kam **Donduk Ombo** im Jahr 1735. aus Kuban wieder in die Wolgischen Steppen zurück und ward durch den astrachanischen Gouverneur **Ismailof**, an die Stelle des ohnmächtigen **Tscheren Donduk**, der nach Petersburg abgeführt ward, auch daselbst gestorben ist, zum Chan bestätigt, welche

Würde er bis an seinen Tod (1741.) bekleidet, die Kalmückische Horde durch seine Macht in der besten Ordnung erhalten, durch seine Tapferkeit aber, gegen die Kubanische und Krymische Tataren, solche Dienste geleistet hat, die ihm den Nachruhm des tapfersten unter den Chanen der Wolgischen Kalmücken mit Recht verdient haben. Seinem einige Jahre darauf verstorbenen Vetter **Peter Taischin**, dessen Volk Donduk Ombo gröstentheils entführt hatte, wurde damals die Herrschaft über alle getaufte Kalmücken gegeben, welche noch an der Wolga herumzogen, bald darauf aber auf Anhalten seiner nachgelassenen Wittwe **Tscherin Jandshi**, die in der Taufe den Nahmen: Fürstin **Anna**, erhalten hatte, in die Gegend von Stawropol versetzt worden sind.

Im Jahr 1736. that Donduk Ombo seinen berühmtesten Feldzug gegen seine vormalige Nachbarn die Kubaner; für welchen wichtigen Dienst sein Gehalt bis auf dreytausend Rubel an Geld und zweytausend Säcke Mehl vermehrt ward. — Allein im Jahr 1738. empörte sich des Donduk Ombo ältester Sohn **Galdan Norbo**, der beym Volke sehr beliebt war, wider seinen Vater und samlete eine so ansehnliche Parthey, daß dem Chan bange zu werden anfieng. Die Ursach soll diese gewesen seyn, daß Donduk Ombo seine erste Gemahlin **Soloma**, eine Kalmückin, mit welcher er diesen Sohn gezeugt hatte, verstossen und zur Nonne scheeren lassen, zugleich aber ihren Sohn Galdan Norbo von der Erbfolge auszuschliessen gesucht und durch eine Gesandtschaft bey Dalai-Lama angehalten hatte, seinen zweyten

Sohn

Sohn **Randul**, von der jüngern Gemahlin **Dſhan**, die eine Kabardinerinn war, zu ſeinem Nachfolger in der Chanſchaft einzuſetzen. Ehe man dieſe Urſach, welche der Sohn nachmals entdeckte, in Erfahrung gebracht, ward derſelbe durch geziemende, rußiſcher Seits gebrauchte Mittel eingezogen und nach Kaſan in Verwahrung gebracht, wo er auch 1740. verſtorben iſt.

Donduk Omko brachte einen Theil der Mankiſchlakiſchen, auf 6,000 Familien geſchäzten Truchmener vom rothen Kameel, deren Tribut die kalm. Chane bis dahin durch Abgeſandte einfordern laſſen, zu ſeiner Horde. Er vermehrte dieſelbe auch, in ſeinem gegen die Kubaner unternommenen glücklichen Züge, mit ohngefähr acht tauſend Familien ſogenannter Chundurau-Mankatten oder Gebürgtataren, welche er in der Kubaniſchen Steppe wohnen ließ und jährlichen Tribut von ihnen hob, die aber gleich nach ſeinem Tode, während der erfolgten Unruhen, bis auf ohngefähr achthalbhundert Familien, welche Dondukdaſchi nachmals an die Achtuba verſezte, wieder ins Gebürge entflohen ſind.

Donduk Ombo ſtarb 1741. und übertrug vor ſeinem Ende die Regierung an ſeinen nur noch zehnjährigen Sohn **Ranndul**, und deſſen Mutter **Dſhan**, gab auch an die rußiſche Regierung von ſeinem Vermächtniß und der darüber beym Dalai Lama eingeholten Beſtätigung zulezt noch Nachricht. Die Chaniſche Wittwe **Dſhan** ſuchte ſich ſogleich, bis zur erwarteten Beſtätigung vom Hofe in ihrer Macht

zu befeſtigen. Deßwegen ward, auf ihr Anſtiften, ein noch lebender Sohn des Chans Ajuka, **Galdan Dandſhin**, welcher rechtmäßigen Anſpruch auf die Oberherrſchaft machen konnte und bey der Horde beliebt war, ermordet. Eben dieſes Schickſal betraf ein Paar Vettern **Bai** und **Dandſhin Ubaſcha**, welche ihr hätten hinderlich ſeyn können. Allein die Entſchlieſſungen des rußiſchen Hofes fielen nicht nach ihrem Wunſch aus, und ſie hatte ſich durch ihr Verfahren nur verhaſt, die Horde aber unruhig gemacht. Man vermuthete mit Recht, da die Chanin eine Mahometanerin geweſen und noch Tataren um ſich hatte, daß ſie mit den Gebürgvölkern in Verſtändniß ſtehen und die Kalmückiſche Horde zur Untreue reizen möchte. Zudem konnte das eigenmächtige Verfahren des verſtorbnen Chans, und der Vorzug, den er dem Dalai-Lama gegeben, nicht gebilligt werden. Deßwegen ward noch in eben dem Jahr, da der Tod des Chans erfolgte, der geheime Rath **Catiſtſchef** nach der Horde abgefertigt, und obgleich ihm die Chanin aus allen Kräften widerſtrebte, ſo räumte er doch, mit Hülfe der Commanden, welche er bey ſich hatte, alle Hinderniſſe aus dem Wege und erklärte Iſchakdurdſhaps vierten Sohn **Donduk Daſchi** bis zu weiterer Verfügung des Hofes, mit einem jährlichen Gehalt von tauſend Rubeln an Geld und eben ſo viel Säcken Mehl, zum Verweſer der Chaniſchen Würde. Derſelbe hatte nicht nur, nach Wegräumung der vorhingenannten ältern Fürſten, das nächſte Recht zur Oberherrſchaft, ſondern war auch, während der von Donduk Ombo erregten Rebellion, Rußland treu geblieben, hatte ſich deſſen Unter-

Univ. Bibl.

Unternehmungen widersezt, und war sogar von den Fürsten **Bay** und **Lubdscha**, die es mit Dondak Dmbo hielten, gefangen genommen, aber nochmals aus Furcht, nach Saratof ausgeliefert worden. Izt übergab man ihm, zugleich mit der obersten Gewalt, die von seinen Oheimen **Tscheren Dondak** und **Galdan Danschin**, welche keine Erben hatten, nachgelassene Ulussen.

Kraft seiner Verhaltungsbefehle bemühte sich der G. R. **Tatistschef** zugleich die Chanin **Dschan** mit ihren Kindern auf eine gute Art in seine Verwahrung zu bekommen. Weil sie aber alle Vorsicht gebrauchte, so ließ man sie, um nicht Mißvergnügen zu stiften, bey des verstorbnen Chans eigenthümlich angeerbten Ulus **Baga-Zoogor**, bewilligte ihr ein jährliches Gehalt von 500 Rubeln, nebst tausend Säcken Mehl, und begnügte sich auf ihr Betragen die gehörige Aufmerksamkeit zu haben. Sie sahe aber 1742. da sie auf der Steppe zwischen der Wolga und dem Don überwinterte, ihre Zeit so wohl ab, daß sie mit ihren Kindern und 700 Familien, welche auch unter tatarischer Herrschaft nachmals verblieben sind, nach der Kabarda entkam, ihre übrigen Unterthanen aber, wegen der schleunig getroffenen Veranstaltungen der rußischen Befehlshaber im Stiche lassen muste. Von dortaus schickte sie zu zweyenmalen Gesandte an den persischen Schach **Nadyr**, sich ihm zu unterwerffen und Hülfe zu Behauptung ihrer Herrschaft zu erhalten. Der Schach schien ihr auch einige Hofnung zu geben, und ließ sich durch den ältesten Sohn **Ran-**

dul

dul huldigen; allein es erfolgte weiter nichts. Darauf bequemte sie sich, auf gegebene Parol, wieder nach Astrachan zurück zu kommen. Und auch da stiftete sie ihre Kinder wieder zur Flucht an, von welcher Randul sich heimlich in seine väterliche Ulus Baga-Zoochor begab und mit Hülfe einiger ihm getreuen Saissanen Kriegsvolk zu samlen anfieng. Allein andre Kalmückische Fürsten, welche die Chanin Dshan beleidigt hatte, thaten ein gleiches und Randul muste flüchtig werden; kam aber auf des Geheimen Rath Tatischtschefs Zusage wieder nach Astrachan, da man ihn denn samt seiner Mutter und beyden Schwestern, unter einer Bedeckung nach Saratof und weiter nach Moskau abführte, wohin auch die übrigen Kinder, nachdem man sie mit vieler Mühe und Bedrohungen aus der Kabarda zurück erhalten, folgen musten.

Indessen war der neue Chan Donduk Daschi 1742. nach der Krönung der Kaiserinn Elisabeth in Moskau, um für die ihm wiederfahrne Gnade zu danken und die Huldigung zu leisten, wo ihm unter andern Gnadenbezeigungen das mit Edelgesteinen eingefaßte Kayserliche Bildniß zu Theil ward. Auf seine Vorstellung wurde die mächtige Ulus Baga-Zoochor, welche sich unter ihrem glücklichen Fürsten Donduk-Ombo von dem Raub der übrigen unsäglich bereichert hatte, und durch ihre Uebermacht so oft Gelegenheit zu Unruhen gab, auch izt noch abgesondert herum zog, unter die Nachkommenschaft des verstorbnen Chans vertheilt, dergestalt, daß des Galdan-Nörbo Wittwe Nikbo mit ihren Kindern

604.

604. und von den Kindern der Chanin **Dſhan:** Randul eben ſo viel, Dodbin, Aſſarai und Dſhabukſar aber jeder 404 Familien enthielten, deren Antheil denn bis zu ihrer Wiederkunfft dem Chan zu verwalten übergeben ward.

Die Chanin Dſhan hielt bald nach ihrer Ankunft in Moſkau 1744. an, daß man ſie mit einigen oder allen ihren Kindern taufen möchte und hofte dadurch wieder zu ihrer Ruß und in Freyheit zu gelangen. Sie ward auch würklich den 16 December deſſelben Jahres mit ihrer ganzen Familie getauft und in den Fürſtenſtand erhoben, wobey Ihro Majeſtät die damalige Kayſerin ſelbſt Taufzeuge waren und der Chanin der Nahme **Wjera**, ihren beyden Töchtern die Nahmen **Nadeſhda** und **Liubow**, und den Söhnen die Nahmen **Peter**, **Alexey**, **Jonas** und **Philip** zu Theil wurden. Zum Taufgeſchenk ward ihr und einem jeden der ſechs Kinder tauſend Rubel, und zu Kleidungen 1700 Rubel ausgemacht, und alle bisherige Vergehungen völlig verziehen. Damit ſie aber nicht zu neuen Unruhen unter den Kalmücken Gelegenheit geben könnte, ſo ward ihr ein wohlgebautes Haus in Moſkau eingegeben, und ihre Söhne in das Kayſerl. Landkadetten-Corps aufgenommen, allen aber ein hinlängliches Jahrgehalt feſtgeſezt. Seit dem Jahr 1761. iſt dieſes Gehalt für die Fürſtin bis auf 2000, für die zwey noch lebenden Söhne **Alexi** und **Jona**, welche bis zum **Brigadiersrange** aufgedient haben, auf tauſend Rubel vermehrt worden. Eben damals erhielt die Fürſtin auch die Erlaubniß, nach dem

Tode

Tode des Chans Dondukdaschi, die ihren Kindern zuständige, über 2800 Familien starke Ulus selbst, mit Zuziehung eines ihrer Söhne zu regieren und sich zu dem Ende in der Festung Jenataewa aufzuhalten, wo ihr auf Kosten der Casse ein eignes, geraumes Wohnhaus erbaut wird. Von den Töchtern starb die eine in Moskau, die andre aber ward 1750. an den Fürsten Derbeeef unter den Stawropolischen Kalmücken verheyrathet, und ist für eine Kalmückin eine wahre Schönheit.

Im Jahr 1757. hielt **Donduk-Daschi** beym Reichs-Collegio an, daß man seinen Sohn **Ubuscha** zum künftigen Nachfolger in der Chanischen Würde ernennen möchte. Weil man nun vorlängst es dahin zu bringen gewünscht, daß die Kalmückischen Chane ihre Bestallung nicht mehr beym Dalai Lama, sondern beym Kayserl. Hofe suchen möchten; so beschloß man, um dadurch zugleich künftigen Erbfolgsstreitigkeiten vorzubeugen, den bisherigen Vice-Chan **Dondukdaschi** zum würklichen Chan der Wolgischen Kalmücken, seinen damals dreyzehnjährigen Sohn aber zugleich zum Vice-Chan und dereinstigen Nachfolger, mit einer Pension von 500 Rubeln, zu erklären; welches auch unterm 21sten März selbigen Jahres durch ein Kayserl. Rescript bekannt gemacht wurde, worauf die feyerliche Installation im April 1758. erfolgte. Es ist vielleicht manchen Lesern nicht unangenehm von den dabey beobachteten Ceremonien, welche soviel möglich nach den asiatischen Gebräuchen eingerichtet waren, hier ebenfalls einen umständlichen Bericht zu lesen.

Der

Der damalige Astrachanische Statthalter Generalmajor **Schilin** ließ durch ein Schreiben und mündlich durch den damaligen Assessor **Bakunin** dem Chan wissen, daß er sich gegen den 28sten April unterhalb Tschernojarsk in der Gegend **Solänoi Saimischtsche**, einem Busen der wolgischen Niedrigung, einfinden möchte, und machte sich darauf den 23. April unter Bedeckung einer Kompagnie Grenadier, welche den Obristen **Junger** zum Anführer hatte, einer Anzahl Kasaken und Tataren, nebst drey Kanonen und der vollen Regimentmusik dahin auf den Weg, erreichte auch den zur Feyerlichkeit bestimten Plaz den 28sten und wurde von zweyen der vornehmsten Saissanen des Chans bewillkomt. Fast zu gleicher Zeit traf auch dieser selbst ein und schlug etwan eine Werste von dem Lager des Statthalters das seinige auf. Der Assessor **Bakunin**, welcher den Chan begleitet hatte, meldete sogleich dem Statthalter, daß er den Chan überredet habe ihm den ersten Besuch abzustatten; demnach wurde noch selbigen Nachmittag des Statthalters mit sechs Pferden bespante Kutsche, unter Eskorte von 6 Grenadiers zu Pferde zum Chan geschickt, der sich auch mit dem ihm vorher geschenkten höchsten Kayserlichen Bildniß geziert sogleich, von seinem Sohn und wohl 5000 Kalmücken zu Pferde begleitet, zum Statthalter verfügte. Bey seiner Ankunft wurden ihm von der Wache, doch ohne Rührung der Trommel, die gewöhnliche Ehrenbezeigungen gemacht und der Oberste **Junger** empfieng ihn mit seinen Officieren und führte ihn in das Staatszelt, wo ihn der Statthalter erwartete, und wo zur linken

ken des seinigen vor den Chan ein Lehnstuhl, vor de
Sohn Ubuscha aber ein gewöhnlicher Stuhl gese
war. Sobald sich der Chan niedergelassen und d
ersten Begrüssungen vorbey waren, traten die Off
ciere und Saissane ab, und der Statthalter übe
gab dem Chan den allerhöchsten Kayserl. Befehl
an das Kalmückische Volk und der Eydesformul vo
ihn und seinen Söhn, zum durchlesen; welches bey
de mit entblöstem Haupte thaten. Nach Lesung die
ser Stücke stand der Chan auf, winkte dem Soh
ein gleiches zu thun und sagte (vielleicht nicht ohn
einige List), er meyne der Hof der grossen Kayseri
sey seinem itzigen Stand gegen Morgen gelegen; wo
hinwärts er sich mit dem Sohn, kehrte und kniend
mit Thränen vor die Kayserl. Gnade dankte, tre
zu seyn gelobte, und die Erde dreymahl mit den
Kopf berührte.

Den 29sten April erhob sich der Statthalter mi
dem Obristen **Junger**, Assessor **Bakunin**, alle
Officiers und seinem Sekretär zum Chan, unte
Begleitung von 24 Grenadiers zu Pferde, sech
Dragonern und etwan hundert Kasaken und Tata
ren. Vor der Chanischen Filzhütte war ein grüne
Zelt aufgeschlagen, vor welchen die Saissanen un
beym Eintritt der Chan selbst den Statthalter em
pfiengen, welchen der Chan voran ins Zelt trete
ließ. Die Chanin war mit dem Sohn und de
Weibern der vornehmsten Saissanen in der Filzhütt
des Chans, und alles stand bey Ankunft des Statt
halters von den Sitzen auf. Der Chan ließ de
Statthalter zu seiner Rechten auf einem Lehnsessel

d

die Staabs- und Oberofficier auf gemeinen Stühlen und seine Saissanen auf der Erde auf Teppichen sitzen. Man wurde über die Zeit zur feyerlichen Ernennung des Chans eins und bestimte dazu den 30sten April.

An selbigem Tage Nachmittags um ein Uhr ward der Chan in des Statthalters mit sechs Pferden bespanntem Staatswagen abgeholt; vor dem Wagen ritte des Statthalters Sohn, Lieutenant **Schilin** mit 6 Grenadiers und einem Unterofficier, hinterher folgte die Chanin in einer zweyspännigen Kutsche allein, weil die verwittwete Chanin Darmabala, des vormaligen Ajuka Chan Gemahlin, sich mit Unpäßlichkeit entschuldigt hatte. Der Sohn des Chans folgte zu Pferde, und mit ihm die Fürsten **Galdan Zeren** von den Derbeten, **Ebel Dalai Libascha** von den Torgoten, die Choschotischen **Samsang** und **Tuktschi**, alle vornehme Pfaffen und Saissanen, nebst einem Troß von wenigstens zehntausend Reutern. Die Vornehmen waren mit den besten seidenen und goldgewürkten Kleidern angethan. — Der Chan ward mit den vorigen Ehrenbezeugungen empfangen, ausser daß ihn der Statthalter beym Eingang einer sehr grossen Filzhütte von zehn Gattern, welche man zu dem Ende vom Chan verlangt und aufgestellt hatte, aufnahm. In der Mitte des Zelts war ein Tisch gestellt, auf dessen rechter Seite der Chan, auf der linken aber der Statthalter mit seinen Staabsbedienten und Sekretär sich setzten. Die Chanin **Tscheren Dschall** wollte nicht auf Stühlen sitzen, sondern ließ sich, mit ihren Begleiterinnen, auf Teppichen nieder.

Hierauf hob der Statthalter an: „Die grosse „Kaiserin **Elisabeth**, Tochter des grossen Kayserś „**Peter I.** habe ihn **Donduk Daschi**, wegen seiner „Treue und Eifer vor Ihro Majestät Diensten zum „Chan des Kalmückischen Volks, seinen Sohn **Ubaschi** „aber zum Vice-Chan ernannt; und er (der Statt„halter) sey gewählt worden, um dem Chan diese Aller„höchste Gnade anzukündigen und dem ganzen Kal„mückischen Volke die Kaiserl. Wohlwollenheit zu ver„sichern, zugleich aber dem Chan und dessen Sohn „den Eyd fortdauernder Treue abzunehmen.„ Sobald der Dollmetscher diese Anrede dem Chan übergetragen, stand er auf, betete gegen Osten an, und stattete der Kayserinn seinen Dank ab. Die Formeln des Eydes wurden darauf beyden übergeben, welche sie vor dem aufgehängten Bildniß des Götzen Schakschimuni herlasen und das Bildniß mit dem Kopf berührten, die Eydesformeln aber mit ihrem Handsignet (**Tamga**) unterzeichneten.

Ferner ließ der Statthalter das Kaiserl. Diplom über die Chanische Würde, und den darauf sich beziehenden Befehl an das Volk, durch den Sekretär, zuerst in rußischer Sprache und darnach die Kalmückische Uebersetzung von beyden vorlesen; worauf der Chan, nebst seinem Sohn, abermals mit gen Osten gekehrten Antlitz niederfielen und der Kaiserinn ihre Dankbarkeit und Treue versicherten. Indessen wurde der Befehl an das Kalmückische Volk auch ausser dem Zelt an vier Orten kalmückisch abgelesen. Und nunmehr wurden dem Chan die von der Kaiserl. Gnade ihm geschenkten Ehrenzeichen seiner Würde folgender-

dermaſſen angelegt: Der Aſſeſſor **Bakunin** umgürtete ihn mit dem Chaniſchen Schwerdt; das mit Zobeln gefütterte Chaniſche Gewand that ihm der Sohn des Statthalters an; die Chaniſche Mütze ſetzte der Oberſte **Junger** auf; die Fahne aber hielt der Enkel des Statthalters **Waßilay Kindiakow** ausgebreitet und übergab ſelbige darauf einem Saiſſan der ſie auſſen vor der Verſammlungshütte vor dem Volk wehen ließ; wie denn auch der Chan ſich die Ehrenzeichen wieder abnahm, um ſie durch Saiſſanen auſſen dem Volk zu zeigen. Der Statthalter machte darauf dem Chan ſeinen Glückwunſch, welchem Beyſpiel alle andere folgten, da denn die Wache mit Präſentirung des Gewehrs, Rührung des Spiels, dreymaligem Lauffeuer aus dem kleinen Gewehr und den Kanonen den Beſchluß machte. Eben dieſe Salven und Ehrenbezeigungen wurden wiederholt da der Chan, mit dem Sohn, der Chanin und allen Saiſſanen aus der Hütte gieng, um die unterm Gewehr ſtehende Wacht anzuſehn.

Bey dem angerichteten Gaſtmahl ſaß der Statthalter mit ſeinen Staabsofficieren, der Chan mit ſeinem Sohn und die Chanin mit ihren vornehmſten Staatsfrauen, auch einige der vornehmſten Damen, Fürſten und Saiſſans an der Haupttafel. In zweyen Nebenzelten waren vor die übrigen Saiſſanen Tafeln zubereitet. Die Geſundheit der Monarchin ward unter Abfeuerung des Geſchützes ausgebracht und dem Volke wurden ſechs ganze gebratene Ochſen, zehn Schaafe, noch einige zerſtückte Ochſen und Schaafe, Brodt, Brantwein, Bier und Meth Preiß gegeben.

Nach geendigter Mahlzeit nöthigte der Chan den Statthalter zu sich hinüber und ließ im Zurückfahren die Ehrenfahne vor sich her tragen.

Den 2ten May gab der Chan dem Statthalter nach seiner Art ein Gastmahl, wobey die Gesundheiten unter Abfeuerung des kleinen Gewehrs getrunken und alle Soldaten, Kasaken und Tataren von dem Gefolge des Statthalters in besondern Hütten gespeist wurden. Nach der Mahlzeit kamen die Ringer auf den Schauplatz und Abends ließ der Statthalter ein Feuerwerk abbrennen, welches die Kalmückischen Zuschauer, die dergleichen nie gesehn, in das gröste Erstaunen setzte. Beym Abschiede begleitete der Chan mit seinem Sohn den Statthalter bis an die Kutsche.

Am 3ten May fuhr der Statthalter zum Chan um Abschied von ihm zu nehmen. Bey der Trennung begleitete ihn letzterer, und zeigte ihm einen Hügel, der nicht weit von der Solánoi Saymistsche, auf dem Wege nach Gratschefskoi Stanz an der Wolga gelegen ist und von den Kalmücken **Uetan Charàtochoi** genannt wird; daselbst wünschte der Chan auf eigene Kosten ein steinernes Denkmal der in diesen Tagen ihm wiederfahrnen Kayserlichen Gnade mit einer Inschrift errichten zu dürfen, welches Geschäft er seinen Marktrichtern (**Bodoktschei**) aufgetragen, und wozu er sich vom Statthalter einen Befehl an den Tschernojarskischen Befehlshaber Capitain **Plemännikof** ausbat, damit dieser bey Erbauung des Denkmals seinen Leuten behülflich seyn möchte. Der

Befehl

Befehl dazu ward auch sogleich mündlich ertheilt; das Denkmal aber ist in Ermangelung von Ziegeln aus Holz, mit einer in Kalkstein gehauenen Inschrift errichtet worden und nach einigen Jahren verfallen, so daß nur noch die Ueberbleibsel davon zu sehen sind.

Donduk Daschi starb den 21. Jenner 1761. und der zum Nachfolger ernannte nur 17jährige **Ubascha**, welcher kurz vorher mit einer Tochter des Choschotischen Beherrschers **Aerränpäll**, Nahmens **Mandere** war vermählt worden, übernahm die Regierung, und hielt, durch Gesandte, um seine Bestätigung an. — Der älteste seiner Vettern **Zebek Dordshi**, ein Enkel **Donduk Ombos**, entfloh gleich nach dem Tode des Chans, mit seinen Brüdern **Kireep** und **Aksakall**, und 65. Kalmücken, den Don hinunter nach Tscherkask. Von dortaus ließ er seine Klagen an den Hof gelangen, gab vor: Die Chanischen Saissanen hätten ihn, um seine Ansprüche aufzuheben, aus dem Wege räumen wollen; und verlangte, nebst seinen Brüdern, nicht nur in den Besitz der ganzen Baga-Zoocherschen Uluß gesetzt zu werden, sondern wollte sogar noch auf die Hälfte des von Tscherendonduk hinterlassenen Erbtheils sein Recht behaupten. Man vernahm aber über Kißlar, von den Kabardinischen Fürsten, daß **Zebek Dordshi** Vorhabens sey, mit so vielem Volk als er würde zusammen raffen können nach Kuban zu entfliehen, um nicht unter einem Chan, der viel jünger als er war, zu stehen, und in Hofnung daß man ihn, wie vormahls seinen Großvater, von dort mit ansehnlichen Vortheilen zurück berufen würde. — Dieser Ze-

bek war nachmals einer der Haupträdelsführer bey der Entweichung der Torgotischen Horde und soll sich würklich, während des Marsches dieser Horde nach der Soongarey, zum Oberhaupt derselben aufgeworfen und in den Besitz seiner Rechte gesezt haben.

Rußischer Seits suchte man izt die Minderjährigkeit des jungen Chans zu nutzen, um ohne Zertheilung der Horde, die Chanische Gewalt zu mäßigen und aufs künftige die Chane in mehrere Abhänglichkeit zu sezen. Deßwegen wurde für gut befunden dem bisherigen Chanischen Rath oder Sarga eine andre Form zu geben, und anstatt der vorhin gewöhnlichen acht Beysitzer die lauter chanische Saissanen waren, eine grössere Zahl einzusezen, unter welchen auch die dem Chan untergeordnete Stamfürsten jeder einen Saissan aus seiner Ulus halten könnten. Diese von den Fürsten einmal gewählte Beysitzer der Sarga sollten alsdenn von ihren Fürsten nicht mehr eigenmächtig abgelöset und von ihnen nicht anders, als beym Reichs-Collegio der auswärtigen Affairen belanget werden können; sie sollten jeder ein Gehalt von 100 Rubeln geniessen, und sich in Sachen, worüber sie nicht einig werden könnten, aus der Sarga, welche nun ein von der rußischen Regierung bestätigter und besoldeter Rath wurde, gerade an eben dieses Collegium wenden. Der neue Chan verlor bey dieser neuen Einrichtung seine vorhin unumschränkte Gewalt und stellte nicht vielmehr als den Präsidenten dieses Raths vor.

Diese Einrichtung nun hat bey den wolgischen Kalmücken bis auf das Jahr 1770. gedauert. Die

Kalmü-

Kalmücken haben, während des lezten türkischen Krieges, noch verschiedentlich Dienste gethan. Sonderlich war der Vicechan selbst noch im Jahr 1769. gegen die Kubaner zu Felde und so glücklich ein mächtiges feindliches Heer am Fluß Kalaus, mit einer grossen Niederlage über den Haufen zu werfen. Jedoch dieses war der lezte Dienst, den er Rußland leistete. Denn zu Ausgang des folgenden 1770sten Jahres erfolgte die meineydige Flucht der wolgischen Kalmücken, welche schon durch anderweitige Nachrichten, sonderlich aus dem lezten Theil der Reise des Kapitains (nunmehr Assessors) **Rytschkof** bekannt genug ist (*).

Die Unruhen, welche das arme Kalmückische Volk zerrüttet haben, sind von jeher denen Fürsten und Saissanen, die in steter Ueppigkeit und Völlerey, zu Unruhen und Veränderungen immer geneigt, einer über den andern zu herrschen suchen, und von ihren armen schwachmüthigen Untersaassen willigen Gehorsam erwarten können, zuzuschreiben gewesen. Die Pfaffen, welche durch den Aberglauben, bey diesem Volk unumschränkt herrschen, haben sich die Einfalt und unruhige Gemüthsart der Grossen von jeher zu ihren Absichten bedient. Bey solcher Verfassung hatte sich schon so manche Meuterey und Empörung unter den Kalmücken angesponnen

(*) S. des Herrn Ober-Consistorialraths **Büschings** wöchentliche Nachrichten 1ster Jahrgang 1773. 18tes Stück. Des Capit. **Rytschkof Reise**, 3ten Theil und im 7en Theil des Büschingischen Magazins.

und so wurde auch die Entweichung der Torgoten durch ein Verständniß der thätigsten Fürsten, welche den jungen, unerfahrnen Chan verleiteten, bewürkt und viele, sonderlich der grosse Hause, zum Theil wider Willen, mitzugehen gezwungen, theils auch willig entführet, sonderlich da die Geistlichkeit dem Pöbel nie weiß zu machen aufgehöret, als wenn man sie rußischer Seits alle zum Christenthum, Ackerbau und Rekrutenlieferung, drey für Nomaden höchst widerwärtige Bedingungen, zu zwingen trachtete.

Die Haupträdelsführer der ganzen Unternehmung waren unstreitig der damalige oberste Lama in der Wolgischen Horde **Loosang-Dschalzan Arantschimba**, ein Sohn des Fürsten **Bambar**, ferner der aus der Soongarey übergetretne Choitsche Fürst **Schecreng**, und die Torgotischen **Jebekdordschi** und **Bambar**. Der erste war ein abgefeimter Betrüger, der sich für einen Chubylgan oder Wiedergebohrnen ausgab und schon seit mehr als funfzehn Jahren, als das Oberhaupt der Clerisey bey der Wolgischen Horde, diese Rolle vorzüglich gespielt hatte. Als im Jahr 1756. die Soongarischen Flüchtlinge zur Wolga kamen, befand sich unter ihnen ein Lama Nahmens **Delek Dschamzo** der von einen würklich frommen, stillen und vernünftigen Wesen war, und von den Kalmücken ebenfalls für einen wahren **Chubylgan** gehalten wurde. Als dieser sich ein grösseres Ansehn, als der obgedachte Böswicht, zu erwerben anfieng, so erhob jener mit seinem Anhang eine Verfolgung wieder ihn, beschuldigte ihn teuflischer Künste und brachte es durch Hülfe des abergläubischen

Chans

Chans **Donduk-Daschi** dahin, daß dieser **armelama** festgenommen und im August 1761. nebst seinem **Neffen Jschidardschi** nach Petersburg abgeführt ward. Der Sohn des Chans und der Targotische **Arantschimba-Loasang** beschuldigten ihn, daß er ihre Götzenbilder verdürbe, sie nicht für wahre Götter hielte, und gewisse dem Kalmückischen Volk schädliche Hexenbeschwörungen darinn verschlage; das er schon beym Chuntaidschi in Soongarien vielerley Zauberey und Beschwörungen vorgenommen, an den damaligen Unruhen Antheil gehabt, und selbst an der Wolga allerley übernatürliche Wunder gethan hätte; er sollte im Jahr 1760. die Jahreswitterung ganz umgekehrt, die Erde dürr gemacht, Donner und Regenbogen erweckt, Feuerzeichen am Himmel hervorgebracht und dergleichen mehr gethan haben. Ja endlich sollte er gar an dem schleunigen Tode des Chans Donduk-Daschi Schuld seyn. Solchergestalt erhielt sich seit der Targot in seiner geistlichen Alleinherrschaft und bemühte sich seit der Zeit auf alle Weise das kalmückische Volk durch die Geistlichkeit unzufrieden und zur Entweichung geneigt zu machen.

Die Fürsten **Schereng** und **Zedek Dordschi** scheinen nichts anders, als gewisse, von den rußischen Befehlshabern vielleicht verdiente Beleidigungen und das Verlangen ihre Umstände zu verbessern und sich der ihnen entzognen Ulusen zu bemeistern, zur Hauptabsicht gehabt zu haben. Der Vicechan **Ubuscha** war durch die Schmälerung seiner Macht, und durch den Verzug seiner völligen Bestätigung in die Chanische Würde, welche er, mit andern

Belohnungen, durch ſeinen Feldzug verdient zu haben glaubte, mißvergnügt. **Bambar** wünſchte es mit Marauſen einmal recht aufzunehmen und ſich dann von dieſen für ihn gefährlichen Nachbarn auf einmal zu entfernen. Alle **Nebenfürſten** ſahen ungern den Einfluß, den die rußiſchen Befehlshaber in die Regierung ihrer Horde zu haben anfingen, und die häufigen Novellationen ihrer Unterthanen, welche ſich ihres Gehorſams mehr und mehr entſchlugen. Der gemeine Haufe endlich war wegen des ſchlechten Zuſtandes der Viehheerden, der durch ihren, um des türkiſchen Krieges willen, befohlnen Aufenthalt in der Wolgiſchen Steppe, den daraus entſtandenen Mangel genugſamer Weide und allerley Seuchen, verurſacht war, niedergeſchlagen. Viele andre kleine Nebenurſachen und unausbleibliche Umſtände, wodurch ſich die Kalmücken von den Befehlshabern in den rußiſchen Städten beleidigt hielten, trugen zu Beſchleunigung ihrer Flucht etwas bey.

Man hatte ſchon, ſeit mehr als einem Jahr, von dieſem Vorhaben der Kalmückiſchen Beherrſcher einige Kenntniß. Im Herbſt 1770. da die Flucht vor ſich gehen ſollte, war es in den Städten an der Wolga faſt kein Geheimniß mehr, und die Derbetiſche Saiſſen warnten ihre Bekannten unter den dortigen Einwohnern öffentlich, ſo wie auch ihre ganze Ulus, anſtatt nach dem Befehl des Chans über die Wolga zu gehn, ſich gegen dem Don zurück zog. Gleichwohl wollte der zur Aufſicht bey der Horde verordnete Staabsofficier die eingelaufenen Nachrichten durchaus nicht gelten laſſen, machte nicht nur keine Verfügung-

fügungen, das etwanige Vorhaben der Kalmücken zu vereiteln, sondern ließ ihnen auch noch, auf das Vorgeben eines zu befürchtenden Kirgisischen Ueberfalls, zwey Kanonen mit voller Ladung und den dazu behörigen Artilleristen zukommen.

Die eigentliche Flucht geschahe erst zu Ausgang des Jahres. Alles war aber vorbereitet und der gröste Theil der Horde lag schon in der Sandwüste Naryn und gegen den Jaik zu. Die Wolga ward selbiges Jahr, bis in den ersten Tagen des folgenden Januars, nicht mit Eis belegt; und dieses verzögerte den Abzug, weil die noch westlich von der Wolga stehende Ulussen mitgenommen werden sollten. Beym Abzug plünderten die Kalmücken alle jenseit der Wolga und am Kaspischen Meere gelegne Fischereyen, die in der Horde und auf den Herbstmärkten an der Wolga sich aufhaltende Kaufleute, und nahmen alles, was sich ihnen nicht widersetzen konnte, mit sich fort. Darunter war auch der beym Chan commandirte Kapitain Aler. Duin mit seinen Dollmetschern und Kasaken. Der Uebergang über den Jaik geschahe in den letzten Tagen des Decembers bey der kleinen, aus Korbwerk geflochtnen Festung Kulagina, welche die Kalmücken, ohngeachtet sie alle Macht davor gebrauchten und aus den mitgenommenen Kanonen heftig feuern liessen, nicht einzunehmen vermöchten. Die Flucht geschahe im Anfang, weil das Vieh im Herbst fett und rasch ist, so eylfertig, daß viele, um leichter zu seyn und nachzukommen, allerley altes Hausgeräth, Kessel und dergleichen ja ganze Haufen rußischer Kupfermünzen in die Steppe hingestürzt verliessen, wovon

von noch Jahre nachher Spuren gefunden worden sind. Es war demnach nicht möglich geschwind genug Truppen zum Nachsetzen der Flüchtlinge zu versamlen, und auch die Jaikischen Kasaken konnten ihre Linie nicht zeitig genug verstärken. Indessen waren diese doch die ersten, welche mit einem Corps von tausend Pferden, unter dem Starschinen **Mitrássof** den fliehenden Kalmücken nachsezten. Auf den Inderskischen Bergen wurde von diesem Corps ein kleiner **Orook** oder Haufe der Chanischen Horde, **Mongolmúr** genannt eingehohlt, und weil er sich nicht zum Rückzug bequemen wollte, sondern zur Wehr sezte, fast gänzlich niedergemacht. Andre Haufen von mehreren Tausenden, die schon bis an und über den Jaik gekommen waren, unter andern die dem Chan gehörige Ulus **Erketenn**, und die Ulus **Zoochor**, welche mit ihren Fürsten **Assarachu** erst spät über die Wolga gekommen war, wurden zum Rückzug genöthigt.

Die entflohene Horde richtete ihren Zug, unter Bedeckung gewafneter Haufen, gegen den Jemba und von da weiter, durch die Kirgisische Steppe, gegen den **Balchaschnor**, wo sie nach vielfältig erlittnem Verlust an Vieh und Volk, wovon die Kirgisen eine Menge zu erbeuten Gelegenheit gehabt haben, im Sommer 1771. würklich angekommen und von einem daselbst postirt gewesenen Chinesisch-Mongolischen Heer in Pflicht genommen worden sind. Der Vicechan **Ubuschi** und **Schereng** haben sich, wie man über Pekin und Kiachta erfahren hat, zuerst unter Chinesischen Schuz ergeben, und sind noch im selbigen

Jahr

Jahr nach Peking zur Huldigung gebracht worden. **Bambar und Zebekoordschi**, welcher sich einen Theil der Chanischen Ulus zugeeignet, haben sich erst im folgenden Jahr unter China bequemt und sind nicht in Peking, sondern auf dem Lustschlosse **Dschacha** vorgestellt und begnadiget worden. Man sagt, daß die Ulussen dieser Fürsten, auf den Fuß der Mongolen vertheilt, die Armen zum Ackerbau angewiesen, und den Fürsten, welche gewisse Besoldungen geniessen, eben so die Gelegenheit künftig zu Schaden möglichst benommen ist. Ein Theil soll Wohnplätze in der Gegend des Altaischen Gebürges, andre Ulussen aber in dem westlichen Theil der Steppe **Gobi**, erhalten haben. Der Chochotische Fürst **Aerränpäl** hat sich in den geistlichen Stand begeben und hält sich in Pekin auf. **Schereng** soll von den Burutten erschlagen worden seyn.

Die Chinesser haben die Zahl der zu ihnen übergelaufnen Kalmücken auf 130,000 Zelte oder Familien angegeben, welches gar sehr übertrieben ist. Nach einer im Jahr 1767. von Wrechan **Ubuschi** übergebnen Specification bestand damals seine ganze Horde aus 41,843 Gezelten, nämlich:

1) Die eigenthümliche chanische Ulus enthielt sogenannter Schabinäre oder dem Dalailama und andern Gothen gewehhter Familien, welche dem obersten Lama bey der Horde zinnsbar waren	7672
Die Abtheilung Kerät bestand aus	3861
Die Abtheilung Zaatun	3570

Die

Die Abtheilung Baaron = = = 3645
Die Abtheilung Sapsor = = = 3990
Sogenannte Koterschinär waren = = 727
Von Abgaben befreyter = = = = 250
Tataren vom Stamme Chundurau = 753
Truchmener, so in der Hord wohnten = 331
Baschkiren und Techmuten = = = 45

2) Die Ulus des Fürsten **Bambar** und seiner Linie war angegeben = = = = 2642
3) Die Ulus des Fürsten **Dondukof** = 2187
4) Die Ulus des Fürsten **Jebekdordschi** und seiner Brüder **Kirep** und **Aksakal** = 2089
5) Des Fürsten **Assarachu** Ulus = = 597
6) Des Fürsten **Maschi** Ulus = = 714
7) Des Fürsten **Jandik** Ulus = = 409
8) Die Derbetische Ulus = = = 3968
9) Des Choschotischen Fürsten **Tukeschi** Ulus = = = = 921
10) Des Choschotischen Fürsten **Menghön** Ulus = = = = 100
11) Des Choschotischen Fürsten **Aerränpäl** Ulus = = = 220
12) Des Choschotischen Fürsten **Gungi Baldschur** Ulus = = = 182
13) Des Choschoten **Samjang** Ulus = 279
14) Von kleinern torgotischen, choschotischen und soongarischen Fürsten hatten:

Emegen Ubaschi = = = 182
Bajadschich = = = 165
Bérö Chaschcha = = = 159
Bossurman Tadschi = = 205
Moemut Ubaschi = = = 311

Aehein

Achoin Ubaschi	105
Usenga	41
Arabdshur	51
Dshanschiri	60
Garaschiri	25
Dipsan	59
Baiarlachò	34
Bökkö Ulân	11
Tugul	39
Baildshur	16

Und endlich sind noch auf die Nahmen der kleinen Fürsten Scheereng, Sharakökön Urunchai, Loosangoshap, Dshanama, Deldesch, Ereng und Norbudshan zusammen angesezt = 982

Nun ist zwar wahr, daß die Kalmückischen Fürsten, wegen des zu stellenden Kriegsvolks, die Zahl ihrer Unterthanen stets geringer angaben als sie in der That ist; und die zahlreiche Clerisey ist auch nicht in der Zählung begriffen, so daß man nach einem gemäßigten Ueberschlag etwas über ein Drittheil mehr annehmen kann, als nach obiger Liste angegeben worden. Man schätzte auch die ganze wolgische Horde gemeiniglich auf 70,000 Zelte oder Familien, und also wenigstens eben so viel erwachsene und streitbare Mannspersonen. Nun aber sind noch itzt von der Horde nach Angabe 12342. Familien nachgeblieben, die man aus obangeführten Gründen auch um einige Tausend höher ansetzen mag. Folglich kann die entwichene Horde höchstens 55 bis 60,000 Feuer ausgemacht haben, wovon aber ein grosser Theil, noch

auf

auf dem Marsch, in die kirgisische Sklaverey gera-
then ist.

Die an der Wolga nachgebliebenen kalmückischen Beherrscher sind, ausser denen zur Christlichen Reli-gion sich bekennenden Fürsten **Alexei** und **Jonas Dondukof**, gewesen; der derbetische Beherrscher Zebek Ubuschi mit seinen Verwandten; die tor-gotischen **Jandyk**, Assarachu und **Maschi**, nebst des aus einer Nebenlinie herstammenden Arabschurs zwey Brüdern Samoschki und Balangai, ingleichen dessen Sohn **Nochoin Köbön** (*); die cho-schoutschen **Samjang** und **Tökkä** und zwey Soon-garische **Tümmen** und **Dschirgal**. Davon wurden **Zebek-Ubuschi**, **Assarachu** und **Maschi** der Sicherheit halber nach S. Petersburg berufen; Jandyk starb unterwegs, die andern in Petersburg. Das von der Wolgischen Horde nachgebliebene Volk, wurde gleich anfangs also vertheilt:

Die Fürsten Dondukof erhielten auf ihr Theil	2592
Jandyk,	1216
Assarachu,	789
Dessen Neffe Maschi,	821
Arabschurs Sohn und Brüder,	47
Samjang	817
Tökkä und sein Neffe	210
Samjangs Stiefsohn, Tümmen	294
Dschirgal	50
Zebek-Ubuschi mit seinen Verwandten	4422

Die

(*) Nach der Wortbedeutung: Hunds Sohn.

Die Saissanen des Stammes **Erketen**, welche, wie oben gesagt worden, aus fürstlichem Geblüt sind, wurden, weil man sie mit ihren Ulussen von der Flucht zurück gebracht, da sie schon über den Jaik waren, und weil man sie vieler beym Abzuge begangenen Plünderungen überführte, ihres Ranges entsetzt, am Leibe und mit Gefängniß gestraft, ihr Volk aber, nebst allen übrigen Chanischen Torgoten, die nicht entkommen waren, unter obige Fürsten zur Schadloshaltung für die ihnen entführten Unterthanen, vertheilt.

Die nachgebliebene **Chunburowskische Tataren**, welche sich bey Abzug der Horde auf die Insuln der Wolga, unter die Festung Krasnojarsk, in Sicherheit begeben hatten, und die **Truchmenier**, welche sich am Jaik mit gewafneter Hand von den Kalmücken getrennet und zurück gekommen sind, wurden keinem Fürsten zu Theil, sondern ziehen, als freye Unterthanen Rußland, erstere in ihrer vorigen Gegend an der Achtuba; letztere aber um den Ausfluß der **Kuma**, in der Steppe herum.

Es befinden sich aber auch, als Ueberreste der Kalmücken, ausser den getauften, im Stawropolischen Gebiet wohnhaften, deren Entstehung und Einrichtung schon genugsam bekannt ist (*), und welche auf-

(*) S. Rytschkofs orenburgische Topographie S. 85. u. folg. imgleichen Hrn. Prof. Lepechins Reise, 1ster Theil S. 217. und die meinige 1sten Theil S. 113.

auf 12,000 Männer geschätzt wurden, noch bey 2,000 streitbare Männer dieser Nation unter den Donischen irregulären Völkern. Diese sogenannte Tscherkaßische Kalmücken, welche sich unten am Don aufhalten, und ihre eigene Starschinen nach Kasakischer Einrichtung haben, nahmen schon zu des Anika Zeiten ihren Anfang, und vermehrten sich nachmals durch Freywillige, welche sich von ihren Beherrschern absonderten oder durch Viehsterben und andere Noth gezwungen wurden, sich zu Kasakendiensten anzugeben. Bey den Jaikischen Kasaken sind dergleichen Reste auch noch vorhanden (*), doch hat die flüchtige Horde einen guten Theil davon, so viel sie nämauf ihrem Zuge antraf, mit fort genommen.

Der Abzug unserer wolgischen Horde giebt ein Bild der vormaligen Völkerwanderungen; wozu wohl ohnstreitig die nomadischen Nationen Asiens, Mongolen, Tataren und Tschuden, von jeher die geschicktesten gewesen sind und vermuthlich auch den meisten Antheil daran gehabt haben. Bey ihrer unstäten, wandernden Verfassung hat man nicht nöthig, wie so viele Geschichtschreiber thun, die barbarischen Völker, welche das orientalische Kaiserthum und Europa nach und nach überschwemten, alle in einen Winkel zwischen die Wolga, den Kaukasus, das schwarze Meer und die Donau zusammen zu drängen; Als wenn diese Nomaden die schönen Steppen des mittlern Asiens, die sich durch die berühmten Wanderungen würklich entvölkert zu haben scheinen, vor-

(*) S. meiner Reise 1sten Theil, S. 276. 307.

vorhin hätten leer stehen lassen. Nichts war diesen Völkern leichter, als mit ganzen Horden, selbst mit Weib, Kind, Haus und Heerde aus den östlichsten Steppen bis nach Europa zu kommen und mitten durch die Weideplätze anderer, auch sogar feindseliger Völker einherzuziehn. So sind die Kalmücken, aller Feindseligkeit der kleinen und mittlern Kirgisenhorde ungeachtet, durch deren ganzes Gebiet mit allem Trosse gen Osten gewandert. Sie zogen aber, so viel man hat vernehmen können, in drey Heeren, die einander im Gesicht blieben, und deren iedes an den Seiten von abgesonderten Haufen bewafneten Kriegsvolks, welches aus der ganzen Horde gezogen war und Nachtwachen hielt, bedeckt wurden. Solche Haufen machten auch als Vortruppen den Weg voraus rein, und andere beschlossen den Zug, theils zur Bedeckung, theils um die Zögernden und Ermüdeten fort zu treiben. Und diese Anordnung, so wie sie die natürlichste ist, also ist sie vermuthlich auch nur Copie der uralten Weise solche Völkerzüge zu stellen.

Jedoch ich will mich zur physikalisch-moralischen Beschreibung der Kalmücken und übrigen mongolischen Völkerschaften wenden, und dabey dasjenige, was darüber schon im **Ersten Theil** meiner **Reisebeschreibung** gesagt worden ist, in so fern es keiner Verbesserung bedarf, mit einflechten.

Zweyter Abschnitt.

Von der Leibesbeschaffenheit, Kleidung, Sitten, Lebensart, Haushaltung und Krankheiten der Kalmücken und mongolischen Völkerschaften.

I.

Von den Kalmücken insbesondre.

So schwer es ist, unter den so vielfältig vermischten und verbasterten Europäischen Nationen einigermassen gültige Unterscheidungskennzeichen nach den Gesichtszügen festzusetzen, so leicht lassen sich hingegen die asiatischen Hauptnationen, welche sich durch Ehen selten vermischen, dem ersten Ansehn nach unterscheiden. Aber keines unter allen Völkern Asiens zeichnet sich so sehr aus, als das mongolische ja es macht (die Farbe bey Seite gesetzt) von der gewöhnlichern, menschlichen Gesichtsbildung fast eine eben so starke Ausnahme, als die Negers in Afrika. Bekanntermassen ist diese sonderbare Bildung selbst an den Hirnschädel der **Kalmücken** gar sehr merklich. Es haben aber die eigentlichen **Mongolen** und die **Burâten** sowohl in diesen Merkmalen und der ganzen Leibesbeschaffenheit, als in Sitten und Oekonomie, mit jenen soviel gleichförmiges, daß wenig von der

der einen Nation zu sagen ist, was man nicht auch auf die andre anwenden könnte. Ich will also, um alle unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, eine genaue Beschreibung der Kalmücken zum Grunde legen und mit demjenigen, was die Mongolen und Burätten unterscheidendes haben, beschliessen.

Die Kalmücken sind, überhaupt genommen, von mittelmäßiger Grösse und es giebt wenig ansehnlich hohe Leute unter ihnen. Besonders ist das Weibsvolk fast durchgängig klein und ziemlich zart von Bildung. Alle sind wohlgestalt und ich errinnere mich nicht einen einigen von Kindheit auf gebrechlichen unter ihnen gesehn zu haben. Die Erziehung ihrer Kinder, welche ganz allein der Natur überlassen ist, kann auch keine andere, als gesunde und vollkommene Körper bilden. Der einige, ziemlich gemeine Fehler der Gestalt unter ihnen ist, daß sie gekrümte Schenkel und Beine haben, weil die Kinder schon in der Wiege auf einer Art von Löffel stets wie reitend sitzen, auch, sobald sie nur gehen gelernt haben, beym verhausen schon zu Pferde zu reisen sich gewöhnen müssen. — Oft sind die Kalmücken ziemlich stark von Hals, aber durchgängig schlank und hager von Gliedern. Unter dem gemeinen Volk findet man fast keine fette Leute, und auch vornehme und reiche, die doch ein träges Leben in allem Ueberfluß führen, sind nie über die Massen corpulent; da es hingegen unter den Kirgisen und andern tatarischen Nomaden, die sich doch in der Lebensart gar nicht unterscheiden, viele recht unbehülflich dicke Cörper giebt. — Die Leibes- und Gesichtsfarbe der Kalmücken ist von Natur noch

ziemlich weiß; wenigſtens ſind alle junge Kinder von dieſer Farbe. Allein der Gebrauch des gemeinen Volks die Kinder männlichen Geſchlechts ganz nackend, ſowohl in der heiſſen Sonne, als im Rauch ihrer Filzhütten herumlaufen zu laſſen, und daß auch erwachſenes Mannsvolk im Sommer, die Unterkleider ausgenommen, ganz blos zu ſchlafen pflegt, verurſacht, daß ihre gewöhnliche Leibesfarbe gelbbraun iſt. Das Weibsvolk hingegen iſt am Leibe oft ſehr weiß, ja unter den Vornehmen giebt es auch zarte, weiſſe Geſichter, welche von der Schwärze des Haars noch mehr erhöht werden, und ſowohl hierinn, als in den Zügen, chineſiſchen Gemählden ganz ähnlich ſind.

Die allgemeine **Geſichtsbildung** der Kalmücken iſt, auch bey Auswärtigen, ziemlich bekannt. Aus den Beſchreibungen, welche einige Reiſende davon gegeben haben, ſollte man glauben, daß alle Kalmückiſche Geſichter höchſt ungeſtalt und fürchterlich wären. Einige wenige ſind es auch in der That. Allein überhaupt genommen hat die Geſichtsbildung aller mongoliſchen Völker etwas offenes, ſorgloſes, freymüthiges und geſelliges; ja es giebt ſowohl unter dem Manns- als Weibsvolk viele runde, angenehme Phyſionomien und unter letztern Schönheiten, von ſo reizenden Zügen, daß ſie ſelbſt in einer Europäiſchen Stadt Anbeter finden würden. Das **Characteriſtiſche** der Kalmückiſchen und **aller mongoliſchen Geſichter** ſind die gegen die Naſe zu etwas ſchief abwärts laufende und flach ausgefüllte Augenwinkel, ſchmale, ſchwarze, wenig gebogene Augenbrauen, eine beſondere Bildung und Breite

der

der (überhaupt kleinen und platten) Naſe (*) gegen die Stirn zu, nebſt den erhaben ſtehenden Backenknochen, bey einem runden Geſicht und Kopf. Allgemein ſind ferner ſchwarzbraune Augenſterne, breite und fleiſchigte Lippen, ein kurzes Kinn und ſehr weiſſe bis ins Alter feſte und geſunde Zähne; auch überhaupt die groſſen, weit vom Kopf abſtehenden Ohren. Dieſe Kennzeichen ſind bey allen mehr oder weniger merklich und oft in einer vollkommenen Harmonie. Es iſt aber merkwürdig, daß durch die Vermiſchung der Ruſſen oder Tataren mit kalmückiſchem und mongoliſchem Geblüt, welche, hauptſächlich in denen ſüdlich vom Baikal gelegenen Gegenden von Sibirien, ſelbſt durch die Ehe geſchieht, gemeiniglich Kinder mit angenehmen und oft ſehr ſchönen Geſichtern gebohren werden, dieſe Vermiſchung mag von väterlicher oder mütterlicher Seite geſchehen ſeyn. Dahingegen ſind Kinder von urſprünglich Kalmückiſcher oder mongoliſcher Geburt im zarten Alter, und oft bis ins zehnte Jahr von Geſicht höchſt unförmlich und aufgedunſen, von einem gleichſam cacochymiſchen Anſehn, bis ſie durch das Auswachſen wohlgebildeter werden. Ich rede hier nach europäiſchen Begriffen von der Schönheit; denn es iſt merkwürdig, daß die Kalmücken faſt durchgängig dasjenige Geſicht für das ſchönſte halten, welches die ihrer Nation eigene Ausbildung, die wir Ungeſtaltheit zu nennen geneigt ſind, im höchſten Grade beſitzt.

(*) Chammur heiſt bey den Kalmücken Naſe, Chamarrai eine kleine, niedergequetſchte Naſe, welches dem franzöſiſchen gleichgültigen Ausdruk: *Camarde* ſehr ähnlich lautet.

In Abſicht der Schwärze des Haars, welche die Kinder ſogar ſchon an das Licht bringen, habe ich ſelbſt unter den Mongolen und Kalmücken nie eine Ausnahme, ja auch nicht die geringſte Abänderung zur braunen Farbe bemerkt. Doch iſt mir ein zuverläßiges Beyſpiel eines fünfjährigen kalmückiſchen Mädgens mit recht blonden Haaren, bey einer völlig mongoliſchen Geſichtsbildung bekannt, und daß es einige braunhaarigte geben ſolle, iſt mir gleichfalls verſichert worden. Ein einiger Burät mit braunen Haaren iſt mir auch ſelbſt zu Geſicht gekommen. Dergleichen Beyſpiele aber ſind eine ſolche Seltenheit, daß ſie kaum in Betrachtung kommen können; und ſelbſt die meiſten, aus der Ehe burätiſcher Weiber mit Ruſſen erzeugte Kinder, die man im Selenginſkiſchen und in Daurien **Karymi** zu nennen pflegt, haben rechtſchwarze Haar und arten hierinn, ſo wie in den Geſichtszügen, am meiſten nach der Mutter.

Bey allen mongoliſchen Völkern iſt das erwachſne Mannsvolk weit weniger mit dem **Bart** verſehn, als die tatariſche und europäiſche Nationen; auch pflegt er ihnen viel ſpäter zu wachſen. Die Kalmücken ſind unter allen noch die bärtigſten und gemeiniglich doch ſehr ſchlecht und dünn damit verſehn. Sie laſſen gemeiniglich nur einen kleinen Stutzbart, einige auch noch ein Zöpfchen auf der Unterlippe ſtehn. Nur alte Leute, ſonderlich unter den Mönchen und Geiſtlichen, haben auſſer dem Zwickbart über den Mundwinkeln und an der Unterlippe auch das dünngeſäte Haar unterm Kinn am Halſe herum wachſend; das übrige wird theils durch raufen theils durch ſcheeren

ren glatt gehalten. Am Leibe ſind ſie ſelten haarreich und die Mütter ſuchen auch ihren Kindern das Haar in der Jugend auszurilgen. Nur an gewiſſen Stellen, welche die Tatarinnen ſehr glatt zu halten ſuchen, laſſen die kalmückiſchen Weiber das Haar unberührt.

In Cultur einiger **körperlichen Sinnen** geben alle Hirtenvölker, denen vollkommen wild oder von Jagd ajem lebenden Nationen wenig nach. Die Kalmücken haben ſonderlich einen feinen Geruch, gutes Gehör und eine auſſerordentliche Schärfe des Geſichts. Der Geruch thut ihnen auf Reiſen und bey Kriegszügen oft gute Dienſte, um von ſehr fern ein angezündetes Feuer, oder den Geruch von einem Lager auszuſpähen, und ſich alſo Nachtquartier oder Beute zu verſchaffen. Viele Kalmücken wiſſen, wenn ſie in einen Fuchsbau oder andre Thierhöle riechen, zu ſagen ob das Thier gegenwärtig ſey oder nicht. — Das Gehör entdeckt ihnen in noch viel gröſſerer Entfernung das Getöſe von trabenden Pferden und die Gegend wo ein Feind zu vermuthen, oder eine Heerde, und einzeln verirrtes Vieh anzutreffen iſt, wenn ſie ſich platt auf die Erde nieder legen und ein Ohr dicht auf den Boden halten. — Aber nichts iſt mehr zu bewundern, als die geübten Augen der meiſten Kalmücken, und die auſſerordentliche Entfernung in der ſie oft einen geringen Gegenſtand, den aufſteigenden Staub von Vieh oder Reutern und dergl. von geringen Anhöhen, auf der überall ebnen Steppe erblicken können, ſo ſchwer auch die ſonderbare Wallung der Oberfläche und der darüber ſchwebenden Dünſte, welche in dieſen Gegenden bey heitrer Luft und groſſer

Hitze bemerklich iſt, ſolches oft im Sommer macht. Bey derjenigen Expedition, welche der Torgotiſche Vicechan **Ubaſchi** gegen die Kubaner that, würde das Kalmückiſche Heer gewiß den Feind verfehlt haben, wenn nicht ein gemeiner Kalmück, der eine Parthey Pferde weidete, von einer kleinen Höhe, in einer nachmals auf 30 Werſte geſchätzten Entfernung, den Rauch und Staub des Kubaniſchen Heers erblickt und andern eben ſo geübten Augen gezeigt hätte, wo der beym Heer befindliche Oberſte **Riſchinſkoi** mit einem guten Fernglaſe nichts ſehen konnte. Geübten Augen allein iſt es auch zuzuſchreiben, wenn die Kalmücken verlornes oder geraubtes Vieh, oder auch Wild, nach der Spur, viele Meilen weit durch freye Wüſteneyen aufſuchen und wiederfinden; denn dieſe Kunſt, welche alle Nomaden beſitzen, iſt wohl nicht, wie der Herr Capit. Niebuhr bey den Arabern vermeynt (*), dem Geruch beyzumeſſen. Kalmücken und Kirgiſen, ja auch Ruſſen in den wüſtern Gegenden des Reichs, ſind gleich geübt, eine Spur mit den Augen zu verfolgen und zu beurtheilen. Auf weichem Boden, oder auf feſtem Schnee iſt freylich nichts leichter. Aber unter ungewiſſen kreuzenden Spuren die rechte wählen, auf verwehendem Sande oder Schnee, durch Sümpfe oder im tiefen Graſe ſelbige nicht zu verlieren, ja vielmehr aus der Neigung welche das Graß noch behalten hat, oder aus der Schwäche der Spur in Schnee und Sande zu ſchlieſſen, wie alt ſie ſey, erfordert fertige Sinnen, bey nicht geringer Erfahrung.

Von

(*) Beſchreibung von Arabien, S. 380.

Von den körperlichen Eigenſchaften der Kalmücken komme ich auf ihre **Gemüthsbeſchaffenheit**, welche mir in vielen Stücken vortheilhafter vorgekommen iſt, als ſie von den vorigen Reiſebeſchreibern geſchildert wird; zum wenigſten haben ſie, gegen die tatariſchen Nomaden, viel gutes voraus. Natürliche Fähigkeit, Geſelligkeit, Gaſtfreyheit, Dienſtfertigkeit, Treue gegen ihre Fürſten, viele Neubegierde und ein muntres aufgewecktes Weſen, welches auch die ärmſten faſt nie verläſt und von den mehr phlegmatiſchen Kirgiſen unterſcheidet, ſind ihre vortheilhafteſte Seite; ihre Hauptfehler dagegen ſind Sorgloſigkeit, Leichtſinn und Mangel an wahrer Herzhaftigkeit, ferner Leichtgläubigkeit, Argwohn, der bey ihnen durch Gewohnheit gebilligte Hang zum Trunk, wie auch zur Liebe und am meiſten ihre Verſchlagenheit, die ſie nur zu oft mißbrauchen. Die Neigung zum **Müßiggang** iſt unter allen aſiatiſchen Nationen, welche eine unumſchränkte, ſorgloſe, unthätige Lebensart führen, ſonderlich dem Mannsvolk gemein und natürlich; in der That aber iſt ſelbige bey den **Kalmücken**, wegen ihrer Munterkeit, in geringerem Grade vorhanden und ſteht ihrer Dienſtfertigkeit nicht im Wege. Diejenigen unter ihnen, welch kleine Handwerker treiben oder ſich aus Armuth bey den Ruſſen zur Arbeit oder Fiſcherey vermiethen, ſind ſogar fleißig und unermüdet zu nennen. Sie ſind mäßig im Schlaf, legen ſich ſpät und ſtehn mit aufgehender Sonne vom Lager auf. Bey Tage zu ſchlafen, halten ſie, auſſer im Trunk, für ſchändlich. Allein ihre **Unſauberkeit** kann weder geläugnet noch entſchuldigt werden und iſt mehr

der Erziehung, der schmutzigen Hirtenlebensart und dem Leichtsinn, als der Faulheit zuzuschreiben. Denn das Kalmückische Weibsvolk ist sonst bey aller häußlichen Arbeit unermüdet und wird sowohl deßwegen, als auch zur Wollust, von den Kirgisen begierig weggeschnapt, so oft nur zu einer solchen Beute gelegenheit ist. Man muß auch zu einiger Entschuldigung des gedachten Fehlers gestehn, daß es in den Steppen, welche die Kalmücken bewohnen, oft an Wasser zum trinken für Menschen und Vieh, geschweige denn zur Reinlichkeit fehlt, und daß durch eine, fast zum Gesetz gewordene Gewohnheit, die zu den Zeiten des grossen Tschingis eingeführt seyn soll, bey ihnen vor unerlaubt gehalten wird gewisse Hausgeschirre, welche bey allen mongolischen Völkern vor uralt gelten, z. B. Kessel, Kellen, Teller und Schaalen in einem fliessenden Strohm zu waschen; dahingegen eine andere, durch die Religion bestätigte Gewohnheit einem jeden Kalmücken gebietet, sich wenigstens alle Morgen, beym erwachen, die Hände zu waschen.

Die **Seelenkräfte** der Kalmücken und ihrer Brüder betreffend, so haben diese Völker, bey allem Mangel guter Erziehung und Aufklärung, einen guten natürlichen Verstand, viel Gedächtniß und eine grosse Fähigkeit alles zu erlernen. Rußisch lernen sie leicht und sprechen es gut aus, worinn sie vor den Chinesern einen grossen Vorzug haben. Sie würden leicht zu civilisiren und zu cultiviren seyn, wenn nicht ihre Lebhaftigkeit, und dann die Lebensart Hinderniße in den Weg legte. Eben diese hat auch damals

mals, als China von den Mongolen beherrſcht wurde, den Einfluß der geſitteten, aber ſclaviſchen Chineſer und die guten Anſtalten, welche die mongoliſche Beherrſcher zur Erleuchtung ihres Stamvolks machten, unter den herumſchweifenden, freyen Horden verhindern müſſen. Schon der Nahme **Kitat**, womit die Mongolen den Chineſer belegen und der ſoviel als Knecht bedeutet, ſcheint zu zeigen, wie dieſes Volk von einer gebundenen Civileinrichtung zu denken gewohnt ſey. — Gleichwohl merkt man bey den Kalmücken und noch mehr bey den Mongolen, welche die lamaiſche Religion bekennen, daß ihre Sitten theils durch die Gemeinſchaft mit den Chineſern, theils durch die tangutiſche Geiſtlichkeit, unendlich milder geworden ſind, als man ſie noch itzt unter den Burâten, die dem Schamaniſchen Aberglauben anhängen, und gleichſam das Ebenbild von dem ſind, was auch ihre Brüder ſonſt waren, findet.

Obgleich die Kalmücken insgemein von ſanguiniſch-choleriſchem Temperament ſind, ſo leben ſie doch unter ſich einträchtiger, als man bey ihrer ungebundenen Lebensart vermuthen ſollte. Selten komts bey ihnen zu Schlägen, ſelbſt im Trunk, und faſt nie zu blutigen Händeln. Von Mordthaten hört man unter ihnen wenig, und doch ſcheinen ſie im Zorn etwas grauſam zu ſeyn. Die Moral ihrer Götzenlehre hat vielleicht auch hierinn ihr Naturell gemäßigt, da, durch die angenommene Seelenwanderung, der Todtſchlag an Menſchen ſowohl, als Thieren, unter ihnen vor eine Hauptſünde gilt.

Die

Die Kalmücken ſind gegen jederman freundlich und ſo geſellig, daß ein Reiſender nicht leicht einen andern, wenn auch viele Werſte von ſich, erblicken wird, ohne dahin einzulenken, ihn zu begrüſſen und ſich nach ſeiner Beſtimmung zu erkundigen. Sieht ein Haufe der aus mehrern Kalmücken beſteht, einzelne oder wenige in der Entfernung, ſo pflegt jemand von ihnen auf die nächſte Höhe zu reiten und mit Schwenkung der Mütze dieſe zu ſich zu winken; komt ein ſolcher alsdenn nicht zu denen, die ihm winken, ſo wird er vor einen Feind oder Dieb gehalten und nicht ſelten verfolgt. — Freundſchaft unterhalten ſie gern, doch nicht ohne Eigennutz, weil bey ihnen Geſchenke geben und nehmen ein Hauptpunct der Freundſchaft iſt. Sie ſind aber auch vor eine Kleinigkeit dienſtfertig und nie undankbar, wenn ſie nur ihren Wohlthätern zu dienen ſich im Stande befinden. — Bey allen Widerwärtigkeiten ſieht man ſie guten Muths, oft wohl noch dazu frölich, wenn auch bey hungrigen Magen. Im äuſſerſten Elend bettelt ein Kalmück nie, ſondern ſucht lieber hie und da bey andern etwas zum eſſen zu erſchnappen, und wenn endlich keine Ausflucht mehr iſt, vermiethet er ſich bey ſeinen reichen Nationalen oder bey Ruſſen als Hirte, auf Fiſchereyen oder zu anderer Arbeit die er leiſten kann. — Stolze ſieht man auch unter den Vornehmen wenig, und die es ſind, bezeigen doch gegen die Armen ihrer Nation keinen Hochmuth; obwohl geringere ſich denen Reichen und Vornehmen gern dienſtbar bezeigen, und dieſe faſt immer von einem Schwarm müßiger Clienten umgeben erſcheinen.

Nichts

Nichts ist der Vernunft gemässer, als die auch unter andern nomadischen Völkern eingeführte Gastfreyheit, die ihnen auf ihren Reisen durch Wüsteneyen treflich zu statten komt, und deren sich ein jeder, welcher sie ausübt, auch überall wieder zu erfreuen hat. Ein Kalmück, der sein Pferd, Kleider und Gewehr hat, kann Vierteljahrelang herumschwärmen, ohne Vorrath oder Geld mit sich zu führen. Wo er hinkommt findet er weitläuftige Verwandte oder Gastfreunde, die ihn freudig aufnehmen und mit dem, bessen, das sie haben, bewirthen; oder er kehrt auch in der ersten Hütte eines Unbekannten ein, wo ihm alles willig gereicht wird. Auch Fremde von andern Nationen nimmt ein jeder Kalmück, so gut ers nur vermag, auf und der Fremde kann sicher seyn, von dem seinigen nicht das mindeste entwendet zu sehn, wenn er sich seinem Wirth anvertrauet. Denn einen Gast zu berauben, wird unter den Kalmücken vor das schändlichste Verbrechen gehalten. — Wenn der Wirth in Gegenwart andrer, die er seines Standes zu seyn vermeynt, speiset, so versieht er sich mit seiner Familie zwar zuerst, darnach aber wird unter alle Anwesende ausgetheilt. Wollte er jemand vorbeygehn, so würde das als eine grosse Beschimpfung angesehn werden, die Folgen nach sich ziehn könnte. Bezahlung für den Genuß wird nie gestattet und höchst gemißbilligt. Sie theilen auch sonst gern alles, was sich gemessen läst und behalten nichts für sich allein. Wenn Taback geraucht wird, so geht die Pfeiffe von dem einen zum andern. Schenkt man dem einen Taback, Früchte oder andre Eßwaaren, so theilt er aller, die ihn begleiten, wenn sie auch viel

geringer

geringer als er sind; redlich davon mit, und das Geschieht auch mit den Getränken. Hat eine Familie einen Vorrath Milch gesammlet, um Branntwein daraus machen zu können, so werden die Nachbarn dazu gerufen, um den Segen verzehren zu helfen. Doch erstreckt sich diese Freygebikeit hauptsächlich nur auf Dinge, welche genossen werden können. Vom Gut und Vieh vergeben sie nicht gern etwas, ausser in Hoffnung eines Gegengeschenks oder aus Erkenntlichkeit, oder endlich an Anverwandte, welche durch Viehsterben oder feindliche Räubereyen das ihrige verlieren, und in solchen Unglücksfällen recht brüderlich aufgeholfen werden. — Es kann vielleicht mit zur Gastfreyheit gerechnet werden, daß die Kalmücken gegen Bekannte mit ihren Weibern sehr freygebig und auch überhaupt so wenig eyfersüchtig sind, daß man nie Beyspiele von getödteten Ehebrechern unter ihnen höret, welche hingegen bey tatarischen Völkern gar nicht selten sind.

So diebisch man auch die Kalmücken (und freylich nicht ohne Grund) beschrieben hat, so vergreifen sie sich doch nicht leicht an ihres gleichen; es sey denn, daß Feindschaft zwischen Ulussen oder Geschlechtern obwalte. Ja auch auswärtige Räubereyen, von welchen sie freylich nicht freyzusprechen sind, haben mehrentheils Haß oder Rache zum Grunde. Auch begehen sie solche nicht gern mit öffentlicher Gewalt, sondern bedienen sich ihrer Verschlagenheit aufs beste. Sie suchen in der glücklichen Ausführung solcher Unternehmungen ihre Kriegsehre, sogar daß auch Kriegslist und Freybeuterey in ihrer Sprache nur

einen

einen Nahmen (**Chulluchairtschi**) bekommen haben. Man muß aber auch bey den Kalmücken bekennen, daß diejenigen, welche sich bey den Fürsten und Hoflägern aufhalten, und dann die Geistlichen, Verschmitztheit und Habsucht am meisten äussern; dahingegen die Gemeinen in einer unschuldigen Einfalt, mit ihrem Viehstande zufrieden leben, und nicht anders als aus Noth, oder wenn die Obern sie dazu anführen und mit Beyspielen vorgehn, auf das Rauben legen.

In Treue gegen ihre rechtmäßige Fürsten übertreffen die Kalmücken viele andre Nationen. Von ihnen leiden sie alle Unterdrückungen geduldig, und empören sich nicht leicht, wenn nicht etwan einer der Söhne und rechtmäßigen Nachfolger des ungerechten Beherrschers sich zum Anführer aufwirft. Wann sie aber einem Fürsten nicht durch Erbrecht zugehören, so sind sie leicht aufzubringen. — Sie ehren das Alter, gehorchen und dienen den Greisen gern; wenn junge Leute in Gesellschaft mit alten reisen, so kochen sie, nehmen die Pferde wahr, u. s. w. gleichwie auch zu Hause die Jünglinge den Vätern die Sorge über die Heerde willig abnehmen.

Noch gehört zu ihren Tugenden, daß sie ungemein verschwiegen sind, sonderlich in Sachen die ihre Fürsten und Volk betrifft oder ihnen von der Geistlichkeit, der sie einen blinden Gehorsam leisten, eingeschärft sind. Man hat davon an der Entweichung der Torgoten, wovon das ganze Volk lange vor dem Ausbruch wuste, ein redendes Beyspiel gehabt.

Die **männliche Kleidung** der Kalmücken beſteht gewöhnlicher Weiſe aus einem Oberkleid (**Labtſchik**), welches bis auf die Waden reicht, lange, oben ſehr weite, nach der Hand zu aber ganz enge Aermel hat und aus Tuch oder Baumwollenzeug (**Kitaika**) gemacht wird; ferner aus einem oder auch mehrern übereinander angezognen, leichten Unterkleidern (**Beſchmet**) ebenfalls von Kitaika, oder bey reichern Leuten von Damaſt (**Loodung**) und andern ſeidnen Materien, welche nur bis in die Kniekehlen reichen und engere Aermel haben, auf der Bruſt mit kleinen Knöpfen zugeheftet und vermittelſt einer Leibbinde oder Gürtels, nebſt oder ohne das Oberkleid um den Leib befeſtigt werden. Der Schnitt dieſer Kleider iſt darinn beſonders, daß der um den Hals liegende Rand oder ſchmale Kragen faſt bis an den Nabel gerade herab läuft. Darunter tragen die wohlhabenden ein kurzes vorn ganz ofnes Hemd (**Kielek**), das kaum bis über die Hüften geht und vorn übereinander ſchlägt; nebſt weiten, aus Leinwand (**Kåneſhir**) oder wieder aus Kitaika verfertigten Beinkleidern, welche bis in die Halbſtiefeln reichen. Arme behelfen ſich mit ledernen Beinkleidern, ohne Hemd, ziehen den Pelz auf die bloſſe Haut an, und haben Winters und Sommers einerley Anzug, auſſer daß ſie, wenn es ihnen heiß iſt, das rauhe auswendig kehren.

Reiche machen ihre **Winderpelze** (**Dåbel**) aus den Fellen der im Winter ſterbenden Lämmer, auch wohl

auch wohl von edlerem Pelzwerk nach eben dem Schnitt, wie die Oberkleider und mit einem Ueberzug von ähnlichen Materien. Die Geiſtlichkeit hat Fuchspelze am liebſten, weil der Fuchs und die gelbe Farbe heilig ſind. Gemeine bedienen ſich durgängig grober, wohlfeiler Schaafspelze. — Es ſind auch Ueberpelze (**Dacha**) aus Fellen junger Füllen im Gebrauch, welche, wenn ſie von zarten Thieren, ganz ſchwarz, oder von einförmiger, dunkelbrauner Farbe ſind, bis auf funfzig Rubel, auch wohl darüber gelten, und auf den Schulter- und Arm-Näthen mit den Mähnen verziert werden. Dieſe Ueberpelze werden, ſonderlich auf Reiſen, mit dem Haar auswärts getragen und halten den Regen ſehr gut ab. Gemeine Leute machen dergleichen aus den Sommerfellen der Steppenziegen (**Saiga**). Im Winter und bey regnichter Herbſtwitterung werden auf Reiſen auch noch weite Ueberröcke (**Ormögö**) von groben, grauen Tuch, und eben dergleichen Scharwarl oder groſſe Ueberhoſen (**Schalbuur**), welche bis auf die Füſſe gehn und ſo weit ſind, das oben der Pelz oder die leichtere Kleidung darein geſteckt werden kann, angethan. In den übrigen männlichen Kleidern iſt gelblich, röthlich, dunkelblau oder grau die gewöhnlichſte Farbe. Die Geiſtlichkeit liebt vorzüglich gelbbraun, purpurbraun und roth in ihrem Anzug, deſſen beſondere Beſchaffenheit an ſeinem Ort wird beſchrieben werden.

Im **Weiberanzug** ſind die weiten Beinkleider denen männlichen gleich, und das Hemd nur darinn unterſchieden, daß es um den Hals ſchließt und feſt

geknöpft wird. Das **Kleid** iſt länger, von leichterm und beſſern Zeuge, zierlicher und in den Aermeln genauer gemacht, und hat dieſen Hauptunterſchied, daß der Kragen nicht über die Bruſt hinunter geht, ſondern nur um den Hals ſchlieſt, die Seitentheile auch auf der Bruſt nicht übereinander geſchlagen werden, ſondern nur zuſammen geknöpft ſind, dahingegen von Nabel an, auf der rechten Seite ein breiter Ueberſchlag angeht, der bis hinunter reicht. Ueber dieſes Kleid ziehn die Weiber, ſonderlich wenn ſie ausgehn wollen, eine lange Ueberweſte oder Oberkleid ohne Kragen und Aermel (**Zegódik-Dábel**) an, welches immer von beſſerm Zeuge, auf allen Rändern gern bunt eingefaſt und hinten bis ans Geſäß aufgeſchlitzt, vorn aber mit den Rändern aneinander geknöpft iſt. Es wird nicht mit der Leibbinde befeſtigt und Vornehme laſſen es aus reichen Gold- und Silberſtoffen machen, und hängen im Winter zum Staat einen langen, mit Seidenſtoff überzognen Pelz von leichtem theuren Rauchwerk über die Schultern, ohne die Aermel deſſelben anzuziehn. Auf Reiſen zieht ein jedes Weib über erſt gedachte beide Kleider einen Lakenen Oberrock, wie bey Männer gemacht, oder einen Pelz an und befeſtigt dieſen Ueberzug mit einer Leibbinde.

Mädchen gehn vollkommen, wie das Mannsvolk, doch in leichtere Zeuge und etwas zierlicher gekleidet. Der **Haarputz** iſt das einige, woran man ſie von jüngern Knaben und zugleich auch von verheyratheten Weibern unterſcheiden kann.

Das Mannsvolk (**Kóóbet Ulus**) trägt durchgängig den Kopf geſchoren, und läßt nur etwas hinter dem Scheitel, recht in der Mitte des Haarkopfs einen runden Fleck (**Tábbák**) mit langen Haaren ſtehn, welcher gemeiniglich in einen, von vornehmern, ſonderlich jungen Leuten auch wohl in zwey oder drey Zöpfe geflochten wird. Dieſe, auch unter den mandſhuriſchen und tunguſiſchen Stämmen gewöhnliche Tracht, haben auch die Chineſer, bey ihrer letzten Unterjochung durch die Mandſhuren, von dieſen ihren Ueberwindern angenommen. Junge Kalmücken laſſen gemeiniglich um den Scheitelzopf in die Runde noch ſpannenlange Haare uneingeflochten ſtehn, und ſo bekommt der Haarkreiß den Nahmen **Schalba-Tábbák.**

Den **Knaben wird von Kindheit auf das Haupt** abgeſchoren, hingegen läſt man die **Mädchen**, ſobald ſie etwas heranwachſen, alles Haar ſorgfältig hegen, und im zwölften oder vierzehnten Jahr, da ein Kalmückiſches Frauenzimmer ſchon mannbar zu werden anfängt, flecht man den Dirnen das Hinterhaar vom Scheitel an in einen Hauptzopf (**Tábi**) und das Nebenhaar zu beyden Seiten in ſo viele kleine Flechten (**Kóckel**) als man will oder kann; und dieſe hängen gemeiniglich hinten und auf die Schultern herunter, ſeltner werden ſie um den Kopf geſchlagen. Bey der Verehelichung eines Mädchens werden dieſe Flechten aufgelöſt und aus allem Haar am Hinterkopf, gleich unter den Ohren, zwey groſſe und wohl noch mit eingemengtem, fremden Haar vermehrte Zöpfe (**Basbagain Chojor Ueßin**) gepflochten, welche nach

vornen über beyde Schultern herabhängen müſſen und in einer Scheide von ſchwarzer Kitaika oder Taffent verwahrt zu werden pflegen. Hiernächſt tragen die Weiber in beyden **Ohren Ringe** oder Gehänge (**Siecke**), Mädchen aber dürfen dergleichen nur in einem Ohr führen; ſo wie auch Knaben und Manner, die zum geiſtlichen Stande geweyhten ausgenommen, nicht ſelten in einem Ohr kleine ſilberne Ringe (**Tſchimkürr**) zu haben pflegen. Alles Weibsvolk (**Kóóket Ulus**) und am meiſten Dirnen **ſchminken** ſich auch ſtark mit der von den Kaufleuten zu ihnen gebrachten rothen Schminke **Ulan-Oo**) und Bleyweiß (**Jagan-Oo**).

Die **Kinder** weiblichen Geſchlechts läſt man, auch in der zarten Jugend nie, wie gemeiniglich die Knaben, nackend herumlaufen, ſondern zieht ihnen wenigſtens ein kleines Untergewand an, die Eltern mögen auch noch ſo dürftig ſeyn. Dahingegen ſitzt auch erwachſenes junges Mannsvolk in den Hütten, wenn es nur die Kälte erlaubt, gern, bis auf die Beinkleider, nackend und legt ſich auch alſo ſchlafen.

Manns- und Weibsvolk geht durchgängig in **Halbſtiefeln**, welche die Weiber und auch gemeine Kalmücken ſich ſelbſt zu nähen pflegen. Alles Leder dazu kaufen ſie von den Ruſſen und vornehme haben rothe Saffiane und Corduane am liebſten, laſſen auch wohl um den Fuß noch eine Einfaſſung von grüner, ſchagrinirter Pferdehaut ſetzen. Die Sohlen aber bereiten ſich die Kalmücken ſelbſt mit Räuchern, auf eben die Art, wie unten von ihren Milchgefäſſen wird

ge-

erwähnt werden. Innerhalb den Stiefeln tragen ſie im Sommer einen Umſchlag von Leinwand, im Winter aber noch Socken oder Strümpfe von gefilzter Wolle, die ſie ſelbſt verfertigen. Gelbe Stiefeln trägt kein Kalmück, um dieſe Farbe nicht zu entheiligen. Denn das Fußwerk iſt bey ihnen etwas ſo verächtliches, daß ſie es nicht einmal gern ſehen, wenn man Stiefeln an das Gatterwerk ihrer Hütten aufhängt, noch viel weniger aber leiden können, daß Stiefel auf ihr Lager, ſonderlich ans Kopfende, gelegt werden.

Mützen giebt es von verſchiedener Art, und werden theils ohne Unterſcheid von Leuten beyderley Geſchlechts getragen, theils ſind ſie dem einen oder andern Geſchlecht vorzüglich eigen. Insgemein wird der Boden der Mützen aus gelbem Tuch gemacht, und wer es nur bezahlen kann trägt auf der Platte einen ausgebreiteten groſſen **Quaſt (Salla)** von gezwirnter rother Seide, dergleichen die Kalmückiſchen Dirnen ſehr zierlich und ſauber zu verfertigen wiſſen, ſo wie ſie auch gemeiniglich an den Mützen ihr beſtes Nähewerk zu zeigen ſuchen. Wer keinen Quaſt aufbringen kann, der muß wenigſtens mitten auf der Platte der Mütze ein kleines **Fezchen rothen Tuchs** oder von andern Zeugern dieſer Farbe angenäht tragen. Dieſes rothe Zeichen, oder der Quaſt, nebſt der gelben Farbe der Mützen macht das Zeichen aller Bekenner des lamaiſchen Aberglaubens im Orient aus, ſogar daß ſich auch die unter China ſtehende Bucharen deſſen bedienen, um unter den Mongolen ſichrer und beſſer fortzukommen.

Die allgemein übliche Mütze, welche, ausser im Winter, zu allen Jahrszeiten und von beyderley Geschlecht getragen und vorzüglich mit dem Quast geziert zu werden pflegt, heist **Chatschilgamalachai** und besteht aus einem ganz runden, mit Wolle, wie ein Wulst, ausgestopften und mit den feinsten, gekräuselten, schwarzen Lämmerfellen überzogenen Kranz, welcher nur die Platte des Kopfs bedeckt, etwan fünf Finger dick ist und einen flachen, viereckigt genähten Boden von gelben Tuch hat, worüber der Quast ausgebreitet zu liegen komt. — Die gewöhnliche Wintermütze (**Birschilärtschi**) bedeckt den Kopf mehr, und hat auf beiden Seiten zwey Flügel oder Ohren, welche über die Backen schlagen, und mit Bändern zurückgebunden werden können. Sie ist durchaus mit Pelz gefüttert und ebenfalls für beiderley Geschlecht. — Im Sommer wird, nur allein von vornehmern männlichen Geschlechts und Geistlichen, eine Art runder Sonnenhütte (**Sierzik**), mit einem ganz flachen Boden getragen, die entweder aus überzogenem Filz, oder bloß aus doppeltem Seiden- oder Baumwollenzeug, welches über einen Ring von Eisendrath ausgespannt ist, bestehen. Gemeiniglich wird die untere Seite roth und die obere gelb überzogen, und der Hut, welcher wegen seines platten Bodens, nur eben auf der Platte liegt, mit einem Band oder Riemen unterm Kinn befestigt. — Noch eine Art ist **Chalbung-Malachai**, welche die vornehme Geistlichkeit und auch wohl reiche Frauen zu tragen pflegen. Sie wird so rund, wie die Chatschilga Malachai, aber mit schönem Fuchs oder Marderfell bebrämt, und bekömt einen aus seidenem

Stoff

Stoff fleißig gestückten Boden. — Endlich ist noch die **Säkälür-Malachai** üblich: ein rundes Mützgen, mit einem ungepolsterten, vorn und auch wohl hinten aufgeschlizten oder vorn weit ausgeschnittenen glatten Pelz oder Sammetrand zum aufschlagen, aussenher mit gelbem Tuch oder Baumwollenzeug überzogen. Wenn der flache Rand einer solchen Mütze unterschlizt ist, und sich also nicht niederklappen läst, so wird selbige **Channaga-Malachai** genannt. Beyde Abänderungen werden am meisten von jungen Dirnen und Burschen getragen. — Man kann sich von ihnen und der Chatschilga-Malachai nach denen auf der 2ten Platte vorkommenden Figuren, von dem Sierzik oder Sonnenhut aber, aus der 4ten und 6ten Platte eine Vorstellung machen. — Wegen der bey allen Mützen gebräuchlichen heiligen Farben legt ein Kalmück selbige niemas auf die Erde nieder, sondern hält sie auf dem Knie, oder wenn er sie aus der Hand thun muß, so legt er wenigstens sein Gewand oder sonst etwas reines darunter. Weil die gewöhnlichsten Mützen fast eben bis an die Wurzeln der Ohren heruntergehn und selbige niederdrücken, so stehen allen Kalmücken die Ohren weit vom Kopfe ab, und sind bey ihrer von Natur schon ungewöhnlichen Grösse, welche die mongolischen Völker den Chinesern ähnlich macht, desto auffallender.

* * * * * *

Die beweglichen **Wohnungen** der Kalmücken sind diejenige runde, mit einem trichterförmigen Dach bedeckte **Filzhütten**, welche bey allen asiatischen

Nomaden, die caucasische Tataren allein ausgenommen, von einerley, Gestalt und Bauart gebräuchlich sind, und deren würklich sinnreiche Erfindung ganz gewiß aus dem östlichen Asien und am wahrscheinlichsten von den Mongolischen Völkern herrührt. Da sie ganz auseinander genommen und in einen kleinen Raum gebracht werden können, so sind sie bey der unstäten Lebensart dieses Volks, welches keine Wagen zu halten gewohnt ist, überaus nützlich und bequem. Das Gestell und die Filze, womit man sie bedeckt, sind zwar, obgleich man die Filze (theils um die Last zu mindern, theils damit sie auf Näße gefroren nicht brechen mögen) so leicht als möglich würkt, von einer so beträchtlichen Schwere, daß an den kleinsten ein Kameel, oder zwey Tragthiere ihre volle Ladung haben; allein die Geräumlichkeit, die Wärme dieser Hütten im Winter und ihre Stärke und Stätigkeit allen Stürmen zu widerstehn, wie auch alle Näße abzuhalten, ersetzen diese Unbequemlichkeit zum Ueberfluß. Das Holzgerüste derselben dauert auch viele Jahre, und obgleich die Filze, womit das Dach bedeckt wird, schon im zweyten Jahre löcherigt zu werden anfangen, so dienen sie doch bey gemeinen Leuten, welche die Löcher zu verlegen oder zu verflicken sich nicht schämen, viel länger. — Aus der **Ersten Platte** wird man sich von der Zusammensetzung einer kalmückischen Filzhütte, und von der Art sie auf das Lastvieh zu packen, und wieder aufzurichten eine deutliche Vorstellung machen können und die hier folgende Beschreibung derselben deutlicher verstehn.

Eine

Eine **Kalmückische Filzhütte** (**Gärr**) oder Kybitka, wie es die Russen nennen (*), besteht zuerst aus einem Hürdenwerk von vier, sechs bis acht Stücken (**Teremä**), deren jedes aus etwan dreyßig-zolldicken Weidenstäben, in Gestalt eines Netzes, beweglich zusammen gefügt ist, so daß diese Stücke, welche auseinander gezogen jedes ein Gatter etwas über einen Faden lang und vier bis fünf Fuß hoch ausmachen, dergestalt zusammen geschoben werden können, daß ein Stock dicht am andern zu liegen komt. Da, wo sich die Stöcke kreuzen, sind sie durchbort und mit einem durchgezogenen kurzen Riemen rohbereiteten Leders, der an jedem Ende einen Knoten hat und scharf gespannt ist, dicht aneinander, doch beweglich fest: Eiserne Stifte müßten von der Feuchtigkeit geschwind rosten, und hölzerne würden aufquellen und den Gatterstäben ihre Beweglichkeit benehmen, auch bey weitem nicht so dauerhaft seyn.

Diese Gatter werden, wann die Hütte aufzuschlagen ist, auseinander gezogen, in einen Kreiß gesetzt und da, wo sie einander berühren, mit Haarseilen oder aus Wolle gewürkten Gurten verbunden. Wo der Eingang der Hütte seyn soll (und der wird gemeiniglich gegen Süden angelegt) da wird ein 15. bis

(*) Gärr bedeutet im kalmückischen und mongolischen ein Haus; die Fürstlichen Hütten, oder auch die, worinn die vornehmsten Priester wohnen, werden Vorzugs-weise Oergö (Hof) genannt. Das Rußische Rybitka kommt vermuthlich von dem kalmückischen Rybit, welches eine kleine Krambude bezeichnet.

bis 20. Pfund wiegender Rahmen mit zwey beweglichen Thürchen (Erreken) eingesetzt und mit den nächsten Gatterstücken verbunden; auch wird von diesem Rahmen noch ein starker breiter Gurt, oder ein härenes Seil um den ganzen Kreiß der Hürde gelegt und scharf angezogen, um dieselbe fester zusammen zu halten und in eine recht runde Form zu bringen. Alsdenn wird ein hölzner Kranz (Charaleschin) der aus zweyen etwas von einander abstehenden Ringen oder Reifen besteht, zwischen welche die Dachstöcker (Unnin) eingesteckt werden können oder auch dazu paßliche Löcher hat, auf etwan dreyen dieser langen Weidenstäbe über die Hürde empor gehoben und darauf alle übrige Dachstäbe nacheinander zwischen die Reife oder in die Löcher dieses Rauchkranzes eingesteckt und mit dem untern Ende auf die Gabel der aufgerichteten Hürde gestüzt, auch mit kleinen aus Riemen gemachten Schlingen (Saldarga) gleichsam eingehängt. Die Zahl dieser Dachstäbe pflegt sich nach der Zahl derer Gabeln des Hürdenwerks zu richten, und eine solche Menge ist nöthig, um die Last der Filze zu tragen und das konische Dach dauerhaft zu machen. — Das ganze Gerüst pflegt mit rother Mergelerde oder gebranntem Ocher (Sossun), den man mit Fischbrühe oder Leimwasser zu einer Farbe macht, roth angestrichen zu seyn, und die Kalmücken haben Leute unter sich, welche alle Theile desselben verfertigen; ja die meisten wissen wenigstens daran zu stümpern.

Hierauf wird die Hütte mit ihren Filzen bekleidet. Zuerst werden rund um das Hürdenwerk die

Sei-

Seitenfilze oder Wände (**Toorga**) angelegt, welche um der Wärme willen so breit gemacht werden, daß eine halbe oder ganze Elle unter die Dachfilze reichet. Wohlhabende legen selbige im Winter, um der Wärme willen, auch wohl doppelt, oder umgeben ihre Hütten mit Strohmatten die sie von den Russen kaufen oder die sich arme Kalmücken selbst aus Binsen und Wasserpumpen machen, und befestigen alles zusammen mit einem herumgezognen Seil, welches an den Thürrahmen fest ist. — Vor die Thür wird auch ein Vorhang (**Ueüden**) von Filz gehängt, der aufgeschlagen werden kann, und gemeiniglich zur Zierde und Dauerhaftigkeit durchnäht ist.

Das Dach der Hütte besteht aus zwey grossen Hälften oder Mänteln (**Däber**) welche darnach zugeschnitten und genäht sind. Sie werden mittelst langer Stangen über das Dach in die Höhe geschoben und vermittelst angenähter Schlingen aus härenen Bändern (**Choschlon**) in der gehörigen Lage angehängt. Darüber kömt noch ein kleinerer Mantel (**Orrékó**) welcher mit langen Zipfeln übereinander schliest und die Spitze des Dachs um das Rauchloch bedeckt. Alle diese Dachfilze werden mit darüber geschlungnen Haarseilen befestigt, und diese an das Seil, welches die Seitenfilze hält, festgeknüpft.

Die Oefnung des Rauchkranzes bleibt gemeiniglich als ein Schornstein offen. Wegen des Windes und Regens aber sind Kreuzbögen von Weidenzweigen darüber befestigt, auf welchen ein Stück Filz von der Windseite liegt, oder auch zu mehrerer Wärme, ingleichen wider Schnee und Regen, wann das Feuer aus-

ausgebrannt ist, über die ganze Oeffnung gedeckt wird; welches vermittelst einer Stange von innen geschehen kann. Solchergestalt halten diese Filzgezelte, deren sich alles, vom Fürsten bis zum Geringsten, bloß mit dem Unterscheid der Grösse und innern Verzierung bedient, im Winter ziemlich warm, wenn auch keine andre Feurung, als der gedörte Mist von Kühen oder Pferden gebraucht wird, dessen sich die Kalmücken an vielen Orten der holzlosen Steppen, welche sie bewohnen, bedienen müssen. Hingegen sind sie im Sommer, wenn die Seitenfilze aufgehoben werden, viel kühler als ein Zelt.

In einer Kalmückischen Hütte pflegt das **Lager** (**Orron**) des Wirths (**Gerrien Ejän**) der Thür gegen über, hinter dem Feuerplaz zu stehn und sie haben gemeiniglich ein niedriges hölzernes Gestell dazu. Die Polster (**Dábáskär**) und Pfüle bestehn aus dickem Filz. Bey Reichen findet man die Polster überzogen, und Kopfküssen (**Darrá**) von Saffian (**Sattia**), Juften (**Bulgari**) oder feinem Tuch (**Jängmen**), mit Wolle oder Federn gefüllt. Vornehme haben auch seidne oder leinwandne Vorhänge über dem Bett und belegen den Boden der Hütte mit Filzteppichen (**Tórül**). An beyden Enden der Lagerstelle werden die Kistchen und platten Juftensäcke (**Jómmägi**), worinn die Kalmücken ihre Kleidungen und andre Habschaft verwahren, aufgestapelt und bey reichen mit Teppichen oder wenigstens mit bunten Filzen bedeckt. Wer einen Götzen hat (und das sind bey den Kalmücken gemeiniglich nur Reiche und Vornehme) der stellt das Behältniß, worinn

rinn er verwahrt wird, dem Eingang zur linken oder an das Kopfende des Lagers, oben auf die übereinander geſtappelte Kiſtchen und Säcke, wo auch einige meßingne Opferſchälchen (Zógózá) mit Waſſer, Milch oder eßbaren Dingen aufgeſezt werden und in die Erde ein Stock, mit einer gröſſern eiſernen Schale darauf, eingeſteckt ſteht, um die Libationen von allem Getränk täglich einmal zu empfangen. An Feſttagen wird der Götze auf eben dieſer Stelle aufgeziert, und Lampen oder Raucherkerzen vor ihm angezündet.

Näher zum Eingang iſt zur Linken der Ehrenplatz und die Lagerſtädte für Gäſte (Gierſchi) aber auch für die unverheyratheten Söhne und Töchter; wo das Gewehr, Köcher und Bogen aufgehängt zu werden, und gleich beym Eingang das Sattelzeug zu liegen pflegt. Zur rechten hingegen werden die aus Pferdeleder genähte, groſſe Milchſchläuche und andre Hausgeſchirre welche zur weiblichen Wirthſchaft gehören, hingeſtellt.

In der Mitte ſteht zu allen Zeiten ein groſſer eiſerner Dreyfuß (Tulgan), unter welchem beſtändig Feuer oder doch glimmende Kohlen vorhanden ſind, und worauf man die Speiſen in groſſen, flachen, eiſernen Schalen (Chaiſun) kochet. Dergleichen Schalen werden auf den rußiſchen und ſibiriſchen Eiſenhütten in groſſer Menge, von verſchiedner Gröſſe gegoſſen, und unter den gröſten Theil der aſiatiſchen Hirtenvölker verkauft. Bey ſehr Vornehmen wird in der Wohnhütte nie gekocht, und da nimt gemeiniglich ein Faß mit ſauter Milch den mittelſten Platz

ein

ein. Auſſer einigen ſolchen groſſen und kleinen Schalen oder Keſſeln, beſteht das gemeine Hausgeräth (**Sabba**) aus hölzernen Schüſſeln (**Aga**) und Fleiſchtrögen (**Ongozo**), hölzernen Schöpfkellen, (**Schannacha**) und dergleichen Tellern (**Tabbak**), Trinkſchalen (**Jägözä**, Näpfchen mit einem Stiel (**Sabull**); groſſen und kleinen aus rohem Leder (**Tökö arſſan**) verfertigten Milchſchläuchen (**Archad** und **Taſchur**), Melktöpfen (**Bortoga**) und andern Gefäſſen; und dann endlich noch wohl aus einem gröſſern Theefäßchen (**Jorchozarr**) und einer ſchmalen, faſt cylindriſchen, hölzernen Theekanne, (**Tombo**), welche mit kupfernen oder ſilbernen Blechen und Reifen geziert zu ſeyn pflegt. Die Armen wiſſen ſich dergleichen aus rohem, geräucherten Leder zu verfertigen; woraus auch groſſe Flaſchen, (**Burbi**) die man auf Reiſen an den Sattel hänat, gemacht werden. Ein eiſerner Löffel (**Gängi**) mit einem langen Stiel iſt bey den Kalmücken auch ein faſt unentbehrliches Geräth, um zuweilen etwas Milch oder Butter heiß zu machen, oder den Milch-Branntwein aufzuwärmen.

* * *

Der Reichthum und die Subſiſtenz der Kalmücken und aller Hirtenvölker in Aſien, ſind ihre **Heerden**, welche nicht wenige unter ihnen bey Hunderten, ja bey Tauſenden zählen. Ein Mann, der vor ſich beſtehn kann, iſt unter ihnen ſchon der, welcher zehn Kühe mit einem Stier, und acht Stuten mit einem Hengſt beſizt. Es giebt aber auch genug Arme

(Bait

(Baigusch) welche so viel nicht haben, und sich kümmerlich ernähren, den Reichen die Heerden hüten, bey den Städten allerley Handarbeit suchen, und sich wohl gar an vornehmere Kalmücken als Sklaven (Jassir) verkaufen.

Ihr zahlreichstes **Vieh** (Mall) sind **Pferde**, Rindvieh und Schaafe. Kameele können wegen ihrer Zärtlichkeit und langsamen Wuchses nicht so sehr vermehrt werden und sind nur ein Eigenthum der Reichen und der Geistlichkeit. An Schaafen war die Torgotsche Horde sehr reich; unter den an der Wolga zurückgebliebnen Ulussen aber ist dieser Zweig der Viehzucht durch Seuchen gar sehr in Abnahme gekommen.

Die **Pferde** (Morin) der Kalmücken sind etwas kleiner, als die Kirgisischen, deren Zucht theils durch die gute Weide, theils auch vielleicht durch die bey den Truchmenen und an der Persischen Gränze geraubte Beschaler veredelt ist, und sonst oft genug Kalmückische Liebhaber verleitete auf gut Glück über den Jaik zu gehen und Kirgisische Heerden zu erbeuten. Des Torgotischen Fürsten Bambar Ulus hatte sonderlich durch die von den Kirgisen geraubte Zucht die beste und gröste Pferde. — Die kalmückischen Klepper sind sonst ziemlich hoch und leicht von Gliedern und zwar von keiner schönen, aber auch nicht von unansehnlicher Gestalt. Zum Ziehn haben sie nicht Kräfte genug und zu viel Wildheit; an Flüchtigkeit aber geben sie keiner Art von Pferden etwas nach und halten unter dem Reuter gut aus. Es

schadet ihnen nicht ganze Stunden lang im Galop zu rennen, und sie können sich im Nothfall zweymal vier und zwanzig Stunden ohne Wasser behelfen. Viele darunter sind von Natur gute Paßgänger. Bey aller Wildheit sind sie nicht kollerigt, noch auch sonst übelartig, ausser daß sie leicht scheu werden. Sie haben einen kleinen harten Huf und können zu allen Jahrszeiten unbeschlagen geritten werden. Da sie nie anders Futter, als Sommers und Winters die Weide auf den Steppen gewohnt sind, so kann man sie wie die Kirgisischen und Baschkirischen überall ohne Fourage fortbringen, ja sie gewöhnen sich oft schwer an ordentliche Futterung und man läuft Gefahr mit den Kräften auch ihre Wildheit zu vermehren. Von Seuchen und verwüstenden Krankheiten der Pferde wissen die Kalmücken nichts. Dieses Vieh lebt bey ihnen völlig der Natur überlassen, in einer Gegend, wo sich auch wilde Pferde ohne menschliche Vorsorge erhalten. Es giebt noch izt unter den Wolgischen Kalmücken solche, welche bis drey und viertausend Stück Pferde besitzen und unter der Torgotischen Horde waren dergleichen Heerden keine Seltenheit. Den grösten Theil der Hengstfüllen pflegen sie zu Wallachen zu machen, indem sie den Hodensack am Ende wegschneiden, die Schnur der Saamengefässe mit der einen Hand fest halten, die entblösten Hoden zwischen den Nägeln abdrehen und das abgestutzte Ende der Schnur mit einem glühenden Eisen brennen. Auf eben diese Art werden Kälber und Lämmer gelegt. Den Füllen werden bey dieser Operation zugleich die Naselöcher aufgeschlizt, um ihnen mehr Luft zum laufen zu geben. Die Hengste

(Aos-

(Adshirga) sind von den Stuten (Güün) zu keiner Jahrszeit abgesondert, damit es nie an säugenden Stuten und Milch gebreche. Man pflegt einen Hengst auf 10 höchstens 17 Stuten zu rechnen. Sie sind die Führer der Heerde (Adon) und schweifen mit derselben oft weit in den Steppen herum, vertheidigen selbige auch wider die Wölfe auf das herzhafteste. Die Kalmücken halten gern auf diejenige Farbe von Pferden, welche ihnen von den Geistlichen, nach den Constellationen, unter welchen sie gebohren sind, als die glücklichste angezeigt wird. Sie lassen auch in gewissen Fällen diesem oder jenen Götzen ein Pferd weihen. Doch hievon wird unter den abergläubischen Gebräuchen gehandelt werden.

Junge Pferde wissen sie zum reiten ohne Zaum zu zähmen. Sie haschen das Füllen, wenn es noch nicht zweyjährig ist, mit der an einer langen Ruthenstange befestigten Schlinge (Oorga), womit sie auch sonst die Reitpferde, welche frey in der Heerde gehn, einzufangen pflegen. Es wird nicht gleich gesattelt, sondern man schnürt ihm nur den Leib mit einem starken Gurt, an welchem sich der Reuter festhalten kann. Will es nicht aufsitzen lassen, so legt man ihm Schlingen um die Füsse, wirft es zu Boden und läst den Bereuter seinen Platz einnehmen, worauf man dem Pferde die Füsse wieder loß bindet und es auf der freyen Steppe so lange rasen läst, bis es müde wird. Der Reuter hält sich indessen nur fest, und wenn das Pferd langsamer zu laufen anfängt, peitscht er es an, bis es alle Kräfte zugesetzt hat. Alsdenn wird es gesattelt, gezäumt, und noch einige

Zeit gemächlich geritten; mehr wird zu dessen Zähmung nicht gefodert.

Das **Rindvieh** kömt bey den Kalmücken zu einer schönen Grösse und man findet Ochsen und Stiere, welche den grösten Podolischen nichts nachgeben. Die Derbeten haben stets in Ansehung ihrer grossen Stiere, die oft bis auf 30. Rubel gelten, den Vorzug behauptet und selbigen vermuthlich den ukrainischen geraubten Zuchtochsen zu danken. Das meiste Kalmückische Rindvieh ist roth oder rothfleckigt, mit treflich schönen Hörnern. Sie behalten mehr Stiere, als sie zur Zucht nöthig haben, legen sie, nachdem sie eine gute Grösse erlangt haben, und gebrauchen sie als Lastthiere um ihre Filzhütten und andere Geräthschaft darauf zu packen, wenn sie von einem Ort zum andern ziehn. — Auf einen Zuchtstier pflegen sie 50. Kühe zu rechnen. — Wegen des Rindviehs suchen die Kalmücken zum Winteraufenthalt solche Gegenden, wo viele Schilfstrecken sind; weil sich dieses Vieh auf den trocknen Triften von den Ueberbleibseln der Pflanzen weder ernähren, noch auch den Schnee wegscharren kann, wie die Pferde zu thun gewohnt sind.

Die **Kühe** der Kalmücken geben, so wie die **Stuten** nicht anders ihre Milch, als wenn das Kalb oder Füllen gegenwartig ist. Sie halten deßwegen (wie das Titelkupfer zeigt) diese jungen Thiere den ganzen Tag über nahe beym Gezelt, an langen auf der Erde ausgespannten Seilen, nebeneinander angekoppelt und lassen sie nur des Nachts frey saugen.

Durch

Durch diese strenge Diät sollen die Füllen, nach der Kalmückischen Erfahrung, sogar dauerhaft und stärker werden. Die Mütter weiden in der Nähe und entfernen sich nicht weit von ihren Jungen. Wenn sie gemelkt werden sollen, so treibt man sie nahe zur Wohnung, wo die Jungen befestigt sind, einige gewöhnen auch ihr Vieh auf einen gewissen Ruf zusammen zu laufen. Die Stuten werden nie unter drey bis viermal des Tages, in der besten Graßzeit aber wohl alle 2. Stunden gemolken, und geben jedesmal anderthalb Nössel, ja bis auf eine Kanne Milch. Die Zeit, welche alsdenn von der einen Melke zur andern verracht, wird Güümsam genannt, und ist eine nicht ungewöhnliche Zeiteintheilung unter den Kalmücken. Man melkt Stuten also, daß man den einen Hinterfuß und den Schweif mit den rechten Arm umfast. Einigen werden auch die Hinterfüsse mit einem Riemen ganz weitläufig gewannt. Die Kühe melkt man täglich nur zweymal. Ein jedes Mutterviech muß man durch sein Junges ansaugen lassen, darnach wird dieses durch einen Gehülfen zurück gehalten und der Mutter so lange gezeigt, bis das Melken vorbey ist, oder doch nicht weit von ihr entfernt. Bey den Stuten ist sonderlich Vorsicht nöthig, damit sie nicht stutzig werden und die Milch versagen. Bey vielen Kühen ists genug wenn man ihnen das Kalb nur zeigt, und wenn es in der Geburt, oder kurz nachher verunglückt, so stopft der Eigenthümer dessen Fell, so gut er kann, mit Heu aus und hält selbiges beym Gezelt angebunden, um es der Mutter sehen zu lassen, so oft man ihr die Milch nehmen will. Einige Kühe, welche so hart-

nackig sind, daß sie durchaus keine Milch geben wollen, sollen die Kalmücken damit zwingen, daß sie ihnen einen rund und glatt geschnizten hölzernen Propf mit Gewalt von hinten eintreiben, da denn durch das Drängen und Bemühn der Kühe den Propfen loß zu werden, ihnen auch die Milch entfährt.

Die Kalmückischen **Schaafe** (Choi) sind von eben der Art, wie man sie durch die ganze grosse Tatarey bey allen Hirtenvölkern findet, nämlich mit polsterförmigen dicken Fettschwänzen, deren Talg aber so weich als Butter ausfällt, mit hängenden grossen Ohren und sehr krummen Ramsköpfen. Der Statur nach halten sie zwischen den kirgisischen und rußischen das Mittel, und sind viel grösser als diese lezztern. Ihre Wolle ist grob, mit Haaren vermengt und die Mutterschaafe sind selten gehörnt. Die gemeinste Farbe darunter ist die weisse, mit fleckigten Köpfen, weil sich die Eigenthümer befleißigen dergleichen zu zuchn und keine andre, als solche Widder springen lassen. **Zur Zucht** behalten die Kalmücken auf hundert Mutterschaafe nur einen Widder. Die Schaafe werden bey ihnen nur wenig gemolken und nutzen hauptsächlich nur mit ihrem Fleisch, Talg, Häuten und der Wolle, welche leztre doch zu nichts als zu Filzen taugt, und entweder mit scharfen Messern abgeschoren oder ausgerupft wird. Wenn sie gemolken werden sollen, so kowelt man, so viele deren vorhanden sind, an ein im Kreiß befestigtes Seil, mit den Köpfen einwärts und nimmt ihnen nach der Reihe die Milch, welche hauptsälich zum Käsemachen dient. — Im Winter kommen sowohl Mutter-

Mutterschaafe, als auch wegen der schlechten Gelegenheit und Wartung viele von den frühgeworfnen zarten Lämmern um, aus deren und noch ungebohrner Lämmer Fellen die schönen Lämmerpelze bereitet werden, welche man in Rußland und auswärtig so hoch schäzt. Die Kalmücken nennen dergleichen zarte Lämmerfelle **Churúscha**, die von erwachsnern Lämmern, welche längere Wolle haben **Saksa**, und grosse Schaafhäute **Nycke**. Nachtheilige und nur gar zu gewöhnliche Krankheiten der Kalmückischen Schaafheerden sind die Räude und sogenannten Pocken; wodurch mancher um sein Wollenvieh kommt, ohne daß Mittel dawider gebraucht werden.

Die Kalmücken haben unter ihren Heerden auch **Ziegen** (**Jamán**) aber in geringer Anzahl; und diese haben gleichfalls hängende Ohren, sind oft ungehörnt, gemeiniglich buntfleckig und mit langen Haaren an den Schenkeln artig behangen.

Kameele (**Tämähn**) gelten, wie ich schon gesagt habe, bey den Kalmücken als ein Zeichen des Reichthums, weil sie das theuerste Vieh sind, sich langsam vermehren und viel Krankheiten leiden. Bey der Chamischen Horde gab es auch einbucklichte; gemeiniglich aber findet man bey den Kalmücken nur zweybucklichte, vielleicht weil diese dauerhafter oder vielmehr weil sie ursprünglich asiatischer Herkunft und in diesem Welttheil eben so allgemein, als in Arabien und Afrika selten sind, wo das einbucklichte Kameel dagegen gleichsam zu Hause zu seyn scheint. Die Wolgischen und fast alle südliche Steppen der

grossen Tatarey sind, wegen der häufigen Salzblumenpflanze und salzhaften Gewächse, eine vortrefliche Weide vor Kameele. Sie erfordern aber nicht nur zur Winterszeit mehr Sorgfalt, sondern müssen auch stets von Hirten geweidet werden, weil sie bey aller ihrer Grösse das allerunwehrhafteste Thier gegen die Wölfe sind. Im Winter bedeckt man sie mit alten Filzen und Matten, macht auch wohl Wände und Dächer von Schilf, wo sie vor Sturm und Frost einigen Schuz finden. Demohngeachtet sterben viele an einer unheilbaren, mit Durchfall begleiteten Auszehrung, welche von feuchter Weide und Witterung zu kommen scheint, und woran sie ein halbes Jahr oder länger kranken. Ueberhaupt sind sie so zärtlich, daß sie oft von den kleinsten Beschädigungen und Stössen tödtliche Schaden bekommen. Kein Vieh wird auch mehr von Ungeziefer geplagt und im Sommer crepiren sie oft von den mit Eichen und Aespenlaub eingeschlungenen Insecten, ingleichen von den bunten Meloiden, welche hin und wieder auf den Kräutern häufig sitzen. Im Frühling, wenn sie das Haar verlohren haben, welches sich wie ein Vließ vom ganzen Körper ablöst, werden sie auf der kahlen Haut nicht selten von der in südlichen Gegenden gemeinen Scorpionspinne gebissen und kommen an der Würkung dieses Gifts in weniger als einer Woche um. — Im Winter und sonderlich nach der zu Ausgang des März einfallenden Brunftzeit, werden die Kameele sehr matt und mager; alsdenn hängen ihre Buckel, wie zottige Lappen auf die eine oder andre Seite herab, und richten sich im Sommer, wenn das Kameel zunimt, wieder auf. — Die Vermeh-

rung

rung der Kameele erfordert besondre Sorgfalt. Man muß zur Zeit wenn sie brünstig sind das Weibchen zwingen, daß es sich auf die Knie niederläst, und dem Hengst, welcher alsdenn herbeygeführt wird, behülflich seyn. Alle Kameele sind nämlich gewöhnt sich an einem durch die Nase gezogenen Strick leiten zu lassen; zuckt man an diesem Strick abwärts, so lassen sie sich zur Erde nieder; schleudert man aber den Strick aufwärts, so stehen sie wieder auf. Alte Kameele legen sich bloß auf den gewöhnlichen Zuruf (Tschuk, tschuk!). In der Brunstzeit müssen sonst die Kameelhengste von einander sorgfältig entfernt werden, weil sie sich ganz wüthend untereinander in den Buckelhaaren verbeissen und mit den Vorderfüssen niederzuwerfen suchen, da denn der unterliegende von dem andern zertreten und beschädigt wird. Der Torgotische Vicechan Ubuschi soll dergleichen Kameelgefechte zur Lust angestellt haben.

Von den Kameelen nutzen die Kalmücken hauptsächlich die Milch und die Wolle. Erstere ist dick, öligt und salzhaft, sonderlich wenn das Kameel auf salziger Weide geht, da sogar dessen Schweiß auf der Haut einen kleinen Salzbeschlag hinterläst, der von den Schaafen begierig geleckt wird. Wegen dieser Eigenschaften wird die Milch sonderlich zum Thee geliebt. Das Kameelhaar brauchen die Kalmücken ihre Matrazen und Kissen auszustopfen, Stricke, Schnüre und Filze daraus zu machen; es kann aber nicht nur zu den schönsten Camelotten, sondern auch, wie bey den Kubanern würklich geschehen soll und in Kasan versucht worden, zu einem sehr feinen und

ſanften Laken verarbeitet werden. — Zum reiten taugen übrigens die zweybucklichten Kameele gar nicht, weil ſie in ihrem ſchweren Trott, ja ſchon im ſchreiten, entſezlich ſtoſſen und ſchwanken, daß man ſich bloß feſt zu halten Mühe hat, und alle Eingeweide faſt zu verlieren meynt.

***

Dieſe ſtarke Viehzucht nun nöthigt die Kalmücken, wie alle Hirtenvölker, ihre Wohnplätze von Zeit zu Zeit zu verändern, um ihren Heerden friſche Weide zu ſuchen, wenn eine Gegend kahl gehütet iſt. Alle dieſe Völker haben bey ihren Wanderungen zugleich den Vortheil, daß ſie den Winter in ſüdlichen oder ſonſt wärmer gelegnen Gegenden zubringen können, wo der Schnee nicht tief fällt, auch nicht lange liegt, und wo alſo das Vieh ſeine Nahrung leichter findet und zeitiger vom Frühling erquickt wird. Gegen den Junius oder noch früher verdorrt auf den ſüdlichen Steppen alles Graß, und dieſe Zeit ſuchen die Nomaden in nordlichern, wohlbegrünten Gegenden zuzubringen. Keine Gegend kann zu einer ſolchen Hirtenlebensart vortheilhafter ſeyn, als die izt unbewohnte Wüſteneyen zwiſchen der Wolga und dem Jaik, welche die Torgotſche Horde ſeit dem lezten Jahrhundert inne gehabt hat. Die häufigen Schilfbuſen (Nor'chagi oder Mazak) des kaſpiſchen Meeres und der Umfang des Kamyſchſamariſchen Sees, ingleichen die ſüdliche ſchneeloſe Gegend der kumiſchen Steppe gaben ihnen unter einem ſüdlichen Himmelsſtrich den erwünſchteſten Winteraufent-

aufenthalt. Von da begleiteten sie gleichsam den Frühling in die etwas nordlicher gelegnen Gegenden, und hatten in den grünenden Thälern der langen Sandstrecke **Naryn** und zwischen den Sandbergen an der untern Wolga eine frühe und fette Weyde und treflich Wasser, welches da überall in Brunnen, die kaum zwey Ellen tief sind, reichlich quillt. Im Sommer zogen sie bis an den Irgis und die Samara; und wenn alle höhere Steppen zu verdorren anfiengen, hatten sie zu Ausgang des Julius in den weiten Niedrigungen an der Wolga frische Wiesen, die bis in den spätesten Herbst nuzten. Um allen Unordnungen und Streitigkeiten vorzubeugen hatten sich die Fürsten wegen der Gegenden, in welchen sie mit ihrem Volk hin und herzogen, auf alle Jahrszeiten verglichen. Bambars Ulus blieb stets an der Ostseite der Sandwüste Naryn.; die Chanische Horde hatte die Westseite und zog zum Wintern in die Kumische Steppe. Der Chan pflegte sein Hoflager für den November in der Niedrigung von Saßikol, bey dem Grunde **Jagan-Aman** zu nehmen; weßwegen diese Gegend von niemand abgehütet werden durfte. Alsdenn war an gedachtem Orte für die Kaufleute der beste Kalmückische Markt, bis die Wolga mit Eiß belegt wurde und die Horde an den Kumafluß ziehen konnte. — Die Jorgotsche Ulus **Kerär**, welche zulezt unter dem Fürsten **Jandyk** stand, pflegte im Sommer unweit Astrachan um den Nebenarm der Wolga **Busan** genannt, und im Winter zwischen dem Kuma und Terekfluß zu liegen. — Die Ulus **Jike-Zoochor**, unter den Fürsten **Assarachu** und **Maschi**, pflegte den Sommer oberhalb

halb Dmitrefsk in der jenseitigen Wolgischen Steppe und gegen den Winter die Sarpa hinauf an dem Manitsch und gegen den Ursprung des Kuma zu ziehen. Die Derbeten hielten sich mehrentheils zwischen dem Don und Sarpaflüßchen auf, u. s. w.

Die izt noch vorhandnen wolgischen Kalmücken müssen izt in der Steppe zwischen dem Don und der Wolga bleiben. Sie überwintern gemeiniglich in den untern Gegenden dieser beyden Flüsse auf den Niedrigungen, ingleichen an denen Steppenflüssen Manytsch und Kuma, auch bis gegen die Kaspische See. Im Frühling ziehen sie sich zeitig längst dem Don und der Sarpa hin, bringen den Sommer auf dem hohen Lande am Don, und den Herbst auf den Niedrigungen der Wolga und Sarpa zu und nähern sich im October und November wieder ihren Winterweiden.

Die Steppen, in welchen die Kalmücken solchergestalt umherziehen, haben sehr wenig Bäche oder süsse Seen und sind deßwegen vor Leute, welche eine seßhafte Lebensart führen, gröstentheils unbewohnbar. Die Kalmücken wissen am Riedgrase und an Schilfhalmen auf trockner Steppe die Gegenden gut zu unterscheiden, wo verborgne Quellen anzutreffen sind. An solchen Orten haben sie zahlreiche **Wassergruben** oder Brunnen (Chyndyk) gegraben, welche sie nach besondern Benennungen kennen und, der Einförmigkeit ihrer Steppe ungeachtet, genau zu finden wissen. Allein viele dieser Brunnen, die nicht tief gegraben, auch nicht eingefaßt werden, trocknen im

Sommer

Sommer aus; andre haben nur brakes Wasser, und endlich so giebt es auch dürre, salzige Laimflächen genug, wo gar keine Wassergruben können angelegt werden. Daher muß sich das Vieh beym hin und herziehn gar oft ganze Tage ohne Wasser behelfen, oder zwanzig und mehr Werste weit zur Tränke treiben lassen.

Wenn eine Kalmückische Horde oder Ulus, um frische Weideplätze zu suchen, mit ihren Heerden wandert, welches im Sommer alle vier, sechs bis acht Tage geschehn muß, so werden erst Leute voran geschickt, die vor den Chan oder Fürsten, vor den Lama und die Götzenhürten den besten Platz wählen; worauf diese denn, nach vorhergegangner Bekanntmachung des Aufbruchs durch eigne Herolde, zuerst aufbrechen und dann alles Volk nachziehet und sich nach seiner Bequemlichkeit Plätze wählt. Alles muß bey solchen Veränderungen des Lagerplatzes auf Kameelen und Stieren fortgeschleppt werden. Schon Abends, vor dem Aufbruch, wird das meiste eingepackt, auch, wenn das Wetter gut ist, die Hütten zum Theil abgebrochen. Die Gatterwände werden zusammen geschoben, und die Dachstangen in vier oder mehr Bündel zusammen gebunden, die man an jedem Ende mit einer Kappe oder Filz versieht, damit sich das Vieh daran nicht untereinander verletze. Eine gemeine Hütte von vier Gattern wird solchergestalt auf zwey Stiere oder auf ein Kameel verpackt; an einer grössern aber haben zwey und mehr Kameele zu tragen. Morgens wenn es zum Aufbruch gehn soll, treiben die Männer das Vieh bey den Hürten zusam-

zusammen; die Weiber aber satteln die nöthigen Pferde, und packen, mit Hülfe der Männer und Kinder, alles auf. Die Filze werden zu unterst auf das Lastvieh gelegt, die Gestellstücke auf beyde Seiten darüber gehängt, und noch oben drauf allerley Pündel, Kistchen und Hausgeräth gepackt. Auf Kameelen wird der Rauchkranz zu oberst gesezt; das gute Gepäcke der Reichen wird mit bunten Filzen oder Teppichen überhängt und alles zierlicher gepackt, auch wohl dem Lastvieh Schellen oder kleine Glocken angebunden. Im Zuge werden die Kameele hinter einander gekoppelt und geführt, die Stiere aber getrieben. — An solchen Tagen ziehn Weiber und Mädchen beßre Kleider an und schminken sich aufs beste, um sich öffentlich zu zeigen. Sie müssen, mit den Knaben die Heerde und das Packvieh treiben, und belustigen sich unterwegs mit Gesängen. Kleine säugende Kinder tragen die Mütter vor sich zu Pferde; etwas grössere werden in tiefen Körben an Kameele oder Stiere gehängt. Sobald sie aber können, müssen sie selbst zu Pferde sitzen und vornehme Kinder reiten alsdenn (wie vorn auf der **ersten Platte** zu sehen ist) auf besondern Sätteln, welche auf vier Gabelförmig von einander stehenden Armen oder Hörnern einen Himmel mit seidnen Vorhängen, auch bepolsterte Leisten zwischen den Dachsäulen haben, damit das Kind nicht herab fallen kann; man wählt ihnen zahme Pferde, welche die Mutter oder eine Verwandtin am Zügel leitet. — Die Männer zeigen ihrer Familie nur den Ort an, wohin sie folgen sollen, reiten voraus und belustigen sich mit der Jagd, oder erwarten ihren Zug im Grase

mit

mit der Pfeife in der Hand. Wenn aber Wetter und Wege schlim sind, so bleiben sie bey den ihrigen und es ist ihre Sorge das Lastvieh, wenn es stecken bleibt oder fällt, aus dem Koth zu helfen; auch sind die Männer beym abpacken und aufstellen der Hütte behülflich, reinigen die Brunnen wenns nöthig ist, und schaffen Feurung an. Melken, Thee oder Essen bereiten und das Hausgeräth in Ordnung bringen müssen die Weiber.

Ich muß hier gelegentlich erwähnen, wie die Kalmücken den Abstand eines Orts zu bestimmen pflegen. Gemeiniglich rechnen sie nach Tagereisen, die man gemächlich mit dem Gepäck ziehend verrichten kann (**Chonecho-Gasur**), und die auf 22 bis 25 Werste geschäzt werden können. Ein leichter Tagesritt zu Pferde, kann wohl für 50 bis 70 Werste geschäzt werden. Kleinere Entfernungen messen die Kalmücken nach **Charazne**, welches so weit ist, als ihr Auge in einer Richtung auf dem Horizont etwas deutlich zu seyn vermag; und dies kann bey ihrem scharfen Gesicht und bey vollkommner Ebenheit ihrer Steppe wohl auf 10 und mehr Werste betragen; oft aber ist es auch viel weniger, und heist dann **Ille-Gasur**. Noch ist eine Art kleine Entfernungen zu bestimmen, so weit man im freyen und bey stillem Wetter das Gebrüll der Ochsen und Kameele oder das Geblöck der Schaafheerden hört; und **Mürk** ist, soweit man unter eben diesen Bedingungen den Laut eines Schneckenhorns vernehmen kann.

In Schriften bedient sich die Geistlichkeit sowohl bey den Mongolen als Kalmücken, einer etwas bestimm-

ſtimmtern Meſſungsart. Vier und zwanzig **Nemu ocho** oder Gelenke (welches ſoviel als unſre Zolle beträgt), machen einen **Tochoi** oder Ellenbogen; und vier **Tochoi** einen **Alda** oder Klafter, deren 500 eine halbe **Beree** oder chineſiſche **Li**, und tauſend eine ganze **Beree** ausmachen. Vier dieſer **Beree** aber nennt man ein **Golochon**.

Wenn vormahls die Horde bey ofnem Waſſer auf die eine oder andre Seite der Wolga überzog, ſo wurde durch den beym Fürſten befindlichen rußiſchen Officier (**Priſtaf**) in die am Fluß gelegne Städte ſchriftliche Nachricht davon ertheilt, damit die rußiſchen Einwohner, welche durch den Ueberſaz Geld zu verdienen Luſt hatten, ſich mit ihren Fahrzeugen an den gewöhnlichen und bekannten, zum Ueberſaz bequemen Stellen einfinden konnten. Dieſes ſind ſolche Stellen, wo der Fluß ſchmal und mit Inſeln beſezt iſt, um die Pferdeheerden bequem überſchwemmen und auf den Inſeln raſten zu können, weil an breiten Stellen in einem Othem oft eine gute Werſt weit zu ſchwimmen wenig Pferde vermögen. Auch das Rindvieh ſchwimmt ſehr gut und wurde gemeiniglich ohne Umſtände durch den Fluß getrieben. Aber für die Schaafe und Kameele und für das Gepäcke muſten Fahrzeuge ſeyn. Für ein Kameel ließ man die Kalmücken bis 10 Kopeken, ſechs für ein Pferd, 5 bis – für ein Rind und 2 bis 3 Kop. für ein Schaaf, Fährgeld bezahlen. Ein ſolcher Ueberſaz dauerte oft einen Monat lang, und die Fährleute brachten einen anſehnlichen Gewinnſt davon. Die gemeinen Kalmücken miethten kleine Kähne und lieſſen

ſen

sen sie mit ihrem Gepäcke und Kleidern durch ein paar Pferde, die an Leinen schwommen überziehen; die jungen Leute schwammen an Pferden hängend hindurch.

Es ist gewiß, daß da, wo sich eine Kalmückische Ulus mit ihrem Vieh niederläst, man von Mücken und Bremen, welche anderwärts um die niedre Wolga im Sommer die Luft ganz erfüllen, sehr wenig spürt. Die Ursach ist, theils weil das Vieh diese Ungeziefer an sich zieht, theils auch eine Menge davon zerschlägt und tödtet. Die Kalmücken haben daher ein Sprüchwort: „Wenn die Kameele einander reiben, so kommen viel Mücken um," im Verstande des lateinischen: Delirant reges, plectuntur Achiui. Zudem so versammelt sich um die Heerden eine Menge von Krähen, Staaren, Schwalben und andern Vögeln, ja ganze Schaaren von Libellen die an dem vom Vieh aufgescheuchten Ungeziefer ihre beste Jagd haben. Der Rauch der Hütten und der Geruch der Schaafe trägt auch dazu bey, wenigstens die Mücken zu zerstreuen; denn diesen ist, nach einer bekannten Bemerkung, eine Schaafheerde so zuwider, daß auch die unter den Kalmücken reisende Russen, wenn sie kein Mückenzelt bey sich haben, sich mitten unter die Schaafe schlafen legen, um vor Mücken Ruhe zu finden.

Im Winter pflegen die Kalmücken an den einmahl gewählten Stellen lange Zeit still zu liegen und die Heerden weit umher ihr Futter suchen zu lassen. Um dem zärtlichen Vieh, sonderlich Schaafen und

Kameelen, einigen Schuz zu verschaffen, wählen sie am liebsten solche Gegenden zum Winteraufenthalt, wo tiefe Gründe und Schilfstrecken bey kalten Stürmen dem Vieh Zuflucht bieten. Gleichwohl geht von ihren Schaafheerden im Winter allemahl wenigstens ein Drittheil, ja oft viel mehr darauf. Die schlimsten Jahre sind, wenn im Herbste auf Schnee und Regen die Steppe überfriert, so daß das Vieh nicht zum Futter kommen kann. Alsdenn ist gemeiniglich der Verlust an Vieh allgemein und eine Hungersnoth unter den armen Kalmücken unvermeidlich. Noch verarmt mancher im Winter dadurch, daß sich die weit umher schweifenden Pferdeheerden ganz fern, oft mehrere hundert Werste weit, in die Steppe verlaufen; welches sonderlich bey lang anhaltenden Stürmen und Schneegestöber, da sich kein Mensch in die Steppe wagen darf, und nicht selten auch dadurch geschieht, daß die Pferde von grossen Klumpen trockner Pflanzenstengel, welche der Wind zusammen webt und über die Ebne wälzt, scheu werden und so lange fliehen, als sie die rollende Pflanzen hinter sich erblicken. Zugleich verweht der Sturm die Spuren und niemand weiß wohin die Heerde gestoben ist. Aus solchen zufällig zerstreuten Pferden sind gröstentheils die in der Kalmückischen und Kirgisischen Steppe herum irrende, wilde Pferdeheerden entstanden.

* * * * * *

Die Kalmücken ziehn aus ihren Heerden den hauptsächlichsten Theil ihrer Nahrung, und häußlichen Bedürfnisse. Ihre Heerden liefern ihnen Milchgetränke

getränke und Branntwein, Käse, Butter, Fleisch; Häute zu Lederwerk, warme Pelze; Wolle und Haar zu Filzen, Polstern, Stricken und Bändern oder Gurten; Sehnen zum nähen und in ihre Bogen; auch zur Noth Torf (den **Mist**) zum brennen, wo andre Feurung fehlt; kurz, alles womit sich ein Kalmück zur Nothdurft ernähren und kleiden kann und womit auch die in entlegnen Steppen, von gesittetern Nationen entfernt wohnende Nomaden und Arme sich gröstentheils behelfen. Weil sie aber auf ihren Zügen den Städten nahe kommen und auch Kaufleute des Handels wegen sich unter ihnen aufhalten, so können sie sich vor ihr Vieh auch mit allerley Ueberfluß den die Industrie giebt, gewürkten Zeugern aller Arten, Klapperwaaren, Tabak, den sie äusserst lieben, gepreßtem Thee, Grüzwerk und Meel versorgen.

Fleisch (**Machàn**) ist ihre allgemeinste und gewöhnlichste Speise, vor der ihnen niemals eckelt. Sie essen nicht nur das Fleisch aller Thiere, welche sie in ihren Heerden haben, Pferde und Kameele nicht ausgenommen; sondern auch viele wilde Thiere, welche andre Völker verabscheuen z. Beysp. Murmelthiere, Zieselmäuse, Biber, Dachse, Ottern, Luchse, und lassen nichts, als den Hund und die Wieselarten, auch, ausser im höchsten Nothfall, Fuchs- und Wolfsfleisch unberührt. Wilde Schweine und Pferde, Steppenziegen, Rehe und allerley grössere wilde Vögel, die raubsüchtigen ausgenommen, sind ihnen gleich angenehm, sie mögen auf der Jagd oder durch reissende Thiere gefällt seyn. Von

der Zieselmaus ist anzumerken, daß selbige, auch von vornehmen Kalmücken, vor einen Leckerbissen gehalten, und am liebsten in saurer Milch gekocht gegessen, auch wohl zum sieden in den Kessel gelegt wird, wann man Milchbranntwein abzuziehen hat.

Mittelmäßige und selbst wohlhabende Kalmücken schlachten nicht gern ein eignes Stück Vieh; nicht sowohl aus Geiz, als weil es allemal vor eine Sünde gehalten wird, ein lebendiges Geschöpf zu tödten. Geraubtes Vieh schlachten sie nur aus Furcht, daß es erkannt und der Diebstahl dadurch entdeckt werden möchte. Gesunde Pferde zu schlachten ist ganz ungewöhnlich, und nur solche, welche durch Lähmung, Wunden oder einen andern Zufall untüchtig werden oder umfallen, sind vor die Kalmückische Küche. Alles verreckte Vieh, wenn es nur nicht an bösen Seuchen oder, wie die Kameele, an einer langwierigen Zehrung stirbt, ist den Kalmücken eine erwünschte Speise. Wie es mit demjenigen, das vom Donner erschlagen ist, gehalten zu werden pflege, soll an seinem Ort erwähnt werden. Arme Kalmücken freissen oft recht stinkendes Aas, welches auf dem Kalmückischen Markt in Astrachan, wie auch auf den Märkten in der Horde, von einer Art Garköchen, öffentlich verkauft wird. Ja selbst die Nachgeburt des Viehes wird nicht verworfen. — Schaafe werden noch am meisten frisch geschlachtet und zwar durchgängig also, daß man sie auf den Rücken wirft, in der Herzgrube durch die Haut und das Zwerchfell einen Schnitt nach der Länge macht, mit der Hand hinein fährt und das Herz von seinen Blutgefässen abreist.

abreist. Eine Art zu schlachten die, auch nach dem Bericht der Kalmücken, unter dem grossen Tschingis-Chan bey allen mongolischen Völkerschaften ist eingeführt worden. — Das Blut von geschlachteten Thieren wird allemahl sorgfältig gesamlet, mit oder ohne Grütze in einen Darm gefüllt und als ein Leckerbissen gekocht.

Die Kalmücken geniessen das Fleisch nie ganz roh. Gemeiniglich wird es in Wasser, ohne Salz gekocht und nebst der Brühe verzehrt, die man auch wohl mit Mehl oder Grütze verdickt. Ausserdem gebrauchen sie auch das von den Russen gekaufte Mehl, um ungesäuerte Fladen, auf glühender Asche, daraus zu backen; und im Winter ist ein dünner Mehlbrey (Budàn) die letzte Nothspeise der Armen. Zum braten wird das Fleisch an hölzernen Spiessen gegen das Feuer gehalten und fleißig gewendet; es geschieht aber mehrentheils nur auf Reisen, wenn nicht gleich ein Kochgeschirr bey der Hand ist, und die Jagd etwas vor den Hunger beschcert hat. Die Fabel, als wenn die Kalmücken auf Kriegszügen ein Stück Pferdefleisch unter den Sattel legen und nachmals roh geniessen, welche auch Wirsen (Nord u. Ost Tat. zweyte Ausg. S. 295. u. 433.) erzählt, kann von der Gewohnheit aller Steppenvölker, auf Reisen ein Stück frisches Fleisch zum Vorrath hinten an den Sattel aufzuhängen, hergekommen seyn. Es wird aber niemals also roh genossen.

Wenn ein grosses Stück Vieh vereckt oder um Krankheit geschlachtet werden muß, und auch sonst,

wenn durch die Jagd viel Fleisch vorräthig ist, so pflegen die Kalmücken, wie alle herumschweifende Völker, den Ueberfluß in schmale Riemen zu zerschneiden und an der Luft oder bey einem kleinen Rauchfeuer in ihren Hütten zum Vorrath zu dörren. Sie trocknen auf diese Art auch sogar Geschling und Eingeweide. Die Magen von Kühen, Pferden oder Kameelen werden von den Gemeinen umgekehrt, aufgeblasen, getrocknet und geräuchert, um zu Milchgefässen zu dienen.

Alles, was von wildem Wurzelwerk und Krautstengeln nur genießbar ist, wissen die Kalmücken in ihrer Steppe recht gut zu finden und theils vor den Geschmack, theils vor den Hunger zu nutzen. Folgendes sind die Vegetabilien, welche sie besonders, als eßbar, nennen und im Frühling oder Herbst aufsuchen: **Toolaïn Toïn** (Haasenknieschеibe) ist Chaerophyllum bulbosum, dessen Wurzel sowohl roh, als gekocht gegessen wird und einen angenehmen Möhrengeschmack hat; an Fische gekocht ist sie treflich wohlschmeckend.

Boolyk ist Alisma Plantago aquatica, wovon der untere Knollen gegessen wird.

Küssik ist eine knolligte Wurzel, welche auf laimigten dürren Ufern und Hügeln der südlichen Steppe häufig gefunden wird, und bey **Rauwolf**, wie auch im **dritten Theil** meiner **Reise** (S. 757. **Platte I. Fig. 3.**) nachgesehn werden kann.

Zoonok

Zoonok ist die Rübenförmige Wurzel von Scorzonera graminifolia oder auch pusilla (Eben derſ. 2. Theil S. 744. Pl. *L.*). **Churgun-Zoonok** wächst nur in den allersüdlichsten Gegenden und scheint Leontodon tuberosum zu seyn.

Täkändä ist Tragopogon villosum, wovon die jungen milchenden Stengel roh gegessen werden und auch den Pferden ein Leckerbissen sind.

Bodmonzok sind die runden, geschwänzten Knollen der gemeinen Sagittaria. Wenn die Kalmücken im Frühling auf die Schwanenjagd in die Wolgische Niedrigung ausgehn, so nehmen sie keinen Vorrath von Proviant mit, weil sie sich bloß allein auf die Menge dieser Pfeilkrautwurzeln, die ihnen gekocht und roh schmecken, und auf ihre Kugelbüchse verlassen. Im Nothfall nehmen sie auch zu

Alzancho, der Wurzel von Wasserpumpen (Typha), welche die wilden Schweine häufig aus den Moräſten hervorwühlen, ihre Zuflucht. Die Wurzeln von Fumaria bulbosa und wilden Tulpen werden nur, als eine Leckerspeise, roh verzehrt.

Wenn Kalmücken, selbst Reiche und Vornehme, speisen und die Gesellschaft zahlreich ist, so wird das gekochte Fleisch mit Schaum und Brühe in Trögen oder Schüsseln aufgetragen und vor allen Dingen, bey Schaafen, der Fettschwanz nicht vergessen. Die Gäste setzen sich in einen Kreiß mit untergeschlagenen Füssen nieder und einer nimmt den Trog vor

ſich, hält das Fleiſch mit der Hand feſt und zerſchneidet es zu kleinen Biſſen, welche er in die Brühe rührt; oder das Fleiſch wird auch ſchon zerſtückt aufgeſetzt. Bey Vornehmen bekömmt ein jeder ſeine hölzerne Schüſſel, und weil Gabeln und Löffel wider die Sitten und Gewohnheit der Kalmücken ſind, ſo wird mit den Händen aufgefüllt. Iſt nur ein Trog oder Schüſſel da, ſo fiſcht ein jeder ſein Stück heraus und verzehrt es aus der Hand, oder die Schüſſel geht herum, die älteſten nehmen zuerſt und die Knechte das letzte. Die dicke Brühe Budàn wird mit Schaum und Grütze in Schaalen gefüllt und nachgetrunken. Die Hände zu reinigen wird entweder geſchabtes Weidenbaſt, oder zerriebenes faules Holz herum gegeben, und dann, ſo wie auch vor der Mahlzeit, Getränk dargereicht. Die Geſchirre, woraus die Kalmücken ſpeiſen, ſind ſo appetitlich, als die Mahlzeit ſelbſt. Denn das beym Abulgaſi angeführte Geſetz des Iſchingis, die Hausgeſchirre nie mit Waſſer zu waſchen, iſt bey den Kalmücken noch als ein Gewohnheitsgeſetz heilig beobachtet, und man reinigt alles nur mit trocknem Graſe oder einem Stück Filz. Doch laſſen ſie nie mit gutem Willen ein Geſchirr durch Hunde belecken und verabſcheuen ſolches äuſſerſt. — Ueberhaupt aber ſind die Kalmücken, wenn ſie es haben können, ſonderlich wo umſonſt geſchmauſt wird, in Freſſen und Saufen, wie andere Völker von ihrem Schlage, ganz unmäßig. Dahingegen aber können ſie auch wieder im Nothfall mehrere Tage geduldig Hunger und Kummer leiden, ſo wie ſie alle Witterung, Kälte und Ungemach auszuſtehn abgehärtet ſind.

Das gewöhnliche Getränk der Kalmücken und ein Theil ihrer Nahrung sind die Zubereitungen der Milch, die sie von ihren Heerden ziehn. Sie haben nicht weniger Stuten- als Kuhmilch, und jene ist ihnen aus verschiedenen Ursachen die angenehmste. Frisch hat sie zwar einen gleichsam lauchhaften, widerlichen Nebengeschmack; allein sie ist viel flüßiger als Kuhmilch, bekomt im säuern, wenn es mit Reinlichkeit geschieht, einen angenehmen, weinsäuerlichen Geschmack, und setzt weder Schmant, noch geronnene Matten. Daher giebt sie ein gesundes, kühlendes, und in grösserer Menge gar merklich rauschendes Getränk. Saure Kuhmilch hingegen ist, theils wegen ihrer käsigten Materie, theils wegen eines ekelhaften Nebengeschmacks, viel unangenehmer zu trinken und erweckt ungewohnten Leuten fast unfehlbar Grimmen und Bauchflüsse, obgleich sich die Kalmücken auch ihrer ohne Nachtheil bedienen. Allein frische und sonderlich ungekochte Milch, genieſt kein Kalmück, weil selbige ihm eben diejenige Zufälle machen würde, die der Europäer von der sauern Kuhmilch spüret. Eben so trinkt der Kalmück auch höchst ungern ungekochtes Wasser, und Arme giessen lieber ein Drittheil oder die Hälfte Wasser unter ihre Milch, um das Getränk zu verlängern und nicht zu lauterem Wasser gezwungen zu seyn.

Alle Milch wird, so wie sie gemolken ist, gekocht und wann sie erkaltet, in den grossen ledernen Milchschlauch (**Orroth**), der in keiner Hütte fehlt (Platte 2. 3. 4. *b*.), ausgegossen, wo immer noch ein voriger Rest von saurer Milch hinlänglich ist, um

den frischen Vorrath durchzusäuern, wenn man ihn nur mit dem Rührstock (Billür), der dazu gehört (Platte 4. *a.*) wohl durchrührt. Denn diese Milchschläuche werden nie im geringsten gereinigt, noch ausgeschwenkt, und setzen inwendig eine Rinde von Käse und Unreinigkeit, woraus man den Geruch derselben und alles dessen, was sie enthalten, beurtheilen kann. Allein eben hierinn besteht das Geheimniß, die weinartige Gährung der Milch hervorzubringen. — Um Milch in neuen oder leeren Gefässen geschwind einzusäuern, ist etwas von dem Ueberbleibsel einer vorigen Destillation des Milchbranntweins, wovon gleich geredet werden soll, hinlänglich, oder man nimt dazu etwas von der geronnenen Milch, welche im Magen geschlachteter Lämmer gefunden wird. — Alle gesäuerte Milch wird unter dem allgemeinen Nahmen **Tschigàn** begriffen; aus lauter Stutenmilch bereitetes Getränk (der Kumyß der Tataren) heißt **Büünà-Tschigan** (Pferdetschigan); aus Stuten- und Kuhmilch vermischtes wird **Bàsràk** und blosse gesäuerte Kuhmilch **Airàk**, alle frisch gemolkne Milch aber **Ueſſun** genannt.

***

Im Sommer, und auch sonst, wenn die Kalmücken viel Milch von ihren Heerden ziehn, unterlassen sie nicht, sich fleißig mit dem starken Getränk, welches sie daraus übertreiben, zu berauschen. Stutenmilch ist als die geistigste bekannt; von Kuhmilch erhält man viel weniger Milchbranntwein, am allerwenigsten im Winter, bey trocknem Futter, die Schaafmilch wird gar nicht dazu angewandt und

soll

soll auch nicht geistig seyn. Die zur Destillation des Branntweins bestimmte Quantität Milch darf im Sommer nur vier und zwanzig Stunden, im Winter aber und bey kühler Witterung wohl zwey bis drey Tage in den gewöhnlichen unreinen Milchschläuchen säuern, so ist sie schon dazu geschickt. Man nimmt keinen Schmant davon ab, sondern rührt vielmehr alles von Zeit zu Zeit mit dem Butterstock stark durch einander. Die sich von selbst darauf und auch sonst auf dem gemeinen Tschigan setzende Butter wird abgeschöpft und zu anderweitigem Gebrauch verwahrt.

Allen Zeugnissen der Reisenden und der täglichen Erfahrung, nicht nur der Nomaden, sondern auch der unter ihnen wohnenden Russen entgegen, wollen es viele Leute in Europa noch itzt nicht begreifen oder glauben, daß man aus Milch eine berauschende geistige Feuchtigkeit übertreiben könne. Man wird wohl nicht annehmen wollen, daß alle Reisende, welche mit ihren Augen, mehr als einmahl, die Hirtenvölker in ihren schlechten Geschirren, ohne den geringsten Zusaz von Vegetabilien, Milchbranntwein haben abziehn und diese Trunkliebenden Leute damit bis zum Taumel und zur Schlafsucht sich berauschen gesehen, miteinander eins gewesen sind dem Publico eine Unwahrheit zu erzählen. Man kan auch nicht einwenden, daß diese Völker aus Schwäche des Haupts von den Dünsten der Milch betaumelt würden; denn die Kalmücken können auch von Kornbranntwein sehr grosse Portionen zu sich nehmen, ohne den Gebrauch ihrer Beine zu verlieren und solche Russen, die

rech-

recht vom Trunk Profeßion gemacht haben, werden oft vom Milchbranntwein, ja bloß von gesäuerter Stutenmilch noch eher berauscht als die Kalmücken, und streben recht nach diesen Getränken. Ich weiß zwar wohl, daß bey Auswärtigen angestellte Versuche, Milchbranntwein abzuziehen, nicht gerathen sind; ja ich will mehr bekennen: mir selbst ist einmal der Versuch, den ich unter meinen Augen in Selenginsk, aber mit reinlichen Gefässen, von gebohrnen Mongolen anstellen ließ, dergestalt mißgelungen, daß ich nichts als eine wäßerigte Feuchtigkeit erhielt, die den sauren Milchgeruch hatte. Allein so oft ich diesen Leuten den Versuch mit ihrem eignen Geschirr zu machen erlaubte, fehlte es nie an einem reichlichen Uebergang geistiger Dünste. Es kommt also hauptsächlich darauf an, daß die Milch, durch die nach langem Gebrauch verunreinigte und stinkende Gefässe und den darinn verbliebnen Rest alter Milch diejenige geschwinde Säurung erhält, welche in ihr die geistige Gährung zu erwecken fähig ist. Diese Gährung ist eben so von besondrer und specifiker Art und kann nicht anders, als durch lange und vielfältige Wiederholung zu der erforderlichen Vollkommenheit gebracht werden, wie nach **Russels** Bericht (*) die bey den Arabern gewöhnliche dicke Milch (**Leban**), nicht anders, als durch öftere Wiederholung der Gerinnung frischer Milch mittelst vorher geronnener, oder gleichsam durch eine vielfältige Cohobation des Laos, ganz vollkommen erzielt werden kann.

Auf

(*) *Natural history of Aleppo*, p. 54.

Auf die gewöhnliche Uebertreibung des Branntweins bey den Kalmücken nun selbst zu kommen, so ist selbige, wie das Kochen der Speisen, bloß ein Geschäft der Weiber. Die Zurüstung dabey ist, wie auf unsrer **dritten Platte** deutlich vorgestellt wird, folgende. — Auf den Dreyfuß in der Hütte wird ein grosser eiserner Kessel über ein kleines Feuer gesezt, mit etwas Wasser, welches man darinnen warm werden läst, ausgeschwenkt, und mit der wohl durchgearbeiteten, sauren Milch, bis etwan zwey Finger breit vom Rande, angefüllt. Solche Kessel halten ohngefähr drey rußische Eimer oder drüber. Auf den Kessel (**Chaisun**) wird ein paßlicher etwas ausgehöhlter Deckel (**Chapchak**) der entweder nur aus einem, oder aus zwey Stücken Holz gearbeitet ist und zwey viereckigte Oefnungen hat, gesezt. Den Rand und die Fugen pflegt man in der Steppe mit frischem Kuhmist zu verstreichen, wenn kein Thon oder Laim zum lutiren in der Nähe, oder wegen des gefrornen Erdreichs nichts zu erhalten ist. Die Stawropolischen, getauften Kalmücken, welche das Meel reichlicher und wohlfeiler haben, nehmen zur Winterszeit, statt des Thons einen zäh geknäteten Teig von grobem Meel. Bey den meisten Steppenvölkern, auch Mongolen und Burâten, ist immer das obgedachte animalische **Lutum**, welches sie ohne Mühe nahe bey den Wohnungen finden das gewöhnlichste und angenehmste. — Statt des Recipienten bey der Destillation dient ein kleinerer Kessel mit seinem Deckel, der nur eine grosse Oefnung und ein kleineres Luftloch haben muß, und am Rande herum wohl verschmiert ist. Diesen sezt man neben

den

den Dreyfuß in einen Kühltrog mit Schnee oder kaltem Wasser. Die Röhre (**Zorros**, mongol. **Zorgo**), welche den Milchbranntwein aus dem grossen Kessel in die Vorlage leiten soll, pflegt aus einem halbzirkelförmig gebognen Baumast, der gespalten, mit einer Rinne in beyden Hälften ausgehöhlt, wieder aneinander gepast und mit rohem Leder oder Gedärm überzogen ist, zu bestehn und wird mit dem einen Ende auf die Oefnung der Vorlage, mit dem andern auf die eine Deckelöfnung des grossen Kessels gesezt und verschmiert. Endlich müssen vorher schon ein paar grosse Kegel (**Aräken-Chapchäk**) von Thon, oder mit Asche und Sand vermischten Kuhfladen gebildet worden seyn, in deren Grösse und Schönheit es immer eine Hausfrau der andern zuvorzuthun sucht, weil sie glauben, daß die Füllen der Stuten, wovon die Milch genommen ist, nach Proportion der Kegel an Schönheit und Grösse zunehmen; daher werden dieser Kegel auch mehrere gemacht, als nöthig sind und nachmals auf dem Feuerplatze verlassen. — Sobald man mit den Vorbereitungen fertig ist, so wird frisch Feuer gegeben, wobey man durch die unbedeckte Oefnung des grossen Kessels acht giebt, bis die Milch in demselben aufsiedet, und ein starkriechender Dampf, der sich bey Destillation der besten Stutenmilch sogar entzünden läst, durch die Oefnung aufsteigt. Alsdenn wird einer der obgedachten Kegel auf diese Oefnung gesezt und angedrückt, das Feuer aber gemindert. Die kleine Oefnung der Vorlage bleibt allein unbedeckt, obgleich viele geistige Dünste durch selbige verlohren gehn; denn ohne diese würde, nach dem Zeugniß der

Kalmü-

Kalmücken, die Destillation nicht gerathen. — Nach weniger als anderthalb Stunden vermindert sich der Dunst. Alsdenn ist aller Branntwein (Arr'ki) abgetrieben, und macht von Kuhmilch etwan den dreyßigsten, höchstens einen fünf und zwanzigsten Theil, von Pferdemilch aber wohl ein Funfzehntheil der ganzen Milchmasse aus. Er ist klar, sehr wäßrig und läst sich also nicht entzünden. Doch hält er sich in gläsernen Flaschen, wie schwacher Kornvorlauf unverderbt. Die reichen Kalmücken lassen denselben durch wiederholtes Ueberziehn verstärken und haben eigne Nahmen, womit sie die Producte einer jeden Rectification ausdrücken: der zum erstenmal vom Arr'ki übergetriebne Branntwein wird **Dang** genennt; nach der zweyten Verdoppelung heist er **Arsa** und nach der dritten **Chorza.** Weiter pflegen sie nicht zu gehen, sie haben aber noch bis zur sechsten Rectification eigne Nahmen, wovon die ersten **Schingza** und **Dingza** sind.

Gemeiniglich begnügen sich die Kalmücken mit dem Product der ersten Destillation. Man gieſt den Branntwein aus der abgenommenen Vorlage ganz warm in eine hölzerne Schaale, die einen Ausguß hat, und aus dieser in lederne oder aus Flaschenkürbissen gemachte Flaschen. Alsdenn ist die erste Angelegenheit, daß der Wirth, bey welchem das Gelag ist, etwas Branntwein in eine Schaale gieſt, einen Theil davon aufs Feuer schüttet und das übrige gegen das Rauchloch fliegen läst, um die Luftgeister oder seinen Schuzengel zu befriedigen. Ferner wird die Spitze der thönernen Kegel hohl gemacht und auch

dahin-

dahinein etwas Branntwein gegossen. Endlich wird der noch warme Branntwein mit grossen Schaalen, die oft nicht viel weniger als eine gute Flasche halten, allen anwesenden Freunden und der Familie, welche das Gelag giebt, herum gegeben. Was davon übrig bleibt pflegt auch nie anders als aufgewärmt genossen zu werden. Dieser Milchbranntwein rauscht, wegen seiner Wässrigkeit, zwar nicht so geschwind und in so geringer Quantität, als Fruchtbranntwein, allein alle Steppenvölker, die sich desselben bedienen und auch die Russen bezeugen, daß der davon entstehende Rausch viel länger anhält und zugleich alle Lust zum Essen benimmt, hingegen kein Kopfweh, wie der Kornbranntwein, hinterläst.

Unter den reichen wolgischen Kalmücken ist, wenn sie nahe bey Städten überwintern, das Branntweinbrennen aus gesäuertem rußischen Brod, mit oder ohne Milch, sehr üblich. Der daraus erhaltne Branntwein soll schärfer und säuerlicher als Milchbranntwein seyn.

Das ungemein saure, fast wie Branntweinhefen stinkende Ueberbleibsel von der Destillation des Milchbranntweins, welches die Kalmücken Bossun und die Mongolen Zachá nennen, hat verschiednen Nutzen. Theils wird es mit frischer Milch vermischt sogleich verzehrt, theils zum bereiten der Schaaf- und Lämmerfelle gebraucht; oder wenn meistens Kuhmilch genommen worden, so lassen die Kalmückischen Weiber diese Neige auch wohl (entweder allein oder wenn sie gar zu sauer ist, mit einem Zusaz süsser Milch)

Milch) so lange kochen, bis sie dick wird, giessen die käsigte Materie in Säcke und lassen sie, wenn die Feuchtigkeit abgetrieft hat, entweder in Brocken oder (wie die tatarischen Völker) in zusammengepresten runden Kuchen, zum Vorrath sonderlich auf Reisen und für den Winter, an der Sonne trocknen. In Brocken heist dieser saure Käse **Schuurmyk**, in Kuchen geprest aber **Thorossun**.

Sie machen noch eine andre Art von Käsen, sonderlich aus Schaaf- oder Ziegenmilch, welche den Nahmen Aesägä bekommen hat. Die frische Milch wird in einen Kessel gegossen, mit etwas gesäuerter Milch (Aedäräksän Uessün) oder von obgedachter Branntweinsneige (Bossah) vermischt, wohl durchgerührt, und eine kleine Weile zum säuern ruhig gelassen. Darnach wird Feuer unter dem Kessel gemacht und unter dem Kochen fleißig gerührt, damit die geronnenen Matten theils durch das Sieden und theils durch die Bewegung in einen Schaum (Köösun) verwandelt werden. Wenn alle wässrigte Theile der Milch also eingekocht sind, so pflegt man noch etwas Butter hinzu zu fügen, alles gut durchzurühren und die Materie so lange über dem Feuer zu lassen, bis der Schaum trocken und bräunlich zu werden anfängt; dann ist dieses Gericht fertig, und könnte, wenn reinlich dabey verfahren würde, angenehm genug schmecken.

Die Kalmückische Art Butter zu machen ist folgende. — Man läst eine hinlängliche Quantität frischer Kuh- oder Schaafmilch im Kessel eine geraume

Zeit kochen, thut etwas von dem Schmant gesäuerter Milch (**Arijän**) darein und stellt sie zum versäuern hin, wozu weniger als ein Tag hinlänglich ist. Alsdenn wird diese Milch mit einer Art von Butterstock geschlagen und in einen Trog oder Schaale ausgegossen, da sich denn die losgegangne Butter oben sezt, welche in lederne Geschirre oder trockne Thiermägen geschöpft und also aufgehoben wird. Scheint die Milch noch nicht alle Fettigkeit verloren zu haben, so kocht man selbige abermals und verfährt wie vorhin. Und diese Butter heist in ihrer Sprache **Tossun**, bey den Mongolen aber **Oerömö**.

***

Von Thee und Tabak sind die Kalmücken grosse Liebhaber und des leztern bedient sich auch das Weibsvolk fleißig. — Zum Theekochen wählen sie sich am liebsten diejenige gepreste Tafeln, welche durch den chinesischen Handel nach Rußland kommen und unter dem Nahmen **Kirpieschnoi Tschai** (Ziegelthee) verkauft werden. Sie pflegen davon etwan eine Unze grob zerstossen, auf etwan acht Pfund Wasser in ihren Kesseln, mit Milch (am liebsten von Kamelen) Butter und etwas Kochsalz, nicht mit andern Erdsalzen, wie von den Mongolen gesagt werden soll, zu kochen. Aus Sparsamkeit werden die Blätter mit einem leinwandnen, auf einen Ring ausgespannten Säcklein (**Zaigio Schür**) aus dem Kochsel genommen, und ein andersmal mit etwas frischem Thee wieder aufgesotten. Weil dieser Thee durch den weiten Transport an der Wolga theuer ver-

verkauft wird, auch nicht immer zu bekommen ist, so sammlet das gemeine Volk einige wilde Gewächse zu eben dem Gebrauch. Von Kräutern habe ich nur eine kleine, auf magern Steppen wachsende Art von Süßholzkraut (Glycyrrhiza asperrima P. Reise 1ster Theil S. 494. 3ter Theil S. 754.) unter den Kalmücken im Gebrauch gefunden. — Nächstdem sammlen sie die Saamen von Spitzwegerich (Lapathum acutum), welchen sie **Temähnschike** nennen; die Wurzel von dem gelben Sumpfschwertel oder falschen Calmus (**Uldó-Ebessun**) ingleichen die heftig zusammenziehende Saamen (**Chantoossen**) des Zwergahorns (Acer tataricum) von welchen sie durch klopfen oder reiben in einem Sack die Flügel absondern und eben wegen dieser Flügel den gedachten Baum **Jarza** oder Heuschrekenbaum nennen.

Die Bereitung aller bisher erwähnten Speisen und Getranke, das Melken des Viehes; das Auf- und Abnehmen der Hütten, ist so wie alle Näheare beit ein Geschäfte der Kalmückischen Weiber. Ihre Arbeit ist es auch, allerley Felle und Lederwerk zu gerben; wobey ich folgende Behandlung üblich gefunden habe. — Wenn sie besonders zarte Lämmerfelle zubereiten wollen, so waschen sie selbige zuerst in lauwarmen Wasser rein und lassen sie darauf an der Luft ausgebreitet etwas abtrocknen. Darauf kratzen sie selbige mit stumpfen Messern an der Fleischseite, theils das noch daran hängende Fleisch und Hautwerk wegzubringen, theils um die Haut zu öffnen, damit dieselbe von der Milch besser durchdrun-

gen werde. Wenn dieser Zweck erreicht ist werden die Felle an der Luft, auf dem Grase oder einem Filz ausgebreitet, auch wohl mit Pflöckchen aufgespannt (S. das **Titelkupfer**) und drey Tage nacheinander mit denen von Milchbranntwein übergebliebnen Hefen oder besser mit saurer **Kuhmilch**, welche etwas **Salz** bekömmt, täglich dreymal bestrichen, so daß diese Milch vermittelst eines Messers überall gleichförmig ausgebreitet wird. Am vierten Tage läst man das Fell austrecknen, und würkt es sodann zwischen den Händen und auf dem Schoos nach allen Richtungen so lange durch, bis es ganz weich wird. Einige bedienen sich, sonderlich bey etwas stärkern Fellen, eines schmalen, gekerbten Scheids (**Ederenq**), über welches sie selbige auf den Knien durcharbeiten. Und dieses Werkzeug ist auch bey den sibirischen Steppenvölkern gebräuchlich. Grobe in saurer Milch gegerbte Leder zu Stiefeln und dergleichen, werden auf einer Art von Breche, deren Ränder gekerbt sind (**Talki**), und die auf der Erde liegend gebraucht wird, weich gemacht.

Nach der ersten Bereitung müssen die Felle geräuchert werden, damit sie dem Regen besser widerstehn und von der Feuchtigkeit nicht verderbt werden können. Zu dem Ende wird in einer kleinen Grube ein geringes Feuer angezündet, und darüber faul Holz, trockener Mist, oder, wo man es haben kann, Fichtenzapfen geschüttet um einen dicken Rauch zu erwecken. Die Kalmücken halten hierzu den Schaafmist und das Borstengras (Spica capillata Kalm. **Zaghan-Odeſſün**) vor sehr dienlich. Um die

Grube

Grube werden Stöcke also eingesteckt, daß sie eine Art von Pyramide bilden, die man mit den Fellen, welche man räuchern will, bedeckt, um den Rauch beysammen zu halten. Von Zeit zu Zeit verwechselt man die Lage der Felle, und bringt die obern nach unten, damit alles gleichförmig durchgeräuchert werde. Dieses wird eine Stunde und länger fortgesetzt. Die Häute werden davon wieder etwas spröde und wollen also nochmals gewürkt und weich gemacht seyn, worauf man sie denn endlich an der Fleischseite mit gestossener Kreide oder Gips wohl einreibt, mit scharfen Messern reinkrazt und glättet, nochmals mit ganzer Kreide weisset und endlich das Haar reinigt und ausklopft.

Wenn sie sich weniger bemühen wollen, so bestreichen sie, (besonders grobe Felle) einige male mit einem Brey von Asche und Salzwasser, welches nach der Stärke der Häute schärfer oder schwächer gemacht wird. Am folgenden Tage wird die Fleischseite rein gekrazt, einigemal mit saurer Milch bestrichen, die man eintrocknen läst, darauf gewürkt und mit Kreide geweist. Einige pflegen solche Felle, nachdem sie geräuchert worden, zu waschen, und darauf einigemal mit weich gekochter Ochsen- und Schaafleber, die man zerdrückt einen Tag länger in Milch liegen und also völlig zergehen läst, bis sie zu einem Brey wird, zu bestreichen, darnach nochmals rein zu kratzen. Die Felle werden davon weicher, nehmen aber einen unerträglichen Geruch an, welcher langsam vergeht. Alles Pelzwerk, welches sie zu ihrem eignen Gebrauch verarbeiten, wird von den

Weibern mit feingespaltnen Sehnen von Pferden, Rindern oder Elendthieren, welche getrocknet und geklopft werden bis sie ganz fein auszasern, genäht; und dieses aus also zerklopften Sehnen zwischen den Händen gedrehte Näh-Garn übertrift Zwirn und Seide an Festigkeit.

Bok- und Schaafleder, zu grossen Reithosen und Sommerkleidern auf Reisen, werden also bereitet. Man legt das frische Fell aufgerollt hin, bis Wolle oder Haar von sich selbst abgeht. Ferner trocknet man die Haut, bestreicht sie mit saurer Milch und würkt sie zurecht, wie man Lämmerfelle gerbt. Alsdenn wird das bereitete Leder auf der Erde ausgespannt und an der Fleischseite mit einem starken Decoct von der grösten Statice-wurzel mit Alaun und etwas Hammelfett, abwechselu bestrichen und getrocknet, bis die gelbbraune Farbe der Wurzel durchgedrungen ist. Diese Gerbe widersteht der Feuchtigkeit am allerbesten.

Die Kalmücken, welche auf den rußischen Fischereyen dienen und von Fischen leben, ziehen die Felle der grossen Seekarpfen ab, trocknen sie, reinigen selbige alsdenn von den Schuppen, und gerben sie zuerst mit saurer Milch oder Branntweinsüberbleibseln, und dann mit eben dem gelbbraunen Kochsel der Statice. Aus diesen Fischhäuten, welche ein schönes, halb durchsichtiges, durch die Spuren der Schuppen geflammtes Ansehn gewinnen, nähen sie sich Regenkleider, die sie Sasan-Sarssyn oder Karpfenröcke nennen.

Die

Die Roß- und Rinderhäute werden von den Kalmücken hauptsächlich zu Verfertigung vieler Arten von ledernen Geschirren gebraucht und auf folgende Art bereitet. Man brühet diese Häute frisch mit siedendem Wasser, bis die Haare loßgehn. Ochsenhäute, besonders die Rücken, geben die besten Gefässe. Einige lassen die Felle in Asche liegen, um das Haar loß zu machen. In beyden Fällen werden sie darauf mit Messern an beyden Seiten so glatt und rein, als möglich, gekrazt und in einem fliessenden Wasser rein gewaschen. Einige geben nach diesem den Häuten dadurch eine Bereitung, daß sie selbige eine Woche und länger in saurer, ganz wenig gesalzner Milch liegen lassen, und auf diese Art werden Häute zu Stiefeln und allerley Lederwerk, auch Ziegen- Reh- und andre kleine Thierfelle wie sämisch gegerbt. Allein um Gefässe zu machen, die recht hornartig und dauerhaft werden, ist erforderlich, daß man die rohen Häute, so wie sie aus der Schwemme kommen, an die Sonne hinbreitet, da denn die Weiber, welche damit umzugehen wissen, Stücken von der Figur die zu den verlangten Gefässen erforderlich ist, ausschneiden, selbige mit Thiersehnen frisch zusammen nähen und in ihrer gehörigen Gestalt ausgedehnt über einem Rauchfeuer wohl trocknen. Sie verfertigen auf diese Art nicht nur Gefässe mit weiten Oefnungen, welchen sie unter dem Trocknen die Gestalt mit der Hand geben können, sondern auch bauchigte Schläuche und Sattelflaschen, (**Burbi**) mit einem engen Halse, die sie, um die Gestalt zu erhalten entweder über dem Feuer geduldig aufblasen, oder auch mit Sand so lange gefüllt

lassen, bis sie trocken sind, und während dem trocknen von aussen mit allerley Strichen und Figuren zieren. Ich habe sogar lederne Theekannen und Gefässe zum melken (Kónók) mit einer zierlichen engen Röhre zum Ausguß auf diese Art verfertigt gesehn. Die gewöhnliche grosse und mehrere Eimer haltende Milchschläuche, welche man in allen Kalmückischen Jurten mit saurer Milch gefüllt stehn sieht, pflegen viereckigt, nach oben zu schmäler und mit einer Klappe über die Oefnung auch mit Riemen versehen zu seyn, mittelst welcher man sie dem Lastvieh anhängt. Eine Art Flaschen (Chunzduk) pflegt aus der ganz abgezognen Haut eines Pferde- oder Ochsenfusses bereitet zu werden, und bekommt eine gekrümmte Gestalt.

Alle diese lederne Gefässe können zwar, sobald sie recht trocken sind, in der Haushaltung schon gebraucht werden; um aber zu erhalten, daß sich das Leder von keiner kalten oder siedenden Feuchtigkeit erweichen lassen könne und auch keinen üblen Geschmack mittheile, so ist nöthig selbige weit stärker und länger zu räuchern. Mehrere Nachbarn pflegen zu dem Ende ihre Gefässe zusammen zu thun und die Bemühung, welche bey Einsammlung der Feurung und Unterhaltung des Rauchs nöthig ist, mit einander zu theilen. Die Räucherung geschieht auf die vorbeschriebne Art, indem man die Gefässe unter zusammengestützten Stangen aufhängt und alte Filze oben drüber deckt, um den Rauch beysammen zu erhalten. Man fährt damit einige Tage nacheinander fort, wodurch die Gefässe endlich fast so durchsichtig wie Horn, und beynahe unvergänglich werden.

Die

Die aus Wolle bereitete Filze sind in der Kalmückischen Haushaltung ein sehr unentbehrlicher Artikel. Ausser daß die Hütten damit bedeckt, Schlafpolster und Regenmäntel daraus bereitet werden, dienen sie den Kalmücken statt der Teppiche und Decken. Man bereitet sie zu diesen verschiednen Endzwecken von allerley Güte und Art. Die zu Bekleidung der Hütten bestimmte werden nur mittelmäßig dicht und dauerhaft gewalkt. Vornehme Geistliche und fürstliche Personen wählen zu ihren Hütten solche, die von ganz weisser Wolle gemacht sind. Zu gemeinen nimmt man gemengte Wolle, woraus mehr oder weniger braune oder graue Filze entstehn. Die zu Teppichen und Decken bestimmte werden von besserer Wolle zubereitet und mit gefärbter Wolle in allerley Figuren belegt. — Bey Verfertigung der Filze, welches hauptsächlich eine Herbstarbeit ist, sind auch die Männer geschäftig und man nimmt die Nachbarn mit zu Hülfe. Zuerst wird die Wolle auf ausgebreiteten alten Filzen oder Matten auseinandergerupft, gelautert und mit Stöcken ausgeklopft. Darnach breitet man sie recht gleichförmig und locker auf einem alten Filz, von der Grösse dessen, den man verfertigen will, vor die stärksten Filze etwan einen Schuh hoch aus, legt die verlangten Zierathen mit gefärbter Wolle darauf, und übergießt alles mit siedendem Wasser. Alsdenn wird die Wolle mit dem untergelegten Filz vorsichtig und fest aufgerollt und mit härnen Stricken umwunden; so viel Leute, als nach der Länge des aufgerollten Filzes nöthig sind, setzen sich nach der Länge in zwey Reihen auf die Hacken

und werfen einer um den andern die Rolle abwechselnd vom Knie auf die Erde, und von der Erde wieder auf die Knie. Diese ziemlich schwere Arbeit wird oft über eine Stunde fortgesezt, wodurch die Wolle genugsam in einander gefilzt zu seyn pflegt. Die etwan vorhandnen Fehler des neuen Filzes werden aus der Hand mit Wolle gebessert und alles an der Luft zum trocknen ausgebreitet.

Die zu den Hütten oder auch sonst nöthigen **Gürtbänder** werden von den Kalmückischen Weibern selbst auf eine sehr langsame Art gewürkt. Der Aufzug wird über einen runden Stock, den ein Knabe hält, gewickelt und mit dem einen Ende an einen Baumstamm oder die Hütte gebunden; den Einschlag zieht die Würkerin mit einer Spule mühsam durch, indem sie einen Faden nach dem andern aufhebt; und ein kleiner Kamm dient zum schlagen. Einige Weiber haben doch in Astrachan und bey den Tataren feiner spinnen und würken gelernt, und machen grobe und ganz schmale **Camelote.** — Die **Stricke** werden aus Pferdehaaren und aus Kameelwolle, ohne weitläuftige Anstalten geflochten.

Das Kalmückische Mannsvolk hat gegen die Weiber gerechnet wenig eigne Geschäfte. Wenn man aber betrachtet, daß nach der Kalmückischen Lebensart und Verfassung alle Männer als Kriegsleute zu betrachten sind, welche zu Beschützung ihrer Heerde und Familie auf alle Fälle stets bereit seyn müssen; so ist ihre Musse so unbillig und tadelhaft nicht.

nicht. Man muß auch gestehn, daß die Kalmücken nicht, wie viele andre heidnische Völker, die Weiber wie ihre Sklavinnen ganz allein vor sich arbeiten lassen. Sondern sie sind, wann es andre Geschäfte erlauben, in verschiednen Hausarbeiten, besonders beym aufschlagen der Hütten und packen, ihren Weibern gern behülflich. Das Brennholz zu holen und zu zerhauen, Vieh zu schlachten und vorräthiges Fleisch zum dörren zu zerschneiden, die Hütten auszubessern oder zu erneuern, Stricke aus Haaren zu flechten, die Heerde zu treiben, zu behüten und zu tränken, sind alles Geschäfte, welche dem männlichen Geschlecht überlassen zu seyn pflegen. Auch liegt dem Mann die Verfertigung und Besorgung des Reitzeugs und der Waffen ob.

Die Kalmücken sind überhaupt sehr wohl zu Pferde und im reiten viel verwegner und geschickter, als die Tataren, welche gemeiniglich wie Bauern auf den Pferden sitzen. Sie stehn sehr kurz in den Steigbügeln und haben sonderlich davon krumme und einwärts stehende Füsse. Das Weibsvolk ist eben so rasch zu Pferde als die Männer und man sieht junge Mädgen mit den Jünglingen in die Wette jagen. Das Kalmückische Sattelzeug (S. auf dem **Titelkupfer**) besteht bloß aus einem Sattelgerippe, das von teutschen Sätteln wenig unterschieden ist, und worauf ein ledernes Polster gehört. Unter den Sattel werden zwey glatte Leder und dazwischen ein Filzpolster gelegt. Von Stanzenzäumen wissen sie nichts.

Die Waffen der Kalmücken, (so wie der meisten asiatischen Völker) bestehen noch immer hauptsächlich

aus

aus Lanzen (**Dſhidda**), Pfeil und Bogen (**Saadak**), Dolchen (**Kinſchol**) und gekrümmten Säbeln (**Uldà**). Doch ſind die meiſten wohlhabenden Kalmücken mit Feuergewehr (**Buuh**) verſehn und bedienen ſich deſſen hauptſächlich auf der Jagd. Sie haben am liebſten gezogne Büchſen, an welchen nach Kaſackiſcher Art bewegliche Hörner zum Aufſtützen des Laufs befeſtigt ſind, (S. Platte 3.), vermittelſt welcher der auf der Erde liegende Schütze genau richten kann. Die es genau nehmen, tragen ihre Büchſe auf Reiſen in einem Futtral von Dachsfellen (*). Von Pfeilen (**Sumun**) führen ſie verſchiedne Arten, nämlich: ganz hölzerne mit einer kolbigten Spitze, welche auch um die Schwere zu vermehren aus Knochen gemacht zu ſeyn pflegt, und womit nur kleine Thiere geſchoſſen werden; ferner leichte Jagdpfeile mit einem ſchmalen Eiſen; Pfeile mit einem dünnen, meiſſelförmigen Eiſen, welches mit ſeiner Schneide durch Panzerhemden ſchlägt, und endlich groſſe Kriegspfeile mit einem ſtarken, ſpitzigen Eiſen. Alle dieſe Arten werden drey oder vierfach mit Adlersfedern befiedert, wozu man hauptſächlich die Schwänze dieſer Vögel (am liebſten die weiſſen) wählt, weil die Schwingfedern den Pfeilen

(*) Man könnte die Dachsfelle, welche der Feuchtigkeit ſehr dauerhaft widerſtehn, vielleicht nicht ohne Wahrſcheinlichkeit für die unter den Orientaliſten noch ſtreitige Felle erklären, womit Moſes die Stiftshütte deckte. Denn dieſes in allen ofnen Gegenden Aſiens ſehr gemeine Thier, konnten die Iſraeliten in der Wüſten durch die Jagd am häufigſten erlangen.

len eine schiefe Richtung geben würden. Die verschiednen Arten von Pfeilen pflegen in besondern Abtheilungen des Köchers zu stecken, und dieser wird von Juften oder anderm Leder verfertigt, bekömmt eine platte Gestalt, mit allerley Blechen zur Verzierung, und muß auf der rechten Seite des Sattels, so wie der Bogen in seiner ledernen Scheide auf der linken, an einem den Leib des Reuters umgebenden Gürtel hängen.

Die Pfeile werden von den Kalmücken selbst verfertigt. Ein kleines Messerchen dient ihnen und ihres gleichen statt eines Hobels, indem sie einen kleinen Kloben mit einer Hohlkehle auf den Pfeilstock legen, das Messerchen in einen schrägen Kerb dieses Klobens der bis auf die Hohlkehle durchgeht, einsetzen und also ihre Pfeile sehr glatt und rund behobeln. — Die theuersten Bogen (Numun) werden von Steinbocks-Hörnern, Fischbein oder Ziegenhorn zusammen geleimt. Gemeine macht man aus Ahorn, oder aus zusammen geleimten Platten von Ulmen und Tannenholz, und überzieht sie oft mit Leder oder Birkenrinde.

Wohlgerüstete Kalmücken halten sich Panzerhemden (Kös) welche nach orientalischer Art aus einem Nezwerk von eisernen oder stählernen Ringeln bestehn. Sie sind hauptsächlich durch den Handel mit den Truchmenen und Usbeken, ingleichen durch die Kriege mit China unter sie gekommen. Die schönsten sind von persianischer Arbeit, ganz aus polirtem Stahl, und werden auf funfzig Pferde und darüber geschätzt.

Die

Die volle Rüstung besteht aus einem runden stählernen Helm, mit vergüldeter Scheitelspitze, von welchem rings um den Hals bis auf die Schultern, vorn aber nur bis auf die Augenbraunen ein Netz von Ringen herabhängt; ferner aus dem Panzerhemd mit Aermeln, welche bis aufs Handgelenk fallen und noch mit einem Zipfel die Hand decken, den man zwischen die Finger einklemt und endlich aus zwey angeschnalten stählernen Armschienen, welche vom Ellenbogen bis ans Handgelenk die äussere Seite des Arms bedecken und zum Auffangen der Hiebe im Handgemenge dienen. Solchen theuren Panzern, so wie auch schönen Säbeln, pflegen die Kalmücken und auch Tatarische Völker, gleichwie ihren Leib-Pferden, gewisse Nahmen beyzulegen. — Es giebt auch schlechte Panzer, die vor sechs bis acht Pferde eingetauscht werden können. Die aus Blechschuppen zusammengesetzte, sind in China und bey den Mongolen am gebräuchlichsten.

Die Soongaren wusten sich selbst aus wildem Erdsalpeter Schießpulver (Schirroi) zu verfertigen. Sie kochten die Salpeterblumen in einer starken Lauge von Pappel- oder Birkenasche, liessen sie ordentlich anschiessen und zerstiessen diesen Salpeter mit zwey Theilen Schwefel und eben so viel im Kessel gebrannter Strauchkohlen, worauf sie alles durchnezten und im Kessel über einem Kohlfeuer so lange rührten, bis es sich zu körnen anfieng.

Kleine zu den Waffen, Pferdezeug und andern Nothwendigkeiten erforderliche Eisenarbeit, ingleichen

sehr

sehr gute Messer werden von Kalmückischen Schmieden (**Darchan**) verfertigt. Ihre Hütte ist zugleich ihre Werkstatt und das ganze Handwerkszeug (**Serseba**) so leicht, daß es ein Knabe tragen kann. Ein mäßiger behauener Klotz von einem Zwieselast, der platt auf der Erde liegt, trägt den kleinen Amboß. Die Esse ist ein Grübchen, welches mit einigen Steinen umsetzt ist, wozwischen eine thönerne Röhre liegt, durch welche das Gebläse seine Wirkung thut. Die Bälge sind zwey lederne Schläuche mit einer engen Röhre; jeder hat oben eine Oefnung, die mit zwey glatten, aneinander passenden Hölzern eingefaßt ist, welche mit der einen Hand bequem geöfnet und zusammengedrückt werden können. Ein Gehülfe sitzt zwischen diesen Schläuchen auf den Hacken und drückt die Bälge abwechselnd gegen die Erde. Wenn er die Oefnung eines Balges in die Höhe hebt, so treten die Hölzer zugleich voneinander, damit sich der Sack mit Luft füllen kann; im Niederdrücken wird die Oefnung zugleich geschlossen und die Luft durch die Röhre getrieben. Ein Schmidt mit seinem Gehülfen, beide bis auf den Gürtel nackend, verrichten auf diese Art alle kleine Schmiedearbeit auf der platten Erde und brauchen so wenig Platz, daß die Frau ihre Hälfte der Hütte, zur Verrichtung der häußlichen Arbeiten, vor sich frey behält.

Es sollen noch itzt unter den Kalmücken **Büchsenschmiede** seyn, welche die Läufe mit unsäglicher Arbeit aus Drath und grossen Angelhaken zusammen schmieden, weil das also bereitete Eisen vor schmeidiger und besser geht.

Man

Man findet auch einige **Silberschmiede (Altatschi)** unter den Kalmücken, welche kleinen Weiberschmuck, als Ohrringe, ingleichen Schälchen für die Götzen und Altarkännchen (**Bumba**) worinn das heilige Wasser aufbehalten wird, auch kleine Götzenbehältnisse oder Kapseln, aus Silber, Kupfer oder Meßing, zierlich genug zu verfertigen wissen. Sie verstehen auch nach burätischer Art (*) mit Feilhammern rauh gemachte Eisenplatten, mittelst aufgelegter und mit dem Plätthammer eingetriebener Silberbleche, von beliebiger Figur, zu damasciren; Sie verzieren hölzerne Theekannen mit silbernen oder meßingenen Reifen und Blätchen, welche etwan die Gestalt verschiedener Thiere ausdrücken; u. w. dergl. m. ist.

Solche unter den Kalmücken, die in allerley **Holzarbeit** besonders geschickt sind, werden **Modotschi** genannt. Einige derselben verfertigen hauptsächlich die zum Gerüst der Filzhütten nöthige Stücke; andere schnitzen hölzerne Gefässe und Schaalen, am liebsten aus Maserklötzen, die sie so glatt arbeiten, als wenn sie von der Drehbank kämen; auch wissen sie Sattelhölzer und Flintenschäfte so geschickt auszuschnitzen, daß sie selbst für Russen viel zu thun bekommen und viele Sattelhölzer in die Rußischen Städte zu Markte bringen können.

Von den ernsthaftern Beschäftigungen der Kalmücken wende ich mich zu ihren Lustbarkeiten. Eine Haupt-

(*) Gmelins sibir. Reise I. Theil S. 407.

Hauptergözlichkeit und zugleich ein Nahrungsgeschäft aller Nomadischen Völker ist die **Jagd**, und die Kalmücken üben fast alle Arten derselben aus. Die **Vogelbeize** ist hauptsächlich ein Zeitvertreib der Fürsten und Vornehmen zur Sommerszeit. Sie richten dazu am meisten den Habicht (**Charzega**) und dessen seltne, fast ganz weiss Spielart (**Tuigun**), ferner den in allen freyen, süßlichen Steppen auf niedrigem Baumwerk nistelnden Schweymer-Falken (Falco Lanarius Kalm. **Jeälgó**) und einige Sorten von Adlern (Falco fulvus Kalm. **Bürkut** und F. hypoleucus (*)) auch verschiedene kleine Raubvögel ab. Sie sind geschickte Kenner der zur Jagd dienlichsten Falken und zähmen sie, fast nach Art der europäischen Falkenierer, durch Hunger und Schlaflosigkeit. Den Schweymer nehmen sie hauptsächlich aus den Nestern; Habichte aber fangen sie im Winter, mit einem lose über der Erde aufgehängten Netz, unter welchem eine lebendige Taube angebunden ist, worauf der Habicht streichend stößt und sich in das hängende Netz verwickelt. Der Geierfalk (**Schonkar** und der Wanderfalk (**Naarschin**) sind beyde in den Gefilden, welche die Kalmücken itzt bewohnen, nicht zu finden, und nur deswegen selten in Gebrauch. Doch suchen die vornehmen Kalmücken dergleichen von den Baschkiren zu erhandeln, in deren Gebürglande ein erwünschter Aufenthalt dieser edlen Raubvögel zu seyn pflegt. Auf der Jagd trägt gemeiniglich

(*) Jean-le-blanc *Buffon. hist. nat. des oiseaux Vol. I.* p. 124.

lich der Fürst mit seinen Vornehmen die kleinern Stoßvögel gekapt auf der Faust. Wenn das Wasserwild, aus Furcht vor den Raubvögeln, sich nicht erheben will, so scheucht man es mit sausenden Pfeilen (Ortumà) welche an der Spitze eine hole knöcherne Zischkugel, und kein Eisen haben, damit sie im Wasser nicht zu Grunde gehn. — Adler werden entweder zwischen zwey Reutern auf einer mit Filz überzogenen Stange, oder von einem Mann, mittelst eines grossen Krückholzes auf dem Steigbügel getragen, und hauptsächlich auf Wölfe oder wilde Ziegen losgelassen.

Auf **Wölfe** ist sonst die Parforcejagd am gewöhnlichsten, da eine Anzahl wohlberittener Kalmücken den aufgejagten Wolf über die freye Steppe verfolgt und wenn er eingeholt ist, mit ihren gewöhnlichen kurzen und dicken Reitpeitschen todtschlägt. Auf eben diese Art vertilgen auch die Baschkiren und Kirgisen dieses ihren Heerden so gefährliche Raubthier. Es giebt Pferde, die aus einem natürlichen Muth, bey solchen Jagden, wie Furien auf den Wolf losgehn und ihn mit den Vorderfüßen schlagen. Ja ich habe im sibirischen Gebürge tatarische so edler Art gesehn, daß sie aus Muth sogar auf einen gehetzten und fliehenden Bären losgiengen. Von Hengsten, die frey in der Heerde gehn, ist diese Herzhaftigkeit nichts seltenes.

Die Kalmücken halten zu dieser Jagd auch **Hunde**, welche von der natürlichsten Rasse der Haushunde zu seyn scheinen, bey ihnen aber zu einer schö-

nen

nen Gestalt ausgeartet sind, und fast so schlank als Windspiele, mit behangenen Ohren, Schenkeln und Schweif ausfallen.

Füchse und Dachse werden von den Kalmücken mit Rauch aus ihren Hölen getrieben; kleine Thiere aber mit Fallen gefangen. Für Rothwild und Geflügel, worunter Schwane und Gänse, wegen ihrer Grösse, am angenehmsten sind, muß die Kugelbüchse dienen.

∴ ∴ ∴

Wenn die Kalmücken an einem Orte lang ruhig stehn, so ergötzen sie sich mit allerley zum Zeitvertreib und zur Uebung dienenden Spielen und Lustbarkeiten, welche sonderlich auch bey festlichen Gelegenheiten ausgeübt zu werden pflegen. In der warmen Jahrszeit versuchen sich die jungen Leute im Ringen, oder Bogenschiessen nach einem Ziel. Es werden Wettrennen zu Pferde angestellt, wobey es ziemlich halsbrechend zugeht und doch auch Madgens sich sehen lassen. Von allen diesen Uebungen, sonderlich wenn sie feyerlich angestellt werden, wird im Abschnitt von den Festen umständlicher geredet werden. Das Ringen (Awalcäna) hat sonderlich seine festgesezte Regeln bey den Kalmücken. Die Hauptsache besteht darinn, daß einer den andern ohne Eifer und vorsezliche Verlezungen auf die Erde und zwar auf den Rücken niederzulegen suchen muß, um als Sieger zu gelten. Die Ringer entkleiden sich bis auf ihre lange leinene Beinkleider und auch diese werden von unten herauf

bis über die halben Lenden aufgewickelt. Bey förmlichen Ringspielen stehn hinter jedem Ringer zwey bis drey Secundanten, als Zeugen, damit nach den Regeln verfahren werde, auch einer mit einer Kanne kalten Wassers, um, wenn das Gefecht lange dauert, seiner Parthey den Rücken damit abzufrischen. Wenn die Ringer gegen einander auftreten, so neigen sie sich, nehmen beyde Hände voll Staub und lassen ihn wieder fallen; gehn darauf in völliger Positur einige Zeit im Kreise gegen einander herum, um sich aufs vortheilhafteste zu fassen. Das gewöhnlichste ist, daß einer den andern mit der Rechten hinten beym Gurt ergreift und den andern Arm bis zur bequemen Zeit frey zu behalten sucht. Keiner von beyden giebt den geringsten Laut von sich, und es gilt auch nicht sich im Eifer zu übernehmen; sonderlich darf keiner den andern bey der Kehle oder dem Haarzopf anpacken, oder ihn durch kratzen, stossen, u. s. w. verletzen. Geschieht etwas dergleichen, so werden die hitzigen Ringer durch die Secundanten auseinander gebracht, und der Thäter äusserst beschimpft. Das Ringen dauert oft sehr lange und einer lüftet den andern gar oft fruchtlos beym Gurt in die Höhe, ohne ihn aus dem Gleichgewicht bringen zu können; ja mancher weiß im Fallen den Vortheil zu gewinnen und sein Gegenpart, den er nicht losläst, über sich weg zu Boden zu werfen. Wer solchergestalt völlig ausgestreckt auf den Rücken zu liegen kommt, muß dem andern den Sieg zugestehn.

Das Bogenschiessen geschieht theils nach einem Ziel, die Genauigkeit, theils nach einer grossen Entfernung

fernung im Bogen oder in die Luft, um die Stärke des Bogenschützens zu beurtheilen. Im Krasnojarskischen stehn zwischen dem Kadatbach und dem Tengrikul oder Gottessee, zwey Steine, die noch bey den Tataren, unter dem Nahmen **O'gad adàters gàn-tasch** berühmt sind, vierthalb Schuh über hundert und eilf rheinl. Ruthen auseinander, zum Denkmahl eines berühmten Bogenschützen unter den Kirgisen, dem es izt auch die geübtesten unter den Tataren nicht gleich thun können. Von einem Kalmükischen Saissan ist mir, durch Augenzeugen versichert worden, daß er einmal zur Wette auf Verlangen seines Fürsten, ein Pferd von einem kleinen Abstand, mit einem Pfeil mitten durch den Leib also durchschossen, daß er auf der andern Seite mit dem ganzen Holz herausgefahren.

Oft stellen auch, sonderlich bey festlichen Gelegenheiten, ganze Nachbarschaften miteinander ein Trinkgelag an, welches nicht selten halbe Tage lang dauert. Ein jeder bringt seinen Beytrag von Branntwein und rauschender Stutenmilch herbey und der ganze Vorrath wird mitten in den Kreiß der unter freyem Himmel niedersitzenden Gesellschaft gesezt. Ein Vorschenker muß sich beym Getränk, mit der Schaale in der Hand, auf die Hacken niedersetzen. Die Madchen, welche sich um die Versammlung einfinden und ihre Stimmen hören lassen wollen, fangen alsdenn an Liebeslieder zu singen, und der Vorschenker wartet mit voller Schaale, bis der in den Liedern häufig vorkommende Ausspruch: **Tschi minnih** (Du der meine) oder **Innak tschi minnih**

(Du mein Liebling) gleichsam das Zeichen zum trinken giebt, da denn die Schaale demjenigen, an welchem die Reihe ist, dargereicht wird und ohne Widerrede muß ausgetrunken werden. So mit Singen und Rundtrinken so lange fortgefahren, bis alles Getränk verzehrt ist, und niemand steht auf, oder taumelt umher, oder darf mit Geschrey Unordnung machen.

Bey langen Winterabenden ergözt sich das junge Volk, in den reichen Hütten, wo es sich Besuchsweise versammelt, mit Tanzen, Singen und Musik. Die züchtigen Tänze, welche am meisten von unverheyratheten Mädchen, die einzeln auftreten, vorgestellt werden, bestehn bloß in taktmäßigen, weichlichen Gebärden und Leibesbewegungen, wobey die Tänzerin sich kaum von der Stelle bewegt und nur den Tact mit den Füßen anzeigt. Das junge Mannsvolk aber tanzt auch Paarweise mit allerley lächerlichen, auch wohl unzüchtigen Bewegungen, nach mohrischer, spanischer und tatarischer Art. Ueberhaupt aber gebrauchen die Kalmücken, gleich den Armeniauern, die Hände und Arme im tanzen am meisten und die Füße weniger noch, als die Tataren.

Die besten Musikanten sind die Mädchen und fast alle verstehn die Laute (Dombra) zu rühren, welche das gewöhnlichste Instrument und mit Paarweise gleichstimmigen Saiten, von Draht oder Sehnen, bezogen zu sein pflegt. Sonst haben die Kalmücken noch folgende musikalische Werkzeuge: eine Art Stockfiedel (Bkwa) welche statt des Cörpers einen ausgehölten Cylinder hat, worüber an dem einen Ende

eine

eine Blaſe geſpannt iſt, die den Steeg nebſt denen an einen langen Halſe geſpannte Darmſaiten trägt (Pl. 4. A.). Der Bogen dazu iſt ein gedoppelter Strang von Pferdehaaren, der mit beyden Enden an ein Stöckchen gebunden und mit der Hand geſpannt werden muß. Dieſe Pferdhaare ſind zwiſchen den vier Saiten des Inſtruments dergeſtalt durchgezogen, daß ſie auf einmal zwey davon, welche gleichſtimmig ſeyn müſſen, berühren. — Ferner iſt eine Art von Geige (**Churr**), mit zwey Seiten, nach Art der Kirgiſiſchen **Kobüs**, eingeführt (Pl. 4. B.); ſelbige hat einen ovalen Bauch, deſſen Klangboden die Höhle oben nur bis zur Hälfte bedeckt, und einen langen Hals an welchem zwey oder mehr Saiten über einen Steeg geſpannt ſind. Der Bogen ſowohl, als Saiten, können aus Pferdehaaren ſeyn und geben einen, dem heiſchern, klingenden Schrey der wilden Schwanen etwas ähnlichen Laut. — Eine Art von Hackbrett (**Jäeragänn**) mit Darmſaiten welche auf einem bis ſechs Spannen langen und eine ſtarke Hand breiten, unten offnen Käſtchen geſpannt ſind, und mit untergeſtützten Klözchen, die man hin und her verſchiebt, geſtimmt werden müſſen, haben die Kalmücken mit den Kirgiſiſchen Tataren in Sibirien und mit den Mongolen, ſo wie ihre meiſten andern muſikaliſchen Werkzeuge gemein. Es wird mit der einen Hand geſpielt und mit einem Finger der andern Hand, nach jedem Tact, der zuletzt gerührten Saite eine zitternde Schwingung mitgetheilt. Einige Stücke ſpielt man auch mit beyden Händen und das Inſtrument klingt dann wie eine ſchwache Harfe. — Die Rohrflöte, welche die Tataren Kurá, die Kalmücken

mücken aber Zurr nennen, erfordert die meiste Kunst und Uebung. Sie wird aus dem holen Stengel grosser Sonnenschirmpflanzen gemacht, und ist eine blosse, mit Gedärm überzogne Röhre, welche an dem dünnern Ende drey eingeschnitne Tonöfnungen hat. Das weite Ende wird, ohne Mundstück an die Oberzahne gesezt und zwischen der Oberlippe und Zunge also eingeschlossen, daß die Zunge eine halbe Röhre bildet, durch welche die Luft geblassen wird, die Zähne aber statt des Kerns in der Flöte dienen. Zu Hervorbringung der Töne wird mit der einen Hand auf den drey Oefnungen der Röhre gespielt, und mit dem Zeigfinger der andern, welche die Röhre hält, zu gewissen Tönen die untere Oefnung geschlossen. In der Hand eines geübten lautet ein solches Rohr fast wie eine kleine Querflöte und bringt alle Haupttöne hervor. — Anstatt des Basses sind noch grosse Brumeisen (**Tömmör Churr**) bey den mongolischen Völkern nicht ungewöhnlich, die man auch in China kennt; und unter den eigentlichen Mongolen haben einige die bey den alten berühmten Doppelflöte (*Tibia bivia*) von den Chinesern angenommen. — Die Geistliche Musick wird am gehörigen Ort beschrieben werden.

Die Melodie der Kalmücken, besonders ihre zärtliche und verliebte Musick, hat solche langgezerrte klägliche Töne und solche Dissonanzen, daß sie ein gutgewöhntes Ohr mit noch fast mehr Widerwillen, als alte französische Musick, anhört. Ausser sehnenden, verliebten und klagenden Gesängen, deren auch noch täglich viele unter ihnen gedichtet werden, haben

haben sie viele weitläuftige Heldenerzehlungen und ungeheure Ritterfabeln, welche bey der Laute, mit einer wenig abgewechselten, gedämpften Stimme, nach verschiednem, dem Inhalt gemäß verändertem Tact, aber sehr monotonisch, hergesungen werden, und in Strophen abgetheilt sind. Eine solche, sehr bekannte und beliebte Romanze ist unter den Kalmücken von des Helden **Dschangor Batur** (*) sehr gang und gebe. Dieser Wunderheld, der von den Kalmücken in die Zeit, da die Menschen, unter dem Weltregierenden Burchan **Oedungatre** noch viele tausend Jahr lebten, gesezt wird, ist in dem langen Heldengesang erst nach seinen ganzen Aufzug, Wesen, Rüstung u. s. w. und dann seine Thaten und Siege über viele Ungeheuer, besungen. Von der Art der Dichtung kann man sich aus der in des Hrn. Adjunkt **Georgi** Reisen (S. 289.) gedruckten mongolischen Erzählung eine Vorstellung machen. Künftig theile ich am Ende dieser Sammlung auch noch ein andres Muster der Tybetisch-mongolischen Poesie an denjenigen Stücken der Heldengeschichte des noch berühmteren, und von den Chinesern als Götze verehrten **Gessür Chan** mit, welche ich aus dem mongolischen habe übersezen lassen.

Ich muß noch etwas von den Spielen der Kalmücken sagen. — Zur Winterszeit ist das Schach-

(*) Dschango oder Tschango bedeutet im mongolischen Kraft oder Stärke, woraus vermuthlich dieser erdichtete Nahme entstanden. Aber mit Unrecht möchten einige den Nahmen **Tschingis** davon ableiten.

ſpiel und die Carten (**Kúſó**) der algemeine Zeitvertreib des erwachſenen, müßigen Mannsvolkes. Die Leidenſchaft des Cartenſpiels iſt bey ihnen ſo heftig, als bey irgend einer Nation; dergeſtalt, daß ſie oft ganze Nächte darüber zubringen und alles, was ſie um und an ſich haben verſpielen. Sie bedienen ſich der rußiſchen Carten, aber auf eine ihnen eigene Art. — Im Schachſpiel ſind viele, ſonderlich Geiſtliche, ſehr geſchickt, und dieſes urſprünglich orientaliſche Spiel iſt auch in der Mongoley zu Hauſe. Sie folgen darinn völlig den gebräuchlichſten Regeln, auſſer daß ſie zum **Anfang** mit dreyen Figuren ausrücken. Wenn wir **Schach** ſagen, ſo ſagen ſie **Schat** oder **Schʼt** und nennen das Spiel auch **Schaterá**; **Mat** aber ſagen ſie wie wir. Sie haben auch eine Art von Damenzug (**Mingma**), wobey die Steine auf die weiſſen Felder geſetzt und die ſchwarzen leer gelaſſen werden; ingleichen kennen und ſpielen ſie das Tokodilleſpiel unter dem Namen **Narr**. Die Kalmückiſchen Knaben pflegen im Sommer, wie die europäiſchen Gaſſenbuben, mit Hackenknochen (Aſtragali) von Thieren zu ſpielen, die ſie nach der Reihe aufſtellen und darnach werfen.

∴ ∴ ∴

Der gröſte Theil des Lebens iſt bey dem hier beſchriebenen Volk mit Frölichkeit erfüllt, und ſo elend uns ihre Lebensart vorkömt, ſo glückʼlich ſchätzen ſie ſich bey dem mäßigſten Auskommen ſelbſt. In ordentlich gebauten Häuſern zu wohnen, kömt ihnen ſo unerträglich vor, daß ſelbſt ihre Vornehme, die nach

alter

alter Weise erzogen sind, einen Abscheu davor haben. Ja, wenn sie in Städten zum Besuch sind, können viele nicht einmal die eingeschlossene Luft der Stuben lange ausstehn, solche ausgenommen, welche schon viel Verkehr mit Russen gehabt haben. Bey ihrer Lebensart hat zwar der gemeine Theil des Volks im Winter viel Elend, Kälte und selbst Hunger auszustehn. Allein sie machen sich diese Jahrszeit einigermassen dadurch erträglich, daß sie in südlichere Gegenden ziehn, wo die Kälte gemäßigter und nicht von langer Dauer ist. Und bey allem Elend, welches die Armen unter den Kalmücken drückt, kehrt doch selten der Kummer und niemals die Verzweiflung bey ihnen ein. Es kommen auch viele, bey ihrer der Gesundheit so niedrig scheinenden Nahrung, zu einem hohen, muntern und dauerhaften Alter und selbst Krankheiten sind unter ihnen so gemein und gefehrlich nicht. Vierzig und funfzigjährige sieht man sparsam mit grauen Haaren, und Greise von 80 bis hundert Jahren sind keine sehr grosse Seltenheit, auch noch gut zu Pferde. Ihre einförmige, ungekünstelte Nahrung, der Genuß einer freyen Luft, abgehärtete, derbe, blutreiche Körper, stete Bewegung und Sorglosigkeit, ohne schwere Arbeit, sind natürliche Ursachen dazu.

Eine ihrer gefährlichsten und fürchterlichsten Krankheiten ist ein zuweilen im heissen Sommer endemisch oder gar epidemisch grassirendes, hitziges und bösartiges Fieber (Chaloon Oebörtschin) heisse Krankheit, welches mit schwerer Raserey begleitet seyn pflegt. Es scheint von der campirenden Lebens-

benbart, wobey sie in der kalten Nachtluft halb nackend liegen, und vom vielen Genuß des Fleisches, welches ihnen noch dazu oft ganz verdorben zur Speise dient, auch vielleicht vom faulen Gestank des Fleisches, das in ihren Hütten dörret, veranlaßt zu werden und hat viel Aehnlichkeit mit dem Lagerfieber. Es tödtet gemeiniglich den achten Tag, ohne Flecken zu zeigen, und wo es in einer Nachbarschaft oder Familie einreißt, gilt es gemeiniglich mehrern Personen das Leben. Daher pflegt sich jedermann von solchen angesteckten Familien zu entfernen. Man hat jedoch versucht, daß es durch kühlende, säuerliche Getränke und Enthaltung von Milch und Fleisch, sehr wohl genesen werden könne. Die Soongarischen Aerzte verordnen dawider Rhabarber, eine Aderlässe und eine niedrige Diät bey dünnen Brühen.

Im Herbst werden auch zuweilen Fieber mit Petechen bey anscheinlich geringer Malignität, bemerkt; der Herr D. **Wier** in Sareyta sahe einmahl einen Kalmücken voll wahrer Petechen, der noch Arzney bey ihm zu holen und sich damit, vor dem Eißgang, über die Wolga setzen zu lassen, die Kräfte hatte.

Von der rechten Pest, welche die Kalmücken **Oehlöe-Öbertschin** nennen, haben sie nur erzählen gehört. Allein die Blattern (Jäzäk oder Jarrà) sind ihnen so schrecklich, als uns die Pest. Diese gerathen nur selten unter sie; wenn die Ansteckung aber erfolgt, so rafft die Krankheit viele weg. Sobald sie sich an einem Kranken deutlich äussert, verlassen ihn die seinigen mit Hütte und Bett, und wenn

sie

sie nicht jemand, der die Blattern schon ausgestanden hat, miethen können, ohne andre Hülfe, als daß sie zuweilen von der Windseite zur Hütte nahen und Nahrung für den Kranken von fern hinstellen. Knaben, welche die Blattern bekommen, verkaufen sie oft den Russen vor wenig Rubel. Oft aber halten sie auch eine andre hitzige Krankheit für Blattern, und verlassen den Patienten in der ersten Furcht. Die mitten unter den Russen wohnende Stawropolische Kalmücken werden mehr damit heimgesucht, und doch ist auch bey diesen die Krankheit öfter tödtlich, als geneßbar. Durchgängig aber tödten die Blattern vor dem Ausbruch; erfolgt dieser glücklich, so stirbt kein Kalmück leicht davon. Die Seuche war doch auch unter den Soongaren nicht unbekannt und ihnen zuweilen höchst schrecklich. Dahingegen fürchteten sie sich nicht vor den Masern (**Ulanöd Oebörschin**), die fast alle Kinder bey ihnen bekamen und davon nie starben.

Wechselfieber (**Besegä**) sind im Frühling und Herbst unter den Kalmücken gemein. Die gute Natur allein, nebst scharfer Diät und fasten, müssen selbige überwinden. Eine sympathetische Cur unter den Soongaren war: eine lebendige Schlange durchzubeissen und etwan drey Fingerlang vom Schwanze ganz hinter zu schlucken.

Seitenstechen (**Särdeng**) sind keine seltne Krankheit bey den Steppenvölkern. Die Kalmücken haben eine sonderbahre und oft heilsame Cur dawider: die Rippe des Patienten, wo der Schmerz ist, fasset

set der Arzt zwischen den Fingern und bewegt sie aus allen Kräften so lange hin und her, bis der Kranke Linderung spürt. Die Wolgischen Kalmücken legen auch zerstoßnes Küchenschellenkraut (Pulsatilla) auf die schmerzhafte Stelle, welches als ein Blasenziehendes Mittel heftig würkt und **Gal ebessin** (Feuerkraut) genannt wird. Wenn die Krankheit nicht den siebenden oder neunten Tag tödtet, so kömt kein Patient davon um.

Apoplexie (**Mandsha**) ist eine zwar seltne aber doch nicht unbekannte, nie aber vor dem Funfzigsten Jahr erhörte Krankheit unter den Kalmücken. Die Soongaren hatten von den Bucharen gelernt vom Schlage gerührte Leute in eine frischabgezogene Bärenhaut drey Tage lang fest eingewickelt zu halten, dabey Brühe von Bärenfleisch zu geben und nachmals den Kranken durch zwey Leute rütteln und umher schleppen zu lassen.

Epilepsie nennen die Kalmücken **Sjüüder**, und meynen nichts sey dawieder so kräftig, als geistliche Beschwörungen. Doch geben sie dawieder Moschus, wenn sie ihn haben können. Beydes sind auch ihre Mittel in periodischen Raserеyen und melancholischer Wuth, die sonderlich unter den Weibsleuten, von Unordnungen der Reinigung, nicht selten entstehn. Das abergläubische Volk hält alle damit behaftete Personen, für besessen nnd läst die Geistlichkeit mit Exorcismen dawider zu Felde ziehn. Die Kranken aber werden auch dabey, in der besten Absicht, oft ganz unbarmherzig gepeitscht und grausam behandelt.

Chanja

Chanjá adun heißt der Husten, dem die Kalmücken durch ihre Lebensart sehr ausgesezt sind. Sie glauben aber, er entstehe daher, wenn sie mit ihren Hütten lange auf einer Stelle verweilen. Bluthusten (**Sagbà**) wird bey ihnen für unheilbar gehalten und nur Pferdemilch und recht gelbe Ziegenmilch dafür empfohlen. Wieder Swindsucht (**Zaadshí Obótsawin**) wissen sie gar nichts zu brauchen.

Um Bauchflüsse zu stillen trinken die Kalmüken das zusammenziehende Kochsel von Ahornsaamen: in Verstopfungen aber, oder um sich sonst zu laxiren, ist ihr erstes Hausmittel süsse Milch, oder geschmolzne Butter im warmen Wasser, oder auch fette Brühe von Wallßköpfen, wenn sie solche haben können.

Mit der Hauptwassersucht oder ödömatösen Schwellungen sieht man, sonderlich unter den Vornehmen und der Geistlichkeit, die ein unthätiges Leben führen, nicht wenige, und auch einige mit der Bauchwassersucht geplagt. Jene nennen sie **Ussun-Barcha**, diese **Belegt**, und wissen sich in beyden nicht zu helfen.

Hauptgeschwüre (**Charigà**) sind nichts seltnes. Merkwürdig aber und unter den altaischen Soongaren sowohl, als bey den Torgoten bekannt und gefürchtet ist die Beule, welche von der Luftseuche (*) entsteht und **Momo** genannt wird. An der Wol-

ga

(*) S. Gmelins sibir. Reise im 4ten Theil S. 142. folg. Pallas Reise 2ter Theil S. 308. folg.

ga ist selbige nicht so gemein, als in der soongarischen Steppe; doch kömmt viel Vieh, hauptsächlich Pferde, daran um, wenn es gleich nach Ablauf des hohen Wassers in die Niedrigung getrieben wird. Durchgängig ist dieser Zufall im Sommer und Herbst am gewöhnlichsten. Unter den Menschen werden die Männer, welche mehr in freyer Luft sind, öfter als die in und bey ihren rauchenden Hütten lebende Weiber damit befallen. Die Soongaren rathen dawider, auf der Beule ein Stückchen von einer chinesischen Räucherkerze (Kúdshi) verbrennen zu lassen und dann mit einer kupfernen oder eisernen Nadel in den schwarzen Punkt, welcher sich in der Mitte zeigt, so tief zu stechen, bis der Patient den Schmerz empfindet. Es muß aber vor Verfluß des zweyten Tages Hülfe geschehn, sonst sind diese Mittel ohne Würkung. Die Jorgoten kannten dieses Mittel nicht und ihre Geistliche hatten davon den Vortheil, daß die Laien bey ihnen und die Vornehmen sonderlich beym obersten Lama Schuz suchten und sich, obwohl fruchtloß, durch Auflegung der Hände, einige hergemurmelte Gebete und Anblasen einsegnen liessen. Sie erzählen noch von gewissen, sonst häufig aus dem Ybet gebrachten Schlangenhörnern, die sich auch am obern Don finden sollen und sogenannte Schlangenzungen (Glossopetrae) zu seyn scheinen; damit soll die Beulen dieser Art und andre Geschwulst aufzuritzen sehr heilsam seyn. Ein Augenzeuge hat mir schriftlich gemeldet, daß die Beule dieser Seuche an frisch aufgehauenen Pferden, aus einem zähen, wäßrigen Schleim zu bestehn scheine. Beym Vieh stellt sie sich gemeiniglich am Brustblatt und in den

Weis-

Weichen ein, und tödtet oft denselben Tag, da sie sichtbar wird. Die Kalmüken essen aber das Fleisch der davon crepirten Pferde ohne Schaden und schneiden nur die Beule aus.

Von beschmitzenden chronischen Krankheiten werden die Kalmüken, wegen ihrer Unsauberkeit und Geselligkeit, am meisten heimgesucht und diese Unpäßlichkeiten steigen bey ihnen langsam zu einer fürchterlichen Grösse, ehe selbige den Bau ihrer festen Cörper zerstöhren. Sie sind aber auch, durch gehörige Mittel, bey ihnen leichter, als bey Europäern zu heilen. Keine unter diesen Krankheiten ist gemeiner, als die Krätze (**Chammoo**), eine unfehlbare Folge der Unreinlichkeit, des unthätigen Lebens im Winter und des häufigen Genusses gesäuerter Milch. Sie curiren selbige mit einer Salbe die sie aus Quecksilber und Butter machen. Auf hartnäckige krätzige Ausschläge oder Flechten legen sie auch wohl einen blasenziehenden Aufschlag von den kleinen an der Wolga gemeinen, gelbbunten Meloiden (**Zoochor Chorchoi**, der blinde Wurm), welches die Blasenfliege der alten griechischen Aerzte ist. Die Burä-ten und Mongolen gebrauchen eine Totur von einer grossen Euphorbienwurzel, (**Kunubussu**) wovon aber die Haut sehr aufschwillt.

Die geile Seuche (**Mereß**) ist sonderlich bey den fürstlichen Hofjägern gemein, sonst aber unter den Kalmücken würcklich bey weitem nicht so gewöhnlich, als man glauben sollte, obwohl sie auch vielleicht in geringerm Grade bey vielen versteckt seyn und sich un-

ter andern Gestalten äussern mag. Die Soongaren nannten selbige Chorron-jarra (bucharische oder Stadt-pocken) weil sie durch die Bucharen unter sie gekommen war. Diese brachten ihnen auch ein gewöhnliches Mittel dagegen, welches aus neun Pillen von Queckſilber, Zinnober und andern Quackſalbereyen beſtand, deren täglich eine genommen werden muste und wovon der Speichelfluß entſtand. Wollte dieſer binnen vier Wochen nicht erfolgen oder heilte er den Kranken nicht gänzlich, ſo wurde dieſer mit Zinnober und Tabak geräuchert. Unter den Torgoten verkaufen die händelnden Tataren dawider nur Saſſaparillenwurzeln (Scharaldſhin-em) und zwar um drey Kopeken die Drachme.

Der unreine Harnröhrenfluß (Sochò oder Sa ku) iſt den Kalmüken auch nicht unbekannt; ſie glauben zwar, daß ſelbiger von unreinem Beyſchlafe entſteht, meynen aber, er ſey nur alsdenn eine Folge davon, wenn man gleich darauf mit den Füſſen auf feuchtem Boden ſieht. Ihre Mittel dawider ſind die vorerwähnten und in leichten Fällen gar keine.

Ein beſondrer und bey der Kalmükiſchen lebensart unheilbarer Ausſaz äuſſert ſich am ganzen Leibe mit rothen flachen Flecken in der Haut, welche mit der Zeit berſten und eytern, und wobey der Kranke lange Zeit ohne andre Zufälle bleibt, endlich aber auszuzehren anfängt. — Noch ein andrer Ausſaz oder vielmehr eine böſe Art von Tinea capitis, welche den Kopf und die Ohren mit weiſſen Schürfen überzieht und wovon Flecke in den Kopfhaaren eine

röth-

röthliche Farbe annehmen, soll zuweilen bemerkt werden; ich habe kein Beyspiel davon zu sehen Gelegenheit gehebt. — Einen geringen, nicht seltenen Grad von Elephantiasis hingegen, wobey alle Frühjahr der eine oder andre Arm aufschwillt, die Haut berstet, die Nägel schuppigt und knotigt werden, habe ich an verschiedenen Personen beiderley Geschlechts im besten Alter gesehn, und die Kalmüken geben abergläubischer Weise als die Ursach davon an, daß der Patient einmal Holz in der Hand gehalten, welches vom Donnen gerührt war; wornach die Krankheit denn auch benannt worden ist.

Wegen des Rauchs in den Hütten und des unausstehlichen Brandes der Sonne auf der gelblichen Steppe und auf dem Schnee, sind die Augenentzündungen eine sehr gewöhnliche Plage der Kalmüken, und viele tragen um die böse Würkung der leztern zu verhüten, ein schmales, rinnenförmiges Sieb von Pferdhaaren (**Sarabeschi**) quer über die Augen, welches sehr kühl und zuträglich ist und im sehen wenig hindert. Der Rauch gewisser Steppensträucher, sonderlich der Tamariſken, soll den Augen gar nicht schädlich, ja nicht einmal empfindlich und auch auf der Zunge süß seyn; und der vom sogenanten **Torlok** (Polygonoides *Tournefortii*), einem auf den Flugsandhügeln der südlichen Steppe nicht ungewöhnlichen Gesträuch, soll nicht nur süßlich, sondern sogar entzündeten Augen heilsam werden, wenn man ihn in der Hütte eingeschlossen eine Zeitlang verträgt.

∴ ∴ ∴

Hier laſſen ſich füglich noch die dem weiblichen Geſchlecht eigenthümliche Zufälle, die Umſtände der Geburten und einige Kinderkrankheiten erzählen. Die Kalmücken ſind nicht nur ſehr wollüſtig, ſondern auch fruchtbar, ſo daß man wenig unfruchtbare Ehen und in den meiſten Hütten mehr als ein, ja gemeiniglich drey, vier und mehr Kinder ſpielen ſieht. Man kann daher leicht ſchlieſſen, daß ſie ſich in anderthalb Jahrhunderte, da ſie in der wolgiſchen Steppe ruhig gewohnet, gar ſehr vermehrt haben müſſen. Da wenig unverehlichte Mädchen und junge Wittwen unter ihnen übrig bleiben, Polygamie ſehr ſelten, und doch die Zahl der unbeweibten geiſtlichen Mannsperſonen die ſich bey fremden Weibern beluſtigen, ſehr beträchtlich iſt ſo müſſen wohl die Mädgen auch bey den Kalmücken ſparſamer gebohren werden. Allein bey keiner der mongoliſchen Nationen iſt es jedennoch erhört, daß eine Frau mehrere Männer ehelichen ſollte; wie wohl von den Tybetanern verſichert wird. Die Ueberzahl des Mannsvolks würde bey den Kalmücken noch merklicher ſeyn, wenn nicht ſo viele Zufälle mit Pferden, und öftere Scharmützel unter den Fürſten ſowohl, als mit den Nachbarn, manchen das Leben koſteten; welches denn, nebſt dem Kummer, Elend und Hungersnoth der Armen, wobey ſonderlich viele Kinder umkommen müſſen, auch die Proportion der Vermehrung dieſes Volks in etwas mindert.

Wenn ein Kalmückiſches Weib gebähren ſoll, ſo pflegen ſich die Weiber ihrer Bekanntſchaft zu ihr

zu

zu versammeln. Vor allen Dingen pflegt sie ihren Götzen aufzustellen und ein Lämpgen (Sulla) vor demselben anzuzünden. Am Fußende des Lagers der Gebährerinn wird in der Hütte eine starke Stange, welche durch den Rauchfang hinaus geht, mit dem untern Ende in die Erde und oben am Rauchfang unbeweglich befestigt. Die Gebährerin erwartet auf dem Lager ihre Stunde und die umstehenden geben genaue Acht, ob sie grosse Angst und gefährliche Minen blicken läst. Wenn die rechten Wehen kommen, richtet sich die Gebährerin vom Lager auf, setzt sich am Fußende vor obgedachter Stange, an welche sie sich mit beyden Händen festhält, auf die Hacken; Hinter ihr aber setzt sich eine andre Frau, welche sie mit beyden Armen unter der Brust umfast und drückt. Eine Mannsperson hängt sich an die Stange und drückt mit den Füssen in die Arme der sich daran haltenden Gebährerin, welche durch Verdrehungen des Körpers und andre Bewegungen zur Geburt möglichst behülflich ist. Auf diese Weise soll die Geburt gemeiniglich sehr gut und leicht von statten gehen. Wenn aber durch eine widernatürliche Lage des Kindes eine schwere Geburt entsteht, so giebt es auch einige erfahrne Weiber unter ihnen, welche die Wendung versuchen. Unter den Soongaren soll es sogar männliche Aerzte gegeben haben, welche in den schwerstern Fällen das Kind mit einem Messerchen zerstückten. — Die Kalmücken nennen sonst auch alle schmerzhafte Geburten, wobey die Gebährerinn fürchterliche Minen, verdrehte Augen und verwirrte Sinnen äussert, gefährlich und glauben, daß der Einfluß einer Art böser Geister (Almus) dabey im

Spiel sey. In solchen Fällen läuft geschwind eine Mannsperson mit einem Prügel um die Hütte herum, und schreyt aus allen Kräften, indem er mit dem Prügel ein Luftgefecht macht, so oft er kann: **Gart Tsaverkürt!** (fort Teufel!) die übrigen Anwesenden aber nehmen ihre Götzen und Rosenkränze zur Hand und beten nach bestem Vermögen, ohne eine andre Hülfe für die nothleidende Gebährerin zu suchen. Stirbt gar in der Geburt das Kind oder die Mutter, so ist ein mörderischer Almus daran Schuld gewesen. Erfahrne Zauberinnen (**Udugan**), wovon ich an seinem Orte weitläuftiger reden werde, sollen hiebey oft gute Dienste leisten; wenn nämlich die Natur und Einbildungskraft noch helfen kann. Der Vater und andere Bekannten pflegen der Zauberey mit Schiessen und öfterem (*) **Pat** ruffen zu Hülfe zu kommen. Die Geistlichkeit aber giebt sich nicht gern mit solchen Fällen ab und dient Vornehmen höchstens mit gewissen Amuleten, worunter Strümpfe und Ablaßzettel eines gewissen beym Dalai-Lama bestellten lebendigen Götzen **Zäusching**, eines Widersachers dieser Almus Kobolte, die vornehmsten sind. — Hat eine Frau bey der Geburt schon einmal dergleichen schwere Zufälle gehabt, so läst man bey nachfolgenden Geburten immer zur Vorsicht eine Zauberinn kommen und die Geister-vertreibende Vorkehrungen machen. Die Soongaren hielten auch Erde-

welche

(*) **Pat** und **Om pat om!** ist eine mächtige, böse Geister vertreibende Formul des Kalmückischen Aberglaubens, welche der Götze **Otschirdani** erfunden hat.

welche man während eines Erdbebens, dergleichen um das altaische Gebürge nicht gar selten sind, mit der Hand augenblicklich aufgenommen hat, auf die Zunge der Gebährerin gelegt, für ein gutes Mittel die Geburt zu befördern und die Nachgeburt auszutreiben.

Sobald das Kind gebohren ist, müssen alle Mannspersonen aus der Hütte. Die Nabelschnur wird etwan zwey Zoll lang, auf einem Bretchen, mit einem neuen Messer, welches der Wehmutter dafür eigen bleibt, abgeschnitten und mit einer von Darm oder Sehnen gedrehten Schnur unterbunden. Die Nachgeburt aber muß auf der Geburtstelle, innerhalb der Hütte, tief in die Erde vergraben werden. Einige sollen die Nabelschnur nur drehen und gar nicht verbinden. Das Kind wird gleich in Salzwasser abgewaschen und in Pelzlappen oder andre Lumpen eingewickelt, unter das Gefäß aber eine löffelförmige Röhre gelegt, welche den Unrath aus der Wiege abführt. So lange das Kind nicht gehn kann, wird es in der Wiege, welche wie eine länglichte Schachtel platt gestaltet ist, bey Tage stets über diesen Löffel gesezt, (S. Platte 3. 5.) und des Nachts ein ähnlicher Löffel untergelegt.

Die abgetheilte Nabelschnur (Ky) pflegt den Kindern nach drey Tagen abzufallen und wird von den Müttern sorgfältig verwahrt. Von einer männlichen Erstgeburt pflegt selbige von dem abergläubischen Volk sonderlich höchgeschäzt zu werden und soll in Rechtshändeln, als ein Amulet getragen, grosse Zu-

genden besitzen. Während der drey Tage aber, da selbige noch nicht abgelöst ist, hütet sich ein jeder kalmückischer Vater Feuer aus seiner Hütte wegzugeben.

Ein Weib wird nach der Geburt drey Wochen lang unrein geachtet und vom Manne nicht berührt, darf auch weder Essen kochen, noch mit andern aus einer Schaale essen, bis sie sich in der Jurte, durch waschen mit warmen Wasser, am ganzen Leibe gereiniat hat. Auch bey der monathlichen Unpäßlichkeit sind die Weiber unrein; bey Mädgen aber wird darauf nicht Acht gegeben. Die gewöhnliche und längste Schonzeit, da eine Wöchnerinn auf dem Lager liegt, ist von sieben Tagen. Gemeine Weiber aber machen sich gleich auf, verrichten kleine Geschäfte, rauchen ganz vergnügt Taback und setzen sich, wenn die Horde eben zieht, wohl in den ersten Tagen, mit dem Kinde in den Armen, zu Pferde. Gleich nach der Geburt giebt man einer Wöchnerinn nur sehr kleine Portionen Schaafsleisch, die nachmals vermehrt werden; dabey aber viel Fleischbrühe (Schulun) zu trinken, die auch der ärmste Mann seinem Weibe in diesem Fall zu verschaffen sucht. — Die Vornehmsten halten ihren Säuglingen Ammen; gemeine Weiber säugen ihren Kinder selbst und zwar so lange, bis sie durch eine neue Niederkunft verhindert werden. Daher sieht man Knaben bis ins vierte und fünfte Jahr hinaus, wenn sie schon längst herum laufen, noch an der Mutter saugen. Indessen aber werden die Kinder auch schon vom ersten Jahr an zu harter Speise gewöhnt. Nur in den allererstten drey Tagen nach der Geburt bekommen die

die Neugebohrnen nicht der Mutter Brust, sondern ein Stückchen rohes Schaffett zum Saugen in den Mund.

Die Kinder der Kalmücken zahnen leicht und im zweyten Jahre. Der Kinderkrankheiten sind wenige; aber von der schlechten Nahrung und von angeerbtem venerischem Gift, sterben nicht wenige. Die englische Krankheit ist ein sehr seltnes Uebel bey ihnen, doch habe ich ein Beyspiel des äussersten Grades davon gesehn. Von Würmern sind die Kinder nicht frey, aber sie kranken nicht leicht davon. Bandwürmer haben viele, auch im erwachsnen Alter und glauben sie seyen dem Menschen, der damit behaftet ist, nothwendig, so, daß wenn man sie ganz abtreiben wollte, eine Zehrung entstehn würde.

Um die Materien nicht zu trennen, will ich hier noch von der Arzneykunst (*) unter den Kalmücken und von einigen bey ihnen üblichen Hausmitteln reden.

Bey den Soongaren sind, so wie izt noch bey den Mongolen und Burâten, die natürlichen, warmen Bäder ein Hauptmittel wider viele Krankheiten gewe-

(*) Eine Arzney heiß im Tanautischen Em- und dieses Wort haben auch die Mongolischen Völker angenommen, und den Arzt Emtschi, genannt.

ſen. Es befinden ſich aber, nach den Bericht Soongariſcher Aerzte und Geiſtlichen, um und an dem groſſen altaiſchen Gebürge in der Soongarey überhaupt ſieben warme Bäder (**Arſchan**, heilige Waſſer).

Das berühmteſte war **Oeruk-ſarien-Arſchan**, welches eben die rechte, dem Körper erträglich und angenehme Wärme hat, und ſelbſt vom Chan und den Fürſten beſucht wurde. Es befindet ſich eine Tagreiſe zu Pferde von dem Bache **Boro tala** ſüdwärts, und zwey Tagreiſen nordlicher, als der zum **Ili** rennende Bach **Talky**.

Chongor-obo-arſchan, wird mehr als ein Dunſtbad, nämlich als eine Höle voll Dampf, worinn man ſchwitzen konnte, beſchrieben; es lag eine Tagreiſe über den **Korgoßfluß**, etwan 30 Werſte vom Ili nordwärts, nicht weit oberhalb dem Bach **Uſcharley**.

Endüghton-arſchan befindet ſich eine Tagreiſe vom **Borotalabach**, zwiſchen Bergen **Endüghton** genannt beym Urſprung des Bachs **Ergetula-atai**, der aus dieſem Gebürg entſpringt und in den **Alak-Tugul noor** (bunte Kälberſee) fliest.

Kurinka-arſchan quillt am Gebirge Kurinka weſtwärts, nicht weit von Urſprung des **Korgos** fluſſes, zwiſchen fünf Hügeln.

Muſſari-arſchan iſt in der groſſen Gebürgkette **Muſſart**, einem ſüdweſtlich, laufenden Arm des groſ-

groſſen altaiſchen Gebürges, nicht weit vom Bach **Muſtak**, der von Süden her in den **Tókóß** flieſt, anzutreffen.

Jaghan-uſſuni-arſchan (Weißwaſſer Bade-quell) ward eine halbe Tagreiſe vom **Tüſkül noor** südwärts.

Eldéu-bom-arſchan ſpringt unter einem Felſen am See **Sürkul.** Von dieſen Bädern verordneten die geiſtlichen Aerzte ihren Kranken bald dieſes, bald jenes, und ſchrieben ſelbigen vor, an welchen Tagen, in welcher Stunde, wie viele Tage nacheinander, und wie tief ſie baden ſollten.

Die unter den Tunguſen, Burâten und Mongolen unter Rußiſcher Herrſchaft berühmte und gebräuchliche warme Bäder (*), deren ſich drey am Baikal und zwey im hohen dauriſchen Gebürge, zwiſchen den Urſprüngen des Tſchikoi und Onon befinden, ſind ſchon aus andern Nachrichten bekannt. Es ſoll deren auch einige in der Chineſiſchen Mongaley geben, wovon ich aber kein Verzeichniß habe erhalten können.

Unter den Torgoten waren wenig rechte Aerzte zu finden; die Soongaren hatten etwas mehr, gröſtentheils von den Bucharen und aus Tybet erborgte Kenntniſſe. In hitzigen Krankheiten fühlen ſie den Puls (**Sudoſſu baradyu**), beſehen auch den Harn und

(*) Georgi Reiſe 1 Theil S. 77. 93. ingleichen Pallas Reiſe 2ten Theil S. 440. 447.

und kosten ihn bey Vornehmen. Ihre Purgiermittel sind in hizigen Zufällen Rhabarber (**Schara-modon**), auch sonst die Ignazbohne, welche sie unter dem Indianischen Nahmen **Bilaiwa** erhalten und noch einigen aus Indien kommende Simplicien, die sie **Sana Bluß**, **Alija** und **Serbstan** nennen, wovon ich aber keines gesehn habe. Clystiere (**Emel**) geben sie zuweilen bloß von warmen Wasser, auch wohl von einem purgirenden Decoct, mittelst einer Blase und Rohr. Und wenn diese nicht würken, so werden Zapfen von untereinander zerlaßnem Salz und Zucker (**Schap**) die in einen drey Zoll langen Cylinder gebildet sind, eingebracht. In kalten Zufällen, sonderlich die von Verkältung und Nässe entstehen, sind schweißtreibende, gewürzhafte Mittel ihre Zuflucht; darunter habe ich bey ihnen länglichte Muskatnüsse (**Diadi**), Pfeffer (**Burschain Jezek**), Zimmet (**Schangpa**), kleine und große Cardamomen (**Ghagula** und **Sugmel**), Näglein (**Lispi**), und Saffran (**Gurgum**) üblich gefunden. Verschiedne Wachholderarten und Sevenbaum sind unter dem Nahmen **Arschin** (mongol. **Arza**) zum räuchern und innerlich berühmt. Als ein Magenstärkendes Diätmittel suchen die gemeinen Kalmücken die Rhapontikwurzeln (**Badshjona**) fleißig auf. Wieder das Fieber trinken einige das Decoct von dem Astragalus tragacantoides. Saamen vom Bilsenkraut (**Urâ**) werden von den Aerzten, als schmerzstillend, verwahrt. Auf frische Wunden wird das Pulver eines grauen Steppenluchs (**Schanâ-bisduk**) gebraucht; wenn sie klein, so wie auch auf Geschwüren, müssen die Blätter von

Plan-

Plantago media, (Zuraebessün) dienen. Von ihren blasenziehenden Mitteln ist schon vorhin Erwähnung geschehn. Auch der Gebrauch der Cauterien, oder vielmehr die **Moxa** ist den Kalmüken nicht unbekannt. Sie nennen selbige **Kieschigna**, und bereiten eine dazu dienliche Wolle von den Blättern einer rauhen Artemisia, welche sie stampfen, oder auch von den wolligten Blättern der Centaurea sibirica. Wenn man selbige gebrauchen will, wie bey äusserlichen Schmerzen und Gliederreissen nicht selten geschieht, so wird der Ort mit Laim bestrichen und eine aus der Wolle gedrehte und angesezte Wieke auf der schmerzhaften Stelle verbrannt. — Aderlassen und Schröpfen können die Kalmükischen Aerzte ebenfalls. Zur Aderlässe (Zusobchu) haben einige eine Art Schnepper (**Chanòr**) andre eine kleine Fliete; dergleichen auch, etwas stumpfer, zum Schröpfen gebraucht und ein grosser kupferner Schröpfkopf (**Loncho**) zum Ausziehn des Bluts aufgesezt wird.

Viele **Haus-** und **Arzneymittel** der Kalmüken, so wie der alten europäischen Pharmacie, sind im **Thierreich** zu Hause. Darunter wissen sie keines höher zu rühmen, als die Galle des auch am altaischen Gebürge und im Tybet lebenden Thieres **Dons**, welches, so viel sich aus der Beschreibung urtheilen läst, die Hyäna ist, deren Galle auch schon bey den alten Aerzten in Ruf war. Menschen- und Bärengalle ist ihnen nicht minder schäzbar; und Menschenfett soll ein sehr gutes Wundmittel, so wie das Fleisch wider Blähungen und Zukungen heilsam seyn. — **Schlangenfleisch** wird in Augenkrankheiten, rühmung

mung und Gonorrhöe, Wolfsfleisch für den verdorbenen Magen, Wolfszunge wider die Entzündungen im Halse und an der Zunge, die Zunge oder das Lecken vom Hunde aber, zur Heilung der Schwäre, gepriesen. Schaafstesikeln sollen zum Beyschlaf reizen; Bärenfett soll eine im Fleisch steckende Pfeilspitze auslösen; Hirschtalch wird auf Wunden, Schweinschmalz auf grindigten Köpfen angerathen. Ziegenhorn hilft den Aderbruch; Schaafshorn ist bey Trehungen des Gehirns und wider Schwindel gut. Gehirn von Steppenziegen oder Antelopen dient wider den Durchlauf. Schlangenhaut kann auf bösen Grind, und Mäusehaut zum eröfnen verborgner Abscesse aufgelegt werden. Für einen verdorbnen Magen, und Leberschmerzen ist Koth vom wilden Schwein nüzlich. Das Fleisch vom Wasserratten soll wider Mutterweh und die Hautwassersucht; das von Murmelthieren, wider den unreinen Saamenfluß; das von Ottern und Biber, wider Rükkenschmerzen und Schwachheit im Ehestand; Fischfleisch, wider das Halsweh, und deren Galle für trübe Augen dienen. Diese schöne Mittel sind aus einem übersezten Mongolischen Arzneybüchlein, welches ich bey den Kalmüken erhielt, zu einer Probe ihrer Heilkunde gezogen; vieler andern elenden Anzeigen nicht zu gedenken.

II.

Von den Mongolen und Burâten.

Aus dem, was ich bisher von den Kalmücken und ihrer Lebensart gesagt habe, kann man sich, kleine Abänderungen ausgenommen, eine ziemliche Vorstellung von den Mongolen und Burâten machen; so ähnlich sind sich diese verbrüderte Nationen. Das wichtigste, wodurch sich die beyden leztern von den Kalmüken unterscheiden, will ich hier kürzlich zusammenfassen und darinn vollkommen dieselbe Ordnung beobachten, welcher ich im vorhergehenden gefolgt bin.

Die Gesichtsbildung beyder Völker ist so vollkommen Kalmükisch, daß ich mich dabey nicht aufhalten darf. Es giebt unter den Mongolen mehr wohlgebildete Gesichter, als unter den andern verbrüderten Völkern, aber sie haben ein mehr weibisches Ansehn, als die Kalmüken, sind auch etwas schlechter mit dem Bart versehn und haben dünnes Kopfhaar. Die Burâten sind fast so unbärtig, wie die Tunguſen, und andern östlichen Sibirischen, ingleichen den Nordamerikanischen Völkern. Sie bleiben oft bis ins Alter am ganzen Kinn vollkommen glatt, obgleich sie das Haar nicht austilgen. Ein Burât der in mittelmäßigen Mannsalter bärtig wird, ist eine Seltenheit, und am Leibe bleiben sie beständig glatt und kahl. Das Ansehn dieſes Volks

ist

iſt daher überaus weibiſch und ſie ſind auch meiſtentheils kleinlich von Statur und ſo ſchwach, daß oft fünf bis ſechs Burâten mit allen Kraften nicht ſo viel ausrichten, als ein einzer Ruſſe zu leiſten vermögend iſt. Dieſer Mangel an Kräften iſt es nicht allein der die Unnatürlichkeit einer bloß animaliſchen Nahrung und deren Undienlichkeit zu Unterhaltung der körperlichen Vorzüge des Menſchen, in den Burâten und übrigen ſibiriſchen Nomaden beweiſt. Alle dieſe Völker haben auch, in Vergleichung ihrer Gröſſe, ungemein leichte Körper. Knaben von einem Alter, dergleichen man unter rußiſchen Bauerkindern kaum mit beyden Händen aufrichtet, kann man bey dieſen Völkern ohne Mühe mit einer Hand beym Halskragen in die Höhe heben und ſchwebend halten. Auch erwachſene Burâten ſind, gegen Ruſſen gerechnet, von einer bewundernswürdigen Leichtigkeit und dieſes ſo merklich, daß ihre Pferde, welche überhaupt nur geringe Kräften haben, wenn ſie unter einem rußiſchen Reuter völlig ermüdet ſind, ſich wieder erholen wenn ein Burât darauf geſezt wird. (*)

In

(*) Die Lappen, welche ihre Lebensart und Nahrung den aſiatiſchen Nomaden ähnlich macht, ſind auch von einigen für leichter, als andre Menſchen beſchrieben worden; und da ich die unleugbarſte Erfahrungen hierüber an den Burâten zum öftern wiederholen können, ſo kömmt mir dieſe Eigenſchaft auch an den Lappen glaubwürdig vor. M. P. Hogſtröm in ſeiner Beſchreibung Laplandes (Kopenh. und Leipz. 1748. S. 159.) hat zwar daran zweifeln wollen, allein das Gegentheil durch keine Erfahrungen bewieſen.

In der Gemüthsart scheinen die Mongolen den Kalmüken die ähnlichsten zu seyn. Sie sind eben so munter, aufmerksam und scharfsinnig, aber minder betrügerisch. Sie sind zwar feiger; hingegen auch gesitteter, als jene, weil der Umgang mit den Chinesern auf der einen und mit den gutartigen dauriſchen Russen auf der andern Seite einen nähern Einfluß auf sie gehabt hat. — Dahingegen sind die Burâten, deren Sitten auch noch nicht einmahl durch die lamaische Götzenlehre und Geistlichkeit verbessert worden, und die noch gröstentheils in kalten, gebürgigten Wildnissen, von gesittetem Umgang entfernt leben, die gröbsten, einfältigsten, furchtsamsten, und zugleich die übelartigsten und unflätigsten vom ganzen Mongolischen Stamm. Ihre Mundart ist auch am rauhesten und durch die Verwechslung der Consonanten, worunter die meisten bey ihnen guttural und nasal sind, am meisten abweichend.

Die männliche Kleidung der Mongolen ist der Kalmückischen ganz gleich, ausser daß sie wegen der Nachbarschaft und des Handels sich mehrentheils in Chinesischen Zeugern kleiden und auch die Mützen, oder wenigstens die gewöhnlichen Quâste, so wie auch die Sommerhüte, und die ihnen nöthigen Kleinigkeiten, von den Chinesern kaufen. Am Gürtel pflegen sie ausser dem Tabaksbeutel, Feuerzeug und Messer, auch einen zierlichen mit Falten, fast wie unsre Pistolendecken, gezierten Beutel von Kitaika oder Seidenzeug zu tragen, worinn sie beständig eine hölzerne, gedrehte Trinkschaale bey sich führen. Die kleinen Tabakspfeifen, deren sie sich bedienen, sind

chinesisch und im Kopf nicht gröſſer, als ein Fingerhut; desto öfter haben sie das Vergnügen selbige zu füllen.

Ihre Weiber tragen durchgängig, auch im alltäglichen Anzug, über dem Unterkleid oder Pelz das bey den Kalmüken nur zum Puz gewöhnliche Obergewand, ohne Aermel. Sie machen es gemeiniglich aus dunkelblauen Kitaika, dessen Farbe man oft vor Schmuz kaum mehr unterscheidet. Es wird vorn nach der Länge mit Knöpfchen zugeheftet, unten herum aber, etwan eine Spanne vom Saum, mit Stichen etwas in Falten zusammen gezogen; welches auch mit allen Weiberpelzen nicht nur bey den Mongolen und Burâten, sondern auch bey den sibirischen Tataren gewöhnlich ist. Am Schos des Uebergewands pflegen sie zum Zierrath einige Reihen Corallen zu befestigen, auch ihr kleines Nähzeug, nebst einem Messerchen anzuhängen. — Wenn sie sich schmücken, so ist die Kleidung, bis auf die gröſsere Sauberkeit, fast eben dieselbe; zugleich aber zieren sie sich mit Stirnbändern, welche mit Corallen besezt sind und recht unter der Mütze um den Kopf gebunden werden. Um den Hals hängen sie ein vielfaches Geschmeide von Corallen, wozu ihnen die von den Chinesern aus Leim bereitete und in Oel getränkte rothe Corallen die angenehmsten sind. An eben dieses Geschmeide hängen sie einige meſsingene oder silberne Buckeln oder Capseln, worinn die meisten geweyhte Amulete, welche von den Geistlichen ertheilt werden, tragen und solche auch bey der alltäglichen Tracht an den Hals hängen. — Die Haarflechten

lassen

lassen sie vom Kopf an mit einem holen Bausch loser Haare, welche ein darinn befestigter Knopf von einander hält, spielen, und verwahren die Flechten selbst in Scheiden von schwarzem Taffent oder Kitaika. — Ihre Halbstiefeln machen sie von selbst gegerbten, sämischen Leder, welches mit Erlenrinde braungelb gefärbt ist, und nähen sie mit zierlichen Streifen aus. —

Die Tracht der Mädgen hat vor der Kalmückischen nichts auszeichnendes, als daß sie in den Haarflechten, die an der Seite des Kopfs sitzen, Corallenmuster befestigen, welche bis auf die Schulter herab hängen. Ihre Mützen haben nichts unterscheidendes.

Die Burâtischen Weiber richten sich in allen Stücken nach der izt beschriebnen mongolischen Mode. Aber ihre Unsauberkeit giebt der tunguſischen wenig nach, und läst die Mongolinnen bey der Vergleichung gar sehr gewinnen. — Auch das Mannsvolk der Burâten hat in der Tracht so wenig eigenthümliches, das ich nur in den Sommermützen einen Unterschied habe bemerken können, welche von scharlachrothem Tuch, rund und in Gestalt eines kleinen Sonnenschirms, der aber nicht viel gröſſer als der Kopf ist, gemacht zu seyn pflegen. Und auch diese sind nicht allgemein, sondern viele behelfen sich mit Tunguſischen Mützen, die aus einem Rehkopf, woran die Ohren und Augenöfnungen zu sehn sind, genäht werden und der wohlfeilste Kopfzierrath sind, den man in Sibirischen Wildnissen hat erfinden können.

Der gröſte Theil der Mongolen, die unter der Chineſiſchen Oberherrſchaft ſtehn, und alle Stämme dieſes Volks, welche den rußiſchen Scepter erkennen, nebſt denen ſüdlich vom Baikal wohnhaften Chorinziſchen und Selenginſkiſchen, an Viehzucht reichen Burâten, wohnen in Filzhütten, welche denen oben beſchriebnen Kalmückiſchen auf das genaueſte ähnlich ſind. Die innere Ordnung derſelben, alles Hausgeſchirr und Geräthſchaft verräth den gemeinſchaftlichen Urſprung dieſer Völker eben ſo ſehr, und das wandernde Hirtenleben macht ſie einander vollkommen gleich. — Allein die an der nordweſtlichen Seite des Baikals feſtgeſezte Burâtiſche Stämme, die mongoliſche Geiſtlichkeit mit ihren Tempeln und der ärmſte Theil derer China unterwürfigen Mongolen machen in der Bauart und Einrichtung einige Ausnahme.

Die Geiſtlichen unter den Mongolen beyder Reiche haben ſeit vielen Jahren angefangen ihre Götzen und abgöttiſchen Verſammlungen nicht mehr, wie die kriegeriſchen und unruhigen Kalmücken, in wandelbaren Hütten, ſondern in ordentlich gebauten Tempeln zu halten, deren Lage und Beſchaffenheit im **2ten Theil** wird erörtert werden. Bey dieſen Tempeln, welchen ſie eine angenehme und in aller Abſicht vortheilhafte Lage zu geben wiſſen, ſind vor die höhere Geiſtlichkeit und Häupter der Stämme gemeiniglich ordentliche Wohnungen gebaut, wo ſie ſich um die Zeit der bey ihnen gewöhnlichen, monathlichen Bettage, und zu Begehung ihrer Feſte verſammlen. Die geringern Geiſtlichen wohnen dabey in ihren Filzgezelten, welche ſie innerhalb eigner dazu eingefaſter kleiner

kleiner Gehöfte (**Chaſcha**) auf erhöhten Bretterboden, um über der Erde trocken zu ſtehn, aufſchlagen. — Einige Geiſtliche haben ſogar bey ihren Kapellen ihre feſte Wohnungen aufgeſchlagen, weil ſie in der Nachbarſchaft Jahr aus Jahr ein vor ihre Heerden gute Weide haben; und ſelbſt das Hoflager (**Orgô**) der Chineſiſchen Mongolen und ihres geiſtlichen Oberhaupts iſt zu einem ſolchen unveränderlichen Wohnplaz geworden.

Im ſüdoſtlichen Theil der Mongoley ſind ganze Stämme dergeſtalt verarmt, daß ſie ſich mit dem Ackerbau zu nähren genöthigt worden ſind, welchen China überhaupt unter den Mongolen möglichſt einzuführen ſucht. Dieſe wohnen demnach bey ihren Ackerländern in elenden von Flechtwerk oder Holz erbauten und mit Koth beworfnen Hütten und beſitzen ſo wenig Vieh, daß ſie nicht mehr ihre Wohnplätze zu verändern nöthig haben. Sie bauen Waizen (**Jagan-Buda**), Gerſten (**Arbai**) und Roggen (**Oros**) und ſchlagen einen Heuvorrath auf den Winter. Nahe an der Chineſiſchen Mauer und im Gebiet verſchiedner im Chineſiſchen Daurien angelegter Städte, beſonders um **Nâun** oder Iſchitſchigar, ſind viele arme Mongolen, zum Theil mit Dauren vermiſcht, Kolonienweiſe zum Ackerbau angeſezt und werden auf Koſten der Chineſiſchen Regierung mit Arbeitsvieh und Getraide unterſtüzt, ſogar daß auch in dieſen Gegenden Vorrathshäuſer unterhalten werden, aus welchen man dem Volk bey erfolgendem Mißwachs zu Hülfe kommen kann. Und überhaupt haben die Mongolen izt ſchon einen gröſſern

Hang und wegen ihrer ziemlich allgemeinen Armuth einen ſtärkern Bewegungsgrund zu einer ſtätigen Lebensart, als die Kalmücken, welche reich an Vieh ſind und noch kein gröſſeres Glück als ihre Wildniſſe kennen. Auch haben die noch herumſchweifenden Mongolen einen groſſen Theil ihrer Nahrung von Reiß, Meel und Thee, welche ſie von den Chineſern gegen Vieh und Pelzwerk eintauſchen.

Die Buräten, welche ſich unter rußiſcher Herrſchaft, im Irkutskiſchen, Balagansk'ſchen, Werchoienskiſchen und auf der Inſel Olchon aufhalten, haben wegen der Näſſe und Rauhigkeit der Gegenden, zwar noch nicht den Ackerbau mit dem Hirtenleben und der Jagd, welche in ihren Wildniſſen noch ſehr ergiebig iſt, vertauſcht, ſich aber doch ſchon groſſentheils zu einer minder unbeſtändigen Lebensart gewöhnt. Sie verändern ihre Wohnungen und Standplätze nur nach der Jahrszeit und haben feſte Winterdörfer, nach Art der gebürgiſchen Baſchkiren, welche ſie nur im Sommer verlaſſen, um ſich mit ihrem Vieh in Futterreichen Gegenden aufzuhalten. — Ihren Winterdörfern geben ſie durch den Schuz der Gebürge und der Waldungen eine wärmere Lage, und bauen ſich mit Hütten an, die faſt nach rußiſcher Landesart, aus liegenden, in den Ecken gekreuzten Balken, klein und niedrig aufgezimmert, ſtatt des Dachs aber mit Erde oder Miſt beſchüttet ſind. Dieſe Hütten (**Bulgahum**) werden gemeiniglich viereckigt, ſelten ſechseckigt angelegt, und haben, auſſer der Thür, nur ein viereckigtes Rauch- und Lichtloch in der Mitte der Decke. Vor der Thür machen ſie zum Schuz

wider die Kälte, oft einen krummen Gang, vier bis 5 Schritt lang, und vor diesem noch eine Thür; ausserher aber, eine Laube und Flechtwerk, zum Schuz für das Vieh. In der Hütte müssen Kuhhäute statt der Teppiche rund um den mittlern Feuerplaz dienen. — Im Sommer ziehen einige mit Filzgezelten (Dair) an den Bächen und in den kühlen Gebürgthälern herum, andre behelfen sich in einer grasreichen Gegend, wo ihr Vieh Weide genug hat, mit elenden, geflochtnen und mit Kuhmist beworfnen Hütten. Im Grunde bleibt ihre Einrichtung indessen immer der ursprünglichen mongolischen und kalmückischen so ähnlich, als es ihre Landschaft und der Himmelsstrich, unter dem sie wohnen, erlauben will.

Demnach ist immer noch die Viehzucht bey den Buräten und Mongolen der vornehmste und gewöhnlichste Bestand. Auch diese aber hat sich, so wie ihre Heerden selbst, nach dem Einfluß des östlichen Klimats und nach ihrem gebürgigten Vaterlande richten müssen. — Da dieses einem langen und strengen Winter ausgesezt ist, so müssen sich ihre Heerden zu selbiger Jahrszeit kümmerlich behelfen. Und doch überläßt man sie der Natur und bekümmert sich um keinen Heuvorrath auf den Winter, ausser einer geringen Versorgung die man den Lämmern spart.

Nichts verdient mehr bewundert zu werden, als daß die zweybucklichten Kameele, deren besonders die Selenganskischen und Chorinzischen Buräten, so wie auch die Mongolen eine ziemliche Anzahl besitzen, bey einer so lang anhaltenden und strengen Kälte,

welcher alles hohe, östliche Land jenseit des Baikals ausgesezt ist, gedeyen können. Diese Thiere, welche hier etwas kleiner als in warmen westlichen Ländern fallen, gehen den ganzen Winter ohne alle Bedeckung und Pflege auf den Inseln und Niedrigungen der Flüsse herum, und haben zu ihrer Nahrung nichts als Weidenruthen, die sie bis aufs Holz abfressen. Daß aber dieses Futter ihnen eben nicht angemessen sey, sieht man zur Genüge an ihren mit der blossen Haut bedeckten Knochen, welche im Frühjahr überall hervor stechen. Von ihren Buckeln bleibt alsdenn nichts, als niederhängende, mit langen Zotten bewachsne Hautlappen, und sie sehn besonders gegen das Ende des Aprils, wenn noch keine Pflanzen ausgeschlagen sind, recht jämmerlich aus. Gleichwohl überstehn sie nicht nur dieses Ungemach, sondern leiden auch nicht einmal von der im April und May gemeiniglich hier noch einfallenden Kälte und Schneeluft, obgleich sie schon in der Mitte des Aprils das gefilzte Haar schwartenweise zu verlieren anfangen, und zu Ende dieses Monats, wie auch den ganzen May hindurch, einige Zotten an den Gelenken und am Halse ausgenommen, ganz kahl gehn.

Ich kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit eines besondern Verhaltens zu erwähnen, dessen sich die Mongolen und däurische Tungusen bey Kameelen, welche ihr Junges nicht säugen wollen, bedienen. Es ereignet sich zwar ein solcher Fall sehr selten, weil die Kameele alle andre Hausthiere an Liebe zu ihren Jungen übertreffen. Dennoch geschieht es zuweilen, daß

daß sie ein Junges, das sich noch nicht selbst ernähren kann, verstossen, ohne daß sich eine andre Ursach, als vielleicht ihre Schwäche davon angeben läst, zumal da sich bey den westlichen Hirtenvölkern, wo die Kameele einer wärmern Luft und bessern Futters geniessen, nie dergleichen begeben soll. Um nun bey einem solchen Kameel die mütterliche Zärtlichkeit wieder rege zu machen, haben die östlichen Nomaden folgendes, vermuthlich zufällig entdecktes Mittel. Sie binden das junge Kameel an einen eingeschlagnen Pflock, und die Mutter einige Klafter davon an einen andern. Darauf setzt sich jemand, der auf der mit härenen Saiten versehenen Geige Chur (S. oben Pl. 4. *B*.) zu spielen gelernt hat, hin und stimmt die kläglichste Melodie an, die nur zu erdenken ist und deren Ton mit der Klagestimme eines jungen Kameels viele Aehnlichkeit hat. Während derselben wird das alte Kameel zuerst wie aufmerksam, blickt unabläßig nach seinem Füllen, läst endlich grosse Thränen aus den Augen fallen und sucht sich loßzureißen. Alsdenn darf man es nur frey lassen, so wird es das Füllen wieder säugen und nicht leicht verlassen. — Diese fabelhaft klingende Anwendung der Musik ist nicht nur in Daurien wohl bekannt, sondern auch von einem Personen, welche mich auf meiner dauri'schen Reise begleiteten, und zwar nahmentlich dem Studenten N. Sokolof auf der Gränzpostirung Kulussutai, zwischen dem Argun und Onon, durch den Augenschein bestätigt worden. Die schon alte Bemerkung, welche auch heutiges Tages bey Karawanen bekannt ist, daß die Kameele durch Musik er-

muntert werden, wird das unglaubliche dieser Erscheinung vermindern helfen.

Die **Pferde** der Mongolen und Burâten sind kraftlos, klein und schlecht. Sie sehn im Frühling noch fast elender und abgemergelter aus, als die Kameele. Diejenigen, welche nicht in warmen Thälern und Flächen, zwischen kahlen, sonnigten Gebürgen überwintern können, haben für ihre Pferde im Winter keinen andern Unterhalt, als die im nordöstlichen Asien überall in Wäldern und Sümpfen gemeine Strauchbirke. Sonst sind die dortigen Pferde mehrentheils licht von Farbe, sehr flüchtig und beherzt, leicht zur Arbeit zu zähmen, und bis zum letzten Rest von Kräften, so wie die Baschkirischen, willig. — Bey den Chorinzischen Burâten sieht man Heerden von vielen Hunderten, worunter kaum einiges schwarzes, braunes oder dunkelfärbiges Pferd ist. Es sind lauter Schimmel, die aber in alle sonst gewöhnliche Farben spielen, oder auch sehr bleiche Schäcken von verschiedener Art vorstellen. Die Ursach ist nicht sowohl oder doch nicht allein das Clima, sondern die Wahl der Beschäler, welche gemeiniglich nach Angabe ihrer Zauberer den Götzen geweyht werden, und dazu vorzüglich milchweiß von Farbe zu wählen sind, trägt dazu das meiste bey.

Das dortige **Rindvieh** ist von mäßiger Gestalt, aber sehr gedrungen und dauerhaft. Die überflüßigen Stiere werden nicht nur zum Ziehn und Tragen der Hutten und des Hausraths bey Veränderungen der Lagerplatze, sondern auch zum reiten gewöhnt und dienen

dienen hauptsächlich den Weibern und den Knaben oder Mädgen, welche die Heerden hüten, zu welchem Ende sie mit besondern, auf den scharfen Rücken passenden Sätteln belegt und mit einem durch die Nase gezognen Stricklein, welches man nur hin und herwerfen oder anhalten darf, regiert werden.

Beyde Völker halten keine andere Schaafe, als die mit polsterförmigen Fettschwänzen versehene Art. Sie gedeyen, wegen der offnen Gebürge, fast überall und werfen sehr oft zwey Lämmer. Am Selenga und allen diesseits dem dauriſchen Scheidegebürge (Jablonoi Chrebet) gelegnen Gegenden, wo der Schneefall ziemlich stark und die salzigen Gründe nicht so häufig sind, fallen sie klein, übertreffen ein rußisches Schaaf an Grösse wenig, und haben nur ganz kleine und unansehnliche Fettschwänze. Hingegen werden auf den schönen, fast in allen Gründen Salzblumen zeigenden Steppen von Daurien, zwischen dem Onon und Argun, wo auch so wenig Schnee fällt, daß das Wollen-Vieh den ganzen Winter hindurch überflüßige Weide hat, Schaafe gezogen, welche die grösten Kirgisischen Widder fast übertreffen und gewiß vor die ansehnlichsten in ihrer Art gelten können. Doch wachsen auch diesen die Fettschwänze nicht zu einer solchen Grösse, als bey den Kirgisischen und Kalmückischen, vermuthlich weil sie mehr auf Bergen, als in Salz- und Wermuthflächen weiden und vielleicht auch die kalte Gebürgluft an der Fetterzeugung und Erschlaffung der Theile hinderlich seyn mag. — Man sieht auch bey den mongolischen Hirtenvölkern fast keine andre, als weiß geschackte oder

weisse

weiſſe Schaafe, mit ſchwarzen, braunen, gefleckten oder geſprenkelten Köpfen. Die Wolle derſelben iſt grob und wird nur zu Bereitung ihrer Filze gebraucht und mit ſcharfen Meſſern abgeſchoren. Unter den ſchwarzen Lämmern fallen ſehr ſchöne Felle, die im Chineſiſchen Handel, mit andern gemeinen Sorten häufig und zu guten Preiſen abgehn.

Die Mongolen halten auch ſehr viel Ziegen, welche klein, aber ſehr haareich ſind, und faſt nur deßwegen ſo ſtark gezogen werden, weil ſie leicht fortkommen, ſich ſtark vermehren, und in jenen kalten Gegenden mit ihren Fellen zu wohlfeilen und dauerhaften Pelzen dienen. Weil nur ungehörnte Böcke zur Zucht gelaſſen werden, ſo ſind gemeiniglich alle Ziegen ungehörnt. Man bemerkt auch nicht ſelten Zwitter, die vom Bock aus Schaafen gebohren ſind und leztern doch ähnlicher ſehn.

Ich könnte von der Nahrung der Mongolen und Burâten ſchweigen, weil faſt nichts bey ihnen von den Kalmückiſchen Gebräuchen merklich unterſchiedenes bemerkt wird, wenn nicht die in ihrem Vaterlande gewöhnliche wilde Wurzeln, die ſie mit zur Speiſe ſammlen, erwähnt zu werden verdienten. — Die Zwiebeln von der gemeinen und zinoberrothen Türkiſchen Bund-Lilie (Lil. pomponium mongol. **Tumuſu**) und von den Feuerlilien (Lil. bulbiferum mongol. **Saràn**) ſind nebſt den Wurzeln des Natterzungenkrauts (Polygonum viviparum mongol. **Nykir**) die gewöhnlichſten. Jene werden am meiſten roh gegeſſen, und auch zum Brey getrocknet.

lezterc

leztere sammlen auch die Buräten, wie die Tunguſen, aus den Hölen (Uraan) gewiſſer Feldmäuſe, welche ſelbige nebſt den Sanguiſorben und andern Wurzeln zu ihrem Wintervorrath häufig einſammlen. Ein Pulver von ſibiriſchen Pönienwurzeln (Tſchegna oder Tſchina) wird von den Mongolen und Tunguſen, zum verdicken des Thees und der Brühen, als Meel gebraucht.

Die Buräten eſſen zwar das Fleiſch von Thieren nie ungekoch', allein ſie haben von den Tunguſen und andern Jagdvölkern Sibiriens gelernt das Mark aus den Knochenröhren des gefällten Rothwildes roh und oft ganz warm, als einen Leckerbiſſen zu verzehren. — Auch werden die Hoden von geſchlachteten Lämmern, Kälbern oder jungen Widdern vor etwas nicht nur wohlſchmeckendes, ſondern auch fruchtbar machendes und zur Liebe reizendes gehalten, und daher ganz blutig und warm verzehrt. Gemeiniglich gönnt ein Burät dieſen Leckerbiſſen ſeinen Knaben, die ihn nicht umkommen laſſen.

Die Kalmücken bedienen ſich des gekochten Thees (Zai) nur mäßig, und oft nur zum Wohlſtand. Die Mongolen und Buräten hingegen ſchweifen darinn über alle Gränzen und machen aus dieſem Getränk einen groſſen Theil ihrer Nahrung. Der Theekeſſel kommt bey ihnen faſt nie vom Feuer, und ſie würden das lezte verkaufen, um ſich den aus China zugeführten, in Tafeln gepreſſten Ziegelthee und Taback anſchaffen zu können, bey welchen beyden Stücken ſie manche Tage alle andre Speiſen entbehrten.

Dieſer

Dieſer Ziegelthee, welcher in den nordlichen Provinzen von China aus den Blattern eines wilden Strauchs die den Vogelkirſchenblättern faſt ähnlich ſehn, bereitet, in Waſſer gerottet, nachmals mit dem Galſert von Thierblut gebunden und in Formen gepreſt iſt, wird in der Selenginſkiſchen Gegend zu ſechzig bis achzig Kopeken eine groſſe Tafel und in entfernten Gegenden noch theurer an die Liebhaber verkauft. Man ſchlägt ein Stück von einigen Lothen davon ab, zerſtößt es und laſſs in einem Keſſel mit Waſſer, (welches vorher ſchon einigemahl aufſieden muß, und worinn man ein gutes Loth der gleich zu erwähnenden Salze hat auflöſen laſſen) ſtark kochen, wobey das Kochſel mit einer Schöpfkelle fleißig geſchöpft, ausgegoſſen und vermengt wird, damit das Kraut nicht oben zu ſchwimmen komme, weil ſonſt der Thee nicht dick und ſtark genug wird. Nach hinlänglichem Kochen ſezt ſich alles Kraut zu Grunde, und alsdenn wird unter den Thee, um ihn nahrhafter zu machen, Milch, Butter oder Fett aus Hammelſchwänzen, auch wohl etwas Meel eingerührt. — Das Salz deſſen ſich die Mongolen und Burâten am liebſten im Thee bedienen, iſt dasjenige natrôſe Erdſalz, welches in der Mongoley an den Ufern vieler Bitterſalzſeen und unzähliger Salzgründe über der Erde austritt, und auf mongoliſch **Chudſhir** genannt wird. Sie wählen vorzüglich dasjenige, welches gar kein Kochſalz, und die gröſte Proportion Natrum, oder natürlich Alkali unter wenigem Glauberſalz führt; alle andre kommen ihnen nicht ſo ſchmackhaft vor und machen den Thee nicht ſo dick und ſeifenhaft. — Die im Selenginſkiſchen und

Nert-

Nertschinskischen wohnende Russen, welche sich an diesen Theetrank so gewöhnt haben, daß sie ihn noch weniger, als die Mongolen, entbehren können, und die darüber den gesunden rußischen Quas zu kochen verlernen, nehmen gewöhnlich Kochsalz dazu und mischen ihn in Fastenzeiten mit Hanföhl und Mehl, ohne sich daran zu kehren, daß schon die Theetafeln mit Thierblut bereitet worden sind. — Allein die mongolischen Völker finden den urinösen Beygeschmack kalischer Salze so annehmlich, daß sie lieber, wenn sie obgedachtes **Chudschir** in ihrer Gegend nicht haben und von ihren entferntern Nachbarn eben nicht hohlen wollen, lieber die scharfe Asche von faulem Birkenholz oder der braunen untern Rinde von Birken, die sie auf einer Pfanne brennen und **Schulta** heissen, unter ihren Thee rühren mögen. — Es ist gröstentheils dem unmäßigen Gebrauch dieses zusammenziehenden, kolescirenden und die Verdauungskraft schwächenden Getränks zuzuschreiben, daß dieses Volk durchgängig von geringer und hagrer Gestalt und von Ansehn etwas ungesund ist. Ja es entstehn zuweilen würkliche Krankheiten daraus, und diejenigen, welche sich aus einem verderbten Geschmack der **Schulta** unmäsig bedienen, hat man endlich an unheilbaren Blutflüssen sterben gesehn.

Wer unter ihnen nicht das Vermögen hat den Chinesischen Ziegelthee zu kaufen, oder seinen Vorrath verzehrt, ehe neue Zufuhr kömmt, weiß sich mit dortigen, wilden Gebürgkräutern zu helfen, deren viele im Gebrauch sind. Am gewöhnlichsten ist eine grosse Art Steinbrech (Saxifraga crassifolia mongol.

mongol. **Badàn**) die Sanguiſorbenwurzel (mongol. **Schüddu**), das Kraut von Preiſſelbeeren (Vitis idaea) oder von Pyrola rotundifolia; das Laub der gebürgiſchen Art von Tamariſken (Tamarix germanica, mongol. **Balgu**), einige Arten von Fingerblattkraut Potentilla rupeſtris u. fruticoſa, mongol. **Chatalſa**); und dasgemeine Süßholzkraut (Glicyrrhiza hirſuta, mongol. **Nachalſa**) ingleichen wird ein wie Himbeeren riechendes ſchönes Farnkraut Polypodium fragrans, mongol. **Serlik** das an hohen Felſen wächſt und auch dem feinſten europäiſchen Geſchmack gefallen könnte, auch noch und in Dauríen eine daſelbſt gemeine Clematis (*) zu Thee gekocht. Die Saamen vom blaſigten Bilſenkraut (Hyoſcyamus phyſalodes, tunguſiſch **Tſchóna**) ſind, ſoviel ich weiß nur bey den dauriſchen Tunguſen im Gebrauch, und werden geröſtet und faſt wie unſer Coffee gekocht.

Die Anſtalten beym abtreiben des Milchbranteweins ſieht man bey den Buräten und Mongolen genau ſo, wie ſie oben ſind beſchrieben worden, und nur ſehr wenige unter den Buräten haben die Tunguſiſche Art angenommen, da über den Milchkeſſel ein hohler hölzerner Zylinder feſtlutirt wird in welchem ein Zwergboden, der durch ſeine mittlere Oefnung die Dünſte in den obern kühlen Raum aufſteigen läſt, den zuſammenrinnenden Branntwein auf ſich ſammlet und durch eine Röhre ableitet.

Bey

(*) S. den 3ten Theil meiner Reiſe, S. 735. Pl. Q. Fig. 2.

Bey der Burâtiſchen Art Felle zu gerben habe ich nur dieſe beſondre Behandlung angemerkt, daß ſie die Felle, nachdem ſie mit Milch bereitet, mit Kienzapfen oder Miſt, auch wohl in ihren Hütten unter dem Dach geräuchert, darnach mit einem Gemüſe von zerſtoßnem Gehirn und Leber eingeſchmirt und wieder ausgekrazt ſind, zulezt noch mit roher Leber rein und ſauber machen; welches ſonderlich bey ſämiſchem Leder erforderlich iſt, woraus die Weiber ihre ausgenähte Stiefeln verfertigen.

Die gröſſeſten Filze werden bloß durch Weiber und zwar auf folgende leichtere Art bereitet. Die benezte Wolle wird mit dem Filz, worauf ſie ausgelockert worden, feſt auf eine runde, glatte Stange gerollt und die ganze Rolle in rohe Häute eingenäht, ſo daß nur die beyden Enden der Stange hervorragen. Alsdenn wird vermittelſt zweyer Seile, die mit Schlingen um die Enden der Stange gelegt ſind, ein Stier vorgeſpannt, und alſo dieſe Rolle auf einem ganz ebnen, graſigten Plaz ſo lange hin und her gewalzt, bis der neue Filz fertig iſt. Dazu pflegt genug zu ſeyn, wenn dieſes zwölf bis funfzehn mahl einen Bogenſchuß weit geſchieht.

Die Burâten haben Schmide unter ſich, welche nicht allein Eiſen zu verarbeiten, ſondern ſogar in kleinen Handöfen zu ſchmelzen verſtehn. Vormals ſoll es deren viel mehrere gegeben haben. — Noch izt ſind Künſtler genug unter ihnen, welche Gürtelplatten, Zierrathen an Reitzeug und andre Dinge auf Eiſen, mit kalt eingetriebnen Silberblechen ſehr

ſauber damaſciren und dieſe bratskiſche Arbeit in ganz Sibirien bekannt und beliebt gemacht haben. (*)

Es bleibt mir nur noch einiges von den Jagden der oſtlichen mongoliſchen Völker zu ſagen übrig. Die Einwohner der gebürgigten Gegenden bekümmern ſich nicht um die Falkenjagd, weil ihr felſigtes Land dazu nicht geſchickt iſt. Aber ſie können im Winter einen reichen Fang an allerley edlem Pelzwerk, ſonderlich in den waldigten Wildniſſen haben, wo ſich noch Luchſe, Steinkatzen (**Manul**), Vielfraſſe, Ottern, Bären, Zobel, Grauwerk häufig genug aufhalten. Die Menge von allerley Rothwild, Elenn, Hirſchen, Rennthieren, Rehen, Moſchusthieren, in ofnern Gegenden von Steinwiddern (**Argali**), und in den freyen, zwiſchen Gebürgen weit ausgebreiteten Ebnen von Steppenziegen (**Dſeren**) und wilden Halbeſeln (**Dſhickäei**) iſt noch gröſſer. — Hauptſächlich auf dieſe Steppenziegen, doch auch auf ander Wild, iſt eine unter den Mongolen berühmte Klopfjagd (**Ablachù**) gebräuchlich. Sie wird am liebſten in ofnen Gegenden, wenn aber groſſe Jagdgeſellſchaften beyſammen ſind, auch wohl in waldigten Wildniſſen angeſtellt. Die Mongolen verſammeln ſich dazu im Spätjahr, wenn die Pferde bey vollen Kräften ſind, in Partheyen von Hundert, ja Zweyhundert und mehr Reutern, die noch Handpferde mit ſich führen, ihre Hunde bey ſich haben

(*) Man ſehe die umſtändliche Beſchreibung ihres Verfahrens in Gmelins ſibir. Reiſe erſten Theils Seite 407.

ben und mit Bogen und Pfeilen wohl versehen sind. Wenn kein vornehmer, oder deren mehrere unter ihnen sind, so wählen sie einen Anführer der Jagd, und setzen selbige in bequemen Gegenden oft mehrere Tage nacheinander, mit dazwischen genommenen Ruhzeiten fort. Die Tage, da gejagt werden soll, schickt man zum aufspüren des Wildes bey Aufgang der Sonne einige mit guten Augen versehene Leute voraus, welche von den Höhen und freyen Berggipfeln sich nach Wild umsehn und wann sie dergleichen ansichtig geworden, auf ihrer Warte halten, bis die Jagdpartey nachkömmt, welcher sie durch Schwenkung mit dem Pferde und andre Zeichen den Ort, wo sich das Wild befindet, und wie man sich zu vertheilen hat, anzeigen: Alsdenn zerstreuen sich die Jäger in kleine Truppe und endlich einzeln, doch nie über sechzig bis achzig Faden voneinander, so daß alle zusammen einen Bogen machen, mit dessen Flügeln sie das Wild zu umzingeln oder gegen ein Gebürge oder Fluß einzuschliessen suchen. lezteres ist sonderlich bey den daurischen Steppenziegen gebräuchlich, welche gejagt nie freywillig ins Wasser gehn. Sobald man merkt, daß sich das Wild vor den Jägern scheut, oder sonst hinter Anhöhen und durch Gründe sich unvermerkt genähert hat, wird auf ein gegebenes Zeichen von allen Seiten im Galop auf das Wild losgestürmt, mit Geschrey und besondern klingenden Pfeilen (**Dsi**), welche ein auf drey Zoll breites dünnes Eisen, und darunter einen hohlen knöchernen Knopf haben, dasselbe stuzig gemacht, und so viel als man kann davon erlegt, da denn oft noch Wild, welches man nicht vorher gesehn, durch den Umschweif, den die Jäger

genommen haben, aufgetrieben wird und mit in die Jagd geräth.

Alles übrige, was ich von den Kalmücken in der ersten Abtheilung dieses Abschnitts gesagt habe, paſt auf beyde zulezt beschriebne Völker so vollkommen, daß es nicht wiederholt werden darf; und ich mich also zu Beschreibung der Civil-Einrichtung, der weltlichen Obrigkeit und zu den Gesezen der Kalmücken und ihrer Brüder wenden kann.

Dritter Abſchnitt.

Von der Civil- und Kriegs-Verfaſſung der Kalmücken und Mongolen, Geſetzen und Gericht.

I.

Ueber die Civileinrichtung und Obrigkeit, hauptſächlich unter den Kalmücken.

Es iſt in der That merkwürdig, daß eine Nation von Nomaden, die eine der menſchlichen Freyheit recht angemeſſene Lebensart führt, von undenklichen Zeiten her der unumſchränkten fürſtlichen Gewalt iſt unterthan geweſen. Die Mongoliſchen Völkerſchaften ſind hievon, wenigſtens in Aſien, das einige Beyſpiel, und haben unter ſich weder in ſchriftlichen Geſchichten, noch in uralten Traditionen die geringſte Spur einer vormaligen ungebundenen Lebensart, die den tatariſchen Nomaden ſo eigen und ſo verderblich iſt. Sie bekennen vielmehr von jeher Chanen und Fürſten unterthänig gelebt zu haben, deren einmahl feſtgeſetzte, feierlichſt und faſt göttlich geachtete Herrſchaft erblich fortgepflanzt wird, und ſie ſind mit dieſer Einrichtung ſo zufrieden, daß man wenige unter ihnen finden wird, welche nicht gegen ihre an-

geerbte Fürſten die äuſſerſte Treue und den eifrigſten Gehorſam zu bezeigen in allen Fällen bereit ſeyn ſollten.

Die Kalmücken ſcheinen ſchon zu Tſchingis-Chans Zeiten, durch dieſe Liebe zu ihren rechtmäßigen Fürſten begeiſtert, die gewaltſame Oberherrſchaft des mongoliſchen Beherrſchers am unwilligſten getragen, ſich immer anfſätzig bezeigt, und das Joch der uſurpirten Gewalt eines von fremdem Geblüt entſproſſenen Fürſtenſtams zuerſt abgeſchüttelt zu haben. Und ſeitdem haben ſie die Treue gegen ihre Erb-Fürſten, auch unter den blutigſten Kriegen wieder die Mongolen und Chineſer, erhalten und würden vielleicht dadurch im Orient unüberwindlich geweſen ſeyn, wenn nicht zuerſt die ſchlechte Politik ihrer Beherrſcher, das Volk unter viele Söhne zu theilen, und dann die innerliche Zwietracht ihrer Fürſten und Vornehmen, ihre Macht geſchwächt und endlich den Untergang derſelben verurſacht hätte. — Diejenigen Kalmückiſchen Haufen, welche früher in die Wolgiſchen Gegenden gezogen waren, haben ihre alte Einrichtung und Fürſten unter allen mongoliſchen Völkern, bis auf ihre Entweichung, noch am unverrückteſten erhalten, und ſollen mir alſo in Beſchreibung der Civilverfaſſung dieſer Völker vorzüglich zum Muſter dienen.

Bey den Kalmücken ſowohl, als Mongolen, wird ein Fürſt der einen abgeſonderten Haufen Volks (Ulus) eigenthümlich und als der Aelteſte von ſeinem

Stam

Stam regiert, **Taidſchi** (*) genannt; alle übrige männliche Erben, ſie mögen unmittelbar von der fürſtlichen Familie und Brüder des regierenden Fürſten, oder von Nebenlinien die in entfernterem Grade mit der Fürſtlichen verbrüdert ſind, entſproſſen ſeyn, führen bloß den Ehrentitul **Nojonn** (Herr). Die mächtigſten unter den Kalmückiſchen und mongoliſchen Fürſten haben ſich ſonſt theils von ihrem geiſtlichen Oberhaupt dem **Dalai-Lama**, theils von ihren mächtigern Nachbarn dem Rußiſchen und Chineſiſchen Beherrſcher den Chanen-Titul beylegen laſſen, und der Titel **Chuntaidſchi** (Schwanenfürſt) welcher vielen Soongariſchen, Choſchotiſchen und Mongoliſchen Fürſten eigen geweſen iſt, wurde unter dieſen Horden, da ſie noch frey und von keiner auswärtigen weltlichen Macht abhängig waren, allein vom **Dalai-Lama** ertheilt, und gab den Rang über die gemeinen Fürſten und die Rechtmäßigkeit der Macht, welche ſich ſolche über die minder mächtige anmaßten.

(*) Nichts iſt ungereimter, als die von den franzöſiſchen Ueberſetzern dem Abulgaſi angedichtete Ausdeutung des Worts Taidſchi, durch einen Sänger oder jemand der eine angenehme Stimme hat (*Hiſt. geneal. p.* 150.). Nach einer auf der Kaiſerl. Bibliothek in Petersburg verwahrten teutſchen Ueberſetzung, die den Prof Rehr zum Verfaſſer hat, lautet dieſe Stelle, ſo wie viele in der franz. Ueberſetzung verfälſchte Paragraphen, ganz anders: „Tayſchi, heißt es daſelbſt, „bedeutet in der Chataniſchen Sprache ſoviel als einen guten Aufſeher oder Wächter.„

Der gewöhnlichſten Ordnung nach pflegt ein Fürſt (**Taidſhi**) die Regierung ſeines Volks (**Ulus**) oder ſeiner Unterthanen (**Albatu**) dem älteſten Sohn zu hinterlaſſen. Denen übrigen wird eine kleine Anzahl Familien, als eine Entſchädigung, zu ihrem Unterhalt zuerkannt, über welche ſie zwar eben ſowohl, als der Fürſt über ſein Volk, die Herren (**Nojonn**) ſind, aber doch bey der Ulus des regierenden Fürſten unabgeſondert in einer gewiſſen Abhängigkeit und Vaſallität verbleiben und ihm in Kriegs- und Friedensverordnungen billige Folge leiſten. Stirbt die älteſte Linie aus, ſo folgt der Aelteſte vom nächſten Zweige in der fürſtlichen Hoheit, worinnen, ſo viel es ſeyn kann, ſehr genau verfahren wird. Aber nicht nur in dieſen Fällen, ſondern auch unter der ununterbrochenen Erbfolge einer Linie, geſchieht es nur gar zu oft, daß unruhige Brüder oder Fürſten von der Nebenlinie, wie es bey der unſtäten Lebensart dieſer Völker ſehr leicht iſt, ſich durch die Entfernung oder bey günſtigen Gelegenheiten, der Oberherrſchaft des Fürſten entziehen, durch freywillige Ueberläufer und kleine Räubereyen ihr Volk vermehren und ſelbſt nach und nach mächtig werden, ja gar endlich oft den Meiſter über den Stammhalter ihres Hauſes ſpielen. Und dieſes iſt der Grund aller Zertrennungen und der meiſten bürgerlichen Kriege unter den Kalmücken geweſen, wozu viele Fürſten noch dadurch beygetragen, daß ſie ihren jüngern Söhnen in dem Beſitz mit dem Aelteſten gleicher oder doch ſehr ſtarker Erbtheile hinterlieſſen; denn es hängt lediglich von einem Fürſten ab, wie er die Unterthanen unter ſeine Söhne vertheilen will, und dieſe

Thei-

Theilung geschieht oft sobald die Söhne herangewachsen sind, dergestalt daß sich der Vater einen willkührlichen Antheil vorbehält, welchen die Söhne erst nach seinem Tode unter sich theilen, und auch dabey oft einander in die Haare gerathen.

Ein **Taidschi** oder **Nojon** hat über seine **Unterthanen** (**Albatu**) eine unumschränkte Gewalt; er kann sie nach Willkühr verschenken und vermachen, mit schweren Leibesstrafen belegen, ihnen Nasen und Ohren abschneiden oder Gliedmassen abhauen lassen; nur nicht öffentlich tödten; weil es die Religion der Lamen verbietet, und daher müssen die Fürsten solche von ihren Unterthanen, die ihnen verhast oder gefährlich sind, nur heimlich suchen aus dem Wege zu räumen. **Der Tribut** (**Alban**), den die Unterthanen dem Fürsten erlegen müssen, hängt auch lediglich von seiner Willkühr ab, und nur die geistliche Clerisey (**Chubrak**), das Volk, welches dem Dalai Lama und andern Götzen von vorigen Fürsten geweyht ist (**Schabinäre**) und die Abstämmlinge der fürstlichen Familie oder was sich von weissen Knochen (wie die Kalmücken sagen) herzuseyn rechnet, ist von Abgaben befreyt. Billige Fürsten suchen darinn ihr Unterthanen zu schonen und gemeiniglich wird auch die Abgabe nach dem Vermögen eines jeden eingerichtet; Aber leichtsinnige und arme Oberherrn drücken ihr Volk aufs äusserste und haben sowohl davon, als für ihre Grausamkeiten, wenn sie nicht ihre Grossen in den Harnisch bringen, nichts anders zu fürchten, als daß ihnen viel Volk entläuft und sich zu andern Fürsten von der Verwandtschaft schlägt.

Bey den Wolgischen Kalmücken hatten einige Chane über die unabhängigen Taischen oder Fürsten ihrer Horde (**Nuruk**), ausser in Angelegenheiten, welche die allgemeine Ordnung und Sicherheit betrafen oder von der Rußischen Obrigkeit eingeschärft wurden, wenig zu befehlen. **Ajuka** und **Donduk Omho** allein haben durch ihre Uebermacht die Nebenfürsten der Wolgischen Horde in einer mehr bedeutende Vasallität zu erhalten gewust. Eben so gehorchte man unter den Soongaren dem **Chuntaidschi** nur weil er der mächtigste, und in seiner Macht vom Dalailama anbey bestätiget war. Ein jeder unterordneter Fürst blieb dem ohngeachtet Herr über seine eigne Unterthanen, und selbst unter des **Tschingis** Herrschaft behielten die kleinern Beherrscher die Gerichtsbarkeit über ihr Volk. Der Soongarische Chuntaidschi und die Torgorschen Chane, bis auf den letztentwichenen Ubascha, wählten sich nach eigner Willkühr einen Gerichts-Rath (**Sarga**) aus ihren Vasallen und Edlen (**Sajissan**), in welchem die vornehmste Lamen oder Geistlichen unbezweifelten Sitz und Stimme hatten und also weniger, als die andern Beysitzer, die des Chans Creaturen waren und von ihm ab- und eingesetzt werden konnten, von diesem abhiengen. Die Zahl aller Beysitzer dieses Gerichts, wovon der Chan selbst das Haupt war, blieb so wie bey den Soongaren, also auch bey den Torgoter, nach einem alten Gebrauch auf achte festgesetzt. Selbige hielten ihre Versammlungen in einer besonders dazu bestimmten ansehnlichen Hütte, wo auch das Gesetzbuch verwahrt wurde. Dieses Gericht nun verwaltete nicht nur die Regierung über

das

das erbeigene Chanische Volk, sondern fertigte auch die nöthigen öffentlichen Befehle, an die untergeordneten Fürsten ab und nahm von den Unterthanen dieser letztern Appellationen an, die denn je nach dem Grade der Macht des regierenden Chans geltend gemacht wurden. Die Schlüsse und Befehle des Raths musten dem Chan zur Genehmigung vorgelegt werden, und erhielten, wenn er sie gut hieß, durch seine Unterschrift oder durch Unterdruckung seines Sigills (Tamga), das in der Verwahrung der getreusten Saissans zu seyn pflegte, und mit rother oder schwarzer Farbe abgedrückt wird, die Bekräftigung. Unter einem schwachmüthigen Chan also regierten die Beysitzer der Sarga (Sargatschiner) durch ihn, und in gegenseitigem Fall war das Gericht und dessen Autorität völlig in der Hand des Chans.

Auf eben die Weise hat auch ein jeder regierender Fürst (Taidschi) seinen Rath oder Sarga zur Handhabung der Gerechtigkeit und Schlichtung der Rechtshändel unter seinen Unterthanen. Dieser besteht ebenfalls aus den vornehmsten und verständigsten Saissanen und auch fürstliche Verwandte werden dazu vom Fürsten gewählt; einer der Oberpriester der Ulus hat allein das unausschließliche Recht mit als Oberrichter (Sargatschi) zu sitzen. Unter den Oberrichtern stehn gewisse Unterrichter oder Böare (Jergatschi), welche in Verschickungen gebraucht werden, kleine Händel unter dem Volke schlichten, Verklagte vor Gericht bringen und und bey Vollziehung eines Urtheils gegenwärtig seyn müssen. Eben so viele gemeine Gerichtsboten sind unter dem Nahmen

Daraga

Daraga verordnet, welche zur Einſamlung fürſtlicher Gefälle ausgeſchickt werden.

Nach der oben bereits erwähnten, bey Einſetzung des Vicechans Ubuſcha 1762. beliebten neuen Einrichtung der chaniſchen Sarga, konnte ein jeder regierender Fürſt dazu einen beeydigten Saiſſan als Beyſitzer ernennen, um ſein eigenes Intereſſe wahrzunehmen. Zu dem Ende wurde die Zahl der Beyſitzer vermehrt. Die von den Fürſten einmal ernannten Beyſitzer aber konnten nicht mehr abgewechſelt werden, genoſſen ein Gehalt von der Rußiſchen Regierung, entſchieden nach den meiſten Stimmen, wobey der Chan nur den Ausſchlag geben konnte, doch auch ſeine eigne Beyſitzer hatte, und ſollten ſich in unentſchiednen Fällen an das Reichscollegium der auswärtigen Angelegenheiten wenden. Wollte ein Fürſt ſeinen Deputirten zum Obergericht abwechſeln, ſo ſollte er darüber bey eben dieſem Collegio Anſuchung thun.

Auſſerdem war vorhin ſchon bey der Wolgaiſchen Horde rußiſcher Seits ein Officier von Staabs- oder Generals-Range, unter dem Nahmen **Priſtaf**, verordnet, welcher andre Officianten und kundige Dollmetſcher bey jeder Ulus und kleine Commanden von Koſaken unter ſich hatte, und auf die Bewegungen und Abſichten der Fürſten ein wachſames Auge haben, kleine Händel mit rußiſchen Unterthanen beylegen, auch den Fürſten die Kayſerlichen Verordnungen bekannt machen und zur Ausführung bringen laſſen muſte.

Dieſes

Dieses erwähne ich nur beyläufig, da es nicht zur ursprünglichen, kalmückischen Einrichtung, wie die alte Sarga, gehöret.

Zu Unterhaltung der Ordnung bey dem, der Viehzucht wegen, zerstreut herum wohnenden Volk, wird eine Uls oder fürstliches Antheil (*) in verschiedenen Abtheilnngen und Unterabtheilungen durch sogenannte **Saissane**, welche gleichsam den Adel unter den mongolischen Völkern vorstellen und durch noch geringere Aufseher (**Achcha**) im Zaum gehalten werden. Der Haufen, über welchen ein Saissan zu gebieten hat, wird **Aimak** genannt, und besteht aus anderthalb, bis drey und mehr hundert Feuerstellen (**Orkó**), welche gemeiniglich zu vierzigen unter die Aufseher (**Achcha** oder **Dámürschi**) vertheilt sind, und sich immer in einer gewissen Nähe zusammenhalten. Bey den Soongaren wurden diese Aufseher über vierzig, so wie itzt noch bey den Mongolen, **Schulúnga** genannt. Die Dorfschaften oder Nachbarschaften, welche immer auf einem Platz beysammen ihre Filzhütten (**Gárr**) aufschlagen, und ihre Heerden zusammen weiden, pflegen aus etwan zehn oder zwölf Familien zu bestehn, und werden **Chotton** oder **Chottun** genannt, welches etwan einen Hof oder Kreiß bedeutet, weil sie sich am liebsten in dieser Figur lagern: Der älteste im

(*) **Ulus** bezeichnet eigentlich, nach der mongolischen Sprache: Volk, wird aber gemeiniglich das ganze Eigenthum eines Fürsten an Unterthanen zu benennen gebraucht.

im Chottun, dem die Aufſicht der Bewohner aufgetragen iſt, wird **Chottun-Acha** genannt und hat eine Art von Anſehn unter den ihm untergebenen Gemeinen.

Jeder Saiſſan hat unter ſich einen **Sjuma**, der wie ein Landreuter auf Befehl des Saiſſans, wenn der fürſtliche **Daraga** kömt, die Vermögenſteuer von jedem Feuerplatz (**Oerkö**) ſeines Aimaks einca ßiren muß. Dieſe Steuer wird nach der Kenntnis, die ein Saiſſan von dem Vermögen ſeiner Untergebenen haben muß, eingerichtet und beträgt etwas mehr oder weniger als den Zehnten von allem Vieh. Ein Theil dieſer Abgaben wird denen Saiſſanen ſelbſt und an die Beyſitzer des Obergerichts, als ein Ehrengehalt, abgegeben; Der gröſte Antheil aber macht die Einkünfte des Fürſten aus. In auſſerordentlichen Fällen, die dem Fürſten Koſten verurſachen, z. E. bey Gelegenheit der groſſen Jahresfeſte, oder wenn jemand aus der fürſtlichen Familie verheirathet wird, oder auch wenn nach dem Hintritt einer fürſtlichen Perſon, ingleichen bey ſonſt öffentlich anzuſtellenden Gebeten, viele milde Gaben an die Geiſtlichkeit nöthig werden, ſo wird eine beſondre Steuer an Vieh, Milch, Butter und andern Victualien, noch über die beſtimmten Abgaben, eingefordert. Wenigſtens haben die armen Kalmücken alsdenn doch einen Antheil am Schmauſe, wenn die guten Teutſchen in vielen Gegenden, für die an manchen Höfen gebräuchlichen Prinzeßinnen-Steuern höchſtens den Fürſten ſpeiſen ſehn und das Abfeuern der Geſundheiten, nebſt der Muſik, zum Lohn ihres ſauern Schweiſſes, hören.

Viele

Viele von fürstlichem Geblüt entsproßne Saissanen sind es obberegter massen, durchs Erbrecht und können ihre Aimaks, (die einigen, bey der Chanischen Horde, auf Tausend und mehr Familien stark ertheilt waren), unter ihre Kinder theilen. Sonst aber kann der Fürst auch Gemeine, wegen ihrer Verdienste, zu Saissanen ernennen und würklich wieder absetzen; daher findet man Saissanenfamilien in der äussersten Armuth.

Ein **Saissan** hat, ausser der Steuereinnahme und Aufsicht, die kleine Gerichtsbarkeit in seinem Aimak zu verwalten. Er vollzieht die fürstlichen Befehle, berichtet, wenn etwas wichtiges in seinem Gebiet vorfällt, an das Hoflager, schlichtet die vorkommende kleine Händel, unterhält die Ordnung und sieht darauf, daß sich die ihm untergeordnete Familien nicht zerstreuen. Der Saissan muß von der Aufführung seiner Leute Rechenschaft geben und vor Räubereyen oder Diebstähle, die aus seinem Aimak herzurühren scheinen, oder gar durch die Spur bewiesen werden können, haften. Um sein Ansehn zu unterstützen, kann ein Saissan kleine Leibes- und Vermögensstrafen zuerkennen und hat in billigen Fällen von seinen Untergebenen allen Gehorsam zu fordern. Der Aimak muß seinem Saissan Fleisch, Milch und dergleichen liefern, auch wenn er Panzer, Waffen und andre zur Rüstung nöthige Stücke für sich gekauft hat und nicht bezahlen kann, dafür gut thun. Aus Begünstigung der Fürsten, werden den Saissanen zuweilen zur Belohnung gewisse Auflagen, die sie von ihrem Aimak, als eine ausserordentliche

liche Steuer erheben können, geſchenkt. — Die vornehmſten und treuſten Saiſſanen mächtiger Fürſten, ſonderlich unter den Soongaren und bey den Torgotſchen Chanen, wurden mit dem Titel **Darchan** (*) beehrt, und hatten über alle andre Saiſſanen den Rang.

Bey den ruſſiſchen Städten, in deren Nachbarſchaft die Kalmücken umherziehn, wird von jeder Ulus ein Marktmeiſter (**Boodokſchi**) gehalten. Es ſind gemeiniglich verarmte Verwandte eines Richters oder Saiſſans, denen man dieſe Stellen als einen kleinen Unterhalt giebt. Alle Kalmücken die aus der Ulus Vieh, Häute oder andre Dinge in die Städte zum Verkauf bringen, müſſen ſich bey dieſem **Boodokſchi** ſtellen und für jedes Stück Vieh, für jedes Rinder- Schaaf- oder Lamfell, ſogar für Sattelhölzer, Filze, Haarſeile und was dieſes Volk ſonſt zu vertauſchen pflegt, einen beſtimmten, aber geringen Abtrag an Geld erlegen. Dafür iſt der Marktmeiſter verbunden auf geſtohlnes Vieh acht zu geben und

(*) Nach einer in der franzöſiſchen Ueberſetzung ausgelaſſnen Stelle giebt Abulgaſi in der oben angeführten Ueberſetzung des Prof. Rehr, von dem Titel **Darchan** folgende Erklärung: „Darchan iſt „ein ſolcher, von welchem man keine Abgaben nimt „und der, zu welchen Thüren er aus und eingehen „will, von niemand verhindert werden kann. Wo„fern er böſe oder ſchändende Thaten begehn ſol„te, ſo wird bis auf neunmahl nicht nachgefragt. „Ueber dieſe Zahl aber kann Unterſuchung gegen „ihn erfolgen.

und seinen Leuten in vorfallenden Stadthändeln bey der russischen Obrigkeit Recht zu verschaffen. An ihn werden auch die von dem Fürsten nach den Städten in Geschäften abgefertigte Boten (Eleschi) gerichtet, und er muß hingegen aus den Städten alles, was an den Fürsten oder Rath gelangen soll, übermachen; daher er, wie die fürstlichen Boten, das Recht hat bey allen Unterthanen seines Fürsten, auch im Nothfall bey fremden Ulussen Postpferde (Ullah) zur Abwechslung unentgeltlich zu nehmen, die bey den Kalmücken auch denen in Kronsgeschäften reisenden Russen nicht verweigert werden. In Astrachan wird itzt mit eben diesen Aufträgen ein Saissan, den man einem Agenten vergleichen könnte, von einem jeden Fürsten der Wolgischen Horde unterhalten.

Ein jeder, der ein gerichtliches Amt bekleidet, wäre es auch nur der Marktmeister, muß, wenn er einen rechtlichen Ausspruch zu beschicken hat, zuvor morgens das ziemlich lange Gebet Charra Kelä welches der Götze Mansuschari eingesezt haben soll, still vor sich lesen oder herbeten.

*** *** ***

Es giebt bey den Kalmücken und Mongolen nicht nur viele Gewohnheitsgesetze, sondern die Fürsten haben auch unter sich zu verschiednen Zeiten, seit Tschingis-Chans Regierung, geschriebne Gesetze errichtet, welche (eine monarchische Verfassung vorausgesezt) der natürlichen Billigkeit wo nicht ganz gemäß sind, doch gewiß sehr nahe kommen. Das allerälteste Gesetzbuch

serbuch (Zaarschin Bieschik), wornach zwar nicht mehr gerichtet wird, das aber doch, so viel mir davon bekannt geworden, manche Merkwürdigkeit enthalten muß, habe ich mir nicht verschaffen können. Nach demselben war die Unzucht die mit Beyschläferinnen der Pfaffen (derjenigen sich die mongolische Geistlichkeit am meisten bedienet) getrieben wurde, völlig ungestraft. Wer in Ehebruch mit einer Fürstin betreten wurde, hatte nur eine Ziege und ein Böckchen zur Busse zu erlegen; denn das Gesetzbuch stellte voraus, daß ein Gemeiner sich nie an eine Fürstin wagen würde, wann er nicht dazu gereizt worden. Für gemeinen Ehebruch musste der Thäter dem Hörnerträger ein vierjähriges Pferd, und die Ehebrecherinn dem Richter ein dreyjähriges stellen. Wer einen fremden bey seiner Sklavin ertappte, konnte demselben alles ausziehen, Pferd, Geld und was er bey sich hatte nehmen und ihn nackend fortjagen; die Sklavin aber blieb ungestraft.

Aus eben diesem alten Codex scheinen sich auch verschiedne, noch heut zu Tage rechtskräftige Gewohnheitsgesetze herzuschreiben, deren ich hier einige erwähnen will. — Sobald ein Jüngling herangewachsen ist und für sich selbst schaffen kann, steht er nicht mehr unter der Gewalt seines Vaters und kann sich, wenn es ihm gelüstet, mit Abforderung eines Antheils der Heerde, von ihm gänzlich trennen, um unmittelbar des rechtmäßigen Fürsten Unterthan zu seyn. — Wenn sich Kalmücken raufen, und einer zerrt den andern beym Haarzopf oder reißt ihn gar aus, so ist das um deßwillen ein sträfliches Verbrechen, weil der Zopf

dem

dem Fürsten gehört oder gleichsam das Zeichen der Unterthänigkeit seyn soll; hat aber jemand um den Schopf noch lose, spannenlange Haare (**Schalbastäbbäk**) so kann ihn ein jeder ungestraft dabey zausen, weil das als sein eignes und nicht des Fürsten Haar betrachtet wird. — Ein Weib darf, wenn sie auf ihrem eigenthümlichen Plaz in der Hütte, nämlich rechts vom Eingange hinter dem Feuerplatz, am Fußende des Wirthslagers, sizt, von niemand angetastet werden, sie mag einen Fremden schimpfen, ja mit Holz oder Hausgeräth nach ihm werfen, wie sie will. Wagt sie sich aber im Streit von ihrem Plaz weg oder gar aus der Hütte, so verliert sie ihr Recht, und kann dreist für die Beleidigungen gezüchtigt werden. — Wenn eine Weibsperson zum Fürsten geht und um Erlassung einer ihr oder den ihrigen aufgelegten Strafe bittet, so werden gemeiniglich, aus Achtung gegen das andre Geschlecht, die kleinen Strafen erlassen, grössere aber auf die Hälfte vermindert. Denn ein Weibsbild wird bey den Kalmücken immer geschont und alle Weibern geschehene Beleidigungen schärfer gerügt.

Das neuere, unter den Kalmücken noch heut zu Tage allgemein angenommene und vor ohngefehr 150 Jahren geschriebne Gesezbuch, verdient wohl hier ganz mitgetheilt zu werden. Es lautet, nach einer der vollständigsten Abschriften, die ich habe erhalten können, übersezt folgender massen:

Glück und Heil aus der Höhe!

Zu den Füssen der Burchanen (Götzen) **Schaktschamunih** und **Sunkabai** bringet Ehre und An-

betung! zu den Füssen der zwey Patriarchen des Tibetischen Reichs bringet Danksagung!

Nahmen der Chane, Taidshen und Nojonen welche dieses Gesetzbuch bekräftigt haben:

Erdeni Sassaktu Chan.
Tuschetu Chan.
Ubascha Dallai Nojon.
Dallai Chong Nojon.
Zäzän Nojon.
Daitsching Chuntaidshi.
Jäldäng Nojon.
Mergen Mojon.
Erdeni Chuntaidshi.
Daibung Chuntaidshi.
Tänari Tojen.
Mädädshi Taidshi.
Böö Jäldäng.
Ajooschi Chattun Baatur.
Erdeni Batur Chuntaidshi.
Kündelüng Ubascha.
Güüschi Chan.
Oerlök Taidshi.
Schüker Daitsching.
Jeldäng Taidshi.
Daitsching Choschootschi.
Otschirtu Taidshi.
Märgän Daitsching Tschüüket.
Zäzän Taidshi.
Mergen Nojon.
Dammatin.

Obge-

Obgenannte Fürsten der vier und vierzig mongolischen und Oerötschen Stämme, haben dieses Gesezbuch einmüthig bekannt gemacht, im Tümmer-Lu-Jahre und dessen mittelsten Herbstmonaths fünften guten Tage.

Diejenige Fürsten, welche in unserm Land den Frieden stören, einander bekriegen, einen grossen Aimak oder ganzen Nutuk niedermachen und berauben; sollen von den übrigen mongolischen und Oerötschen Fürsten vereint angegriffen und zu Paaren getrieben, ihr Fürstenthum eingezogen und unter die übrigen ganz vertheilt werden. Den Verbrecher aber soll man leben und nackend und bloß frey lassen; sein Eigenthum mag zur Hälfte den Beleidigten, und von der andern Hälfte ein Viertheil denen Mongolen und das andere denen Oerört zu Theil werden.

Diejenigen, welche einander an den Grenzen beunruhigen und kleine Aimacks oder Chottons zerstören, ohne eben einen öffentlichen Krieg zu führen; die sollen das geraubte zurück und zur Busse hundert Panzer, hundert Kameele, tausend Pferde und wenns Fürsten sind, fünf, gemeine aber ein Stück ihrer besten Sachen hergeben. Diese Strafgaben sollen denen richtenden Fürsten jedes Stammes zukommen; die in solchen Unruhen aber von einem Fürsten zum andern übergelaufenen Menschen sollen wieder zurückgegeben werden. — Die Choibatut von der mongolischen Parthey sollen bey den Mongolen, die von der Oerötschen Parthey bey den Oerört verbleiben und alle Verwandte jeder Parthey sollen gegenseitig zurück-

gegeben, auch die Ueberläufer (**Zoktui**) von den Oeröt wieder ausgeliefert werden.

Wer in unserm Reich einen ausbrechenden Krieg nicht zeitig entdeckt und hernach überführt werden kann, daß er vorhin darum gewust, soll als ein Feind bestraft werden. — Diejenige Fürsten, welche von Ausbruch eines Krieges benachrichtigt, ihr Volk dennoch nicht zusammen ziehn und sich beym gemeinschaftlichen Heer einfinden, sollen hundert Panzer, hundert Kameele, tausend Pferde zur Strafe geben.

Wer Geistlichen und Lamen Schaden thut, oder ihre Aimake plündert, soll um hundert Panzer, hundert Kameele und tausend Pferde gestraft werden und das geraubte Gut doppelt, vor schlechte Dinge Gutes, vor halbe ganzes wieder geben.

Welcher Fürst sich verdächtig macht Leute oder Gut verheelt zu haben, dessen Busse soll in 100. Panzern, hundert Kameelen und tausend Pferden bestehn. Wer irgend eine Aenderung in den Gesetzen macht, soll, wenns ein grosser Fürst, 10. Kameele und 100. Pferde, wenns einer wie **Mergen Daitsching** oder **Schüker**, fünf Kameele und funfzig Pferde, der geringsten einer ein Kameel und drey mahl neun Stück Vieh zur Strafe erlegen.

Wenn Edle oder Vornehme in den Aimaks Unruhe anstiften, soll man selbige um ein Kameel, nebst noch 20. Stück Vieh strafen.

Fürsten

Fürsten die sich im Kriege schlecht halten oder gar aus Feigheit die Flucht ergreifen, sollen zur Strafe 100. Panzer, hundert Kameele, 50. Familen Unterthanen und tausend Pferde abgeben. Von kleinen Fürsten soll man nur 10. Panzer, 10. Kameele, eben so viel Familien und 100. Pferde, von Saissanen, Sargatschi und andern Anführern drey Sklaven, 3. Gezelte und 30. Pferde nehmen; und Kriegsanführern soll überdies der Panzer abgenommen und sie im Weiberrock herumgeführt werden. Die **Erketèn** und **Usdèn** (*) sind, verwirken durch Feigheit eine Familie Unterthanen, einen Panzer und acht Stück Vieh; Panzerträger ihren Harnisch und 4. Pferde; gemeine ihren schlechten Panzer und drey Pferde; noch ärmere 2. Pferde; und die geringsten ihren Bogen, Pfeiltasche und Reitpferd. — Wer sich auch nur zu spät beym Treffen eingefunden, soll im Weiberrock herum geführt werden.

Wer einen Fürsten aus feindlichen Händen errettet, der soll in der Ulus desselben **Darchan** seyn; wer aber den Fürsten im Gemenge verläst, soll getödtet und seine Haabe Preiß gegeben werden. Wer Saissanen oder Sargatschiner aus der Gefangenschaft frey macht, wird wie der Befreyer eines Fürsten belohnt. Man muß aber dem, der sich einen solchen befreyt zu haben rühmt, wenn es auch der Befreyte bestätigen sollte, nicht ohne gültige Zeugen glauben; so wenig als die Beschuldigung eines, der seinen Fürsten im Stich gelassen haben soll.

(*) Freywillige Vasallen und von Abgaben befreyte, welche eigene Unterthanen haben.

Wer einen feindlichen Haufen sieht und nicht Anzeige davon thut, dessen Haabe soll geplündert und er mit den seinigen zum Sklaven gemacht werden. Sieht er nur eine kleine Parthey und verschweigt es, so hat er die Hälfte des seinigen verwirkt. Wenn Lärm wird, soll ein jeder der es vernimt, sogleich bewafnet dem Hoflager seines Fürsten zueilen, bey Strafe alle seine Haabe und seine Freyheit zu verliehren. — Wird eine Horde von Feinden überfallen und geplündert und eine andre Parthey macht sich auf und entreist den Feinden ihren Raub, so soll die Hälfte davon den alten Besitzern, die andere den Errettern eigen seyn, und die Angehörige derer, die im Verfolgen ihr Leben einbüssen, sollen eine Vergütung erhalten; ja wenn gleich nichts vom Vieh zurück erobert worden, soll doch der verweisten Familie eine Person ersetzt werden. — Wer aber von einem Ueberfall hört und nicht zu Hülfe eilt und den Feind verfolgt, der soll, wenns ein Vornehmer, die Hälfte seines Vermögens, ein mittelmäßiger, neun Stück und ein geringerer fünf Stück Vieh verlieren.

Ein für allemal sollen in unserm Reiche drey Fälle festgesetzt seyn, in welchem sich niemand weigern soll, unentgeldlich Postpferde zu geben; erstlich, den Gesandten und Boten, welche in Sachen der Geistlichkeit und Religion ausgesandt werden; zweytens, denienigen welche in Angelegenheiten der Fürsten reisen; und drittens denen, welche einen Krieg oder feindlichen Ueberfall ihrem Fürsten bekannt zu machen nach dem Hoflager eilen. Wer in diesen drey Fällen einer Stafette frische Pferde versagt, soll zur Strafe 9 mal 9, oder 81 Stück Vieh geben.

Wer

Wer hohen Geistlichen Händel macht oder sie schimpft, soll ebenfalls neunfach 9 Stück Vieh erlegen. Wer geringere Geistliche und sonderlich Lehrer (Bakschi) schimpft und antastet giebt zur Strafe fünfmahl 9 Stück; Für Beleidigungen, die geistlichen Schülern (Manschiki), und Nonnen angethan werden, 5 Stück; betrift aber die Sache einen Mönch oder Einsiedler, so gilt es ein Pferd. Kommt es in dergleichen Fällen gar zu Thätlichkeiten; so muß die Busse nach Befinden der Umstände vergrössert werden. Wer einen geweyhten Priester an seiner Würde verlezt, verwürkt die Hälfte seines Vermögens. Wer einen, der den geistlichen Stand verlassen und in Ehe getreten ist, verspottet, soll ein Pferd einbüssen; sind Thätlichkeiten begangen worden, so sey diese Strafe doppelt. Wer als Stafette das Pferd eines Geistlichen reutet, soll eine Kuh hergeben; hat er ein geweyhtes Pferd geritten, so verliert er ein Pferd. Hat aber der Damall (Pferdebesorger) es ihm gegeben, so fällt die Strafe auf diesen. Entschuldigt sich die Stafette mit der Unwissenheit, so lege selbiger einen Eid deßfalls ab. Wenn eine Stafette einen grossen Fürsten geschimpft hat, so nimm neun Stück, vor Beschimpfung eines geringen Fürsten fünf Stück Vieh von ihm. Vergreift er sich gar an selbigen, so wird die Strafe dreyfach. Schlägt er einen Usdèn oder Vorgesetzten heftig, so gilt es neun Stück Vieh; etwas minder, fünf Stück; vor bloßes Schimpfen ein Pferd und ein Schaaf.

Ein jeder Fürst oder Saissan, der, auf seinen Reichthum stolz, in Worthändeln geringere schlägt,

ſoll neun Stück; und wenn die Schläge gefährlich ſind, fünfmahl neun Stück Vieh büſſen. Und ſo nach Befinden der Umſtände und dem Rang der Perſonen auch mehr oder weniger.

Diejenigen, welche in Dienſten und Geſchäften ihres Fürſten verfahren müſſen, ſollen von niemand auf keine Weiſe Beleidigung dulden, ſondern Gewalt dagegen brauchen; ja ſollte in dergleichen Schlägereyen ein fürſtlicher Bedienter einen Unterthan ſogar zu Todt ſchlagen, ſo ſoll er darüber zu keiner Verantwortung gezogen werden. Bleibt es nur beym Handgemenge und der fürſtliche Beamte zieht den kürzern, ſo ſoll ihm der beleidigende Theil neun Stück zur Ehrenerſetzung geben.

Wer aus Scherz und Leichtſinn auf eines andern Vaters oder Mutters Kopf und Leben flucht; ſoll ein Pferd verlieren. Wer ſich unter fälſchlichem Vorgeben der Staffettenpferde bedient, ſoll ein gutes Stück Vieh geben. Wenn einer ungemeldet Poſtpferde reutet und über einen Tag ausbleibt, ſoll derſelbe ein Schaaf zur Strafe geben. Wer einer fürſtlichen Staffette Hinderniſſe in den Weg legt, ſoll ein Stück Vieh geben. Wer ſich in eignen Geſchäften unter falſchem Vorwand der Staffettenfreyheit bedient, ohne dazu berechtigt zu ſeyn, ſoll als einer, der den landesherrlichen Einkünften Abbruch thut, angeſehn und um neun Stück Vieh, oder auch mit 50 Prügelſchlägen und um 5 Stück Vieh beſtraft werden. Die Staffetten, welche weit verſchickt werden, ſollen, wo ſie zu Nacht einkehren, freye

Herberge

Herberge und ein Schaaf zur Bewirthung genieſſen; welcher aber mehr verlangt, wird ſtrafbar. Richtet ein Bote mit Vorſaz ein Staffettenpferd zu Grunde, ſo ſoll er ein Stück Vieh dagegen zur Strafe entrichten; Eben ſo wer einer Staffette Herberge und freye Bewirthung zu geben ſich weigert. Wer aber mit Gewalt bey einer kinderloſen Wittwe Herberge nimt, ſoll im Weiberrock herum geführt werden, es ſey denn daß er gültige Urſachen angeben kann. Wer ſich in dergleichen Fällen rechtfertigen will, von dem iſt ein Eid zu nehmen.

Wer die zum Hauptlager des Fürſten beſtimmte Hürtung mit ſeinem Vieh verderbt, ſoll ein Kameel und 9 Stück ander Vieh erlegen; Kann er aber ſeine Unwiſſenheit betheuren, ſo ſoll ihm kein Unrecht widerfahren. Wer von des Fürſten Einkünften etwas entwendet oder an ſich zu bringen ſucht; ſoll neunmahl 9 Stück Vieh einbüſſen.

Wer ſich mit ſeinem Lehrmeiſter, Vater oder Mutter in Handgemenge einläſt und unverſchämt aufführt, ſoll dreymahl neun, in mäßigen Vergehungen zweymahl neun oder auch nur 9 Stück Vieh verwirkt haben. Wenn ſich eine Schwiegertochter gegen den Schwiegervater oder Schwiegerinn zu Wehre ſezt, ſo ſoll das Gericht dreymahl 9 Stück von ihr nehmen; unterſteht ſie ſich gar die Schwiegermutter zu ſchlagen, ſo gehören dafür, noch über die erſtgedachte Buſſe, 30, 20, oder wenigſtens 10 Schläge mit der Peitſche.

Wenn

Wenn ein Vater ſeine Schwiegerkinder in guter Abſicht und zur Zucht allenfalls prügelt; das hat nichts zu ſagen. Schlägt er ſie aber blos aus Wildheit, ohne hinlängliche Urſach, ſo ſoll er neun Stück, eine Schwiegermutter aber im ähnlichen Fall zweymahl 9 Stück Vieh geben. Setzen ſich Kinder gegen ihre Eltern zur Wehre; ſo ſoll derjenige, der es ſieht, ſie vor den Fürſten bringen und anklagen. Sind ſie ſchon groß und verſtändig; ſo ſey ihre Strafe die ganze Bewaffnung eines Kriegsmanns von ihrem Stande, und neun Stück Vieh; dazu ſoll man ſie ganz von ihren Eltern ſcheiden und trennen. Würde aber ein Vater, in Züchtigung ſeines Sohnes ſo weit gehn, daß dieſer ihn darüber das Leben nähme, ſo ſoll dem Vatermörder, auſſer ſeinem Leben, alles genommen werden. In andern ähnlichen Fällen, da das Weib unglücklicher Weiſe den Mann erſchlägt, oder ein Weib das andre; ſoll nach Befinden der Umſtände gerichtet und der Thäterin im ſtrengſten Fall Naſen, Augen und Ohren verſtümmelt und ſie zur Sklavin hingegeben werden. Vor den Todtſchlag einer verſtoßnen Frau beträgt die Buſſe fünfmal neun Stück Vieh; vor eine Sklavin nur drey Stück.

Ihr Väter! gebt euren Söhnen ihr Erbtheil nach Gebühr! wenn nachmals ein Vater verarmt, ſoll er das Recht haben, ſich das fünfte Stück von dem Vieh ſeiner Kinder wieder zuzueignen.

Wenn ein vornehmer Mann ſeine Tochter verheyrathet, der ſoll an Verlobungsgabe (Inſa)

dreyßig

dreyßig Kameele oder andere Kostbarkeiten, 50 Pferde und 400 Schaafe nehmen; Dagegen soll er den Werth an Aussteuer ersetzen, doch nach eignem Gutbefinden des Vaters. Saissanen über hundert sollen für ihre Töchter nehmen 5 Kameele, 25 Pferde, eben soviel Kühe und vierzig Schaafe; dagegen soll die Tochter zur Aussteuer bekommen zehn Stück genähte Kleider und eben soviel ungenähte, nebst vollkomnem Reutzeug, Hausgeräth, Brautkleid, zwey Reutpferden und zwey Kameelen. Giebt der Brautvater der Tochter einen Knecht oder Magd mit, oder ist die Aussteuer sonst von Werth, so unterbleiben die Kameele. Geringere Saissanen sollen vor die Tochter nehmen 4 Kameele, 20 Pferde, 20 Kühe, 30 Schaafe, dagegen soll die Aussteuer aus fünf genähten und 5 ungenähten Kleidern, einem Pferde, einem Kameel, und Hausgeräth nach Billigkeit bestehn. Ein wohlhabender Gemeiner soll für die Tochter nehmen 15 Pferde, und Kühe, 3 Kameele, 20 Schaafe; zur Aussteuer aber soll ein Pferd, ein Kameel, 4 genähte, acht ungenähte Kleider und Geräth nach Vermögen gegeben werden. Ein Geringer soll zur Brautgabe höchstens zehn Pferde und Kühe und 15 Schaafe verlangen, und die Tochter, mit einem Pferde, Kleid, Reutzeug und hinlänglichem Hausgeräth ausstatten.

Wenn eine Jungfer ihr vierzehntes Jahr zurück gelegt hat, ist sie schon zu verheyrathen; unter diesem Alter aber darf sie nur verlobt werden. Giebt sie der Vater früher aus, so soll sie von dem Manne genommen und einem andern jungen Menschen unent-

entgeldlich gegeben werden. Zur Hochzeit ſoll ein Saiſſane drey Stück groß Vieh und fünf Schaafe, geringere Vorgeſezte 3 Stück groß Vieh und vier Schaafe, Gemeine ein Stück groß Vieh und zwey bis drey Schaafe ſchlachten dürfen. Die Aufſeher über vierzig (**Dämüeſchi**) ſollen, bey Strafe von 2 Kameelen, 5 Pferden und zehn Schaafen, darauf ſehn, daß jährlich vier neue Paare zuſammen gebracht werden, von zehn Familien je ein Paar. Man ſoll dabey ſorgen, daß die Brautgabe richtig nach dem feſtgeſetzten Verhältniß entrichtet werde; die andern ſollen einem unvermögenden Bräutigam mit Vieh zu Hülfe kommen und dagegen irgend ein Stück aus der Morgengabe nehmen.

Auch iſt den Aufſehern über vierzig hiedurch anbefohlen, jährlich unter ihren Leuten zwey neue Panzerſtücke machen zu laſſen, um die Zahl der wohlbewafneten zu vermehren. Welcher **Dämüeſchi** hierinn nachläßig iſt, ſoll um Kameele und Pferde geſtraft werden.

Wann eine verlobte Jungfer in ihrem zwanzigſten Jahr vom Bräutigam noch nicht abgeholt iſt; ſo laſſe man ſelbige dreymahl durch den Brautwerber anbieten. Nimmt ſie der Bräutigam dennoch nicht, ſo ſoll es der Vater dem Fürſten melden, welcher der Tochter einen andern Mann geben wird, und die ſchon empfangene Brautgabe mag der Vater behalten. Verfährt er aber ohne Vorwiſſen des Fürſten, ſo muß er nicht nur das vom erſten Bräutigam empfangne zurück geben, ſondern noch dazu neun mahl

neun

neun Stück Vieh als eine Busse erlegen. — Wann eine Jungfer während der Hochzeitszurüstungen stirbt, soll die Brautgabe ihrem Vater verbleiben; stirbt sie aber vor den Anstalten, so mögen die beyderseitigen Eltern, wegen der schon empfangenen Brautgabe sich theilen und vergleichen. In sothaniger Theilung der Gaben soll ein Helm gegen ein Kameel oder neun Stück andern Viehes, ein Paar Armschienen 5 Stück Vieh, eine Flinte 5 Stück Vieh, ein Panzer, nebst Helm und Armschienen zehnmahl neun Stück Vieh, ein guter Säbel neun, ein schlechterer 5 St. Vieh, eine Lanze 3 St. Vieh, Bogen und Pfeiltasche dreymal 9 St. Vieh gerechnet werden; und so auch bey Strafgaben.

Wer eine Heyrath rückgängig zu machen sucht, oder die verlobte Tochter nicht herausgeben will, soll nach Befinden an Vieh gestraft werden. Die Eltern der Braut sollen eidlich versichern, daß ihre Tochter noch rein (d. i. nicht schwanger) sey. Beweist sichs nach der Hochzeit und Ausstattung, daß sie vorher von einem andern schwanger geworden; so soll der junge Mann von den Schwiegereltern die zuerkannte Vergütung an Vieh nehmen. Kann aber bewiesen werden, daß der junge Mann selbst vor der Ausstattung geschäftig gewesen, so soll er an die Schwiegereltern eine kleine Busse nach Vermögen leisten.

Für die Ausstattung eines angenommenen Kindes, sollen die Pflegeeltern gänzlich sorgen. — Wer ein Mädgen entführt, soll, wenn sie vornehm, sieben Kameele, für eine mittelmäßige fünf, und für die

die geringſte ein Kameel erlegen. — Wer bey einer fremden Horde eine Zeitlang gelebt hat und wieder wegziehn will, darf von dem daſelbſt gewonnenen nur die Hälfte mitnehmen.

Wenn eines Hund toll und nicht zeitig auf die Seite geſchafft wird, ſo daß derſelbe einen Menſchen gefährlich beiſt; ſo ſoll der Herr des Hundes den Verwandten desjenigen, welcher von dem Biß hat ſterben müſſen, zur Strafe und Entſchädigung den fünften Theil von allem eignen Vieh geben. — So ein toller Menſch jemand umbringt, deſſen Verwandten ſollen die Hälfte des Viehes, welches dem Tollen gehört, zu ſich nehmen. — Wer einen Feind, der ihm den Tod gedrohet, überwinden und tödten kann, hat keine Strafe zu befürchten. Wird ein Menſch in einer Gegend, wo Leute wohnen, in einem Thal oder ſonſt verborgnen Ort erſchlagen gefunden, oder ſtürzt jemand in eine aufgegrabne Grube und kömmt um; ſo ſollen die Leute der Gegend, wo der Todte gefunden worden, oder wer die unglückliche Grube gegraben hat, den nachgebliebenen Anverwandten des Verunglückten ein Kameel und neun Stück Vieh vergüten. Befinden ſich aber in der Nähe keine Leute, ſondern nur weydendes Vieh, ſo mögen die Verwandten von ſolchem Vieh zur Vergütung nehmen. — So ein Vieh das andre umbringt oder beſchädigt, dafür kann keine Genugthuung verlangt werden. Wenn auch ein wüthender Hengſt oder Bullochs einen Menſchen oder ein Vieh umbringt, darüber können die nächſtwohnenden Leute nicht zur Rechenſchaft gezogen werden.

Wer im berauschtem Muth eine fremde Hütte auf irgend eine unflätige Art verunreinigt, kann darüber nicht bestraft werden. Wer aber im Trunk jemand erschlägt, soll fünf mal 9 St. Vieh erlegen. Wenn einer nüchtern zum Mörder wird, dem nehmet sein Weib, Wehr, Waffen und alle Haabe; und wenn er zur Genugthuung nicht reich genug ist, so last den Verwandten des Getödteten von seiner zu erwerbenden Haabe, ja sogar von seinen Erben die gehörige Schuldzahlung nach und nach leisten.

Wer im Gefecht einen gepanzerten Feind tödtet, dem gehört der Panzer; dem, der ihn zunächst unterstützet, lasse man zwischen dem Helm und Armschienen wählen; der dritte Mann nehme was er bekommen kann. Eben das Verhältniß gilt von der Beute eines ungepanzerten. So aber jemand im Getümmel einem andern die gerechte Beute abnehmen will, dem erschiest das Pferd unterm Leibe, nehmt ihm alle Beute, die ihm zukam, und noch neun Stück Vieh. — Wer einen feigen und unbepanzerten Menschen errettet, der soll von diesem, wenn ers hat, zwey Pferde und ein Stück Waffen nehmen; hilft jemand einem tapfern und wohlgerüsteten aus dem Gedränge, der kann auf irgend ein theures Stück aus der Beute, und acht Stück groß Vieh Anspruch machen. Wer ins Gefecht mit Erlaubniß des Fürsten geht und umkömt, dessen Verwandte bekommen gleiche Belohnung; wer aber ohne Befehl gefochten, dessen Nachgebliebne können nur auf ein theures Stück aus der Beute Anspruch machen.

Wer im Kriege aus Verſehen jemand von ſeiner Parthey ertödtet, der vergüte deſſen Nachgebliebenen den Verluſt mit neun St. Vieh. Finden ſich aber Zeugen, daß er dabey nicht ſchuldlos geweſen, ſo ſoll er dreymahl ſo viel geben. — Erſchieſt jemand auf der Jagd aus Verſehn, ſtatt eines Wilds, einen Menſchen, oder verwundet ihn ſo, daß er ſterben muß, ſo ſoll den Anverwandten, zur Vergütung, von des Thäters Eigenthum die Hälfte zu Theil werden. Die volle Vergütung für einen getödteten Menſchen ſoll nach dem Geſetz ſeyn: eine völlige Bepanzerung und Waffen für einen Mann nebſt neun mahl 9 Stück Vieh. — Für Beraubung einiger Gliedmaſſen iſt nach deren Gebrauch und Werth zu vergüten: Für den Daumen 2 mahl 9 St. für einen Mittelfinger 9 St. für die nächſten zu 5 St. und für den kleinen 3 St. Vieh; Für tiefere Fleiſchwunden 5 St. für ſolche da die Kleider kaum vom Pfeil durchdrungen ſind, ein Pferd. — Erſchieſt einer bey ähnlichen Gelegenheiten des andern Pferd, ſo muß er zu dem Aaß noch ein Pferd, und will der Eigenthümer das Aaß nicht, ein beſſeres Pferd geben.

Wenn an einem Ort, den man verläſt, aus Urſach, weil die Feuer nicht wohl gelöſcht worden, ein Steppenbrand entſteht und jemand anders löſcht ihn noch bey Zeiten; dem giebt die ſchuldige Dorfſchaft ein Schaaf dafür. Wer einen Menſchen aus Waſſer oder Feuersnoth rettet, ſoll 5 St. Vieh zur Belohnung haben. Wer über ſolcher Hülfleiſtung ſelbſt ſein Leben zuſetzt, deſſen Verwandte ſollen von denen, die er hat retten wollen, Wehr, Panzer und Waffen für einen Mann, nebſt neun St. Vieh bekom-

kommen. — Wer aus Feuer und Wassersnoth nur Hausgeräth oder Sklaven rettet, soll für einen Knecht, Panzer oder Filzhütte ein Pferd und, wenn Hausgeräth dabey ist, noch eine Kuh erhalten. — Wer eine Viehheerde vom Steppenfeuer errettet, soll von jedem Eigenthümer, wann dessen Antheil an der Heerde groß ist, zwey, von der geringern Zahl aber ein Stück Vieh jeder Art zur Belohnung heischen. — Wer aber aus Feindschaft Steppenbrände angelegt hat, soll aufs härteste bestraft werden.

Wer ein Kameel stiehlt, soll zur Strafe funfzehnmahl 9 Stück Vieh büssen; für einen Hengst aus der Heerde, zehnmahl 9 Stück, für eine Stute achtmahl 9 Stück, für eine Kuh, Füllen oder Schaaf, sechsmal 9 Stück. Davon bekömt der Eigenthümer des gestohlnen das seinige gedoppelt wieder, der Ueberschuß fällt dem Fürsten anheim. So oft einer in Diebstahl betreten wird, soll er von neuen aufs strengste bestraft werden. Für Vieh, welches nach dem **Zagansara** (Hornungsschein) gestohlen ist, soll auch die Frucht im Leibe, jede mit einem Pferde, vergütet werden. Giebt ein überführter Dieb die zuerkannte Strafe nicht gutwillig, so fordre man Gerichtsleute vom Fürsten, da denn der Schuldige die Strafe doppelt wird erlegen müssen. — Vergleicht sich jemand mit einem Dieb ohne Klage, und es kömt heraus, so treibt der Fürst nachmals doch sein Antheil ein und der Besitzer erhält den doppelten Ersatz des gestohlnen nicht, den er sonst zu hoffen gehabt hätte. Fordert jemand mehr zurück, als ihm gestohlen worden, so soll er der Hälfte des zu erstattenden gleichfalls verlustig seyn.

Wenn die Diebesspur ganz bis zu einer Wohnung führt, so muß deren Innhaber dafür haften. Sind aber keine Nebenumstände und Zeugen zur Bekräftigung des Argwohns vorhanden; so mögen die Richter nach Befinden urtheilen. Spähet man der Spur nur bis zu einem Aimak nach, ohne die Dorfschaft oder Wohnung bestimmen zu können; so soll der Saissan desselben, nach gehörigem Forschen, schwören, daß er von dem Diebstahl nichts wisse und ihn nicht hege. Einen Dieb sollen dessen Nachbarn selbst angeben, die sein Betragen und Vieh genau zu kennen Gelegenheit haben. Die Aufseher über zehn Familien sollen darüber den Saissanen und diese dem Fürsten Bericht abstatten. Und welcher Oberaufseher nicht redlich hierum handelt, dem soll eine ganze Panzierung, mit Waffen und 9 Stück Vieh, abgenommen werden.

Wann ein Schuldner seine Schuld zur gehörigen Zeit nicht entrichten will, oder nicht bezahlen kann; so mahne man ihn dreymal und melde es darauf seinem Vorgesetzten. Falls er auch auf dessen Befehl nicht zahlte, so soll er ein Pferd verwirkt haben. — Wer sich hingegen eigenmächtig an seinem Schuldner mit Gewaltthätigkeiten vergehet, soll seines Rechts verlustig seyn, und würde jemand seinen Schuldner zur Nachtzeit überfallen, so soll, ausser dem Verlust der Anforderung, noch eine Busse von 9 Stück Vieh seine Strafe seyn.

Unter fremde Heerden verirrtes Vieh soll drey Tage lang frey und verschont bleiben, in welcher Zeit der-

derjenige, welcher ein ſolches Stück bey ſich bemerkt, es bekannt zu machen hat. Alsdenn ſoll ihm erlaubt ſeyn, wenn es Pferde ſind, auf ſelbigen auszureuten. Wer aber ein ſolches Thier nuzt, ohne es vorher bekannt gemacht zu haben, wird um ein dreyjähriges Pferd geſtraft. Sollte jemand verirrtes Vieh mit ſeinem eignen Zeichen (**Tamgà**) brennen, deſſen Strafe ſey von 9 Stück Vieh. Wer ein fremdes Vieh zur Unzeit der Wolle beraubt, giebt 5 St. Vieh; hat er aber die Anzeige vorher gehörig gethan, ſo iſt er nicht ſtraffällig. Verlaufnes Vieh ſoll vor allen Dingen dem **Schülünga** gezeigt werden, damit dieſer, wann die Viehſucher (*) kommen, davon Anzeige zu thun wiſſe. Wer viel Vieh auffängt, ſoll es ſeinem Aufſeher oder den Viehſuchern angeben; thut ers nicht, ſo mag man zur Strafe noch einmal ſoviel von ihm nehmen; leugnet ers gar, ſo ſoll er noch neun Stück Vieh darüber geben. Giebt jemand verlaufnes Vieh an andre ab, um es zu verheelen, deſſen Buſſe ſey dreymal 9 Stück Vieh.

Wenn jemand mit einer verheyratheten Frau Ehebruch treibt, und es iſt mit Einwilligung der Frau geſche-

(*) Die Viehaufſucher (Kieri) ſind Boten, welche diejenigen, denen viel Vieh entlaufen, vom Fürſten erhalten. Sie führen eine Lanze bey ſich, reuten bey allen Schülüngas herum und fragen nach aufgefangnem Vieh. Welcher Aufſeher keins anzeigt, muß durch Berührung der Lanzenſpitze mit der Zunge beſchwören, daß in ſeiner Heerde nichts davon vorhanden.

geschehen, so soll der Thäter 5, und das Weib 4 Stück Vieh an die Richter geben. Ist das Weib gezwungen worden, so giebt der Thäter beyde Strafen. Wer sich bey einer Sklavin betreten läst, muß dem Herrn der Sklavin ein Pferd geben. Geschieht aber dergleichen mit Einwilligung, ohne daß Klagen daraus entstehn, so hat das nichts auf sich. — Wer eine Jungfer zum Beyschlaf zwingt, der giebt, wenns zur Klage kommt, zweymal 9 St. Vieh; hat aber die Jungfer eingewilligt, und die Verwandten derselben bringen desfalls Klage an, so kann der Thäter doch um 9 St. Vieh bestraft werden. — Wird jemand in Bestialität mit einem fremden Vieh betroffen, der soll dem Besitzer des Viehes fünf Stück Vieh zur Strafe stellen und das beschmizte für sich nehmen. — So jemand ein fremdes, von wilden Thieren oder sonst getödtetes Vieh aufnimt und unangezeigt verzehrt, muß er zwey Stück dafür erstatten.

Wenn zwey mit einander hadern, so mag sich niemand darein mengen; stünde jemand dem einen bey, und der andere würde überwältigt und unversehens erschlagen, so sollen beyde die Panzierung und Waffen eines Mannes und neun St. Vieh zur Strafe geben. So viel sich nur in zweyer Händel mischen, so viele Pferde sollen zur Busse genommen werden. — Wer ein tödtlich Gewehr wider einen andern zieht, soll desselben verlustig seyn. — So sich zween in Händeln mit tödtlichem Gewehr einlassen und einer wird gefährlich verwundet; so soll der Sieger, je nachdem die Wunde gefährlich ist, fünf-

mahl 9 St. Vieh oder weniger, ja für die geringste Verwundung wenigstens ein Pferd zur Strafe geben. — Wer jemand mit Prügeln und Steinen gefährlich behandelt, gibt zur Strafe Panzierung, Waffen und 9 St. Vieh. Wer mit der Peitsche oder Faust jemand übel begegnet, kann um 5 St. Vieh gepfändet werden. Wer in Händeln eines andern Rock zerreist, giebt zur Strafe ein Füllen; wer einem den Haarquast aufreist, ist um 5 St. Vieh zu bestrafen; wer einem den Bart rauft, büßt ein Pferd und ein Schaaf ein. Wer jemand ins Gesicht speyt, mit Erde oder Koth wirft, giebt ein Pferd. Schlägt jemand seinen Widersacher über den Kopf, oder sucht ihn vom Pferde zu reissen, so verwirkt er ein Pferd, und wäre von obigen mehr als eins geschehen, ein Pferd und zwey Schaafe; die geringste Strafe in solchen Fällen ist vor Geringe ein Schaaf mit einem Lamm. — Wer aber einem Weibe den Quast von der Mütze oder gar die Haarflechten ausreist, der giebt zur Strafe 9 St. Vieh. Wer eine schwangere Person in Liebeshändeln überwältigt und den Abgang einer unzeitigen Frucht verursacht, soll soviel mahl 9 St. Vieh Busse erlegen, als die Frucht Monathe alt war. — Wer einer Jungfer an die Brüste oder sonst an unziemliche Orte greift, sie küst oder betastet, der soll, wenns darüber zur Klage kommt, von seinem Ankläger öffentlich an seinem heimlichen Theil einen Schneller leiden. Diese Strafe aber bezieht sich nur auf Mädchen über zehn Jahr; bey jüngern steht keine Strafe auf obige Vergehungen.

Wenn bey Spiel und Balgereyen, aus Leichtsinn jemand so beschädigt wird, daß er nachmals an den Folgen stirbt; so soll ein jeder, der dabey gewesen, ein Pferd zur Strafe geben. Betrift das Unglück einen vornehmen Mann, so soll von allen, die Antheil daran gehabt, noch eine vollständige Bepanzerung und Waffnung gestellt werden. Wenn zwey mit einander im Spiel balgen, und einer kömt unglücklicher Weise zu tödtlicher Verletzung; so verwirkt der andere 9 St. Vieh, und dreymahl 9 St. wenn er die That zu verbergen gesucht hat. Beschädigt einer den andern im Spiel an Auge, Zahn oder Gliedern und der Schade kann geheilt werden, so ist die That vergeben; bleibt aber der Fehler unheilbar, so ist die Strafe 5 St. Vieh.

So jemand einem Uebelthäter mit Pferden durchhülfe, der soll um siebenmahl 9 Stück Vieh straffällig seyn, und um drey mahl 9 St. wer einen ansehnlichen Diebstahl verheelt hat. Vor den allergeringsten aber soll der Heeler zum mindesten ein Schaaf stellen.

Von den Gütern dessen, der während eines wichtigen Processes stirbt, soll ans Gericht eine Bepanzerung, Wehr und Waffen, nebst 9 St. Vieh geliefert werden. Stirbt ein Dieb vor dem Urtheil, von dessen Verlassenschaft fallen dreymal 9 Stück Vieh ans Gericht. — Bey wem verlaufnes Vieh unangezeigt stirbt, aus dessen Heerde soll das verlohrne Stück ersezt werden; hat er aber gehörige Anzeige davon gethan, so ist er von aller weitern Verantwortung

tung frey. — Wer ein Wild, das er nicht selbst erlegt, sich zueignet, soll es dem rechten Eigenthümer wieder zu ersetzen gehalten seyn. Stellt jemand ein Selbstgeschoß auf und thut der ganzen Nachbarschaft davon Anzeige, so kann, wenn auch ein Mensch dadurch verunglückt, von ihm nicht mehr, als höchstens ein gutes Kleidungsstück genommen werden. Fällt ein Vieh dadurch, so ist selbiges zu ersetzen. Kann man aber jemand überführen, daß er es vorsezlich auf einen Menschen g stellt, so sey die Strafe dreymal 9 Stück Vieh; und kann der Verwundete geheilt werden, so muß er ihm bis zur Genesung mit Schaafen füttern und ihm ein Pferd geben. Kömt ein vornehmer Mann dadurch vorsezlich ums Leben, so soll der Thäter gestürmt und aller Haabe beraubt werden.

Wer mehr als zehn Stück Schaafvieh, unter welchen ein Wolf mordet, gerettet hat, soll zum Lohn ein gesundes nebst den getödteten erhalten; sind es weniger als zehn Schaafe, so gehören ihm fünf Pfeile. Wer ein getödtetes Schaaf heimlich zu sich nimt, verwirkt ein dreyjährig St. Vieh. Wer ein vor Ermattung eingesunknes Kameel aus dem Koth zieht, soll zur Belohnung ein dreyjähriges St. Vieh haben. Bey Pferden ist in ähnlichen Fällen, die Belohnung ein Schaaf; für eine Kuh, 5 Pfeile. Wer einen Menschen aus Mörderhänden rettet oder einem ganz verirrten und verhungerten zurecht hilft, soll so viel, als dieser ihm nur geben kann, zum Lohn haben. — Die geringste Belohnung eines Arztes, wenn ihm vorher auch nichts geboten worden,

iſt, nach geheilter Krankheit, ein Pferd. — Wer einem fern von ſeiner Heimath befindlichen, der ſein Pferd auf der Jaad oder im Krieg verlohren, und zu Fuß nicht zu den ſeinigen kommen kann, mit einem Pferde aushilft, hat noch eines dazu zu empfangen.

Wer von einem verurtheilten Widerſacher mehr, als die aufgelegte Strafe heiſcht oder ihm gar droht, ſoll ſein Recht verlieren. Kann ein Verurtheilter aus Armuth die Strafe nicht erlegen, und ſein Aufſeher bekräftigt deſſen Unvermögen eidlich, ſo ſoll derſelbe dem Widerſacher zum Sklaven hingegeben werden, bis er für die aufgelegte Strafe gebüſſet.

Wer einem durſtigen einen Trunk Milch verſagt, ſoll um ein Schaaf ſtrafbar ſeyn. Wer einem Nachbar den Milchbranntwein mit Gewalt abnimt und austrinkt, giebt ein geſatteltes Pferd zur Strafe. — Wer im Zorn eines andern Wohnung beſchädigt, verwirkt ein Pferd. — Wer im Bezirk des Feuerplatzes eines Fürſten einen Pfahl in die Erde ſchlägt, ſoll um ſechsmal 9 St. Vieh geſtraft werden; denn es iſt ein Eingriff in des Fürſten Gewalt; Ein gemeiner Menſch verwirkt dadurch wenigſtens 9 St. Vieh.

Wer aus Leichtſinn ein Vieh tödtet, ſoll es erſetzen und ein Pferd zur Strafe ſtellen. Wer unſchuldig einer Dieberey beſchuldigt und verurtheilt werden, nachmals aber ſeine Unſchuld darthun kann, ſoll vom Kläger den doppelten Erſaz der Buſſe zurück nehmen. Falls ein Viehdieb, um ſeinen Streich

zu

zu verheelen, Mist, Knochen und dergl. von dem gestohlnen Vieh in ein fremdes Dorf überbrächte; der soll, wenn er entdeckt wird, den Aufseher des beleidigten Dorfes 9 St. Vieh geben. — Wenn im Winter die Schneespur von gestohlnem Vieh nach einem Dorfe leitet, so soll, wenn der Schülünga gleich die Unschuld seiner Leute beschwören will, wenn keine andre Unschuldsbeweise vorhanden, das ganze Dorf vor den Diebstahl haften und jeder Einwohner ein Pferd zur Strafe liefern. — Wenn sich von einer Räuberrotte jemand absondert, und von seiner Bande gerichtlich Anzeige thut, so soll er strafloß seyn und geschüzt, seine Busse aber den Mitschuldigen aufgelegt werden. Würde ihn jemand darüber mißhandeln, dessen Strafe soll eine volle Panzierung und Rüstung und 9 St. Vieh seyn.

Eine Stafette, die sich, auf erhaltnen Befehl, nicht gleich aufmacht, verwürkt irgend ein theures Stück und 8 Stück Vieh. Denen Stafetten lasset Reutpferde ohne Händel zukommen; wer sich weigert, soll zwey vor eins geben. Ihr Stafetten! wenn ihr ausgeschickt seyd, so betrinkt euch nicht in Branntwein, sonst wird man euch um 5 St. Vieh strafen. Nur allein beym Fürsten habt ihr Erlaubniß zu trinken.

Wer einen aufgenommenen Ueberläufer von fremdem Volk erschlägt, giebt zur Strafe fünfmal 9 St. Vieh. Wer aber einen Ueberläufer zum Fürsten bringt, bekömt für den Mann ein Pferd zur Belohnung. Wer einen solchen, wenn er von neuem ent-

entläuft, ertappt und zurück bringt, kann von deſſen Pferd, Waffen, Reutzeug und Kleidern, ja von aller Haabe, bis auf die Knechte und das Leben, die Hälfte für ſich nehmen. — Wer ein verſtoßnes Weib nehmen will, ſoll, wann ſie ſchön iſt, ein theures Stück und 8 Stück Vieh, um eine mittelmäßige 5 St. um eine häßliche ein Pferd dem vorigen Mann entrichten. — Das Zeugniß eines Knechts gilt in allen Rechtsfällen nur alsdenn, wenn es ſehr einleuchtend iſt.

Wer einem andern auf der Jagd das Wild verſcheucht oder gar wegſchieſt, der ſoll als ein Viehdieb, oder nach den Umſtänden, um ein Pferd, Schaaf, oder fünf Pfeile geſtraft werden. Wer ein angeſchoßnes Wild auffängt und verheelt, ſoll, wenns verrathen wird, fünf Stück Vieh geben. — Wer die von Jägern abgeſchoßne Pfeile für ſich aufſucht und zurück zu geben weigert, verwirkt ein Pferd. — Wer einen gelernten Stoßvogel, mit Leder an den Füſſen, fängt und tödtet, deſſen Strafe iſt die nämliche.

Bey allen Klagen, ſie ſeyen von welcher Art ſie wollen, ſoll der Ankläger den neunten Theil der auferlegten Strafe empfangen.

Wer Kleinigkeiten, die nicht unterm Schloß verwahrt werden können, als Sattelzeug, Meſſer, Beil, Feuerſtahl, Scheere, Hammer, Stricke, kleine Kleiderſtücke, u. dergl. ſtiehlt, ſoll nach dem Urtheil die Finger einer Hand verlieren. Will er ſich davon loßkaufen, ſo zahle er vor jeden Finger,

2 groſ-

2 grosse, 5 mittlere und 3 kleine Stück Vieh. — Vor den allerkleinsten Diebstahl, als Zwirn, schlecht Geräth, und dergl. ist die Strafe ein Schaaf mit dem Lamm, oder aufs mindeste eine Ziege mit dem Böcklein.

Wer eine Sache anhängig macht und nicht hinlänglich beweisen kann, soll die Proceßkosten selbst tragen. Wer in seinem Hause den Gerichtsboten (**Elschi**) nicht gehörige Nachsuchung thun läst, verlieret den Proceß; es sey denn daß keine Zeugen darüber wären und der Vorgesezte des Beklagten über dessen Unschuld den Eid ablegte.

Wer einen Zauberer oder Zauberinn zu sich ruft und zaubern läst, dessen Reutpferd und das Pferd des Zauberers soll der Angeber haben. Wer es verschweigt oder gar der Zauberey beywohnt, verwirkt sein eignes Reutpferd. — Ein Zauberer, der jemand etwas angethan, soll um 5 Stück Vieh bestraft werden. Wenn er jemand mit Thieren, die in Zaubereyen erscheinen, als rothen Enten, Lerchen und Hunden, erschreckt, so ist seine Strafe ein Pferd. Mit gemeinen Schlangen, ausser der bunten Gebürgschlange, jemand Gaukeley vorzumachen, wird zum mindesten mit Verlust zweyer Pfeile oder eines Messers gerüget.

Zusatz zu den vorigen Gesezen.

Wer unter zehn Tagen ein von Frost getödtetes Stück Vieh zu sich nimmt und isset, giebt zur Strafe

ſe ein dreyjähriges Pferd. Wer ein Kind oder Mädgen von einem wilden Pferde rettet, ſoll zur Belohnung wenigſtens ein Schaaf haben.

Wer eines angeſehenen Mannes Weib entführt und bey ſich hält, deſſen Strafe iſt ein Kameel und neunmal 9 Stück Vieh, und ſo nach dem Stande abnehmend, bis auf ein Kameel und dreymal 9 Stück Vieh, welches für Entführung eines geringen Mannes Frau die Buſſe ſeyn ſoll. Kann man aber die Entlaufnen nicht wieder bekommen, ſo ſoll des Verführers Weib und Vermögen dem beleidigten Theil gegeben oder die Brautgabe von den Verwandten der entführten Frau zurück gezahlt werden. Haben dieſe das Vermögen nicht, ſo mag der Fürſt entſcheiden.

Einen Pflegeſohn kann der Pfleger, wenn er ihn nicht mehr leiden mag, ganz kahl von ſich ſchikken. Allein Pflegetöchter können nicht von der Pflegerinn geſchieden werden. Wenn ſie über zehn Jahr alt ſind, ſo ſtatte ſie der Pflegevater gemeinſchaftlich mit dem rechten Vater aus, und theile mit dieſem auch die Brautgabe.

Nahe Verwandte können ſich unter einander nicht verklagen; ja wenn ſich auch Geſchwiſterkinder unter einander beſtehlen, die mögen ſich ſelbſt vergleichen.

Wenn ein verlohrnes Vieh aufgefangen und verkauft worden, ſo kann der Eigenthümer daſſelbe, wo er es findet, wieder zu ſich nehmen und erlegt dem neuen Beſitzer nur die Hälfte des Preiſes. Wenn

ſich

ſich verlaufnes Vieh über ein Jahr in einer fremden Heerde befunden, ehe ſich der Eigenthümer dazu findet; ſo muß dieſer die Hälfte des Werths demjenigen, der das Vieh gehütet, abgeben. Auch der junge Zuwachs, der in dieſer Zeit, durch Belegung fremder Beſchäler oder Bullen, gefallen, verbleibt dem Schutzherrn des Viehes, wenn ſich die Zahl nicht über zweymal neun Stück beläuft; Iſt ſie aber gröſſer, ſo kann davon ein Theil mit dem Muttervieh abgefordert werden.

Des Galdan Chuntaidſchi (*) Befehl

iſt dieſer:

Gebietet denen Dämütſchi aller meiner **Ottok**, daß ſie ihre Leute in ſcharfer Aufſicht halten nnd die Steuern zur rechten Zeit, ohne Vernachläßigung einſammlen. Welcher Dämütſchi ſich in ſeinem Amt nicht wacker verhalten wird, dem ſoll der Proceß gemacht und er nach Befinden mit Haab und Gut ganz herunter gebracht werden. Die älteſten Saiſſane, derer Ottok ſollen die Dämutſchi in ſcharfer Aufſicht halten und ihnen die Befehle bekannt machen, damit ſich dieſe nicht mit der Unwiſſenheit entſchuldigen können.

Befehlet auch allen Dämütſchi, daß ſie die Armen und Bedürftigen pflegen und ſich ihrer annehmen.

(*) hier iſt der nachmaligen Buſchtu Chan zu verſtehn.

men. Sollte es ihnen an genugſamen Mitteln fehlen, ſo ſollen ſie es dem älteſten Saiſſan in ihrem Ottok anzeigen und von ihm die Mittel anweiſen laſſen; dieſe ſollen denn, ohne Anſehn der Perſon, die Nothleidenden verſorgen. Wiſſen aber auch die Saiſſanen zu ſolcher Verſorgung keine Mittel ausfündig zu machen, ſo ſoll es durch das höhere Gericht dem Fürſten angezeigt werden. Würden aber die alsdenn angewieſene Verpflegungsmittel nicht redlich an die Bedürftigen verwendet, ſo daß dieſe zu klagen Urſach hätten: ſo ſoll der Oberaufſeher darüber zur Rechenſchaft gezogen werden. Sollte gar ein Nothleidender hülflos umkommen, ſo ſoll es der Vorgeſezte verantworten und, je nachdem er ſeiner ungewiſſenhaften Boßheit überführt werden kann, zur gebührenden Strafe gezogen werden.

Damit allen Diebereyen ſo viel möglich vorgebeugt werde; ſo ſoll je über zehn Familien ein Aufſeher (**Achcha**) verordnet werden, der von ſeinen Untergebnen die genauſte Rechenſchaft zu geben ſchuldig iſt. Habt ihr Spur, daß Leute unter euch ſind, die mit Diebereyen umgehn, ſo thut darüber getreue Anzeige. Wer ſich darinn einer Nachläßigkeit ſchuldig macht, von deſſen Hand wird mans fordern. Die Diebe aber haltet in Verhaft. Wer zweymal eines Diebſtahls überführt und verurtheilt worden und ſein altes Handwerk zum dritten mahle ausübt, der ſoll Weib, Kind und alles verlieren und zum Sklaven hingegeben werden. — Ueberhaupt ſoll das Diebesgeſindel zuſammen gethan und in einen eignen Ottok formirt werden, der nach den Regeln

andrer

andrer Aimaks unter der schärfsten Aufsicht stehn muß. Solche Uebelthäter sollen überdem vor allem Volk gescholten und geschändet, und ihre böse Thaten öffentlich bekannt gemacht werden; jeder soll Recht haben sie zu beschimpfen. Niemand beklage sie, sondern sage öffentlich, daß sie nach Verdienst leiden; so bin ich euch gewogen!

Bey allem und jedem Proceß soll kein Gericht ausser den bestätigten Richtern gelten. Welcher Richter eines unbilligen Urtheils dreymahl überführt werden kann, soll sein Amt verlieren; und welcher durch Verzögerung der Untersuchung einem Dieb zu entkommen Gelegenheit, oder gar dazu die Mittel an die Hand giebt, soll um die Hälfte seines Viehes bestraft werden. — Wer eine gerichtliche Sache, die ihm selbst auch gar nichts angeht, zum Besten eines andern anhängig macht, soll zur Belohnung von den Strafgaben die Hälfte geniessen.

Wer die Abgaben an den Fürsten nicht zur rechten Zeit entrichtet, von selbigem wird man sie nachmals doppelt eintreiben. Wer aus seinem Aimak flüchtig wird und in einem andern Schuz sucht, soll als ein Widerspenstiger ausgeliefert werden, und seinem Aeltesten neun St. Vieh zur Strafe geben. Wer den Ueberläufer an seinen Aimak zurückliefert, hat von dem Aeltesten des Dorfs ein Pferd und von jedem Einwohner ein Schaaf zum Lohn zu gewarten. — Allem Alter und Stande, Ruhe und Friede!

Des Galdan Chumtaidſhi fernerer Befehl.

Auch alle Rechtshändel zwiſchen dem Oelötſchen und **Chorronſchen Volk** (ſtädtiſchen Bucharen) ſollen genau geprüft werden. Wir wollen dieſem nun mit uns verwandten Geſchlecht ſein Recht als Verwandten wiederfahren laſſen, nie Unrecht mit Gerechtigkeit verwechſeln, und ihnen vorſezlich nicht des geringſte Leid zufügen. Es ſoll mit ihnen völlig nach den alten Geſetzen verfahren und genau gerichtet werden. — Wir wollen Fremdlinge nicht unter uns als Sklaven verkaufen; und wer dergleichen ſiehet, ſoll berechtigt ſeyn Käufer und Verkäufer, ſamt dem Löſegeld in Verhaft zu nehmen. Wer heimlich Leute verkauft oder kauft, von dem ſoll, wenn es erkannt wird, zur Strafe der doppelte Werth eingetrieben und der Sklave frey gemacht werden. Wer zuvor Sklaven gehabt hat, ſoll ſie beſitzen, ihnen aber auch kein Unrecht wiederfahren laſſen. Kann aber ein Eigenthümer eines erbeuteten Sklaven ſich mit ſelbigem nicht vertragen; ſo ſoll er ihn lieber ganz nackend von ſich jagen, als verkaufen. — Eigentlich ſollen auch alle Bucharíſche Chorrons ihre Gerichte unter ſich ſelbſt hegen; nur die Capitalſachen ſollen von uns entſchieden werden.

Sarwwa Manggalam! (*).

Neue-

(*) Ein Indiſcher oder Enätkäkiſcher Spruch, der ſo viel, als: **Alles werde frölich!** bedeuten ſoll. — Der nachfolgende Zuſaz iſt unter den Wolgiſchen Kalmücken, ſonderlich den Derbeten, entſtanden.

Neuerer Zusaz zum Gesezbuch, unter Bekräftigung sechs grosser Geistlicher herausgegeben.

Dem geist- und weltlichen Stande zur Vorschrift!

Die Gesetze der Geistlichkeit sind diese, und sind zur Erhaltung der Würde dieses ehrbaren Standes verfasset:

Sollten geweihete Priester (**Gellong**) durch Beyschlaf mit dem weiblichen Geschlecht ihre Würde verletzen und das Verbrechen wird offenbar, so soll zur Strafe ein Kameel an den **Churrul** (*) abgegeben werden. Wegen Branntweintrinkens soll an den, der es gesehn, ein Pferd verfallen seyn. — Wenn ein **Göwüll** (Diakon) eine Beyschläferin hält, so soll er dem Churrul ein Pferd, und wegen Branntweintrinkens ein Schaaf geben. Wenn aber **Manoi** (geistliche Schüler) wegen solcher Vergehungen angeklagt werden, so ist die Strafe des grössern Verbrechens nur ein Schaaf, für die Unenthaltsamkeit im Trinken aber 5 Kopeken werth. — Wer von dergleichen nicht ablassen will, den sondre man ganz ab und lasse ihn in keinem Churrul erscheinen, auch kein **Bürrum** (Litaney für Kranke, oder abgeschiedne Seelen) verrichten; sondern entsetze ihn des geistlichen Standes und gebe ihn unter andre Unterthanen. — Und wer als ein Mitglied dieses

(*) Die gröste Geistliche Versammlung oder das Hoflager des obersten Lama einer Ulus.

dieses ehrwürdigen Standes sich gröſſerer Unkeuschheit und Schändlichkeiten schuldig macht, soll unter das weltliche Gericht und Gesez verfallen seyn.

Bey Zuziehung junger Leute im geistlichen Stand gebt auf aller Fähigkeiten und Vorzüge wohl acht; nach Gaben und Würden belohnet, ehret und befördert würdige, kluge Leute. Kein Geistlicher soll sich ohne den **Orkindschi** (*) befinden; läst er sich aber ohne diesen Ornat sehn, so soll ihm von dem Aeltesten des Churrul eine Strafe auferlegt werden.

Heiliget die drey Bettage jeden Monaths mit Andacht; wer sie entheiliget, soll ein Schaaf zur Strafe geben, oder den Werth von 30 Kopeken und dabey drey Ohrfeigen ausstehn; ein Armer giebt 10 Kop. und empfängt 5 Ohrfeigen. — Betet an den Bettagen, fastet und leset verdienstvolle Bücher. Wer dagegen handelt und von einem eifrigen Geistlichen mit Schlägen dafür gezüchtigt wird, der hat sich nicht zu beschweren.

Alle Söhne vornehmer Eltern sollen in den mongolischen Unterricht gegeben werden. Welcher Vater seinen Sohn, oder einen seiner Söhne bis ins funfzehnte Jahr nicht dazu widmet, soll ein Pferd zur Strafe und dazu seinen Sohn durchaus an den **Bakschi** (geistl. Lehrer) in die Schule geben.

Wer

(*) Ein rothes Gewand, welches wie eine Schärfe über die Schulter getragen wird und der gemeinste Ornat der Lamaischen Geistlichen ist.

Wer ein Gerücht von Kriegsunruhen vernimt, soll eiligst den Fürsten davon benachrichtigen und es überall bekannt machen. Alle welche die Nachricht hören, sollen sich alsdenn sogleich rüsten und nach der Seite, da die Gefahr ist, versammeln. Wer es unterläst und zu Hause bleibt, soll, wenn er nicht gültige Hindernisse anführt, 2 mahl 9 St. Vieh zur Strafe geben. Wenn ein Aufgebot zum Kriege ergeht, so soll derjenige, welcher sich zur bestimten Zeit einzufinden versäumt, nach diesem Gesez bestraft werden; und wer vom Kriegsheer nachmals entflieht und nach Hause kehrt, soll doppelter Strafe schuldig seyn. — Diejenigen, welche sich im Krieg tapfer beweisen, soll man vorziehn und nach ihren Thaten mit Ehrenbelohnungen aufmuntern.

Welcher Fürst, seine Würde hintansezend, sich in niederträchtige Händel mit seinen Unterthanen einläßt, hat sichs selbst zuzuschreiben, wenn sich jemand im Eifer an seiner Person vergreife und der Thäter kann deßwegen nicht zur Strafe gefordert werden; der Fürst soll sein Ansehn nicht auf solche Weise selbst in Gefahr stellen.

Ihr Richter sollt die Processe nicht vorsezlich verlängern und aufhalten; wer dessen schuldig befunden wird, soll seines Amts entsezt, vor das Volk hinausgeführt und öffentlich verspottet werden. — Verwickelt auch nicht unschuldige Leute in Processe; wer dessen überführt werden kann, soll zehn Streiche leiden und ein Pferd an das fürstliche Hoflager liefern.

Ein Dieb ſoll unter ſeinem Saiſſan und deſſen Gerichtsbarkeit verurtheilt werden. In ein andres Gericht zu gehn ſoll keinesweges ſtatt finden, es ſey auch bey wem es wolle. Wer eines Diebes Parthey nimmt, ſoll vor allem Volk verſpottet werden. Der Dieb aber ſoll 50 Prügel und einen ſchweren Kloz (Chongor adſirga) einen Monath lang am Halſe zu tragen bekommen; auch ſollen ihm Zeichen auf die Backen eingebrannt werden und man darf ihn nach Willkühr in die Krim, Kuban oder wohin man will verkaufen. Auch ſolche, die eine aufgelegte Strafe zu zahlen unvermögend, als Sklaven hingegeben ſind, darf der Beſitzer verkaufen; nur muß es vorher an gehörigem Ort angezeigt werden. — Die Nachbarn eines berüchtigten Diebes ſollen auch mitbüſſen und zur Strafe ein Kameel an die Götzenhütte ſchenken, ihrer mag eine gröſſere oder geringe Anzahl ſeyn. Denn ein Dieb kann ſeinen Nachbarn nicht unbekannt bleiben. — Wer einen Diebſtahl oder andere ſtrafbare Händel angiebt, ſoll einen Theil der Strafauflagen zur Belohnung haben. — Wer aber um den Diebſtahl gewuſt hat, und ihn läugnet, ſoll, wenn er überführt iſt, 15 Schläge dulden, und ein Kameel an das Hoflager, demjenigen aber, der ihn als Verheeler offenbart hat, eine Kuh geben. — Wer einem Geſandten von Ruſſen, Krym, Kuban, Zerkeſſen, Kirgiſen oder andern Ausländern etwas ſtiehlt, ſoll aufs härteſte geſtraft und dem Angeber ein Kameel zur Belohnung werden. Wollte ein Ankläger dem Verurtheilten ſein Antheil nachmals aus Freundſchaft heimlich erlaſſen, ſo ſoll er, wenns bekannt wird, vor allem

Volk

Volk 25 Streiche leiden und ſein Antheil wird für den Fürſten eingefordert werden. — Wer ſich ſtatt andrer einen Eid abzulegen fürchtet, kann durch Erlegung einer guten Buſſe an den fürſtlichen Hof davon frey kommen.

Wer Waaren, mehr als einen Rubel an Werth ſtiehlt, ſoll dem, der es entdeckt ein Pferd, an die Götzenhütte ein Pferd, an den Fürſten ein Kameel, an jeden der Richter eine Kuh, an den Unterrichter (Jergatſchi) ein Pferd, an den Gerichtsboten ein Pferd, noch über die zuerkannte Strafe erlegen.

Unter uns Derbet ſoll ein jeder die Ankunft fremder Gäſte beym Dorfälteſten anzeigen, und ſelbige zum übernachten lieber nach Hauſe weiſen. Wer das zu thun vernachläßigt, ſoll allen Schaden allein tragen, der dem Fremden zugefügt wird, und ſoviel Stück Vieh, als wegkommen möchten, erſetzen, auch überdies noch ein Pferd zur Strafe an das Hoflager liefern. Ja ſollte von des Fremdlings Gut gleich nichts verlohren gehn, ſo ſoll er doch davor, daß er ohne Anzeige Fremde bey ſich aufgenommen, ein Pferd büſſen.

Im Gerichte fertige man diejenigen, welche ſich zuerſt einfinden, auch am erſten ab: wichtige Sachen ausgenommen, die zuvor ſchon dem Richter gemeldet ſind. Der Kläger und der Beklagte ſollen ſich jederzeit in Perſon vor Gericht ſtellen; hat der erſte keine gründliche Sache, ſo ſoll er die Gerichtsboten lohnen und alle gemachte Weitläuftigkeiten durch

Boten abbestellen. — Befindet man, daß ein Gerichtsbote seinen Auftrag nicht ordentlich ausrichtet, sondern auf die lange Bank schiebt, so soll er vor allem Volk sechs Backenstreiche empfangen und sein Botenlohn einem andern zugewandt werden. — Angeklagte müssen sich auf den bestimmten Termin, der nach dem Abstand des Orts angesezt wird, unausbleiblich einstellen. Wer den Termin verfehlt, hat sein Recht verwirkt.

Wenn ein Dieb betreten wird und um zu entkommen, einen Menschen verwundet, so soll er zur Strafe ein Sklave werden. Verwundet er nur ein Pferd, so ist ein Kameel die Strafe. Entwischt der Dieb, so soll er, um von der Anklage loß zu kommen, mit dem Ankläger um die Wette Pfeile auf ein Ziel schießen und für jeden Fehlschuß ein Pferd hergeben. Vorsezliche Mörder sollen durchgängig, ohne Gnade das Leben verlieren.

Wenn sich Rotten zusammen thun, um die Zerkaß, Kuban, Krim und bey den Kirgisen zu rauben, so soll jedermann, der davon Kenntniß hat, sie verfolgen und einholen; wofür die Eindringer solcher Räuber reichlich belohnt werden sollen. Ist eine solche Bande wirklich auf Raub gewesen, so soll man ihr bey der Zurückkunft den Raub und die Reitpferde wegnehmen. Hat der Saissan darum gewust, so muß er ein Kameel zur Strafe geben, oder sich durch einen Eid entlasten. — Wenn Unordnungen in einem Aimak vorgehn, so ist die Schuld fast allemal beym Saissan zu suchen; ein solcher muß abgesezt

gesezt werden. — Kann ein Saissan beym Kriegsheer seinen Haufen nicht im Zaum halten, dessen Commando muß sogleich einem andern gegeben werden. Und welcher Kriegsanführer erhebliche Fehler begeht, soll nachmals den Russen zur Untersuchung überliefert werden.

Ihr Männer tragt das Haar eures Hauptes geflochten! Weiber, geht in eurer Kleidung einher, und tragt keine weite Mannspelze! Den Wittwen soll es allenfalls erlaubt seyn. — Ihr Menschen gehorcht euren Aufsehern! thun sie euch aber Unrecht, so meldet es an den Fürsten, welcher sie alsdann richten lassen wird. Wer die zum Hoflager bestimmte Gegenden mit seinen Heerden abweidet und verderbt, soll ans Gericht ein Kameel und neun Stück Vieh entrichten. — Geringe Händel bringt vor eure Saissanen; grosse Klagen allein gehören vor das Obergericht, und da treibts aufs äusserst, bis zum glühenden Beil.

Sarwa manggalam!

∴ ∴ ∴

Zu Erläuterung dieses lezten Ausdrucks im Gesetz und um die Beschreibung des Kalmückischen Rechtsverfahrens vollständig zu machen, soll noch von denen nach mongolischer Weise gebräuchlichen Eides-Versicherungen gehandelt werden.

Im gemeinen Leben bedienen sich die Kalmücken vielerley kleiner Schwüre und Betheurungs-Ceremo-

nien. Dahin gehört vorzüglich, daß ſie einen entblößten Säbel an ihren Nacken halten, die Mündung eines Flintenlaufs küſſen, ein Pfeil mit der Spitze auf die Zunge und Stirn ſetzen, oder nur die Schneide eines Meſſers auf die Zunge legen, ja, wenn ſonſt nichts zur Hand iſt, den Nagel des Daumens beſecken (*) und dabey ſich verwünſchen, ſo oder anders zu ſterben, wenn ſie Unwahrheit betheuret haben. Ohne dieſe emblematiſche Handlungen ſchwören ſie noch: **Uenär** (wahrlich, wahrlich!) — **Tengeri namaihi alätuhai** (Gott verderbe mich!) — **Ger, Malän, Köken, Köbön Tengri nadaan bitele üſültei** (die Tengri oder Geiſter mögen mir mein Haus, Heerde, Frau, Kinder, nie wieder ſehen laſſen!) — **Nojoni zuchulà charagoſubi** (Mag doch der Fürſt mir zürnen! — **Töröl bitchèi olſubi** (Mag ich in kein Thier wieder gebohren werden!) und was dergleichen Verwünſchungen mehr ſind.

Der feyerlichſte und vor Gericht gültige Eid (**Schachàn**) iſt bey den Kalmücken mit folgenden Umſtänden begleitet. Weil man ſchon vorausſezt, daß

(*) Das Belecken des Nagels am rechten Daumen gilt darum für ein Betheurungszeichen, weil dieſer Nagel das tödtliche Werkzeug iſt, womit der Menſch ſich an den Läuſen, die ihn plagen, zu rächen pflegt; welches demnach, zufolge der Geſetze der Seelenwanderung, auch den ſchwörenden in einem andern Leben einmal beſtrafen kann.

daß der beschuldigte Dieb oder Verbrecher eine verstockte Seele habe, und also einen getreuen Eid zu leisten unvermögend sey, so muß entweder sein vorgesezter Aufseher oder Saissan, ein Nachbar, oder naher Verwandter, der um sein Wesen und Aufführung am besten wissen kann, an seiner Statt schwören. Diesem wird einige Tage lang Zeit gegeben, um sich nach der Wahrheit zu erkundigen und von der Unschuld oder dem Verbrechen seines Clienten zu versichern. Kömt derselbe nun an dem zum Eid festgesezten Tage und weigert sich zu schwören, so wird der Angeklagte schuldig erklärt. Entschliest er sich aber zur verlangten Eidesleistung, so geht selbige auf folgende Weise vor sich. — Im freyen Felde wird mittelst einiger in eine Pyramide zusammen gelehnter Stöcker und eines darüber gehängten Filzmantels eine Art von Zelt formirt, unter welchem ein Tischgen und darauf eine brennende Butterlampe (**Sulla**) mit einem aus Graßhalm und Baumwolle gewickelten Tocht gesezt, über demselben aber entweder das Bildniß eines der schrecklichsten Götzen (**Naimandokschin**) aufgehängt, oder eine Figur des obersten der guten Götzen, **Schakschamunih**, aufgestellt wird. Der Schwörende muß vor dem Bildniß stehend laut versichern, daß der Angeklagte unschuldig und fälschlich belangt sey; darauf bätet er dreymal auf sein Angesicht niederfallend vor dem Götzen an, bläset die auf dem Tischgen brennende Lampe aus und sezt sich den Fuß des Burchans auf die Stirn, welches die gewöhnliche Art ist, einem Götzenbilde Ehrerbietung zu erzeigen und sich zugleich damit zu segnen.

Bey

Bey bekannten Böſewichtern, die ſchon oft des Diebſtahls oder falſcher Zeugniſſe überführt worden, wird die äuſſerſte Prüfung, durch die Feuerprobe, (Andahàr) vorgenommen, von welcher die Kalmücken Sprüchwortsweiſe ſagen: **Chulluchaitschi Kümmün ſchibàhni Andahàr** (des Diebes lezte Zuflucht iſt die Feuerprobe). Dieſe Prüfung aber geſchiehet alſo: Ein Beil wird vom Heft genommen und ins Feuer gelegt, bis es glüht. Darauf nimt man es mit einer Zange heraus und legt es auf zwey mit dem Obertheil in die Erde geſteckte Steigbügel. Daſelbſt muß es der Beklagte mit der Hand oder auf den Fingern nehmen und in eine zwey Schritt davon gemachte Grube werfen. Kann er dieſes vor Schmerzen nicht das erſte mahl, ſondern läſt es fallen, ſo muß er einen zweyten Verſuch thun; gelingts auch denn nicht, ſo wird er zum dritten mahl dazu gezwungen. Darauf wird ſogleich der Aermel um die Hand zugenäht, damit keine Brandmittel aufgelegt werden können, und nach drey oder fünf Tagen wird die Hand gerichtlich beſichtigt; Sieht man alsdenn, daß die Brandverletzungen in der Heilung ſind und gut ausſehn, ſo wird der Schuldige frey geſprochen; eitern aber die Stellen und ſehen übel aus, ſo wird er verdammt. — Diejenigen, welche ſolche Probe ausgeſtanden haben, ſollen bezeugen, daß ein recht weiß glühendes und ſprühendes Eiſen weniger brenne, als ein dunkelroth oder kaum glühendes.

Bey denen zur Lamaiſchen Religion noch nicht bekehrten Burâten iſt die Beſteigung eines, dieſem abergläubiſchem Volk höchſt fürchterlichen Felſen, am weſt-

westlichen Busen des Baikals, den sie **Ajechus tscholon** (schrecklichen Felsen) und die Russen **Schamanskoi Kamen** (Zauberfelsen) nennen, die allerstärkste Eidesversicherung.

* * * * * *

Ausser der oben beschriebnen obrigkeitlichen Eintheilung der Ulussen unter die Civilaufseher, ist noch eine andre, allgemeinere Eintheilung in Haufen oder Fahnen (**Ottok**) bey den Kalmücken eingeführt, welche sonderlich im Ziehn und Lagern, am meisten aber bey Kriegsunternehmungen ihren Nutzen hat. Die ältesten Unterthanen des fürstlichen Hauses, welche sich zum Theil als Verwandte desselben rechnen können, halten sich im Lagern und im Treffen stets zur rechten, die übrigen aber, und sonderlich die durch Krieg oder andre Zufälle zu einer Horde geschlagne Stämme, zur linken des Fürsten. — Das Derbetische Volk, als der einige izt noch unzertrennt an der Wolga nachgebliebene Haufe, hat neun eigenthümliche **Ottok**, wovon die zum rechten Flügel gehörige (**Baaron ottok**) nach dem Rang: **Boorol, Tuktum, Jorros, Schärait** und **Söht** heissen. Die vom linken Flügel (**Süün ottok**) sind **Tschonus, Büdermüß, Kübük**, und **Buchus**. Unter leztern werden Tschonus, Büdermüß und Buchus mit einem gemeinschaftlichen Nahmen **Taidschut** genannt und sollen nach einer alten Tradition von Tschingischans eigner Ulus abstammen (*).

Zwey

(*) Man findet, unter diesem Nahmen würklich einen von Tschingis abtrünnig gewordnen Stamm, beym **Abulgasi**, angeführt (franz. Uebers. S. 162.)

Zwey Stämme, Boorol und Tſchonus, theilen ſich in den gröſſern und jüngern (Jike- und Baaga-Boorol oder Tſchonus), weil ihre Stammväter Söhne eines Vaters von verſchiednen Weibern ſollen geweſen ſeyn. Zu dieſen eigenthümlich derbetiſchen Ottoks iſt, nach Entweichung der Chaniſchen Torgoten noch eine Anzahl der zurückgebliebnen des Stammes **Erketenn**, welche denen treugebliebnen Fürſten vertheilt wurden, unter dem Nahmen **Zoochor** (*) gekommen.

Die Torgodiſche Horde hat, ſo viel ich habe erfragen können, aus folgenden Ottoks beſtanden; und zwar erſtlich die Chaniſche Ulus, auf dem rechten Flügel: **Jike-** und **Baga-Erketenn**, deren Urſprung und Bedeutung oben iſt erläutert worden; **Köbön-nogor**, die ſich aus Nebenlinien durch Erbſchaft geſammlet; **Alyk-adoon**, und **Bagoor**, die von Soongariſcher Abkunft waren und worunter auch **Choit** geweſen. — Zum linken Flügel der Chaniſchen Ulus gehörten: **Jike-Kerähr**, **Baga-Kerähr** und **Chachatſchin Kerähr**, die aus den entfernteſten Torgotiſchen Nebenlinien herrührten; **Jike-Zaatun**, **Baga-Zaatun**, und **Mailain Zaatun**; und endlich **Soongar**, die flüchtige Ueberbleibſel der groſſen Soongariſchen Horde. Die Ueber-

(*) **Zoochor** bedeutet in eigentlichem Verſtand buntſchäckig; es zeigt aber auch eine unächte oder vermiſchte Abkunft an, und iſt hier eigentlich ſo zu verſtehn.

Ueberläufer (**Sabssar**) von andern Ulussen, und die durch Heyrath oder andre Umstände zur Chanischen Horde versammlete Unterthanen, waren in besondre kleine Ottoks: **Sabssor, Charachus** und **Chaburtschiner**, vertheilt. Endlich war noch die geistliche Ulus (**Schábinäre**), welche unter Ajuka und andern Fürsten den obersten Lamen in Tybet und verschiednen Götzen geweyht, in **Lamain, Bakschin, Kanschimbain, Zöüdschingin, Burchanin, Sunkabain, Zordschin, Chutuktin**-Schábinäre eingetheilt wurden und sich zum obersten Lama der torgotischen Horde hielt, dem sie allein Gaben und Zehnten zu entrichten schuldig war, ohne dem Chan, wie die übrigen Ottok, zinnsbar zu seyn. — Ganz abgesondert von der Chanischen Horde und unter eignen Torgotischen Fürsten standen die Ulussen **Jike-Zoochor** und **Baaga-Zoochor**, und die sogenannte **Nasarmút** oder **Tabun-Nuttuk** (fünf Horden), welche unter der Nachkommenschaft des **Namoseren** erblich verblieben und zulezt den Fürsten **Bambar** zum Haupt hatten.

Bey den mongolischen Völkern überhaupt ist ein jeder gemeiner oder schwarzer Mensch (**Chara-Kóón**) ein Kriegsmann, muß sein Pferd und seine Waffen in Bereitschaft haben und auf seines Fürsten Befehl im Felde erscheinen. Wenn ein Kalmückischer Fürst vor sich zu Felde zieht, so bietet er alles erwachsene Mannsvolk auf, welches sich mit den Waffen, die ein jeder hat, und mit Lebensmitteln auf einige Zeit, beym fürstlichen Lager einfindet. Die Chane konnten auch den Nebenfürsten anbefehlen,

len, nach der geſchäzten Zahl ihrer Unterthanen, ihr Contingent an Kriegsvölkern zu ſtellen. Wenn das Heer beyſammen iſt, ſo werden die alten, untüchtigen oder gar zu ſchlecht berittnen ausgeſondert und nach Hauſe geſchickt. Darauf geht die Eintheilung der Truppen vor ſich. Die mit Schießgewehr verſehene, worzu ſich die beherzteren gewöhnen, machen unter dem Nahmen **Bueſchinèr** den einen Haufen; die mit Köcher und Bogen bewafneten (**Söbetſchinèr**) den zweyten, und die, welche nur Lanzen oder Säbel und kein Schießgewehr haben (**Choſchoorſchinèr**) den dritten Haufen aus, wohin denn alſo die ärmſten unter dem Volk gehören. Dieſe Haufen Reuterey, unter welchen auch noch die mit Panzern verſehene, wenn deren viele vorhanden ſind, abgeſondert zu werden pflegen, theilt der Fürſt mit Hülfe ſeiner Vornehmen wieder in Schwadronen und Compagnien, über welche Anführer (**Jaſſoolſchiner**) geſezt werden. Die Eintheilung geſchieht zu Funfzigen und Hunderten; der Anführer einer Schwadron von hundert Pferden wird **Soonis Jaſſool** und ein Anführer über funfzig **Tabins Jaſſool** genannt. Der oberſte Feldherr bekömmt den Titel (*) **Jerregin Jaſſool**, und iſt er von fürſtlichem Geblüt **Jerregin Nojon**.

Beym

(*) Jerregin bedeutet ein Kriegsheer in der mongoliſchen Sprache; einen Haufen oder Schwadron nennen die Mongolen Tamba, Daëtſchi heiſt ein Krieger oder Soldat, und bey den Mongolen iſt auch Märgenn dafür gebräuchlich; Ssolong aber bezeichnet einen Bogenſchüzen.

Beym Fürsten selbst wird auf Kriegszügen von einem der besten und tapfersten seiner Edlen eine geweyhete Standarte (**Tuk**) getragen, auf welcher der Kriegsgenius **Dactschin Tänggri** (*) mit seinem ganzen Gefolge und allen sinnbildlichen Attributen vorgestellt ist. Man sieht darauf Löwen und Tyger, welche die Macht und Unerschrockenheit, Hunde, welche die Treue und Wachsamkeit, Affen und Schlangen, welche die List im Krieg und Behendigkeit, Falken, welche die Geschwindigkeit vorbilden, u. dergl. Solche geweyhte Flaggen werden denen Fürsten aus dem Tybet, vom Dalai-Lama zum Geschenk überschickt und sehr heilig gehalten.

Vor kleinen Kriegs-Expeditionen pflegen die Kalmücken, als eine Vorspiegelung vom Siege, ein Spiel, **Schilä** genannt, zu veranstalten. Ein verkleideter und von allem unterrichteter Kalmück muß, wenn das Kriegsheer versammelt ist, sich in voller Rüstung, gleichsam als ein Kundschafter, dem Lager nähern. Sogleich wird er von den Wachthabenden verfolgt, mit blinden Schüssen nach ihm gefeuert und derselbe endlich gefangen eingebracht. Man bindet ihn, stellt sich als ob man ihn schlüge und befragt ihn nach dem Stande, der Macht und Verfassung der Feinde, nach der Wahrscheinlichkeit einer

(*) Die gewöhnliche Vorstellung desselben wird im zweyten Theil, unter andern Götzenbilden mitgetheilt werden.

einer glücklichen Expedition, u. s. w. Es versteht sich, daß die Berichte alle günstig und vortheilhaft ausfallen, und so wird dieses Kinderspiel mit der Freylassung des Gefangnen geendigt.

Vor wichtigen und gefährlichen Heerzügen ist noch eine andre Ceremonie gebräuchlich, die den Nahmen **Daetschin-tägeri-tokcho** bekömmt. Man macht auf der Steppe, in der Nähe des versammelten Kriegsheers, aus Heu oder Graß eine grosse Menschenfigur, bekleidet selbige mit schwarzem Filz und bewafnet sie aufs beste. Gegen diesen Kriegesteufel rückt das ganze kalmückische Heer in der gewöhnlichen Ordnung aus, so, daß alle mit Feuergewehr bewafnete Schützen auf den Flügeln, in der Mitte aber die ganze Geistlichkeit, mit Paucken und voller geistlicher Musik einhergeht, unter welcher auch eine Flagge mit dem Bilde des Kriegsgenies **Daetschin-Tänggri** auf einer Lanze empor getragen wird. Sobald sich das Treffen dem Heumann auf einen Büchsenschuß genähert hat, fängt auf einmal die ganze geistliche Musik an zu spielen, das Heer erhebt ein lautes Geschrey, und stürmt mit Schiessen auf den Heumann loß, welchem vorzüglich mit der Lanze des Daetschin-Tänggri ein Stoß gegeben und diese Figur, sobald sie zur Erde stürzt, in kleine Wisch zerrissen und verbrannt, die Flagge des Kriegsengels aber, an der Stelle, wo das feindselige Schreckenbild gestanden, aufgepflanzt wird. — Leute, welche von solchem Spielfechten, bey Gelegenheit der zwischen den Derbeten und Torgoten entstandnen Feindseeligkeiten, unter erstern am Ssallfluß Augenzeugen gewesen sind, haben mir die Umstände erzählt.

In

In einem Soongarischen Calender habe ich ein vor Feldschlachten zu gebrauchendes Kriegsgebet gefunden, welches an den vergötterten **Gessürchan**, den Bacchus und Herkules der Mongolen und Chineser, gerichtet war und mit dem indianischen Tarni: **Om aa chum ghe ghe lien bassang lah!** (*) und der Anrufung anfängt: Du des erhabnen Hrud-Bogdo-Jánggri Chubylgan, du Ueberwinder der Schlachten, Gessürchan! Du mein Kriegsheersführer nimm dich nun unsrer an, ꝛc.

Bey Gefechten, wo ganze Kalmückische Heere, unter Anführung ihres Fürsten oder eines Feldherrn einen Anfall zu thun oder zu empfangen haben, pflegt ihre Kriegsregel und gewöhnlichste Schlachtordnung diese zu seyn. Die Schützen (**Bucschiner**) sitzen ab, lassen ihre Pferde hinter dem lezten Treffen und gehn dem Feinde zu Fuß entgegen, feuern, sobald sie nahe genug sind, zu funfzigen, gleichsam pelotonweise, sonst aber ohne Glieder zu halten, und suchen sich dabey so gut als möglich vor den feindlichen Schüssen zu bewahren; daher die meisten, wie auf der

(*) Tarni werden die schon vorhin erwähnte Beschwörungsformeln, welche die Tybetische Abgötter aus der Indianischen heiligen Sprache übernommen haben, genannt; und geistliche, von welchen man glaubt, daß sie vermöge ihrer Heiligkeit oder kräftigen Glaubens diesen Formuln eine vorzügliche Würksamkeit zu geben vermögen, heissen davon; Tarnitschi!

der Jagd, auf dem Bauch kriechen und aus ihren Büchsen zielen. Ist der Feind mit dem Feuergewehr nicht in die Flucht zu treiben und kommt mit Macht zum Angriff, so ziehen sich die Schützen durch das anrückende zweyte Treffen der Bogenschützen (**Söbetschiner**), so geschwind sie können zurück. Diese jagen dann haufenweise hin und wieder und schiessen ihre Pfeile ab, doch so, daß sie zulezt noch einige zur Nothhülfe behalten. Schieſt auch der Feind mit Pfeilen und das Treffen dauert so lange, daß die Pfeile zu fehlen anfangen, so sitzen einige ab und sammlen hinter dem Treffen die Pfeile von der Erde auf. Das lezte Treffen macht die mit Lanzen und Säbeln versehene Mannschaft (**Choschoorschiner**) aus, hinter welcher sich der Fürst mit denen die am schlechtesten beritten sind aufhält, wo auch die Pferde der Schützen gehalten werden und das Lager mit dem Gepäcke in der Nähe ist. — Können endlich auch die Bogenschützen den Feind nicht mehr aufhalhalten, so empfängt ihn das zum Handgemenge bereite Treffen der Lanzenträger, worunter sich denn die Panzernen und alles, was herzhaft und mit Säbeln versehen ist, mischet. Die Bogenschützen fangen dann an sich fliehend zu schlagen, welches nach dem Geständniß der Kalmücken ihre beste, und mit den unvermutheten Anfällen aus der Flucht ihre glücklichste Art zu schlagen ist. — Geschieht die Action nahe vor dem Lager und es sieht gefährlich aus, so läßt der Fürst zeitig zum Abzug des Gepäckes und der schlecht berittnen Mannschaft Anstalt machen. Die beste Cavallerie hält den Feind indessen auf, geht ihm abwechselnd entgegen und macht die zu dreist und

trupp-

truppweise verfolgende zu nicht, welche anzulocken immer die herzhaftesten und am besten berittnen einzeln zurückbleiben und ihre Pferde tummeln, als ob sie nicht recht fortwollten u. s. w.

Was übrigens die Kalmücken izt vor Helden sind, wenn sie einen standhaften und entschloßnen Feind vor sich haben und die erste Hitze vorbey ist, davon sey es hinlänglich nur ein Beyspiel zu erzählen. Beym lezten Ueberfall der den Kalmücken 1769. über ein Kubanisches Heer glückte, welches in der ersten Hitze mit einer grossen Niederlage über den Haufen geworfen wurde, entkamen etwan vierzig der vornehmsten und tapfersten, alle wohl bepanzert, mit dem Hauptanführer **Koslambek**, in ein Thal, sassen von ihren Pferden ab und machten sich in dieser Verfassung bereit, weil ihnen die Flucht abgeschnitten war, ihr Leben theuer zu verkaufen. Aus dem ganzen Kalmückischen, über 30,000 Pferde starken Heer getraute sich niemand diesen kleinen Haufen anzufallen, sondern sie begnügten sich von ferne mit Büchsen unter die Kubaner zu schiessen, welche vor den Schüssen in ihrem Thal sicher genug lagen. Ja da diese endlich, nach Ausrastung ihrer Pferde, vielleicht auch durch den schlechten Muth der Kalmücken verwegner gemacht, sich zusammen aufmachten und wohl geschlossen gegen das Gebürge zogen, wollte niemand auf sie ansetzen; so daß diese kleine Parthey, mit dem Verlust einiger wenigen, glücklich entkam. — Ueberhaupt bezeigen sich die Kalmücken beym ersten Angriff am beherztesten; finden sie Widerstand, oder sehen sie Gefahr, so nimt ein jeder gern zuerst

das Reißaus. Anders war es bey den Soongaren, welche mehr an Gefahren gewöhnt und durch eine strengere Oberherrschaft von Seiten der Fürsten verpflichtet waren, ihre Schuldigkeit im Kriege zu thun, wobey noch der Nationalhaß und die grössere Muthlosigkeit der Mongolen und Chineser, mit welchen sie ihre Kriege führten, viel zum Glück ihrer Waffen beytragen konnte.

Auf Kriegszügen treiben die Kalmücken, statt der Proviantwagen, lebendes Vieh, ja auch milchende Kühe und Stuten mit sich, und jeder hat auf seinen Handpferden einen kleinen Mundvorrath an Käse, Mehl und dergl. bey sich. Wenn sie bey der rußischen Armee Dienste leisteten, so pflegte ihnen von dem Tage ihrer Ankunft an, wie den Kosacken, ein gewisser Proviant gereicht zu werden. Grosse Kriegspartheyen führen auch, sonderlich im Winter, besondre Feldgezelte (Jeregien Charchaatschi Gerr) auf Kameelen bey sich, mit welchen sie sich Gesellschaftsweise lagern. Dergleichen Gezelte bestehn aus vierzig bis funfzig vier Fuß langen, unten gespizten Stäben, an deren obern Ende eben so viel andre sieben bis acht Fuß lange, gelenksweise mit kleinen Riemen befestigt sind. Diese längern Stäbe sind am obern Ende an einen Riemen gereiht, vermittelst dessen sie in Ordnung gehalten und, wenn man die Hütte aufstellen will, im Kreiß zusammen gefügt werden. Die kürzern, gespizten Stäbe werden alsdenn in einem gehörigen Umkreiß in die Erde gesteckt, so daß die obersten zusammen ein conisches Dach bilden; und dieses Gerüst wird mit leichten

Filzen

Filzen bekleidet. — Weil eine solche Hütte, um zu einem Gefängniß zu dienen, viel zu locker gebaut ist, so pflegen die Kalmücken und Mongolen ihre Kriegsgefangne, oder wen sie sonst genau bewachen wollen, gebunden unter einem ausgebreiteten grossen Filz übernachten zu lassen und sich rund um, auf dem Rand des Filzes selbst schlafen zu legen; da denn jede Bewegung des Gefangnen die Wächter wecken und der Flucht hinderlich seyn muß, die auf dem Marsch dadurch verhütet wird, daß man die Gefangnen auf Handpferden führt, und ihnen die Beine unter des Pferdes Bauch bindet.

Hier muß ich noch bemerken, daß die Kalmücken in ihren Scharmützeln, wenn sie die Oberhand behalten oder sonst nur Zeit dazu haben, den erschlagnen Feinden die Galle und auch wohl das Fett auszuschneiden nie unterlassen, weil beyde unter ihnen nicht nur als Wahrzeichen der bewiesenen Tapferkeit, sondern auch als Arzneymittel angesehn und das Menschenfett sonderlich zur Heilung frischer Wunden vortreflich gehalten wird. Auch den gefallenen Pferden pflegen sie, als eine Trophee, die Ohren abzuschneiden und mit sich zu nehmen.

***

Zum Beschluß noch etwas vom Hoflager, Staat und Ceremoniel Kalmückischer Chane und Fürsten. — Das Hoflager (Oergö) eines Fürsten pflegt immer mit einer grossen Anzahl Vornehmer und Gemeiner begleitet zu seyn, die sich, so viel es seyn kann,

kann, in einen weiten Kreiß um die fürſtliche Wohnungen lagern und dieſe, zugleich mit den fürſtlichen Götzenhütten (**Buchanin-oergó**) und denen, die zu geiſtlichen Verſammlungen beſtimmt ſind, (**Churulin-Oergó**) einſchlieſſen. Der Fürſt und die Fürſtin wohnen in abgeſonderten, ſehr geraumen und innenher aufs beſte gezierten, ja auch wohl mit Seidenzeugen behangnen, weiſſen Filzhütten, welche Farbe zu den Wohnungen aller Vornehmen und der höhern Geiſtlichkeit, ſo wie auch zu den Götzen und Verſammlungshütten, durchgängig beliebt wird. Hinter dem Gezelt des Fürſten ſowohl, als der Fürſtin iſt eine kleinere Hütte zur Küche (**Sama**), eine andre zum Theekochen (**Jairſchi**) und noch eine dritte (**Dſcholong**) zu heimlichen Verrichtungen. In einigem Abſtand von den fürſtlichen Hütten ſchlagen die Stallmeiſter (**Moritſchi**) des Fürſten und der Fürſtin, jeder an ſeiner Seite, ihre Hütten auf. — Die geiſtlichen Wohnungen befinden ſich immer in einem noch beträchtlichern Abſtand von den fürſtlichen Wohnungen und es werden bey der Verſammlungshütte, wenigſtens bey feſtlichen Gelegenheiten, heilige Flaggen (**Dardzak** oder **Ki-morin**) aufgepflanzt, von welchen unten gehandelt werden ſoll. — Beym fürſtlichen Gezelt pflegt ſtets, als ein Zeichen, eine groſſe Lanze (**Dſidda**) aufgeſteckt zu ſeyn, welche auſſer der eiſernen Spitze noch eine zwey Spannen lange Schneide am Schaft herunter und darunter zwey Quäſte von fünffärbiger Seide, einen unter dem andern, zu haben pflegt. Reutet der Fürſt aus, ſo wird dieſe Lanze ſtets mit ihm getragen und fehlt alsdenn vor dem Gezelt.

In

In der südlichen Hälfte des Kreises, welcher das Hoflager umgiebt, pflegt sich die zum Gefolge gehörige Geistlichkeit zu lagern, und dieser Theil des Lagers wird **Dsaik** genannt; derjenige Theil aber, wo der weltliche Troß ohne Unterschied seine Hütten aufschlägt, bekömmt den Nahmen **Zachar.**

Wenn ein Unterthan vor seinem Fürsten erscheint, so muß er sich, ohne das Haupt zu entblössen, tief gebückt nähern und mit beyden aneinander gelegten Händen dessen linke Hüfte oder gar den Saum des Kleides berühren; welches der Fürst mit einem großmüthigen Schulterklopfen erwiedert. Das gröste Zeichen der Unterthänigkeit, welches Gemeine ihren Fürsten oder Saissanen erweisen, ist, daß sie sich mit dem Zipfel des Kleides ihres Patrons den Kopf berühren. Die Geistlichkeit ist von allen dergleichen Zeichen der Unterwerfung gegen den weltlichen Oberherrn, so wie von Abgaben befreht, ja der Fürst erweist seinem obersten Lama vielmehr gebückt die tiefste Ergebenheit, um dessen Seegen zu empfangen.

Wenn sich Gemeine in Gegenwart eines Fürsten oder Vornehmen auf die Erde niederlassen, so geschieht es nie (wie sonst bey Ihnen und im ganzen Orient gewöhnlich ist) mit kreuzweiß unterschlagnen Füssen, sondern vorwärts niederknieend und sich dann auf die Hacken zurücksetzend. Die Mützen abzunehmen ist nur gebräuchlich, wenn sie vor dem Chan, ihren Fürsten oder dem Lama mündliche Befehle empfangen sollen. Um vor etwas dargereichtes oder sonst eine Gnade ehrerbietig zu danken, berühren sie

ganz flüchtig, ohne einige Verbeugung, die Stirn mit dem zuſammengelegten Daumen und Zeigefinger, faſt nach Art unſrer Grenadierer.

Unter einander grüſſen ſich die Kalmücken mit dem freundlichen Zuſpruch **Mendu**! (Wohlauf!) ohne Verbeugung oder Berührung der Mütze. Vornehme haben doch auch (und noch mehr die geſitteten Mongolen) einige wörtliche Höflichkeits-Bezeigungen, Erkundigungen nach dem Wohlſeyn und gute Wünſche beym Abſchied im Gebrauche. — Wenn ſich ein paar Freunde lange nicht geſehen, ſo geben ſie einander die rechte Hand beym Gruß, und Vornehmern nimt der Geringere die Hand zwiſchen ſeine beyde. Umarmungen ſind, auſſer am erſten Morgen des jährlichen Zaganfeſtes, nicht gebräuchlich. Ja man ſieht ſie auch nie ihre Weiber oder Dirnen küſſen, und die Kalmücken verſichern, daß es ſogar bey ihren vertrauteſten Umarmungen nicht gewöhnlich iſt.

II.

Verfaſſung der Mongolen und Buräten, unter Chineſiſcher und Rußiſcher Herrſchaft.

Die Mongolen, welche nun unter dem Schuz des Chineſiſchen Reichs ſtehn, leben zwar größtentheils noch unter ihren angeerbten Stammfürſten, aber dieſe haben ihre Unabhängigkeit weit mehr, als je die Wolgiſchen Kalmücken, verlohren und ſind im ſtrengſten Verſtand Vaſallen geworden. China unterhält in verſchiednen Gegenden der Mongoley, vorzüglich beym Hoflager des Mongoliſchen Pabſtes oder Chutuktu, am Tolafluß, in den Bucharischen Städten und der, ſeit Zerſtreuung der Soongaren, an der ſüdoſtlichen Seite des Altaiſchen Gebürges neuangelegten Gränzfeſtung **Hobdo**, ſeine Befehlshaber, bey welchen ſich die Häupter der Mongoliſchen Stämme in einer politiſchen Abhängigkeit aufhalten müſſen, die man ihnen, ſo lange ſie ſich gehorſam bezeugen, mit Ehrentiteln und Jahrgeldern ſüß zu machen ſucht, um durch ſie die Nation im Zaum zu halten.

Sonſt führten die vornehmſte Mongoliſche Fürſten (**Tajidſhi**), wie die Kalmückiſche, die Titel Chan und Chuntaidſhi, welche ihnen vom Dalai-

lama, und ich glaube, auch vom Chutuktu beygelegt wurden. Izt empfangen sie ihre Titul vom Chinesischen Hofe, worunter der vornehmste **Oang** oder **Ouang** ist. Es giebt unter den Mongolen dergleichen, die nach dem Chinesischen Etiket vom ersten Hofrange (**Tschin Oang**), andre die von der zweyten Ordnung sind (**Gun-Oang**). Die geringern Fürsten und Edle (**Sajissang**) werden zu Unterofficianten (**Sajid**) unter den Titeln von **Büli**, **Beyßi** und **Sangin** ernannt. Lezteres sind die geringsten Befehlshaber, die gemeiniglich ohngefähr anderthalb hundert Mann unter sich haben, und dergleichen in den Gränzwachten und Postirungen an den Karawanenwägen, welche die Mongolen besetzen müssen, das Commando führen. Die erstern stehen grössern Haufen oder Fahnen und ganzen Stämmen vor.

Beym Haupt-Commando der Gränze, die gegen das östliche Sibirien liegt, in der am Tolafluß nunmehr zu einem unveränderlichen und befestigten Wohnplaz gewordnen Orgò des Chutuktu, befinden sich ausser dem Chinesischen Oberbefehlshaber, einem über das Ceremoniel wachenden Mandarin, und ihren Unterbedienten, der zum Oberhaupt des Mongolischen Heers von China ernannte Fürst und die aus der Zahl der Mongolischen Fürsten sonst noch gewählte Beysitzer oder Räthe (**Tussulaktschi**). Von diesem Gränzcommando werden mit dem russischen Gränz-Befehlshaber, wegen aller vorfallenden Gränzangelegenheiten, häufige Briefe und Bothen gewechselt, welche lezrere von Chinesischer Seite,

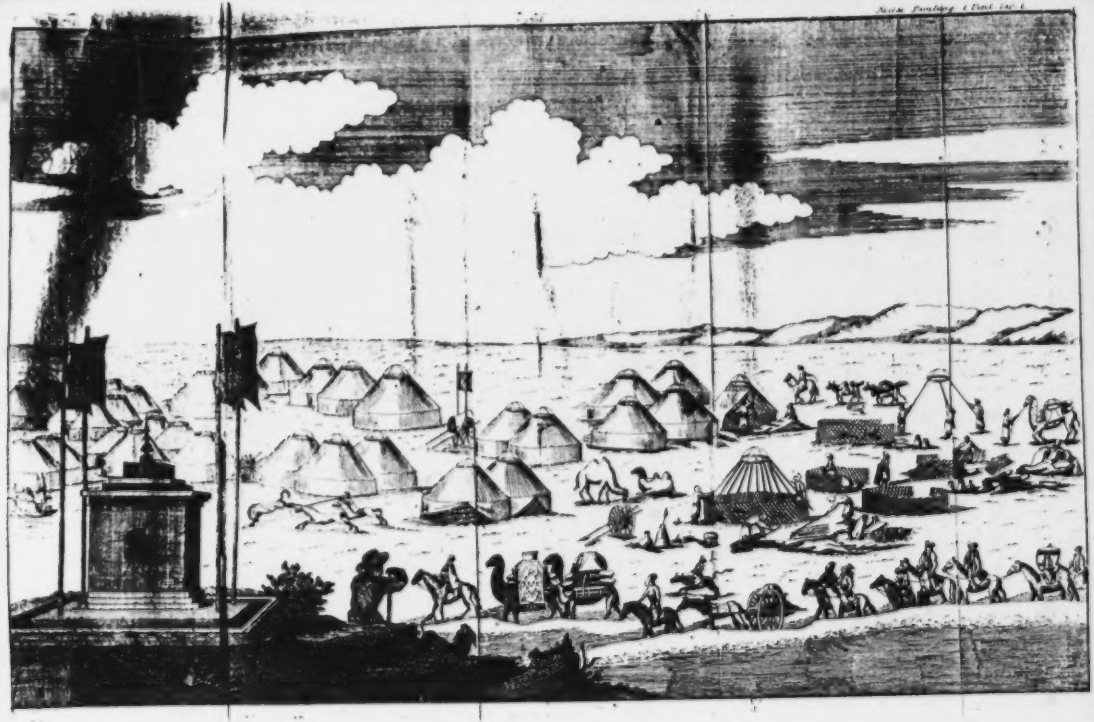
oft

oft um einer Kleinigkeit willen, mit dem Ehrentitul **Boſchka** (Abgeſandte) abgefertigt werden und nebſt ihren Gehülfen und Schreibern das Ehrenzeichen einer Hofbedienung, nämlich einem gläſernen Knopf auf der Mütze, und davon nach hinten herabhängenden einfache Pfauenfederſpitze, zu tragen pflegen. Dergleichen Cryſtall- und Glaßknöpfe von verſchiednen Farben führen auch die Mongoliſche Fürſten und Vornehme zum Zeichen des ihnen vom Chineſiſchen Hofe ertheilten Ranges.

Die wenige Mongoliſche Stämme, welche unter Rußland verblieben ſind, zahlen, wie die Burâten und andre Sibiriſche Nationen, einen mäßigen Tribut an die Krone, oder leiſten auch ohne Sold Koſackendienſte. Einige Stämme davon haben noch izt ihre angeerbte kleine Fürſten oder Taiſchen über ſich; doch hat man neuliche Fälle gehabt, da, mit Uebergehung der Taiſchenkinder, andre vermögende Leute zu dieſer Würde ſind erhoben worden. Die mehreſten Stämme haben nur Sajiſſanen zu Häuptern, deren Ernennung, ſo wie auch die Beſtätigung der geiſtlichen Würden, völlig von den ruſſiſchen Befehlshabern abhängt. Nächſtdem ſind ſowohl bey den gröſſern, unter Taiſchen und Saiſſanen ſtehenden Ulusſen, als auch bey den kleinern burâtiſchen Stämmen, welche dergleichen nicht haben, ſogenannte **Schulúngas** verordnet, welche im Range den Saiſſanen nachſtehen, und dieſen ſind wieder Unterofficianten zugeordnet, die man **Saſſul** nennt. Ueberdem pflegt auch ein jedes Geſchlecht einen **Dajmall** zu wählen, und nach Gefallen abzuwechſeln, welcher

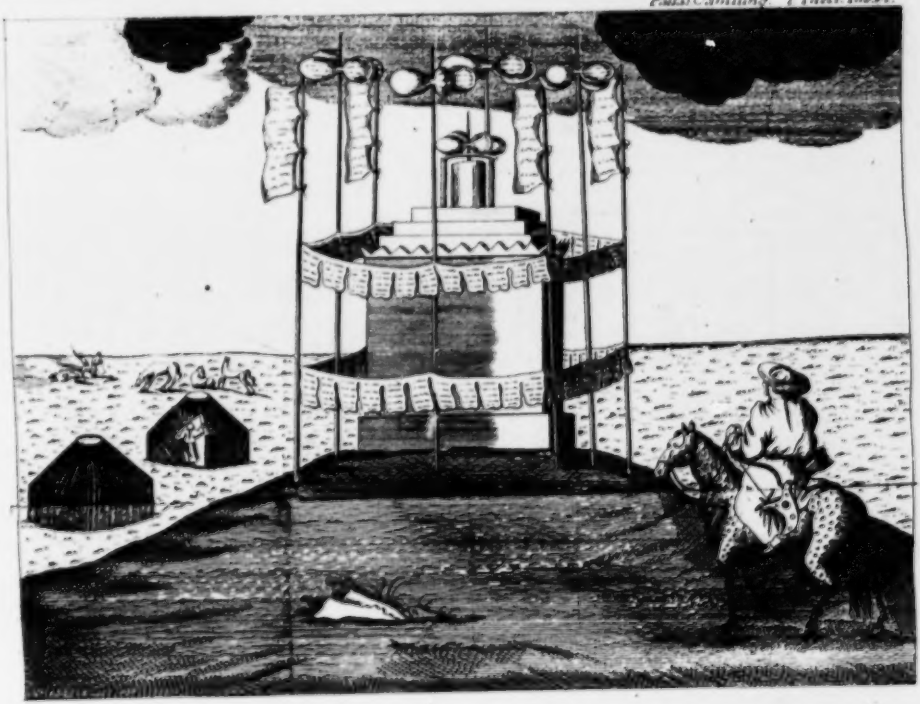
welcher die zu Krondienſten und auf die Poſtſtationen zu ſtellende Pferde beſorgen und die Eintheilung der dazu erforderlichen Koſten auf ſelbige Ulus machen muß. Obige Vorgeſezte verwalten zwar die kleine Gerichtbarkeit unter ihren Stämmen; ihr Anſehn aber iſt in ſofern eingeſchränkt, daß ein jeder Untergebner, wenn er nur das Vermögen dazu hat, an die rußiſche Obrigkeit appelliren kann. Den Tribut zahlen viele dieſer Vorgeſezten aus ihrem Mittel in Gelde für den ganzen Stamm, und treiben dann, ſonderlich zur Jagdzeit, den Antheil eines jeden ihrer Untergebnen mit reichlichem Wucher ein, wodurch ſie leztere am meiſten in ihrer Abhängigkeit erhalten.

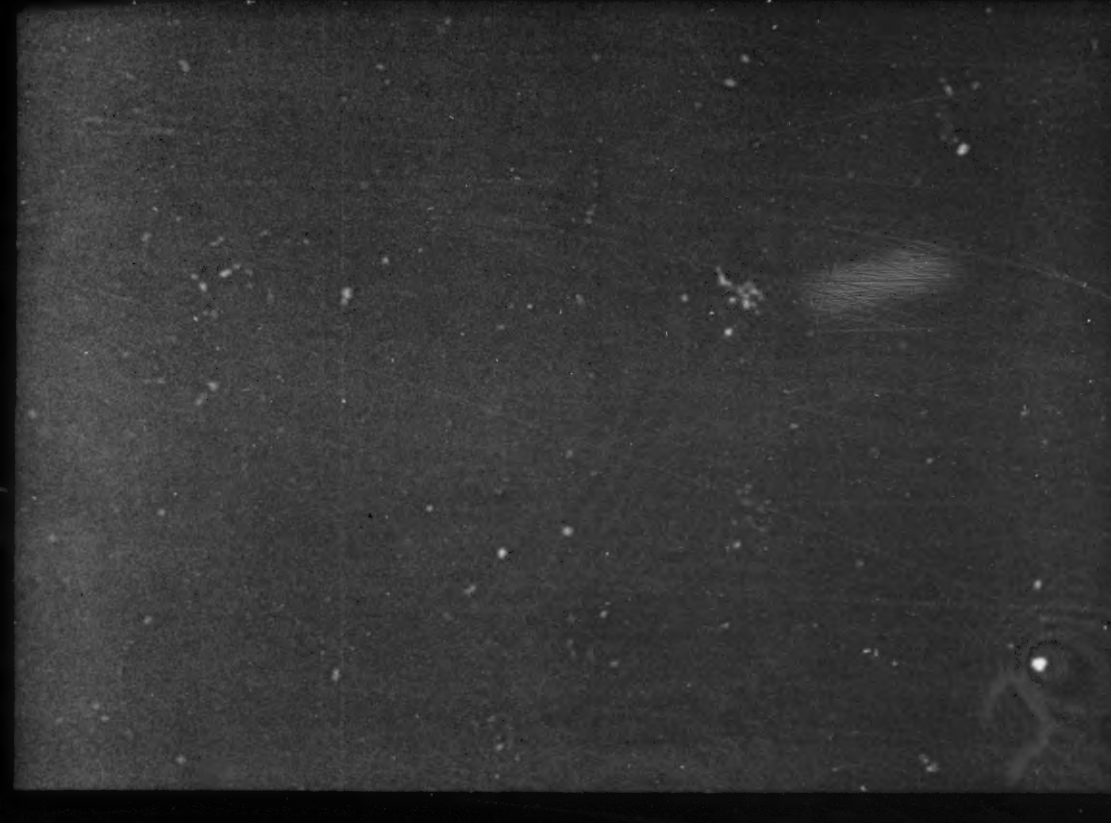
Ende des erſten Theils.



Pallas Samlungen Theil Tab III.

Pallas Petersburg 1 Theil Tab. IV.





Johann Heinrich Merck's

ausgewählte Schriften

zur

ſchönen Literatur und Kunſt.

Ein Denkmal

herausgegeben

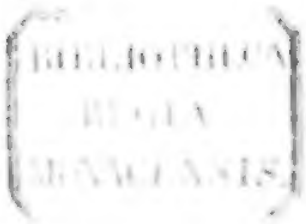
von

Dr. Adolf Stahr.

Mit Merck's Bildniſſe nach der Zeichnung von Lips, in Stahlſtich von Carl Mayer in Nürnberg.

Oldenburg.
Druck und Verlag der Schulzeſchen Buchhandlung.
(W. Berndt.)

1840.



Seiner Königlichen Hoheit

Karl Friedrich,

Großherzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach

in ehrfurchtsvoller Unterthänigkeit

gewidmet.

Vorwort.

Eine der hochbegabteſten Perſönlichkeiten, die in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die Morgenröthe eines neuen Tages mit heraufbeſchworen, iſt eigentlich erſt ſeit heute und geſtern dem größeren Theile der Gebildeten unſerer Nation bekannt worden. Denn wie viele wußten vor dem Erſcheinen der Wagnerſchen Briefſammlungen etwas von Merck, dem Jugendgenoſſen und Mitſtrebenden Goethe's, dem Freunde Herders, Wielands, Karl Auguſt's und Amaliens und aller edelſten Geiſter ſeiner Zeit?

Höchſtens entſann man ſich einiger auf ihn bezüglichen Stellen in Goethe's Dichtung und Wahrheit, und die Beleſenern erinnerten ſich etwa, den Mann als Urbild des Fauſtiſchen Mephiſtopheles bezeichnet gefunden zu haben. Das war ſo ziemlich Alles. Nur der alte Böttiger wußte freilich noch etwas mehr; denn er hatte in ſeinen Memorabilien notirt, »daß Merck, Brocanteur und ſchöner Geiſt in Eins geweſen, Weimar oft nur mit einem Frack im

Mantelſacke beſucht, ſich aus jedem Rohr eine Pfeife geſchnitten,« und vor allen Dingen »daß ihn Goethe als Lehrer im einträglichen Genieweſen reſpectirt habe.«

Als Goethe Dichtung und Wahrheit ſchrieb, lebte noch ein großer Theil jenes Kreiſes, in dem Merk einſt heimiſch geweſen war. Hier mochten jene Andeutungen, wie er ſie gab, vielleicht genügen, vielleicht auch nicht. Jetzt aber, wo durch die Aufgrabung wenigſtens eines Theils der verſchütteten und verborgen gehaltenen Quellen die Möglichkeit eines tieferen und volleren Einblicks in das Leben und Wirken jenes ausgezeichneten Mannes gegeben iſt, mag der Verſuch, einen ſolchen zu eröffnen, um ſo ſicherer auf Theilnahme rechnen dürfen, als es ein ſchönes, ehrenwerthes Streben unſerer oft und hart geſchmähten Zeit und ihrer Wiſſenſchaft genannt werden kann, das Verdienſt der Vergangenheit einer unwürdigen Vergeſſenheit zu entreißen, und jedem von denen, die an dem Tempel des Ruhmes unſerer Nation und ihrer Wiſſenſchaft und Kunſt mit gebauet haben, auch den verdienten Ehrenplatz in demſelben zu bewahren. Vorzüglich gilt dies von ſolchen Lebensgeſtalten, die im Hintergrunde das eigentliche Thun zum Fache haben, und in denen ſich grade bei uns ein großer Theil unſerer beſten nationalen Kräfte verbirgt.

Einer von ſolchen, und wahrlich keiner der geringſten, iſt der Mann, von dem die folgenden Blätter Zeugniß

geben ſollen. Ob grade ich dazu berufen geweſen? Die Frage mögen Andere mit Nachſicht beantworten. Denn grade diejenigen, die da befähigt ſind ſie zu verneinen, hätten dieſe Arbeit längſt ſelbſt unternehmen ſollen.

Merck's Andenken iſt neuerlich durch die gemeine Roheit und den hämiſchen Neid, wie er ſich über ihn in jenen Memorabilien des alten Böttiger ausſpricht, heimgeſucht worden. Wir werden im Verlaufe unſerer Darſtellung darauf zurückkommen. Erſcheint dieſe hin und wieder etwas panegyriſch, ſo iſt zu bedenken, daß hier zum erſtenmale, wenn wir die Wagnerſche Skizze ausnehmen, das Bild des Mannes im Lichte der Liebe aufzuſtellen verſucht wird. Aber hoffentlich wird jenen Vorwurf keiner erheben, der ſich die Mühe nimmt, die Acten ſelber zu leſen, aus denen wir mit größter Treue das Reſultat zu ziehen verſucht haben.

Hier iſt nun vor allen jener beiden Sammlungen von Briefen an und von Merck zu gedenken, durch deren Herausgabe und literariſche Ausſtattung ſich Herr Dr. Karl Wagner in Darmſtadt den Dank aller Freunde unſerer Nationalliteratur verdient, und zur Kenntniß jener Zeit und ihrer Zuſtände einen unſchätzbaren Beitrag geliefert hat*).

*) Die erſte Sammlung erſchien unter dem Titel: Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenoſſen. Mit Merck's biographiſcher Skizze herausgegeben von Dr. Karl Wagner.

Was dieſelben unſerer Arbeit verdankt, iſt im Verlaufe der letzteren wiederholt ausgeſprochen, wie denn dieſelbe überall nur durch die Veröffentlichung jener Schätze möglich geworden iſt. Was ſonſt an Quellen für Merck's Leben und Wirkſamkeit in der Literatur jener Zeit vorhanden, iſt treulich benutzt worden, obſchon die Ausbeute dem Umfange der dazu nothwendigen Studien nur wenig entſprach. Einige vortreffliche Bemerkungen und Winke über Merck's Stellung und Verhältniß zu ſeiner Zeit und zu ſeinen Freunden, verdanke ich der Güte meines Freundes Echtermeyer. Man wird dieſelben jetzt in einer größeren Arbeit, dem von ihm und Ruge in den Halliſchen Jahrbüchern veröffentlichten Manifeſte: »der Proteſtantismus und die Romantik,« wiederfinden.

Bei der Auswahl der mitzutheilenden Schriften Merck's ſah ich mich zunächſt auf den Wielandſchen Merkur angewieſen, aus welchem denn auch die ganze, in der zweiten Abtheilung gegebene Sammlung entnommen iſt. Bei der Beſchränkung meines Plans auf diejenigen Aufſätze, welche dem Gebiete der ſchönen Literatur und Kunſt an-

Darmſtadt bei Diehl 1835. — Die zweite ebendaſelbſt i. J. 1838 unter dem Titel: Briefe an und von J. H. Merck. Eine ſelbſtſtändige Folge der im Jahre 1835 erſchienenen Briefe an J. H. M. — In unſerer Einleitung ſind beide Sammlungen der Kürze halber immer nur: Briefe I oder II angeführt.

gehören, mußte ich Alles, was ſich auf die verſchiedenen Fächer der Naturwiſſenſchaft bezog, von vorn herein ausſchließen. Aber auch von jenen Aufſätzen wird man einige vermiſſen, welche der Merkur darbot*). Allein theils erſchienen dieſelben nicht bedeutend genug für eine Aus-

*) Dahin gehören: 1) Schreiben eines Landedelmanns aus dem Pays de Vaud (Merkur 1780 III, S. 177—183, vergl. Jacobi's Auserleſ. Briefwechſel I, S. 109 und 259). 2) Antwort darauf (Merkur 1780 IV, S. 17 ff.). 3) Anmerkungen über einige der betrüglichſten Copien Albrecht Dürers (Merkur 1787 II, S. 158—166). 4) Maleriſche Reiſe nach Köln, Bensberg und Düſſeldorf (Merkur 1778 III, S. 113—128). 5) Ueber einige Merkwürdigkeiten von Kaſſel (Merkur 1780 IV, S. 216—229. Briefe I, S. 276 und 281). 6) Von den Antikenbildern des General Walmoden (Ebend. S. 270—278). 7) Briefe über Maler und Malerei an eine Dame (Merkur 1779 IV, S. 31—41 u. S. 101—112). 8) Schreiben aus dem Frankenlande (Merkur 1781 IV, S. 236—253. Briefe II, S. 195). 9) Die Bögnerſche Gemäldeausſtellung zu Frankfurt am Main (Merkur 1778 II, S. 266—272). 10) Einige Nachrichten von dem Ritterweſen des Mittelalters (Merkur 1777 II, S. 29—39). 11) Dransfelder Geſchichte (Merkur 1781 III, S. 269—274, vergl. Briefe I, S. 306). 12) Apologie Falconets über den Guß der Statue Peters des Großen (Merkur 1782 III, S. 70. Briefe I, S. 339). 13) Raiſonnirendes Verzeichniß der beſten Georg Friedr. Schmidtſchen radirten Blätter (Merkur 1776 III, S. 218. Briefe I, S. 95). Desgleichen eine große Anzahl kurzer, von Wagner a. a. O. aufgezählter Recenſionen, Anzeigen und Auszüge.

wahl, auf welche es hier abgesehen war, theils machten es äußerliche Verhältnisse räthlich, die Vervollständigung der hier gebotenen Sammlung von der Aufnahme der letzteren abhangen zu lassen. Dagegen ist es mir trotz aller angewendeten Mühe nicht gelungen, folgende zwei, in Wagners Verzeichniß von Merck's gedruckten Schriften (in der ersten Sammlung der Briefe an Merck) aufgeführte Sachen: die »Rhapsodie von Johann Heinrich Reimhart dem Jüngern« (1773 16 S. 8.) und: »Pätus und Arria,« eine Künstlerromanze, und »Lotte bei Werthers Grab,« eine Elegie. Leipzig und Wahlheim 1775 16 S. 8., aufzutreiben. Auch diese dürften daher, wenn es mir gelingen sollte sie zu erhalten, wie so manches Andere, in Zeitschriften und Almanachen verstreute, einer Erweiterung und Fortsetzung der gegenwärtigen Sammlung einzuverleiben sein. — Eben so erfolglos sind alle Nachforschungen nach unedirten Merckiana, Briefen, satirischen Matineen, poetischen Episteln und dergleichen geblieben, wie sie in den Wagnerschen Briefsammlungen mehrfach erwähnt worden. Aus Weimar ward mir durch die Gewogenheit des Herrn Kanzler von Müller wenigstens die Gewißheit, daß dort nichts mehr von Merck vorhanden sei, da die von demselben angeordneten eifrigsten Nachforschungen in dem Großherzoglichen Nachlasse, nur einige osteologische und anatomische Fragmente, die nach Herrn Hofrath Riemers Versicherung längst gedruckt,

und einige Bogen von einem größern alphabetiſchen Werke über Chemie und Farben, aber keine Zeile von Merck's Hand, zu Tage förderten; welches letztere, wie bemerkt wurde, ſehr erklärlich ſei, wenn man wiſſe, daß Goethe, als er 1786 nach Italien entfloh, vorher alle ſeine Briefſammlungen verbrannt, und nach ſeiner Rückkehr weniger Zuſammenhang mit Merck gehabt. Ob daſſelbe Geſchick auch die zahlreichen Briefe Merck's an den Herzog Karl Auguſt, an die Herzogin Amalie, und an Wieland, mit dem er am längſten in brieflichem Verkehr geſtanden, getroffen habe, weiß ich nicht anzugeben. Ebenſowenig wie viel auf Merck Bezügliches und von ihm Herrührendes in den Briefen der Frau Rath Goethe an die Herzogin Amalie enthalten ſein mag, aus denen ſich Jemand, dem vor längerer Zeit dieſe Briefe zu leſen vergönnt war, des Anfangs einer Epiſtel Merck's an Wieland vom Jahre 1776 erinnerte, die ſo beginnt:

Lieber Herr und Bruder mein,
Hier ein Stück ächten rheiniſchen Wein!
Ihr ſollt dabei fröhlich zechen und lachen,
Kinder wohl — aber nicht Verſe machen! u. ſ. w.

Eine an Herrn Geheimenrath von Savigny gerichtete Bitte, um Geſtattung der Benutzung einer in ſeinen Händen befindlichen handſchriftlichen Briefſammlung aus Merck's Nachlaſſe, wurde von demſelben mit der Bemerkung abgelehnt: »daß er zwar vor vielen Jahren eine Abſchrift

ſolcher Briefe an ſich gebracht habe, jedoch nur zu ſeiner eignen Belehrung und ohne das Recht, davon einen öffentlichen Gebrauch zu machen. Selbſt wenn aber dieſe Beſchränkung jenem Erwerbe nicht hinzugefügt worden wäre, ſo würde derſelbe doch für mich von keinem bedeutenden Nutzen ſein können, da die Sammlung, deren Abſchrift er beſitze, dieſelbe ſei, welche der Wagnerſchen Ausgabe zum Grunde liege, alſo dem Publicum bereits bekannt ſei.«

Soviel von einigen meiner erfolgloſen Bemühungen, aus denen man wenigſtens ſieht, daß ich beſtrebt geweſen, mir noch unbenutzte Quellen zu eröffnen. Vielleicht darf ich hoffen, daß das Erſcheinen meines Büchleins einige Mittheilungen auf einem oder dem andern Wege veranlaſſe, wie ich denn bereits für manche ſchätzbare Notizen dem Herrn Geheimerath Varnhagen von Enſe mich zu dem lebhafteſten Danke verpflichtet fühle, deſſen freundlicher Zuſpruch zugleich meinen Eifer für die unternommene Arbeit auf das Erfreulichſte belebt und gefördert hat.

Das dem Buche beigegebene Bildniß darf wohl mit Recht als eine Zierde deſſelben angeſehen werden, und man wird es gewiß dem wackern Verleger, meinem Freunde, Dank wiſſen, daß er auch in dieſem Bezuge kein Opfer geſcheut hat, das Werk auf eine des Mannes, deſſen Denkmal es ſein ſollte, würdige Weiſe auszuſtatten. Der Wunſch, mit dieſem Bildniſſe einen Pendant zu dem vortrefflichen Mayerſchen Portrait Goethe's zu liefern, wel-

ches in Stahlſtich meiner in demſelben Verlage im Jahre 1838 erſchienenen Ausgabe der älteren Iphigenie Goethes vorgeſetzt iſt, ließ mich mit Beachtung der von Goethe in Dichtung und Wahrheit gegebenen Notiz: »daß Lips, der Lavatern überall begleitet, bei der erſten Zuſammenkunft in Frankfurt Merck's Profil ausführlich und brav gezeichnet,« die ganze Phyſiognomik durchmuſtern, um dort daſſelbe aufzufinden. Lavaters Charakteriſtik*) und Goethe's Schilderung des Freundes trafen mit dem Bilde, was ich mir in meiner Phantaſie von dem ausgezeichneten Manne entworfen, bei dem Profil zuſammen, welches man im erſten Theil der Lavaterſchen Phyſiognomik S. 231 *№* LVI. findet. Weitere Erkundigungen gewährten die erwünſchte Beſtätigung des Fundes, und das Zeugniß eines noch lebenden Freundes von Merck**), die Verſicherung, daß unter allen Bildniſſen von demſelben das gegenwärtige am ähnlichſten ſei. Der hieſige Großherzogliche Hofmaler, Herr Baumbach, hatte die Güte, das Bild ſorgfältig zu kopiren, und die etwas vergrößerte Ausführung in Stahlſtich ward den geſchickten Händen des Herrn Carl Mayer in Nürnberg, dem wir auch den Stich des gedachten Goetheſchen Bildes verdanken, anvertraut; daß auch dieſe trefflich gelungen, dafür habe ich ſchon jetzt die Freude, das Zeugniß des gedachten Ju-

*) Vergl. den Anhang I.

**) Siehe den Anhang II.

gendfreundes von Merck, dem der Stahlſtich vorgelegt wurde, anführen zu können. So iſt denn dies das erſte Bild des wunderbaren Mannes, das hier von uns der Oeffentlichkeit übergeben wird, und es überkommt mich, indem bei dem Schluſſe dieſer Zeilen mein Blick auf dieſes edle Antlitz fällt, auf dem ſo tauſendfältig die Augen des Jünglings Goethe geruht, von deſſen beredten Lippen dem jungen Titanen ſo oft Rath und Belehrung, Troſt und Beruhigung in böſen und guten Stunden gefloſſen, ein eignes Gefühl der Wehmuth, wenn ich des furchtbaren Geſchicks gedenke, dem dieſe edle Lebensgeſtalt zum Opfer fallen mußte.

Oldenburg, den 9. Juni 1840.

Inhalt.

Vorwort . . . . . Seite 1

Erſte Abtheilung.

Merck's Leben und Streben mit ſeinen Freunden.

I. Erſte Jugendjahre 3
II. Merck und Herder 7
III. Merck und Goethe 18
IV. Merck und Wieland 75
V. Merck's Verhältniß zu andern ausgezeichneten Zeitgenoſſen 86
VI. Merck's Verhältniß zur Kunſt und zu den Künſtlern . . 103
VII. Merck's Verhältniß zu den Naturwiſſenſchaften . . . 107
VIII. Schluß 113

Zweite Abtheilung.

Ausgewählte Schriften zur ſchönen Literatur und Kunſt.

I. Akademiſcher Briefwechſel (Merkur 1782) 121
II. Lindor, eine bürgerlich deutſche Geſchichte (M. 1781) . . 155
III. Geſchichte des Herrn Oheim (M. 1778) 169
IV. Herr Oheim der Jüngere (M. 1781 und 1788) 225
V. Eine Landhochzeit (M. 1779) 261
VI. Vermiſchte Aufſätze zur Literatur und Kunſt 273
1. Antrag auf Errichtung eines Poetenſtifts (M. 1781) . 275
2. Ueber den engherzigen Geiſt der Deutſchen im letzten Jahrzehnd (M. 1779) 290
3. Ueber den Mangel des epiſchen Geiſtes in unſerm lieben Vaterlande (M. 1778) 297

Seite

4. Einige Rettungen Albrecht Dürers gegen die Sage der Kunstliteratur (M. 1780) 293
5. Ueber Landschaftsmalerei (M. 1777) 301
6. Ueber die bei Kunstwerken objectiv gleichgültige Absicht ihrer Urheber (M. 1781) 307
7. Ueber die letzte Gemäldeausstellung in ** (M. 1781) . 313
8. Einige Bemerkungen wie eine Kupferstichsammlung anzulegen (M. 1779) 325
9. Ueber die Schwierigkeit antiken weiblichen Statuen sogleich ihren wahren Charakter anzuweisen (M. 1787) . 329
10. Ein Gespräch zwischen Leser und Autor (M. 1780) . 336
11. Fragment über die Beantwortung der Frage: welches sind die Kennzeichen des geraden Menschenverstandes? (M. 1776) Briefe II. S. 77) 340

Anhang.

I. Lavaters Charakteristik des Portraits von Merck . . . 349
II. Zu dem beigegebenen Bildnisse Merck's 350

Erſte Abtheilung.

Mercks Leben und Streben mit ſeinen Freunden.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

1.

Erste Jugendjahre.

Johann Heinrich Merck, der Sohn des Apothekers Johann Franz Merck in Darmstadt, aus dessen zweiter Ehe, wurde am 11. April 1741, zwölf Tage nach seines Vaters frühem Tode, geboren. Er war das jüngste von zehn Kindern, und scheint sich der besondern Aufmerksamkeit und Leitung seines mütterlichen Oheims und Pathen, des Pfarrers Kaiser in Bickenbach, erfreut zu haben. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, das unter der Leitung des thätigen und gelehrten Joh. Martin Wenck aufblühte, erhielt sein Geist gedeihliche Nahrung und Richtung, und er erwarb sich um so mehr eine tüchtige Schulbildung, als er mit mehreren guten Köpfen zu wetteifern hatte, unter denen der als Geschichtschreiber und Gymnasialdirektor später berühmt gewordene Joh. Helfr. Bernh. Wenck, und der im Jahre 1783 in der Blüthe seines Alters verstorbene, in den Briefen an Merck oft erwähnte, Ludwig Balth. von Schrautenbach-Lindheim, der Freund Göthe's und des ganzen Weimarschen Kreises [1]), besonders hervorragten. Mit beiden knüpfte er ein Freundschaftsband, das der Tod erst löste. Im Frühjahr und Herbst 1757 trat er auf dem Schulactus unter den Rednern auf; jenesmal verglich er Alexander den Großen mit Cäsar, und bei dem zweiten Versuche schilderte er den Einfluß glänzender Redner auf den Geist der Zeit.

Welche Akademie er besuchte, ist zweifelhaft, wahrscheinlich Altorf, wo er mit den Brüdern Schlosser in nähere Berührung gekommen zu sein scheint, vielleicht auch Göttingen. Allein dieses von Wagner zugesetzte »vielleicht« dürfte sich nach Lesung des im Jahre 1782 herausgegebenen Akademischen Briefwechsels wohl mit Sicherheit in ein »gewiß« ver-

1) S. Briefe II. S. 236.

wandeln lassen, da, wenn uns nicht Alles trügt, in dieser kleinen Romanskizze, noch mehr als im »Lindor«, Dichtung und Wahrheit aus dem Jugendleben Mercks gegeben, und der Schauplatz Göttingen und des Jünglings dortiges Leben und Treiben nicht zu verkennen sind. Auch wüßte ich in der That keinen Zug in dem Gemälde des Helden dieser kleinen Novellenskizze anzugeben, der nicht vollkommen auf Merck paßte, dessen lebhafte Neigung für ein von keiner Alltagsnoth der Brodstudien und Amtsverhältnisse eingezwängtes freies Leben in Wissenschaft und Kunst, dessen Liebe für Naturanschauung, Zeichnen und Radieren, verbunden mit seiner humoristischen Weise die Welt und ihre Zustände zu beurtheilen und anzufassen, sich dort überall charakteristisch wiederspiegeln. Nur die Lokalität der Heimath und das Individuelle der eignen häuslichen und Familienverhältnisse scheinen hie und da dichterisch frei verändert. Im Uebrigen ist die Lage des jungen »Akademikers« wohl so ziemlich dieselbe, in welcher sich Merck damals befand. Günstige äußere Vermögensverhältnisse erlaubten auch ihm, sich auf Universitäten keinem einzelnen Fache, sondern nur allgemeinen Studien, namentlich seiner Vorliebe für englische Literatur und seiner Neigung zur Kunst und ihrer technischen Uebung hinzugeben, rein poetisch in den verschiedenen Gebieten was ihn anzog so lange zu verfolgen, bis ein Anderes mehr Reiz für ihn gewann, und überall freie Geistesentwicklung zum Selbstzweck zu machen [1]). Von der damals auf den deutschen Universitäten herrschenden Rohheit fand er sich jedoch so widerwärtig zurückgestoßen, daß in ihm ein wahrhafter Haß gegen das Studentenwesen bleibende Wurzel schlug. Später noch, als er im Jahre 1772 mit Göthe und Schlosser den bekannten literarischen Congreß in Gießen veranstaltete, verdarb ihm, wie Göthe erzählt, bei Tage der Anblick der dortigen Studenten, die sich freilich zu jener Zeit in der tiefsten Rohheit gefielen, und des Nachts ihr Gebrülle jede Art guten Humor. »Er hatte, fährt Göthe fort, die schönste Zeit seiner jungen Tage in der französischen Schweiz zugebracht, und nachher den erfreulichen Umgang von Hof-,

1) Wagner in der Einleit. zu den Briefen an Merck I. S. XI.

Welt- und Geſchäftsleuten und gebildeten Literatoren genoſſen; mehrere Militairperſonen, in denen ein Streben nach Geiſteskultur rege geworden, ſuchten ihn auf, und ſo bewegte er ſein Leben in einem ſehr gebildeten Cirkel. Daß ihn daher jenes Unweſen ärgerte, war nicht zu verwundern; allein ſeine Abneigung gegen die Studioſen war wirklich leidenſchaftlicher, als es einem geſetzten Manne geziemte, wiewohl er mich durch ſeine geiſtreichen Schilderungen ihres ungeheuerlichen Ausſehens und Betragens ſehr oft zum Lachen brachte [1]).

Nach vollendeten Univerſitätsſtudien geleitete er als Erzieher einen Herrn von Bibra auf Reiſen, zunächſt in die Schweiz. Dort lernte er in Morges, am Ufer des Genferſees, die geiſtreiche Tochter eines angeſehenen Juſtizbeamten, Louiſe Franziska Charbonier, kennen. Er gewann ihr Herz, und kehrte als ihr Gatte in ſeine Heimath zurück, wo er einen eignen Heerd gründete, und im Jahr 1767 als Secretair bei der Geheim-Kanzlei in Darmſtadt, und bald darauf als Kriegskaſſier, mit dem Titel eines Kriegsraths, bei dem Militair-Departement eine erwünſchte Anſtellung erhielt. Da ſein Amt weder ſeine ganze Zeit noch ſeine geiſtige Kraft in Anſpruch nahm, ſo blieb ihm Muße genug, ſeinem Hange zu künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Studien zu folgen, während ſeine äußeren Umſtände ihn in den Stand ſetzten, ſein Haus zum Mittelpunkte eines ausgewählten geſelligen Kreiſes geiſtreicher und gelehrter Männer zu machen, in welchem unter den Einheimiſchen, Wenck, Profeſſor Peterſen, v. Schrautenbach, Geh. Rath v. Heſſe, ſpäter Höpfner, Klipſtein, Borckhauſen und andere wie Hausfreunde verkehrten, und nicht leicht ein Fremder von geiſtiger Bedeutung ſeinen Beſuch zu machen verſäumte. Und ſo finden wir denn in jener Zeit Namen wie Herder, Gleim, Lavater, Herzog Karl Auguſt, v. Wedel, La Roche, Stolberg, Haugwitz, Leuchſenring u. a. als Gäſte jenes Kreiſes, welcher ſich zugleich der Theilnahme der vortrefflichen Landgräfin Karoline von Heſſen-Darmſtadt erfreute, deren perſönliche Gunſt und Freundſchaft Merck in ſo hohem Grade genoß, daß ſie ihn

1) Geiſt. Werk XXVI. S. 170 f.

wöchentlich mehrmals in den engern Cirkel ihrer fein gebildeten Umgebung zog. Verschönert ward dieses glückliche Daseyn durch den Besitz einer geistreichen und liebenswürdigen Gattin, deren feines Urtheil ein Herder und Wieland hoch achteten, und durch Kinder, deren Verlust erst später dem Herzen des zärtlichsten Vaters schmerzliche Wunden schlagen sollte.

Schon im einundzwanzigsten Jahre hatte Merck als erste Frucht einer anhaltenden Arbeit seine Uebersetzung von Hutchesons Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend bekannt gemacht. Im nächsten Jahre folgte sein Trauerspiel Cato, von Addison, und bald darauf Shaw's Reisen in der Levante. Alles erschien anonym, ohne Anspruch auf Ehre und Gelderwerb. Jetzt wurden wichtige literarische Verbindungen geschlossen. Die Bekanntschaft mit Jacobi, Göthe, Herder und Wieland veranlaßten zu thätigem Eingreifen in die sehr vernachlässigte deutsche Journalistik. Die Frankfurter gelehrten Anzeigen wurden gegründet, der deutsche Merkur kräftig unterstützt und Beiträge zu der bei Varrentrapp unter Kösters Redaction erscheinenden deutschen Encyclopädie geliefert, während Boie's deutsches Museum, Lichtenbergs Magazin, Lavaters großes physiognomisches Werk, so wie die Hessischen Beiträge zur Gelehrsamkeit und die Memoires der Lausanner physikalischen Gesellschaft gleichfalls Mercks thätige Mitwirkung in Anspruch nahmen [1]).

Hier brechen wir diese kurzen, zum Theil wörtlich aus Karl Wagners Einleitung zum ersten Bande der Briefe an Merck entlehnten Notizen ab, und versuchen das Weitere, was wir über Leben und Wirken dieses ausgezeichneten Mannes zu sagen haben, in die Schilderung seines Verhältnisses zu denjenigen großen Geistern einzuweben, als deren Freund und Genosse er fortan erscheint, und an deren Namen in der Kulturgeschichte unserer Nation auch der seine unvergänglich geknüpft erscheint.

1) Wagner S. VIII—XIV.

II.

Merck und Herder.

Das erſte bedeutende Verhältniß Mercks, das wir hier zu ſchildern haben, iſt nicht nur an ſich von großem Intereſſe, ſondern in noch höherem Grade dadurch, daß es die Brücke ſchlug zu derjenigen engen Vereinigung mit Göthe, welche recht eigentlich als der Kern und Glanzpunkt von Mercks Daſein anzuſehen iſt.

Herders Bekanntſchaft mit Merck fällt in das Jahr 1770. Auf ſeiner Reiſe mit dem Prinzen von Holſtein-Eutin, den er als Inſtructor und Reiſeprediger begleitete, lernte Herder im Auguſt des gedachten Jahres zu Darmſtadt, wo man vierzehn Tage verweilte, durch Mercks Vermittlung ſeine nachmalige Gattin, Karoline Flachsland, kennen. Eine Mlle. Ravanell, Gouvernante der Prinzeſſinnen zu Darmſtadt, machte nämlich Herder mit Merck, dieſer ſeinen Freund mit dem Geh. Rath Heſſe bekannt, bei deſſen Gattin, ihrer Schweſter, ſich Karoline Flachsland damals aufhielt [1]). Merck war Vermittler und Zeuge des innigen, ſchnell geſchloſſenen Seelenbundes zweier ganz für einander beſtimmten Weſen. In ſeinem Hauſe ſahen ſich beide zum öftern, hier ſprachen ſich die Liebenden am Morgen der Trennung zum erſtenmale allein. Der goldene Widerſchein dieſer Stimmung ſpiegelt ſich ab in dem am Tage nach der Abreiſe, den 28. Auguſt, aus Heidelberg von Herder an Merck gerichteten Briefe, dem erſten beider Sammlungen. »Ihnen, mein liebſter Freund, ſchreibt er) darf ich ſagen, daß dieſe Scene für mich eine der einzigen in meinem Leben geweſen, eine Scene, über die kein Triumph der Unſchuld, der Freundſchaft, der Zärtlichkeit, der Beſcheidenheit, der Tugend und einer offenen Erhabenheit der Seele geht. — Ich hätte die Scene endigen ſollen, daß ich Ihnen meine ſo vortreffliche edle Freundin, von meinetwegen, als Ihre doppelte Freundin vorgeſtellt hätte; mein Herz klopfte aber zu ſtark, als daß ich ſo etwas denken, thun, ſetzen konnte; ich thue es durch dieſen Brief, und Sie, mein Freund,

1) Man ſehe: Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfrieds von Herder (von ſeiner Gattin) Tübingen 1820. S. 150 ff.

nehmen, das weiß ich, meine Repräsentation ohne Hand und Kuß an. Sein Sie ihr Freund statt meiner: so sind Sie der Freund eines Engels der Unschuld.« Neben diesen Bezügen des Herzens hatte aber auch Mercks eigne Persönlichkeit, der Reichthum seiner Kenntnisse und seines Geistes Herdern mächtig an ihn gezogen. »Ich wünsche, schreibt er in demselben Briefe, überhaupt *mehr* Ihren Umgang genossen zu haben. Sie haben mir mehr gesagt, *daß* ich hier (im Modellhause der Antiken zu Mannheim) noch suchen müsse, als *was* ich denn suchen sollte.« Ja er verspricht, daß, »wenn er je wieder seine »Plastik« zur Hand nehme, Merck zuvor das ganze Manuscript zur Durchsicht erhalten solle, ehe der Setzer einen Buchstaben rege.«

In dieser Zeit von Herders Aufenthalt zu Straßburg war die briefliche Verbindung zwischen beiden Freunden, wie sich leicht denken läßt, außerordentlich lebhaft [1]), und die noch vorhandenen Briefe Herders strömen über von Gefühlen der Liebe und Verehrung gegen den Freund, dessen ethische und gemüthliche Seite hier in einem ganz andern, als dem für seine Beurtheilung stereotyp gewordenen Ausdrucke des Mephistophelischen erscheint. »Gebe mir der Himmel, ruft Herder einmal aus [2]), nur Einen Freund wie *Sie*, es sei in welche Wüste er mich auch hinwerfe.« Ueberhaupt erscheint Herder in diesen Mittheilungen in seinem schönsten Lichte. Alles Bittere, Herbe, an Hochmuth streifende in seiner Natur weicht hier den Gefühlen der Liebe, der Freundschaft und Verehrung. Mercks Briefe werden von ihm »mit mehr als Unsterblichkeit apothesirt.« Er ist der »liebe«, der »gutherzige« Merck, dessen »fühlendes Herz« für den Freund »ein Geschenk des Himmels« ist. Hin und wieder blitzt freilich auch selbst in diesen Ergüssen des Herzens ein Zug jener Neigung zum Verletzend-Scharfen auf, die Göthe bekanntlich schon damals so viel zu schaffen machte [3]), wie wenn er z. B. von dem Bilde des alten ehrwürdigen Gellert in demselben Briefe

1) Briefe I. S. 5. Sie schrieben sich fast regelmäßig zweimal. Briefe II. S. 32.

2) Briefe I. S. 6.

3) Göthe's Werke Bd. XXV. S. 296–309.

schreibt: »es habe unter andern auch die Aehnlichkeit mit seinem Original, daß es eben so viel spreche und denke, wie dasselbe.« Auch dem Darmstädter Freunde müssen Ausbrüche dieser »Wunderlichkeit«, wie Herder sie zu nennen scheint, schon damals aufgefallen sein, wenigstens deutet manche Stelle der Briefe auf dergleichen hin [1]). Allein wenn man die unerträglichen Körperleiden bedenkt, die bei jenem Aufenthalte in Straßburg Herder mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers ertrug, so wird man ihm gewiß mit Göthe solche einzelne Gallenergießungen zu Gute halten. Schreibt doch Herder selbst dem Freunde: »die Trümmer von mir selbst, die Sie sehen werden, wird Ihnen genug sagen, warum es nicht anders als solche Mißtöne haben sein können.« Daneben zeugen die Mittheilungen über seine wissenschaftlichen Studien, Lectüre, poetischen Arbeiten u. a., wie hoch Herder auch in dieser Beziehung den Freund stellte [2]), wie er bei ihm die geistreichste Theilnahme und das förderndste Eingehen auf alle Interessen der Kunst und Wissenschaft voraussetzen durfte. Die von der edlen Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt in nur 31 Abzügen veranstaltete erste Sammlung von Klopstocks Oden für den engeren Kreis der begeisterten Verehrer des gefeierten Dichters wird besprochen, die eignen Gedichte handschriftlich an Merck gesendet, nebst der Abhandlung über die Entstehung der Sprache und andere Arbeiten Herders, und Poesien voll inniger, persönlicher Bezüge gegenseitig ausgetauscht [3]). Auch an Kritik fehlt es nicht. So urtheilt Herder, der schwer oder nie zu befriedigende, von Mercks Fabeln, die jetzt in einer ausgewählten Sammlung von Wagner im ersten Bande des Briefwechsels herausgegeben sind: »Sie mahlen das Unwesentliche zu sehr, und das Wesentliche leidet; da doch die Fabel das schönste so gut, als das wahrste Ganze sein soll, und ohne kritisches Halsgericht schon der Empfindung nach ist. Machen sie doch eine einmal ohne Hans Lafontaine, mit der trocknen deutschen Strenge

1) Briefe I. S. 10—11. II. S. 8—9. I. S. 12—13 f. S. 19—20.
2) Briefe I. S. 11.
3) Briefe I. S. 21 f. II. S. 11—19.

des Albrecht Dürer. Doch vergeben Sie mir ein partiales Urtheil, das nur auf ein Paar Proben sich gründet.«

Hier enden die Briefe, welche Herder von Straßburg aus an Merck schrieb, und deren Anzahl sich in beiden Sammlungen auf neun beläuft. Doch sind sicheren Spuren zufolge mehrere aus dieser Periode verloren gegangen, oder vielleicht von Merck selbst absichtlich vernichtet. Die sechs übrigen sind aus Bückeburg, wohin Herder bekanntlich nach der Trennung von seinem Prinzen, im Frühjahr 1771 einem ehrenvollen Rufe folgte. Auch von hier aus ward der Austausch wissenschaftlicher und Kunstmittheilungen fortgesetzt; doch bildet hier und da der auch schon früher ausgesprochene, oft bitter scharfe Tadel über Wieland [1]) einen Mißton, der für die spätere Zeit noch bedeutungsvoller wurde. Ein Brief vom September des Jahrs 1771 gedenkt schon einer von Seiten Mercks eingetretenen Kälte und Verstimmung. »Ich habe, schreibt Herder [2]), Ihren letzten Brief mit dem traurigen Schauder gelesen, mit dem ich in Liefland mehr als einmal das Herannahen des Winterfrostes gefeiert! Ein unnennbares Rauschen ging durch die Luft! Die Zweige des Baumes bebten, das grüne Blättchen krümmte sich voll Angst zusammen, und in wenigen Tagen lag's gelb zur Erde. Meine Seele hat diese Krümmung der Seele bei Ihnen gefühlt.« Höchst bezeichnend für Mercks innerste Eigenthümlichkeit und seinen scharfen und tiefen Seelenblick sind die unmittelbar darauf folgenden Worte:

»Erinnern Sie Sich, daß Sie einmal eine solche Zeit in einem Briefe weissagten; ich lachte, denn wer hätte darauf solchergestalt rechnen sollen?« Und darauf die überströmende Empfindung des sonst so stolzen Herzens: »und immer muß ich Ihnen sagen, daß Sie der erste Freund meines Lebens wären, den ich so und als den verloren hätte? Lassen Sie uns aber nicht verlieren oder uns an eine Abtrennung gewöhnen, die, wenigstens bei mir, ein Abriß wird, der in so vielem Betracht jedem Gedanken blutig ausgerissene Fasern zeigt.«

1) J. W. Briefe I. S. 29. S. 13.
2) Brief II. S. 32.

Welch ein Mann mußte der ſein, dem ſich ein Herder ſo beugen konnte! den zu verlieren für ihn der furchtbarſte Gedanke iſt. Gewiß, ich weiß kaum einen Spiegel, aus dem Mercks Bild in ſeiner ganzen Schönheit und Größe herrlicher wiederſtrahlte, als aus jenen ergreifenden Klagen eines Mannes, dem vor allem nichts ſo verhaßt war, als das »Halberſtädtiſche Trödeln mit Liebesbriefchen des Herzens und der Freundſchaft,« das ihm als ein ſicheres Zeichen des Verluſtes der wahren Treue und Gottesfurcht am Altar der Seele« erſchien. Auch in dem nächſt folgenden Briefe (vom Oct. 1772) erſcheint dieſelbe Stimmung, Klagen, daß nicht Alles mehr wie ſonſt zwiſchen den Freunden ſei, Erinnerungen an die ſchönere Zeit, und daneben doch die ſichere Zuverſicht, ſich nie ganz verlieren zu können. Der viel beſchäftigte, viel in Anſpruch genommene Merck ſcheint zuweilen mit der Beantwortung lange geſäumt zu haben, wenigſtens ſind Herders Briefe voll von Klagen darüber, die natürlich um ſo heftiger waren, je weniger Herder überhaupt dergleichen Vernachläſſigungen *ertragen konnte, und je mehr es ihm durch das Ausbleiben* von Briefen ſeines Freundes auch an Nachrichten über ſeine Liebe in Darmſtadt gebrach. Dazu kam, daß Merck mittlerweile Göthe kennen gelernt, deſſen Bekanntſchaft (wie Herder ſelbſt ſchreibt [1]), verbunden mit glücklichen Familienereigniſſen, in Merck neues Leben und neue Thätigkeit gebracht und ihn dem Nahen und Gegenwärtigen mehr zugewandt hatten. Göthe's Vereinigung mit Merck ſcheint denn auch wirklich jene Laubheit Mercks gegen Herder hervorgebracht zu haben. Herder ſelbſt war zu ſcharfſichtig, um dies nicht zu ſehen, und in dem genannten Briefe tritt auch in und zwiſchen den Zeilen überall dieſe ſchmerzliche Bemerkung hervor. Das aber was Herder am bitterſten quälen mochte, war eben nur die bald gewonnene Einſicht, wie er Göthe's Bedeutung durchaus verkannt, oder doch viel zu niedrig angeſchlagen habe. Göthe hatte zu viel von Herder in Straßburg auszuſtehen gehabt, um damals mit ſo olympiſcher Ruhe wie ſpäter in Dichtung und Wahrheit über Herder zu denken und zu ſpre-

1) Briefe II. S. 28.

chen. »In Ihren Zeitungen [1])«, schreibt Herder an Merck, »sind Sie immer Socrates - Addison, Göthe, meistens ein junger übermüthiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen, und wenn ich dann einmal komme, so ist's der irländische Dechant mit der Peitsche.« Bekanntlich führte Herder den Namen des »großen Dechanten« (Swift) unter seinen Freunden, wegen seiner Vorliebe für den großen Irländischen Humoristen, die er selbst auch in diesen Briefen anerkennt [2]). — Auch Göthe bleibt Briefe schuldig [3]), worüber denn gleichfalls geklagt und gescholten wird; denn beides läuft bei Herder immer zusammen.

Endlich schrieb Merck, herzlich und warm, und nun gehen bei Herder wieder alle Schleußen des Herzens auf. Er nennt das gegenseitige Verschließen ihrer Herzen gegen einander ärger als Thorheit, es sei »Bosheit, Härte, Stein und Fleisch«; er bekennt »mit Schaam, Wehmuth, Reue, Aergerniß und Freude,« daß er den Freund nicht verstanden, daß sie sich gegenseitig »gemartert« ohne Noth. Daß wir aber oben mit unserer Bemerkung über Göthe's Einfluß auf Mercks veränderte Stimmung das Richtige getroffen, dafür bürgt die Schlußstelle des Herderschen Briefes, worin nur zu klar die Klage heraustritt, daß Merck sich gewöhnt habe, ihn in Göthe's Spiegel zu sehen. Herder, der in den Jahren der Trennung von Merck, in seinem Innern eine große Revolution der theologischen Ansichten und Ueberzeugungen erlitten hatte [4]), schreibt dem Freunde: »ich verwerfe mit aller Liebe und Sanftmuth die zweijährige Mühe und Gespinnst ihres Herns zu sammt Ihres Herrn und Freundes seinem«, und klagt, »daß beide in ihm eine Natur supponiren, über die er selbst schaudern möchte, wenn er sie (wie sein gegebenes Vorbild Swift) auch in seinem Spiegel erblickte,« und »wer weiß (fährt er fort) ob ich sie nicht darum und in dem noch ärgern Spiegel, dem Traum, durch Euch erblicken lerne! — — Alle

1) z. B. in den »Frankfurter gelehrten Anzeigen«. Von Schlosser, Merck, Göthe, Herder u. a. herausgegeben.

2) Briefe I. S. 39.

3) Briefe I. S. 36. S. 37.

4) Briefe I. S. 35–39.

Schminke, die Sie mir dabei verſchwenden, zeigt eben, daß Sie Runzeln ſehen, und da ich deren ganz andere und mehr als Ihr alle fühle, ſo wende ich mich von Euch, und halt' es kaum werth mit Merck, dem leidigen Tröſter, und mit Göthe, dem elenden Wahrſager, Naturkenner und Zeichendeuter ſo viel Worte zu wechſeln, als der geplagte Hiob mit ſeinen Freunden: unter denen Göthe juſt zuletzt kommt, wie Elihu«.

Doch eben ſo wenig fehlte es auf der andern Seite dem großen Manne an wahrhafter tiefer Selbſterkenntniß, die durch Mercks Briefe nur noch ſtärker geweckt worden war. Denn in der ſpäter geſchriebenen, aber zugleich abgeſendeten Fortſetzung des obigen Briefes ſchreibt er, nachdem er jeden Zug von Eitelkeit und Selbſtſucht in ſich auszurennen ſuche, bittet Geduld mit ihm zu haben, kein Endurtheil über ihn zu fällen, ihn weder zu loben noch zu tadeln, ſondern ihn, was er ſo ſehr nöthig habe, und wofür die Freunde der Himmel lohnen werde, aufzumuntern und zu erwecken. »Und fahren Sie nur fort mit Ihrem guten Character mich zu heben und zu tragen. Sie thun's wahrhaftig jetzt einem andern Menſchen, als dem Sie glauben.« — Den Reſt des Briefes füllen wieder wiſſenſchaftliche Mittheilungen, namentlich mit Bezug auf die von Schloſſer, Merck und Göthe unter Mitwirkung Herders, Höpfners u. a. erſcheinenden Frankfurter gelehrten Anzeigen [1]; Recenſionen werden abgelehnt, andere verſprochen, und über eigne Homeriſche Studien berichtet. Herder las damals den Homer in Damms Ueberſetzung mit hohem Genuſſe. »Man lieſt munterer fort als im Griechiſchen, ſieht Compoſition, Rede und Handlung ganzer: überdem iſt der alte Märchen- und freuherzige Rhapſodiſtenton hier ſo gut und übermäßig ausgedrückt, daß man eben ſo oft über Vater Damm, als über Vater Homer zu lächeln und ſich zu freuen hat. Göthe fing Homer in Straßburg zu leſen an, und alle Heiden wurden bei ihm ſo ſchön, groß und frei watende Störche; er ſteht mir allemal vor, wenn ich an eine ſo recht

1) Briefe I. S. 41—44.

ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht (wenn er sehen konnte), und in seinen ansehnlichen Bart lächelt. Es ist eine unendliche Menge, wie von Allem, so auch von humour in ihm, diesen nämlich nicht wie britische Weise, sondern griechisch asiatischen Sonnenglanz gedacht.« Man sieht, selbst in dieser unverfänglichen poetischen Expectoration fehlt ein kleiner Seitenhieb auf Göthe nicht, und auch in den Schlußworten des Briefs: »gebt Euch ja nicht mit Weissagen (oben wurde Göthe der »Wahrsager und Zeichendeuter« genannt) ab, und mit dem Sehen in andrer Menschen Herz. Es ist eine brodlose Kunst, und Ihr habt eine bessere Nerve in Euch, zu glauben, die ich nicht wollte, daß sie umkäme«, — selbst hier erkennt man unzweideutig, daß Göthe, als das trennende Medium dem Schreibenden fort und fort vor der Seele steht. So geben auch in dieser Beziehung die Herderschen Briefe einen interessanten Kommentar zu demjenigen, was in Dichtung und Wahrheit Göthe selbst von seinem Verhältnisse zu Herder erzählt. Und doch erscheint in demselben Göthe eigentlich vorzugsweise als der Suchende, Gutmüthige, der den Ueberlegenen zu gewinnen, ihn Theilnahme für Neigungen, Liebhabereien und Bestrebungen einzuflößen, sich durch sein Urtheil, seine Zustimmung aufzuklären und zu stärken, unablässig bestrebt ist. Herder dagegen erscheint immer bereit, den Jüngeren seine Ueberlegenheit, seine höhere Reife nachdrücklich fühlen zu lassen, dessen Liebhabereien und Produktionen einer scharfen und bittern Kritik zu unterwerfen, wobei denn auch die Waffen des Spottes nicht verschmäht wurden. So war es in Straßburg, so selbst noch zwanzig Jahre später in Weimar, wo sich Herder wohl nicht bloß gegen Göthe's Studium der Mineralogie und Geologie »immer spöttisch erwies.« (S. Göthe's Werke XXVII. S. 26). Und selbst die Anekdoten, die der alte Böttiger hierüber berichtet, geben immer einen interessanten Beleg zu dem auch sonst hinreichend Bestätigten, und zeigen, zu welcher Schiefheit des Urtheils sich der Scharfsinn Herders durch persönliche Gereiztheit verleiten ließ. Wie übrigens das ganze Verhältniß auf Göthe nach dessen Weise productiv eingewirkt, und wie er sich von allem

raus hervorgehendem Widerwärtigen durch die ideale poeti-
he Darstellung desselben befreit habe, ist neulich von Fried-
ich Lewis in seiner Schrift über Göthe's Tasso (S. 28—30
nd besonders S. 73—79) mit seinem Takte ausgeführt und
achzuweisen versucht worden, daß die verwickelten Beziehun-
n des Dichters des Tasso zu Herder nicht ohne bedeutenden
influß auf die poetische Darstellung Antonio's geblieben sind.
erder selbst aber scheint auch in Weimar immer mehr und
ehr einsam und isolirt gestanden zu haben, und gewiß ist es
zeichnend, daß in keinem einzigen der sämmtlichen Merk'-
hen Briefe eines Verhältnisses zwischen Herder und Göthe,
eder im Guten noch im Bösen, gedacht wird. Was beide
nnoch in so mancher Beziehung vereinte, war mehr das ge-
innißvolle Band der Verwandtschaft aller großen Geister,
s der unmittelbare Zug individueller Herzenneigung, einer
reundschaft, wie sie neuerlich Ulrici zwischen Ben Jonson
nd Shakspeare nachgewiesen, und mit dem zwischen Göthe
nd Herder bestehenden Verhältnisse parallelisirt hat.

Mit dem Jahre 1772 enden Herders Briefe an Merck,
nd nur ein einzelner Brief der Gattin Herders vom Octbr.
s Jahres 1773, von Herder mit unterzeichnet [1], giebt Zeug-
iß von dem dauernden freundschaftlichen Verbande, in wel-
em beide fortan lebten. Ein Wiedersehen im Frühlinge 1773,
o Herder seine Braut als Gattin heimführte, scheint die
unde wieder etwas näher gebracht und manche Irrungen
eseitigt zu haben. Auch im Jahre 1773 finden wir beide
ammen [2], und ein Brief Boie's an Merck [3], vom Ja-
ar des Jahres 1773, läßt über das zwischen beiden fort
stehende Freundschaftsverhältniß keinen Zweifel. Auch mit
öthe dauerte der Briefwechsel Herders fort [4]. Doch war
e Zeit der persönlichen Apotheosirung von Seiten Merks
thschieden vorbei [5], seitdem ihm Herders Eigenthümlichkeit
chr und mehr klar geworden war. Göthe selbst giebt uns

1) Briefe I. S. 28—29.
2) Briefe II. S. 98.
3) Briefe I. S. 18.
4) Briefe I. S. 55.
5) Herder selbst nennt ihn so. Briefe I. S. 60.

darüber Aufschluß [1]). »Zwischen Herder und uns waltete ein gemüthlich literarischer Verkehr höchst lebhaft fort, nur schade, daß er sich niemals ruhig und rein erhalten konnte. Aber Herder unterließ sein Necken und Schelten nicht; Merken brauchte man nicht viel zu reizen, der mich denn auch zur Ungeduld aufzuregen wußte«, (Herdern mochte, wie wir sehen, das Verhältniß umgekehrt erscheinen). Selbst der Herdern beigelegte Scherznamen des Dechanten gab zu mancherlei Irrungen und Verdrießlichkeiten Anlaß. Herders spöttisches, oft hissiges, stets aber negatives Verhalten gegen Göthe's Bestrebungen und Productionen, wie namentlich gegen Götz von Berlichingen, wo er, während Merck verständig und wohlwollend Theil nahm, sich unfreundlich und hart dagegen äußerte, und nicht ermangelte in einigen gelegentlichen Schmähgedichten den Verfasser mit spöttischen Namen zu bezeichnen [2]), besserte das Verhältniß nicht; und als Herder späterhin durch Göthe's Veranstaltung nach Weimar berufen, und mit offenen Armen empfangen wurde, gab Merck seinem gutmüthigen Freunde Wieland Verhaltungsmaßregeln gegen den neuen Ankömmling an, die freilich Anfangs bei dem liebevollen Wieland keinen Eingang fanden, der sich »immer bereit erklärte, dem großen Manne den primat inter pares, so gut als jeder katholische Bischoff dem Papste, einzugestehen [3]), und bald darauf [4]) an Merck schrieb: »Ungeachtet Alles dessen, was Sie mir von Herder schreiben, möchte ich Euch Leute doch je bälder je lieber gut mit einander sehen. Ihr seid doch beide so brave Kerls, — was soll das Broyen? Indessen will ich doch meiner Liebe zum Friedensstifter noch eine Zeitlang Einhalt thun, — bis ich sehe, daß Euch beiden das Herz schlägt. Im Grunde haltet Ihr doch was auf einander, — und wie könnt's auch anders.« —

1) Werke XXVI. S. 111. 2) Werke XXVI. S. 200.

3) Briefe II. S. 81. vom 12. Octbr. 1776.

4) Briefe II. S. 85. den 22. Nov. 1776. Wer sich von der Uebelhörigkeit einen Begriff machen will, mit der Wieland sich damals an Herder gebannt fühlte, der lese seinen Brief an F. H. Jacobi in dessen: Auserles. Briefwechsel I. S. 24 ff.

Aber nur zu bald mußte der herzliche Wieland einsehen, daß Mercks Scharfsinn den »neuen Hohenpriester« richtig beurtheilt habe, und schon wenige Monate später schreibt er dem Freunde [1]): »Bei Herdern ist Alles, was Sie mir geprophezeit haben, von Wort zu Wort in Erfüllung gegangen. Besondere Umstände muß ich auf eine Zeit versparen, wo wir uns, so Gott will, sehen werden. Genug, da es nicht anders sein konnte und sollte, so habe ich's endlich satt gekriegt, meine Liebe und Gutherzigkeit, die in den Augen seiner Eminenz Schwäche ist, ganz ruhig wieder eingepackt, und meine Strahlen eingezogen. Der Mann ist wie eine elektrische Wolke. Von fern macht das Meteor einen ganz stattlichen Effect; aber der Henker habe einen solchen Nachbar über seinem Haupte schweben. Niemand ist alle Augenblicke bereiter als ich, das Gute, Vortreffliche, Große, kurz Alles was ein Mann sein kann, an Andern zu erkennen, und gegen jeden herrlichen Kerl sich selbst für nichts zu achten. Aber ich kann für den Tod nicht leiden, wenn ein Mensch seinen eignen Werth so stark fühlt; und wenn vollends ein starker Kerl ewig seine Freude daran hat, andere zu necken und zu gecken, so möchte ich gleich ein Dutzend Pyrenäen zwischen mir und ihm haben. Alles dies m. t. Fr. entre nous.«

Hier scheint die Summe Alles dessen ausgesprochen, was Merck von dem ihm sonst in so manchen Beziehungen geistverwandten Herder trennte. So schrieb er, nachdem Wieland ihn besucht, am 11. Januar 1778 an Lavater [2]): »Der Druck, worin Wieland unter den Potentaten Herder und Göthe lebt, hat ihm allen Schmutz der Eitelkeit abgebrannt, und er ist ein so bonhommischer guter Junge, daß er mir höchst heilig ist. Nur zu kleinmüthig haben ihn die Pursche gemacht, und das ist wieder nichts nütze.«

So scheint sich denn das freundschaftliche Verhältniß in einer gemessenen Entfernung erhalten zu haben, und eine kurze Anzeige der »Volkslieder«, die Merck auf Wielands Ersuchen

1) Briefe I. S. 103, vom Februar 1777. Später glich sich dieser Unmuth Wielands wieder aus. S. Briefe II. S. 153.

2) Briefe II. S. 120.

für den Merkur verfaßte [1]), voll Lob und Anerkennung, iſt das letzte Lebenszeichen, welches wir von dem Verhältniſſe beider Männer zu einander aufgefunden haben, einem Verhältniſſe, in welchem Merck's Perſönlichkeit im vollen Umfange des Worts im ſchönſten Lichte erſcheint.

III.

Merck und Göthe.

Durch Herder's Briefe aus Straßburg und deſſen ſpätere mündliche Mittheilungen erhielt Merck die erſte Kenntniß von Göthe, dem damals ein und zwanzigjährigen, noch unbekannten Jüngling. Die erſte perſönliche Bekanntſchaft zwiſchen beiden vermittelten die Gebrüder Hieronymus und Georg Schloſſer, welche mit Merck aus ſeinen akademiſchen Jahren her befreundet waren, und von denen namentlich der jüngere, Georg, bis zu Merck's Tode mit ihm in den Beziehungen herzlicher Freundſchaft blieb.

Durch Herder »nicht ungünſtig angekündigt« [2]), ward Göthe in ſeiner ganzen Bedeutung zuerſt von Merck vollſtändig erkannt, und des großen Dichters dankbares, in den Jahren der höchſten Reife abgelegtes Bekenntniß: »daß dieſer eigne Mann auf ſein Leben den größten Einfluß gehabt«, wird wie auf vielen Blättern von Dichtung und Wahrheit, ſo auch durch die jetzt in den Briefſammlungen etwas reichlicher fließenden Quellen vollkommen beſtätigt. Ja, einem ſcharf und unbefangen die Data beider prüfenden wird ſich die Ueberzeugung aufdrängen, daß dieſer Einfluß ſelbſt in den ſeltenen Fällen ein guter und heilſamer geweſen, wo Göthe's eigne Worte dies in Abrede ſtellen oder zu ſtellen ſcheinen, und daß die Charakteriſtik des Freundes, wie ſie in der angeführten Stelle von Dichtung und Wahrheit gegeben worden, nicht durchaus richtig und jedenfalls nicht in allen Beziehungen wörtlich zu nehmen iſt. Schon der Herausgeber der Merckſchen Briefe hat dies mit aller Pie-

1) Briefe I S. 135. Merkur 1778. III. S. 191—192.
2) Göthe's Werke XXVI S. 95.

tät gegen den großen Dichter angedeutet. Doch davon weiterhin.

Es war im Jahre 1771 und Göthe, zu seines Vaters großem Behagen, als wohlbestallter Doctor juris von Straßburg nach Hause zurückgekehrt, als Mercks Bekanntschaft ihn häufig von Frankfurt nach Darmstadt führte, wo außer dem neugewonnenen Freunde, wie wir oben sahen, eine Gesellschaft von sehr gebildeten Männern und ausgezeichneten Frauen ihn anzog und von ihm angezogen wurde. Göthe selbst nennt aus diesem Kreise »den Minister des Landgrafen, einen Geheimerath von Heß, Professor Petersen, Rector Wenck, als Einheimische, zu deren Werth sich manche fremde Benachbarte und viele Durchreisende abwechselnd gesellten. Die Geheimeräthin von Heß, und ihre Schwester, Demoiselle Flachsland, waren Frauenzimmer von seltenen Verdiensten und Anlagen, die letztere, Herders Braut, doppelt interessant durch ihre Eigenschaften und ihre Neigung zu einem so vorzüglichen Manne« [1]).

Hier in diesem außerordentlich fördernden und belebenden Kreise, mit welchem er vorzugsweise durch Merck vermittelt worden war, fand Göthe Anregung zur Mittheilung gefertigter oder begonnener Arbeiten, zur Besprechung neuer Pläne und Entwürfe. »Faust war schon vorgerückt, Götz von Berlichingen baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen« [2]), und der Eindruck des Straßburger Münstergebäudes ward in dem Druckbogen von deutscher Baukunst D. M. Erwini a Steinbach zusammengefaßt.

Herder, der erste Vermittler, führte beide Freunde ohne seine Absicht enger zu einander, da beide sich gegen seine Neckereien und Häkeleien zu wehren hatten, wobei denn Göthe's Pietät und Langmuth gegen Herder, bei des kampfgeübten Merck kräftigerem Wesen, nicht allzulange vorhielt.

Neben jenen Productionen, an denen Merck den belebendsten Antheil nahm, ward aber von beiden auch der Versuch gemacht, auf dem Wege ästhetischer Speculation »Maximen auszufinden, wonach man beim Hervorbringen zu Werke gehen

1) Göthe's Werke XXVI. S. 95.
2) Göthe's Werke a. a. O. S. 98—99.

könne« [1]). Doch weder mit Merck »dem Zweifler und Eklektiker,« noch ſpäter mit Gotter wollte es hier gelingen, und bald ſah ſich Göthe von jenen, für ihn wenig fruchtbaren Beſtrebungen wieder zur Production zurückgeführt. Uebrigens war die Bekanntſchaft mit Merck in einer Lebensepoche des Dichters heilend eingetreten, wo er eines ſtarken, welterfahrnen, ſtrebſamen und der Welt zugewendeten Freundes gar ſehr bedurfte. Ereigniß, Leidenſchaft und Genuß der Sefenheimer Tage waren der Pein gewichen. Das Bewußtſein, das ſchönſte Herz in ſeinem Tiefſten verwundet zu haben, war zum laſtenden, herzzerreißenden Schuldgefühl geworden, und eine »düſtere Reue« hatte ſich über ſein Inneres gelagert, die den Zuſtand »bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchſt peinlich, ja unerträglich machte.« Hier trat nun die Bekanntſchaft mit dem Darmſtädter Kreiſe und vor Allem mit Merck heilend und beruhigend ein, und die Sehnſucht, mit welcher er ſich dorthin gezogen fühlte, ſpricht ſich in der Schilderung ſeines damaligen »Wanderlebens« aus, wo er »ſich gewöhnte auf der Straße zu leben« und zwiſchen Frankfurt, Darmſtadt und Homburg, »wie ein Bote hin und her zu wandern.« Das Andenken an dieſe Tage des ſchönſten Zuſammenlebens klingt wehmüthig nach in einem Briefe an Merk aus dem Jahre 1776. »Acht oder neun Menſchen«, ſchreibt er an eine Freundin [2]), »wie ſie Ao. 72 beiſammen und oft in meinem Hauſe beiſammen waren, iſt ein ſeltenes Schauſpiel.«

Als daher Göthe bald darauf ſeinen Freund und jene anmuthigen Verhältniſſe in Darmſtadt verlaſſen mußte, um nach Wetzlar zu gehen, fühlte er »eine Leere im Buſen, die er auszufüllen nicht vermochte«; und befand ſich, wie er bedeutungsvoll hinzuſetzt, *in einer Lage, wo die Neigung, ſobald ſie nur einigermaßen verhüllt auftritt, uns unverſehens überſchleichen und alle guten Vorſätze vereiteln kann.*« Ich nannte dieſe Worte bedeutungsvoll und ſie ſind es in der That, wenn wir ein Lebensverhältniß *Göthe's* zu Wetzlar in's Auge faſſen, in wel-

1) Göthe's Werke S. 118.
2) Pfaff II S. 109.

chem, wie es unzweifelhaft erscheint, Merck abermals heilsam und in gewisser Weise rettend dazwischen trat, und durch dies sein Einschreiten, welchem Göthe merkwürdiger Weise in seiner Darstellung nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, den Freund vor einer zweiten, vielleicht noch schlimmeren Reue bewahrte.

Wenn wir uns nämlich unbefangen prüfend der Göthe'schen Darstellung des Verhältnisses hingeben, welches dem liebedürftigen, nach Liebe sehnsüchtig verlangenden Herzen des Dichters hier in Wetzlar den gewünschten Ersatz für das halb Aufgegebene, halb Verlorene zu gewähren bestimmt schien, so können wir uns nicht verhehlen, daß dasselbe für seine Ruhe und sein Lebensglück höchst gefährlich zu werden drohte, ja bereits geworden war, als es durch Mercks, von Göthe zum Theil selbst veranlaßte Dazwischenkunft, gelöst wurde. Der Beweis läßt sich aus Göthe's eigner Schilderung jener Zustände führen, in welcher die Reife und Besonnenheit der späteren Betrachtung gegen die Befangenheit in der Unmittelbarkeit und Gegenwärtigkeit der früheren Stimmung merkwürdig zurücktritt. Die süße Neigung zu der bereits Verlobten in einem müßig träumerischen Herzen, dem keine Gegenwart genügte, das krank an zerstörter Liebe, sehnsüchtig nach einem neuen Haltpunkt suchte, ist schon an sich nur um so gefährlicher, je anspruchsloser sie auftritt, je sicherer sie scheint. Göthe selbst wendet auf seinen Zustand an, was von dem glücklich-unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden: »Und zu den Füßen der Geliebten sitzend wird er Hanf brechen, und er wird wünschen Hanf zu brechen, heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben.« Sie mochte ihn gerne zu ihrem Begleiter, er konnte ihre Nähe nicht missen. Das schmale unansehnliche Häuschen, in der engen Gasse am Stiftslocale angebaut, ward seine Welt, der Zauber Wakefield's wirkte auch hier zur Steigerung des Gefühls gegenwärtiger, idealisirter Zustände. Göthe begann sogar die fast eifersüchtig geliebte Schwester in Frankfurt zu vernachlässigen. Gewohnheit und Nachsicht machten das Verhältniß zu Lotte leidenschaftlicher als billig, und bereits begann er die Auflösung desselben durch die Aussicht auf bal-

dige Vereinigung der Verlobten als etwas Unerträgliches anzuſehen, während That- und Productionskraft in dieſem ſüßträumeriſchen Dahinleben paralyſirt wurden. Aus dieſer Zeit ſcheint das Gedicht zu ſtammen, welches ſich von Göthe's Hand gar zierlich geſchrieben unter Mercks Papieren fand (mit der Aufſchrift an Uranien), und von Wagner (Briefe II. S. 38 ff.) unter Andeutung des Bezugs auf Göthe's Verhältniß zu Charlotte B. in Wetzlar mitgetheilt iſt. Wir laſſen es hier folgen:

Elyſium an Uranien.

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elyſium.
Wie Du das erſtemal
Liebeahndend dem Fremdling
Entgegen tratſt,
Und Deine Hand ihm reichteſt,
Fühlt' er Alles voraus,
Was ihm für Seligkeit
Entgegen keimte.
Uns gaben die Götter
Auf Erden Elyſium.

Wie Du den liebenden Arm
Um den Freund ſchlangſt,
Wie ihm Lila's Bruſt
Entgegen bebte,
Wie ihr euch rings umfaſſend
In heil'ger Wonne ſchwebtet,
Und ich, im Anſchau'n ſelig
Ohne ſterblichen Neid
Daneben ſtand.
Uns gaben die Götter
Auf Erden Elyſium.

Wie durch heilige Thäten wu
Händ' in Hände wandelten,
Und des Fremdlings Treu
Sich euch verſiegelte,

Daß Du dem liebenden,
Stille ſehnenden
Die Wange reichteſt
Zum himmliſchen Kuß.
Uns gaben die Götter
Auf Erden Elyſium.

Wann Du fern wandelſt
Am Hügelgebüſch,
Wandeln Liebesgeſtalten
Mit Dir den Bach hinab;
Wenn mir auf dem Felſen
Die Sonne niedergeht,
Seh' ich Freundesgeſtalten
Mir winken durch
Webende Zweige
Des dämmernden Hains.
Uns gaben die Götter
Auf Erden Elyſium.

Seh' ich verſchlagen
Unter ſchauernden Himmels
Oede Geſtade
In der Vergangenheit
Goldner Myrthenhains Dämmerung
Lila'n an Deiner Hand,
Seh mich ſchüchternen
Eure Hände faſſen,
Bittend blicken,
Eure Hände küſſen —
Eure Augen ſich begegnen
Auf mich blicken, ſeh ich,
Werfe den hoffenden Blick
Auf Lila, ſie nähert ſich nun
Himmliſche Lippe!
Und ich wanke, nahe mich,
Blicke, ſeufze, wanke —
Seligkeit! Seligkeit
Eines Kuſſes Gefühl!

Mir gaben die Götter
Auf Erden Elysium!
Ach! warum nur Elysium!

In jener, oben von uns faſt buchſtäblich mit den eignen Worten des Dichters geſchilderten Lage fand ihn Merck, den er, von einem Ausfluge nach Gießen zu Höpfner, mit nach Wetzlar hinüber führte, um ihm »ſeine Lotte« vorzuſtellen. Und nun — hören wir, wie ſich Göthe ſelbſt vernehmen läßt: »Kaum konnte ich erwarten, bis ich ihn bei Lotte eingeführt. Allein ſeine Gegenwart in dieſem Kreiſe gerieth mir nicht zum Gedeihen: denn wie Mephiſtopheles, er mag hintreten wohin er will, wohl ſchwerlich Segen mitbringt, ſo machte er mir durch ſeine Gleichgültigkeit gegen dieſe geliebte Perſon, wenn er mich auch nicht zum Wanken brachte, doch wenigſtens keine Freude. — Er zog ſehr ſchnell die Junoniſche Geſtalt einer ihrer Freundinnen vor, und da es ihm an Zeit gebrach, ein näheres Verhältniß anzuknüpfen, ſo ſchalt er mich recht bitter aus, daß ich mich nicht um dieſe prächtige Geſtalt bemühe, um ſo mehr, da ſie frei, ohne irgend ein Verhältniß ſich befinde. Ich verſtehe eben meinen Vortheil nicht, meinte er »und er ſehe höchſt ungern auch hier meine beſondere Liebhaberei, die Zeit zu verderben.«

Nur wer den Eigenſinn eines verzärtelten Herzens in ſolchen Situationen kennt, mit dem es ſich taub gegen die rathende Vernunftſtimme des Freundes in ſolchen Zuſtänden feſtbohrt, und jeden, der nicht für daſſelbe iſt, als Widerſacher und Feind anſieht, wird die obigen Worte des Dichters begreifen, mit denen er den damaligen Zuſtand ſeines Innern eben ſo richtig geſchildert hat, als er ſeinem kälteren und ruhigeren Freunde, dem obenein ſelbſt, wenn es ihm darum zu thun geweſen wäre, dem Werthe der Geliebten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, alle die tauſend dazu nöthigen Verbindungsglieder und Momente des Zuſammenlebens fehlten, das auffallendſte Unrecht anthut. Aber Merck ging ja im Gegentheil, wie auch Göthe ſelbſt eingeſteht, darauf aus, ſeinen Freund aus Wetzlar und aus der Nähe einer Gefahr zu ent-

fernen, deren Daſein dieſer ſich ſelbſt in gewiſſen Augenblicken nicht mehr verhehlte. Nicht zum Unheil alſo, ſondern zum Gedeihen gereichte ſeine Gegenwart in dieſem Kreiſe, mit der er den Freund, der die Werthertragödie mit Ausſchluß der Kataſtrophe durch den Piſtolenſchuß hier wirklich erlebte, zeitig genug von der letzteren zurückriß. Und wenn er ihm die Gefahr nicht in dieſer, ſondern in der von Göthe ſpäter ſelbſt beliebten Form des Pater Brei vorführte, und ihm bemerklich machte, daß da

gehört zu jeglichem Sakramen'
Geiſtlicher Anfang, leiblich Mittel, fleiſchlich End',

ſo war dies eben die Mercks Eigenthümlichkeit zuſagende Weiſe, der überdieß hier mit Recht Zeitverderb und Kraftverluſt ſah. Es ſind aber bei Göthe nur die Gedanken des Herzens, die ſich einander verklagen und entſchuldigen. Denn was verlangte er eigentlich von ſeinem Freunde? Nichts anders als Einſtimmung in ſeine Neigung und Zuſtimmung zu dem Vorhaben, ſich ihr weiter hinzugeben. Dies alſo wäre ihm »zum Gedeihen« geweſen?! Zwar ließ er ſich nun, »durch des Freundes Abſtimmung nicht irre machen, denn (ſagt er) ich hatte mir das Bild ihrer Liebenswürdigkeit tief genug eingedrinkt, als daß es ſo leicht auszulöſchen geweſen wäre; aber ſeine Gegenwart, ſein Zureden beſchleunigten doch den Entſchluß, den Ort zu verlaſſen. Er ſtellte mir eine Rheinreiſe, die er eben mit Frau und Sohn zu machen im Begriff ſei, ſo reizend vor, und erregte die Sehnſucht, diejenigen Gegenſtände endlich mit Augen zu ſehen, von denen ich oft mit Neid hatte erzählen hören. — Nun als er ſich entfernt hatte trennte ich mich von Charlotten, zwar mit reinerem Gewiſſen als von Friedericken, doch nicht ohne Schmerz. Auch dieſes Verhältniß war durch Gewohnheit und Nachſicht leidenſchaftlicher als billig von meiner Seite geworden; ſie dagegen und ihr Bräutigam hielten ſich mit Heiterkeit in einem Maße, das nicht ſchöner und liebenswürdiger ſein konnte, und die eben hieraus entſpringende Sicherheit ließ mich jede Gefahr vergeſſen. Indeſſen konnte ich mir nicht verbergen, daß dieſem Abentheuer ſein

Ende bevorſtehe, denn von der zunächſterwarteten Beförderung des jungen Mannes hing die Verbindung mit dem liebenswürdigen Mädchen ab; und da der Menſch, wenn er einigermaßen reſolut iſt, auch das Nothwendige ſelbſt zu wollen übernimmt, ſo faßte ich den Entſchluß, mich freiwillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben würde.«

Gewiß dieſe ganze Schilderung iſt von unendlicher dichteriſcher Schönheit und Wahrheit, und hierin liegt das Verzeihliche ihrer Ungerechtigkeit gegen die proſaiſche Wahrheit. Göthe hat oft ſeinen Freund, den edelſten und wahrſten den er beſeſſen, ſcherzhaft mit Mephiſtopheles verglichen, ja, Merck und Mephiſto ſind für das Bewußtſein vieler Freunde Göthe's gewiſſermaßen durch dieſe Vergleiche, und bei dem frühen Mangel an Nachrichten über den herrlichen Mann, zu Menächnen geworden, — aber nie iſt es mit größerem Unrechte geſchehen, als bei dieſer Gelegenheit; und ſo mag das Intereſſe für die Wahrheit die Ausführlichkeit unſerer Darſtellung dieſes Punktes in dem Lebensverhältniſſe beider Männer entſchuldigen, einer Darſtellung, durch welche dem Ruhme des großen Dichters nichts entzogen, wohl aber das Bild ſeines Freundes von einem leichten Schatten befreit wird.

Wie in dieſer Wetzlariſchen Epiſode, löſend und befreiend, wirkte Merck auch während derſelben geiſtig anregend und zur Thätigkeit ſpornend auf den Freund ein, in dem er bei dem in Gießen veranſtalteten, literariſchen Congreß zwiſchen Merck, Georg Schloſſer, Höpfner und anderen Gießener Akademikern ihn zur Theilnahme an der Begründung und Förderung der Frankfurter gelehrten Anzeigen heranzog. Merck, ſo erzählt Göthe, bald äſthetiſch, bald literariſch, bald kaufmänniſch thätig, hatte den wohldenkenden, unterrichteten, in ſo vielen Fächern kenntnißreichen Schloſſer angeregt, die genannte Zeitſchrift in dieſem Jahre herauszugeben. Sie hatten ſich Höpfner'n und andere Akademiker in Gießen, in Darmſtadt einen verdienten Schulmann, den Rector Wenck, und ſonſt manchen wackern Mann [1]) zugeſellt. Jeder hatte in ſeinem Fache hiſto-

1) z. B. H. Schleſſer, Schulz, die Gebrüder Peterſen u. a.

riſche und theoretiſche Kenntniſſe genug, und der Zeitſinn ließ dieſe Männer nach Einem Sinn wirken. Die zwei erſten Jahrgänge dieſer Zeitung (denn nachher kam ſie in andere Hände) geben ein wunderſames Zeugniß, wie ausgebreitet die Einſicht, wie rein die Ueberſicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter geweſen. Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert; wackre und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geſchützt, man nimmt ſich ihrer an gegen Feinde, beſonders auch gegen Schüler, die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer mißbrauchen. Am intereſſanteſten ſind beinahe die Recenſionen über andere Zeitſchriften, die Berliner Bibliothek, den deutſchen Merkur, wo man die Gewandtheit in ſo vielen Fächern, die Einſicht ſo wie die Billigkeit mit Recht bewundert.

Göthe, durch Merck gewonnen, nahm bald nachdem er ſich von den Wetzlariſchen Neigungen losgeriſſen hatte, den wärmſten Antheil an dem Unternehmen, deſſen eigentliche Seele Merck war und blieb, daher ihm denn auch in den Briefen ſeiner Freunde jene Anzeigen oft allein zugeſchrieben werden [1]). Die Art, wie von den Freunden die Redaction gehandhabt wurde, war eben ſo neu und eigenthümlich, als ſie von der Gewiſſenhaftigkeit, mit der man zu Werke ging, ehrendes Zeugniß giebt. Eine lebhafte Correſpondenz, die Nähe der Ortſchaften Frankfurt, Darmſtadt und Gießen, und öftere perſönliche Verhandlungen traten hier begünſtigend ein. »Wer das Buch zuerſt geleſen hatte [2]), der referirte, manchmal fand ſich ein Correferent; die Angelegenheit ward beſprochen, eine verwandte angeknüpft, und hatte ſich zuletzt ein gewiſſes Reſultat ergeben, ſo übernahm einer die Redaction«. Göthen fiel dabei oft die Rolle des Protokollführers zu, wobei ihm denn auch die Freunde erlaubten innerhalb ihrer Arbeiten zu ſchwärmen, und ſodann bei Gegenſtänden, denen er ſich gewachſen fühlte, die ihm beſonders am Herzen lagen, ſelbſtſtändig aufzutreten. Schon die Ankündigung dieſer neuen Zeitſchrift ward faſt überall von den Beſten der Nation mit entſchiede-

1) Man vergleiche: Briefe II. S. 43. I. S. 45 u. a.
2) Göthe's Werke XXVI. S. 166.

nem Enthuſiaſmus aufgenommen. »Wohl unſerer Critik (ſchreibt der ältere Jacobi an Merck), deren Afterbild ſo lange in allen Trödelbuden zur Schau geſtellt worden iſt, daß endlich einmal edeldenkende, freie Männer ſich ihrer annehmen.«

Indeſſen ſagten ſich Merck und Göthe ſchon zu Ende des Jahrs 1771 mit ihren Freunden von der Theilnahme an dieſer Zeitſchrift los, was anfangs von manchen für eine Finte gehalten wurde, ſich aber ſofort durch den außerordentlichen »Abfall« der Anzeigen nur zu deutlich beſtätigte [1]). Während nun der raſtlos thätige Merck ſeine Kraft einem andern Unternehmen zuwandte, und für die bei Varrentrapp unter Köſters Leitung erſcheinende deutſche Encyklopädie verſchiedene belletriſtiſche und artiſtiſche Arbeiten lieferte, kehrte Göthe mit erneutem Eifer zu ſeinen, wie es ſcheint, durch jene Beſtrebungen hin und wieder in's Stocken gerathenen Productionen zurück. Schon früher hatte er ſeine kleineren poetiſchen Erzeugniſſe Mercken regelmäßig mitgetheilt, wie denn auch Handſchriften z. B. von dem Gedichte »der Wanderer«, und von der Farce Götter Helden und Wieland, das eine von Göthe, das andere von Merck geſchrieben, mit Zuſätzen und Verbeſſerungen von Göthe's Hand, ſich unter den nachgelaſſenen Papieren von Merck vorgefunden haben [2]), unter ihnen auch ein kleines, in der Sammlung von Göthe's Werken nicht befindliches Gedicht, Pilgers Morgenlied, an Lila, nach einer handſchriftlichen Notiz von Merck die Stimmung ausdrückend, als der Dichter auf ſeiner Reiſe nach Wetzlar »den Thurm« (von Frankfurt?) zum letzten Male ſah. Aber wichtiger als dies Alles war Mercks Einwirkung auf ſeines Freundes erſte große Production, den Götz von Berlichingen. Hatte er ſchon gleich zu den erſten Anfängen dieſes revolutionären Werks, im Gegenſatz zu den ſpöttiſchen Bemerkungen des ſarkaſtiſchen Herder, ſich »verſtändig und wohlwollend« geäußert, ſo erwies er ſich bei der zweiten Bearbeitung, als der Dichter auch mit dieſer unzufrieden, die Bekanntmachung ablehnen und auf eine

1) Briefe I. S. 15.

2) Die Varianten ſind mitgetheilt von Wagner Briefe II. S. 41—47.

abermalige dritte mit mehr Fleiß und Ueberlegung vorzunehmende Behandlung ausſetzen wollte, als den entſchiedenſten Gegner dieſes Zauderns und ewigen Umarbeitens, indem dadurch die Sache nur anders und ſelten beſſer werde. »Man müſſe ſehen, was das für eine Wirkung thue, und dann immer wieder was Neues unternehmen [1]«. Sein kräftiger Zuruf: »Bei Zeit auf die Zäun', ſo trocknen die Windeln!« überwand alle Bedenklichkeiten und Einwände, und ſeine techniſch merkantiliſche Rührigkeit wußte denn auch ohne Verlegerhülfe, da Göthe eine ſolche, nach den bei den »Mitſchuldigen« gemachten Erfahrungen, in Anſpruch zu nehmen ſich ſcheute, Rath zum Druck des Werkes zu ſchaffen. Der Dichter beſtritt das Papier, der Freund die Druckkoſten, und ſo wurde denn die »wilde dramatiſche Skizze« wie ein leuchtendes und zündendes Meteor in die Welt hineingeſchleudert. Wenn nun freilich Mercks Erwartungen von dem pecuniären Vortheile, hauptſächlich wegen des ſofort geſchäftigen Diebesdrucks, nicht erfüllt, ja dem Pocten ſelbſt manche ökonomiſche Verlegenheiten bereitet wurden — auch Schiller erfuhr mit ſeinem Erſtlingswerke bekanntlich daſſelbe Schickſal, nur in viel härterem Maße — ſo war doch auf der anderen Seite, wie Merck richtig vorausgeſagt, unendlich viel gewonnen, und des Dichters Stellung, der bisher nur fliegende Blätter anonym herausgegeben hatte, von nun an feſt begründet.

Hier mag es nun geſtattet ſein, von unſerm Wege ein wenig ſeitab zu biegen, und einen Ausſpruch Göthe's näher zu beleuchten, mit dem er ſeinen damaligen Zeitgenoſſen im Allgemeinen, und insbeſondere einem Einzelnen unter denſelben zu nahe zu treten, oder doch jedenfalls beiden nicht die volle Gerechtigkeit angedeihen zu laſſen ſcheint. Nachdem er nämlich in der zuvor berührten Stelle ſeiner Selbſtbiographie, bei Gelegenheit des Recenſirweſens ſeiner Zeit, über die Grundloſigkeit, Willkühr und Einſeitigkeit der Recenſentenanſichten in Billigung und Tadel ſich ausgelaſſen, fährt er fort: »Mir begegnete nun daſſelbe, und wenn ich nicht ſchon einigen Grund gehabt hätte, wie irre hätten mich die Wiederſprüche gebildeter

1) Göthe's Werke XXVI. 200—203.

Menſchen machen müſſen! So ſtand zum Beiſpiel im deutſchen Merkur eine weitläufige, wohlgemeinte Recenſion, verfaßt von irgend einem beſchränkten Geiſte. Wo er tadelte, konnte ich nicht mit ihm übereinſtimmen, noch weniger wenn er angab, wie die Sache hätte können anders gemacht werden. Erfreulich war es mir daher, wenn ich unmittelbar hinterdrein eine heitere Erklärung Wielands antraf, der im Allgemeinen dem Recenſenten widerſprach, und ſich meiner gegen ihn annahm. Indeſſen war doch jenes auch gedruckt, ich ſah ein Beiſpiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer, wie mochte es erſt im großen Publikum ausſehen.«

Sollte dieſer Ausſpruch im Ganzen wie im Einzelnen gerecht ſein? ich zweifle. Göthe vergißt, ſcheint es, hier zunächſt das Faktum der allgemeinen Theilnahme, Aufmerkſamkeit, ja Begeiſterung, mit der jene Zeit, der es wahrlich bei der Menge herrſchender Vorurtheile des Geſchmacks zum Verdienſt angerechnet werden könnte, einer ſo ganz neuen eigenthümlichen Production eines Jünglings, der allen dieſen Vorurtheilen in's Angeſicht zu ſchlagen wagte, entgegen kam. Dieſe Friſche und Lebendigkeit der Theilnahme, dieſe reine Receptivität waren aber nothwendig, um die heilſame Wirkung dieſer erſten Kraftäußerung des Genius möglich zu machen. »Es iſt nicht genug ein groſſer Mann zu ſein, man muß auch zur rechten Zeit kommen«; dies Wort Göthe's erfüllte ſich hier buchſtäblich, und wäre es nicht mit dem kannegießernden »wenn« überall eine bedenkliche Sache, es ließe ſich mit Grund zweifeln, ob denn ein höher ausgebildeter kritiſcher und äſthetiſcher Sinn damals wirklich wünſchenswerther und förderlicher geweſen wäre. Und jene Recenſion — ich glaube auch ihr geſchieht einiges Unrecht. Betrachten wir ſie einen Augenblick näher. Sie ſteht im dritten Bande des deutſchen Merkur (v. Jahre 1773. S. 267–287) und iſt mit M. unterzeichnet, hat aber nach einer Bemerkung Grubers in Wielands Leben (Wielands Werke Bd. 52. S. 90) den Profeſſor Schmid in Gießen zum Verfaſſer. Gleich der Anfang nimmt uns für den Kritiker ein. »Wir zeigen, ſagt er, unſern Leſern hier ein Drama an, bei dem unſere kritiſchen Linnées ſtaunen und

ungewiß ſein werden, in welche Klaſſe ſie es ſetzen ſollen: ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das grauſamſte gemartert werden [1]), das weder Luſt- noch Trauerſpiel iſt: und doch das ſchönſte intereſſanteſte Monſtrum, gegen welches wir hundert von unſern komiſch weinerlichen Schauſpielen austauſchen möchten, deren Verfaſſer dafür ſorgen, daß der Puls ihrer Leſer nicht aus dem Gang gebracht und ihre Nerven von keinem fieberhaften Anfalle ſchauernder Empfindung ergriffen werden.«

Wo iſt hier »dumpfe Sinnesart«? ich finde, und ich denke der Leſer mit mir, eine ſo freudige, friſche Begeiſterung, wie ſie in einem ähnlichen Falle in unſern Tagen unerhört und unmöglich ſein möchte. Uns ſcheint ſie rührend, dieſe Offenheit, mit der er weiter ſagt: »Ich weiß nicht, ob der Verfaſſer das Glück oder Unglück haben wird, mehr ſolche ſchwache Leſer anzutreffen, als wir aufrichtig geweſen zu ſein geſtehen. Wir hatten dies Schauſpiel, wie der Verfaſſer es nennt, ſchon mehrmals geleſen, und glaubten, daß wir durch dieſe ſo kurz hintereinander wiederholte Lektüre unſere Empfindungen bis auf einen gewiſſen Grad von Mäßigkeit herabgeſtimmt hätten, der nöthig iſt, um allen den angenehmen ſowohl als unangenehmen Eindrücken einer Lektüre nachzuſpüren und ruhig über unſere Vergnügungen raiſonniren zu können. Aber dieſe erſten Verſuche waren noch immer vergeblich: ehe wir es uns verſahen, waren wir wieder mitten im Taumel der Empfindung, und alle Regeln, ſelbſt der Vorſatz zu kritiſiren, verſchwanden wie Schattenbilder vor dieſer kräftigen Sprache des Herzens.« Der Verfaſſer findet dann ferner in dieſer unwiderſtehlichen Macht des Eindrucks »das ſicherſte Kriterium des Genie's.« Er belobt ſodann ganz verſtändig die Wahl des Sujets, die des Dankes aller deutſchen Patrioten werth ſei, und ſpricht bei

1) Mit dieſer Bemerkung ſteht natürlich der Kritiker innerhalb ſeiner Zeit und innerhalb eines äſthetiſchen Vorurtheils derſelben, von dem kaum ein Leſſing ſich ganz befreien konnte. Spricht doch ſelbſt Schlegel noch von den drei Einheiten des Ariſtoteles, obſchon der alte Hellene nur von einer derſelben, von der franzöſiſchen Auffaſſung aller drei aber vollends nichts weiß

der Gelegenheit den für jene Zeit immerhin ſehr erfreulichen Satz aus, daß Individualiſirung im Drama vorzugsweiſe nothwendig ſei, und »daß ein Charakter um deſto mehr an Intereſſe verliere, je mehr ihm an Individualität abgehe«, und giebt endlich eine ganz gute Skizze des Inhalts. Erſt jetzt wendet er ſich zur Kritik, die er mit der Bemerkung eröffnet: das Stück ſei kein Drama im ſtrengen Sinne, kein für die Aufführung auf der Bühne paſſendes Schauſpiel, und dieſer Geſichtspunkt der Beurtheilung müſſe von vorn herein, um billig zu bleiben, bei dem Leſer beſeitigt werden; ſondern es ſei vielmehr ein dramatiſches Gedicht, eine dramatiſirte Biographie für den Genuß der Lectüre beſtimmt.

Iſt nun dieſes Urtheil irrig? Nein! es trifft vielmehr ſo ziemlich den Kernpunkt der Sache, obwohl nicht aus ganz zureichenden Gründen. Dieſe loſe an einander gehefteten, in bunter Haſt ſich überſtürzenden Scenen, dieſer Mangel an wahrer Einheit der Handlung, dieſe Breite des hiſtoriſchen Romans im Ganzen bei aller Kürze und Kernigkeit im Einzelnen, ſie ſind nicht dramatiſch im eigentlichen Sinne, und darum verſchwindet mehr und mehr das Stück von unſern Bühnen, und iſt durch keine Kunſt der Welt zu halten.

Was der Verfaſſer dann weiter über die drei Einheiten vorbringt, iſt freilich, wie bemerkt, werthlos, ja höchſt beſchränkt, aber es iſt die Beſchränktheit einer ganzen Zeit. Merkwürdig iſt es dabei, daß er ſich gerade gegen die einzige dieſer drei dramatiſchen Einheiten, gegen die Einheit der Handlung, ketzeriſch auflehnt, und aus dieſem Geſichtspunkte die Doppelhandlung im Götz vertheidigt. Aber kann man ihm ganz Unrecht geben, wenn er dabei doch dramatiſch Weislingens Schickſals von dem des Haupthelden getrennt wünſcht: »weil der Dichter alsdann nicht durch den Ueberfluß an Materien gezwungen geweſen ſein würde, ſeine Aktion zu überladen, und eine Menge von Handlungen, deren Gründe er zu entwickeln nicht Zeit genug gehabt, zu ſchnell hinter einander folgen zu laſſen, wodurch ſehr oft Dunkelheit verurſacht werde.« Ich glaube nicht. Daß ferner »der, mit jeder kurzen Scene ſich verändernde Schauplatz, das Drama untheatraliſch mache,« iſt gleichfalls eine durchaus richtige Bemerkung, und

es iſt ebenfalls keineswegs ſo ganz unbegründet, wie der Recenſent dieſer Recenſion, Wieland, es findet, daß der Reichthum des Stoffes oft zu einer Kürze genöthigt habe, wodurch dramatiſche Schönheiten, wie z. B. die weitere Ausmalung der Sinnesänderung Weißlingens, die ſo plötzlich, wie ſie uns hier vorgeführt wird, immer etwas befremdliches behält, erſtickt und motivirende Zwiſchenhandlungen und Scenen unterdrückt worden ſeien. Je mehr man ſich (fährt der Verf. fort) der Entwicklung nähert, deſto gedrungener, kürzer und verflochtener wird man die Handlung finden, während man im Anfange des Stücks einige Scenen und Perſonen antrifft, die ohne den geringſten Nachtheil der Haupthandlung verſchwinden könnten. So würden wir zum Beiſpiel die Unterredung Göhens mit dem Bruder Martin, und das Geſpräch der Eliſabeth und Maria mit Carln ganz gut haben entbehren können.« (Man traut ſeinen Augen kaum!) Schön iſt ſie, recht original, die Beſchreibung, die der Bruder Martin von ſeiner grauſamen und mit der ganzen Beſtimmung der Menſchen ſtreitenden Situation giebt — aber ſie iſt ganz am unrechten Orte. Götz bleibt müſſig dabei, kann hier das erſtemal, da wir ihn ſehen, nicht das Geringſte von den Eigenthümlichkeiten ſeines Charakters zeigen (das ſoll er freilich auch nicht), und iſt überdem in den größten Erwartungen, nahe vor der Ausführung einer wichtigen That, wo er nicht gut an den Reflexionen eines Mönchs Theil zu nehmen aufgelegt iſt. Und endlich hält man den Bruder Martin, da ihn der Dichter mit Götzen unter ſolchen Umſtänden gleich anfangs aufführt, für eine Hauptperſon des Stücks, und ſucht ihn alſo in den folgenden Auftritten oft vergebens wieder.«

Ich wiederhole es nochmals, daß ich bei dem beſten Willen hier nicht im Stande bin, abſolute Bornirtheit einer dumpfen Sinnesart zu erkennen. Ich ſehe vielmehr eine äſthetiſche Betrachtung, die freilich nur noch im Dunkeln tappt, aber in dem dunkeln Drange, von einem gewiſſen richtigen Inſtinkte geleitet, einzelne gar nicht zu verachtende Bemerkungen macht. Ueber die erſteren Punkte, das weſentlich Undramatiſche, ſprungweiſe Epiſche, iſt jetzt die Kritik wohl eben

ſo im Klaren, als die Erfahrung mit ihr Hand in Hand geht. Aber die letztgenannten? Nun ich denke es iſt damit nicht anders, und Wieland, der unſern Recenſenten widerlegen will, macht nichts als gut gemeinte Worte. Aber ich will einen Mann ſprechen laſſen, der, wenn einer, wußte, was Kunſt und Poeſie iſt, und der, wie wenige, Göthe liebte und bewunderte. »Das wahrhafte Kunſtwerk«, ſagt Hegel in den Vorleſungen über Aeſthetik [1]), »erweiſt ſeine ächte Originalität nur dadurch, daß es als die eigne eine Schöpfung eines Geiſtes erſcheint, der nichts von außen her aufliest und zuſammenflickt, ſondern das Ganze im ſtrengen Zuſammenhange aus einem Guſſe in einem Tone ſich durch ſich ſelber produciren läßt, wie die Sache ſich in ſich ſelbſt zuſammen geeint hat. Finden ſich dagegen die Scenen und Motive nicht durch ſich ſelber, ſondern nur von Außen her zu einander, ſo iſt dieſe innere Nothwendigkeit ihrer Einigung nicht vorhanden, und ſie erſcheinen nur als zufällig durch eine dritte fremde Subjectivität verknüpft. So iſt z. B. Göthe's Götz beſonders ſeiner großen Originalität halber bewundert worden, und allerdings hat Göthe, wie ſchon oben geſagt iſt [2]), mit vieler Kühnheit in dieſem Werk alles geläugnet und mit Füßen getreten, was von den damaligen Theoricen der ſchönen Wiſſenſchaften als Kunſtgeſetz feſtgeſtellt war, und dennoch iſt die Ausführung nicht von wahrhafter Originalität, denn man ſieht dieſem Jugendwerke noch die Armuth eignen Stoffs an, ſo daß nun viele Züge und ganze Scenen, ſtatt aus dem großen Inhalte ſelber herausgearbeitet zu ſein, hier und dort aus den Intereſſen der Zeit, in der es verfaßt iſt, zuſammengerafft und äußerlich eingefügt erſcheinen.«

Und welche ſind dies? — Die angeführten Beiſpiele ſind — genau dieſelben, welche auch der gute alte Kunſtrichter ein halbes Jahrhundert früher als »ganz am unrechten Orte« bezeichnete. »Die Scene z. B. (fährt der Schöpfer der Philoſophie der Kunſt fort) des Götz mit dem Bruder Martin, welcher auf Luther hindeutet, enthält nur Vorſtellungen, welche

1) Th. I. S. 382.
2) Th. I. S. 348.

Göthe aus dem geſchöpft hat, worüber man in dieſer Periode in Deutſchland die Mönche wieder zu bedauern anfing; daß ſie keinen Wein trinken durften, ſchläfrig verdauten, dadurch mancherlei Begierden anheim fielen, und überhaupt die drei unerträglichen Gelübde der Armuth, Keuſchheit und des Gehorſams ablegen müßten. Dagegen begeiſtert ſich Bruder Martin für das ritterliche Leben Götzens: »wie dieſer mit der Beute ſeiner Feinde beladen ſich erinnere, den ſtach ich vom Pferd' ehe er ſchießen konnte, den rannt' ich mit ſammt dem Pferde nieder, und dann auf ſein Schloß komme und ſein Weib finde;« er trinkt auf Frau Eliſabeths Geſundheit und wiſcht ſich die Augen. Mit dieſen zeitlichen Gedanken aber hat Luther nicht angefangen, ſondern eine ganz andere Tiefe der religiöſen Anſchauung und Ueberzeugung aus Auguſtin als ein frommer Mönch geſchöpft. In derſelbigen Weiſe folgen dann gleich in den nächſten Scenen pädagogiſche Zeitbeziehungen, die insbeſondere Baſedow in Anregung gebracht hatte. Die Kinder, hieß es z. B. damals, lernten viel unverſtandenes Zeug, die rechte Methode aber beſtände darin, ſie durch Anſchauung und Erfahrung Realien zu lehren. Karl z. B. ſagt ſeinem Vater auswendig her: »Jarthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jart, gehört ſeit 200 Jahren den Herren von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu«. Als jedoch Götz ihn fragt: kennſt du den Herrn von Berlichingen, ſieht der Bub ihn ſtarr an, und kennt vor lauter Gelehrſamkeit ſeinen eignen Vater nicht. Götz verſichert, er kannte alle Pfade, Weg und Fuhrten, eh' er wußte wie Fluß, Dorf und Burg hieß. Dieß ſind fremdartige Anhängſel, welche den Stoff ſelbſt nichts angehen, während da, wo derſelbe nun in ſeiner eigenthümlichen Tiefe hätte gefaßt werden ſollen, im Geſpräche z. B. Götzens mit Weißlingen nur kalte proſaiſche Reflexionen über die Zeit zum Vorſchein kommen«.

Was dort gleichſam nur ſtammelnd und unklar angedeutet wird, iſt hier ſcharf beſtimmt und explizirt herausgeſtellt. Aber in der Sache, ſehen wir, treffen der älteſte und der letzte Kritiker des Götz durchaus zuſammen. Was der erſte darauf über die Charakteriſtik Götzens ſagt, iſt wieder meiſt verſtändig, und der leiſe ausgeſprochene Tadel gegen die Zeichnung Weiß-

lungens und Mariens jedenfalls nicht ganz unbegründet, wenn gleich, was über Eliſabeth geſagt wird, durchaus aller Wahrheit ermangelt. Doch wie vortrefflich iſt gleich darauf die Anerkennung in dem Folgenden: »Aber alle dieſe kleinen Mängel werden unmerklich gemacht durch den unvergleichlichen, nirgends ermattenden Dialog, durch das große Talent, rührende Situationen zu erfinden, und wie Shakeſpeare durch die kleinſten, unbeträchtlichſten Züge den Leſer in gewaltſam hinreißende Empfindungen zu verſetzen, endlich durch die meiſterhafte, den Perſonen und Situationen ſtets angemeſſene Sprache und den allenthalben herrſchenden, niemals prahlenden philoſophiſchen Geiſt.« Weiterhin wird der Dialog ſo »warm und innigſt beſchäftigend« genannt, daß er »faſt Erzählung gleichſam in Action verwandle«, und als Beiſpiel ganz vortrefflich die erſte Scene zwiſchen Franz und Weißlingen angeführt. »Gewiß ſo fehr als Shakeſpeare hat der Verfaſſer die Sprache ſeines Dialogs nach den herrſchenden Empfindungen einer jeden handelnden Perſon zu ſtimmen und, noch mehr als der Engländer, ſich in Acht zu nehmen gewußt, wahre Empfindungen nicht durch eine Fluth von prächtigen Declamationen und Moralen zu ertränken. Das ganze Drama iſt ein Beweis dieſes ſo ſeltenen Talents: nirgends aber hat der Verfaſſer es in einem größern Lichte gezeigt, als in der vortrefflichen Scene, wo Marie den ſterbenden Weißlingen beſucht, und Franz, durch den entſetzlichen Todeskampf ſeines mit Leben und Tod ringenden Herrn gerührt, ihm einen unvermeidlichen Tod und ſein eignes Verbrechen verkündet. Wie weit und wie herzrührende Handlung, in wie wenigen halbarticulirten Empfindungslauten. Franz drückt die Untreue der ſcheußlichen Aderbeid, ſein Verbrechen, und das Werkzeug von Weißlingens Tod in den wenigen erſchütternden Worten aus: Gift, Gift, von eurem Weibe, ich, ich, und ſtürzt ſich in der Wuth raſender Verzweiflung in den Main«.

Doch genug! Indeß wenige unſerer Leſer haben vielleicht je den Merkur in die Hand genommen, und ſo dürfte dieſe Mittheilung nicht ganz ohne Intereſſe ſein. Sollen wir es ſagen: So viel hingebende Liebe, ſo viel verſtändige Anerkennung in

einer ſolchen Zeit der Kindheit der Kritik, bei dem Werke eines Namenloſen, Unbekannten, einem Werke, das alles, was damals in dem Sanctuarium der Geſchmackslehre als heilig und unantaſtbar galt, mit Füßen trat, — mich dünkt ſie hätten ein beſſeres Schickſal verdient, als durch jenen hantainen Ausſpruch des großen Dichters gebrandmarkt zu werden. Laßt uns gerechter ſein, und die Anerkennung ausſprechen, daß eine Recenſion wie dieſe die Zeit wie den Mann ehrt, der ſie ſchrieb, ja daß ſie leicht zu dem Beſten gehörte, was damals über jene Produktion von dem Standpunkte der damaligen Kritik aus überall geſagt werden konnte. Eine Zeit aber, deren kritiſches Bewußtſein über den Götz geſtanden hätte, würde dieſer Produktion nicht bedürftig geweſen ſein.

Aber dieſe Stimme der Kritik ſteht auch nicht einmal vereinzelt da. In gleicher Weiſe ſprachen ſich ein Ungenannter in den »Briefen an einen jungen Dichter (1781), ein Kritikus in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahr 1773 (S. 169 und 553 ff.) aus, und Männer wie Schubart, Heinſe, Jacobi und ſpäter ſelbſt Herder, der den Götz ein »ächt deutſches Stück, groß und unregelmäßig wie das deutſche Reich, aber voll Charakter, Kraft und Bewegung« nannte, huldigten dem Genius des jungen Dichters. Ja, wir kennen kaum eine Stimme in den damals das Wort führenden deutſchen Zeitſchriften, die nicht in der Hauptſache mit jenem Beurtheiler im Merkur übereingeſtimmt und dieſe Jugendarbeit des Dichters für ein Werk erklärt hätte, worauf die deutſche Nation ſtolz zu ſein Urſache habe!

Und Wieland?[1]) zwar berichtigt er wirklich einige Mißgriffe des Recenſenten, aber auf andere Bemerkungen geht er theils nicht ein, theils ſetzt er, wie z. B. bei der Scene mit Bruder Martin und dem Geſpräch mit dem Knaben, bloß dem nein des Recenſenten ſein ja, dem Tadel ſein Wohlgefallen entgegen, womit denn freilich wenig geſagt iſt. Wenn nun aber jener ſich erlaubt hatte, in der mildeſten Weiſe von der Welt und nur mit zwei Worten »die Weglaſſung einiger zu

1) Seine Kritik der eben gedachten Recenſion ſteht im VI. Bande des Merkur (v. J. 1774) S. 321—333.

energiſchen Worte« zu wünſchen, ſo ſetzt ſich der gute Martin Wieland gar auf das hohe Pferd, vertheidigt die »tauſend Schwerenoth«, das »ſcheert Euch 'naus« u. a. m. mit größtem Eifer, als durchaus für die Sprache der niedrigen Klaſſe auch in der Kunſt nothwendig und ächt Shakeſpear'ſch, ja ſchilt zu guter Letzt weidlich auf »die ausgearteten Teutſchen des achtzehnten Jahrhunderts«, die »das Große und Heroiſche« in dem bekannten Ausdrucke des biederben Götz: Sag deinem Hauptmann ꝛc. er kann mich — nicht fühlen könnten, und ſchließt endlich mit der hiſtoriſchen Bemerkung, daß ſolcher Ausartung zu Liebe freilich »der Autor ſelbſt, oder der Corrector wenigſtens in einer neuern Ausgabe für gut befunden, die Stärke dieſes altteutſchen Compliments in etwas zu mildern, und ſich begnügt habe, das was der Hauptmann thun könne, durch einen Gedankenſtrich der Scharfſinnigkeit des Leſers anheimzuſtellen.«

Aber in der Anerkennung der koloſſalen Größe des Werks begegnen ſich beide, und es muß auch Wieland zur unvergänglichen Ehre gereichen, daß er, auf das bitterſte und ſchmählichſte angegriffen, und im Innerſten verletzt, jeden Gedanken von Rancune gegen den jungen Dichter fern gehalten hat, wie denn überall die Weiſe, in welcher er ſich über dieſen Gegenſtand ausſpricht [1]) und die gegen ihn bewieſenen Unarten und Muthwillen entſchuldigt, zu dem Liebenswürdigſten gehört, was die Geſchichte der Literatur dieſer Zeit bei uns aufzuzeigen hat.

Nach dieſer Epiſode kehren wir zu unſern Freunden zurück, deren ſchönes Zuſammenleben und Schaffen jetzt plötzlich für längere Zeit unterbrochen werden ſollte, da die Reiſe der regierenden Landgräfin Karoline von Heſſen-Darmſtadt nach Petersburg unſern Merck, als Begleiter ſeiner hohen Gönnerin, länger als ein halbes Jahr von der Heimath entfernte. Wie ſchmerzlich Göthe dieſe längere Trennung von dem treuen und einſichtsvollen Freunde empfand, laſſen wir ihn ſelbſt ausſpre-

1) In dem angef. Bande des Merkur S. 327.

chen. »Die ausführlichen Briefe, die er mir ſchrieb«, erzählt er in Dichtung und Wahrheit, »gaben mir eine weitere Ausſicht in die Welt, die ich mir um ſo mehr zu eigen machen konnte, als die Schilderungen von einer bekannten und befreundeten Hand gezeichnet waren. Allein ich blieb demungeachtet dadurch auf längere Zeit ſehr einſam, und entbehrte gerade in dieſer wichtigen Epoche ſeiner aufklärenden Theilnahme, deren ich denn doch ſo ſehr bedurfte.« Dieſes Gefühl der Einſamkeit bei der örtlichen Trennung von dem theilnehmenden Freunde wird uns erklärlicher, wenn wir uns das Verhältniß Göthe's zu ſeinen übrigen mitſtrebenden Genoſſen vergegenwärtigen. Was bei Merck in ſeinem Verhältniſſe zu Göthe als das eigentlich Charakteriſtiſche nicht genug hervorgehoben werden kann, das iſt die durchaus reine, neidloſe Liebe, mit welcher er den hochbegabten Jüngling umfaßte, »der, wie ein Apoll, zürnend und ſiegend, ſcherzend und ernſt, aber immer mit heiter verklärtem Angeſicht unter ſeine ſtaunenden Zeitgenoſſen trat.« In dieſer neidloſen Freude, dieſem liebevollen Stolze, mit dem er die glänzenden Erfolge ſeines Freundes zugleich als die ſeinen betrachtete, iſt ihm wohl nur Wieland zu vergleichen. In der Sorgfalt aber, mit der er die erſten Flügelſchläge des jungen Adlers überwachte, in dem Ernſte und Freimuth, mit dem er ihn vor Abwegen und Irrthümern warnte, von Fehlgriffen zurückzuhalten ſuchte, in der Uneigennützigkeit, mit der er alle und jede eigne Kraft zur Sicherung der Erfolge des Freundes verwandte, ohne doch je irgend etwas der Art zur Schau zu tragen, in dem Zartgefühle endlich, mit dem er es vermied öffentlich als kritiſcher Ruhmesherold des Dichters aufzutreten, ſteht er unter allen Jugendgenoſſen des Dichters einzig da. Lenz vergötterte denſelben, aber dann konnte er wieder vermöge der Selbſtſucht der Zeit dieſe Größe nicht ertragen. Neben der Verehrung ging der Neid her, der mitunter in geheimen Intriguen gegen den Freund ſich Luft machte, während er in ſeinen Poeſien durch Excentritäten, Tollheiten und Frahenhaftigkeiten aller Art, Göthe's Erfolge zu erzwingen, ja ihn zu überbieten verſuchte. Auch Wagner benahm ſich mehr als zweideutig gegen Göthe, und die

bekannte Entwendung eines ihm mitgetheilten tragiſchen Sujets, aus welchem Wagner ſeine Kindesmörderin bildete [1]), ſowie die taktloſe Veröffentlichung des Prometheus, an deſſen Gehalte jedoch Göthe nach den neueſten Mittheilungen [2]) den Hauptantheil gehabt haben mag, trugen dazu bei, den Dichter immer mehr in ſich ſelbſt zurückzudrängen, der ſowohl hier als in der Folge den Leichtſinn und die Uebereilung ſeiner Freunde und Genoſſen oft büßen mußte. So ſehen wir denn das ſchmerzliche Wort:

»Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen!«

in dieſer Periode ſeines Lebens am Dichter durchaus erfüllt. Denn auch **Klinger**, obwohl reichbegabter als Wagner, und an Charakter und männlich edlem Sinne ſowohl ihn als Lenz bei weitem überragend, war doch in keiner Weiſe geeignet, fördernd auf Göthe einzuwirken, oder überhaupt nur in ein näheres geiſtiges Verhältniß mit ihm zu treten. Selbſt ihr ſpäteres Zuſammenleben in Weimar führte ſie nur mehr auseinander [3]), und der Grund davon iſt gewiß weniger in jenen Aeußerlichkeiten von Klätſchereien und Zuträgereien, von denen Wagner in ſeinen Anmerkungen zu den Merckſchen Briefſammlungen erzählt, als vielmehr in der innerſten Verſchiedenheit ihrer beiderſeitigen Naturen zu ſuchen, die ein ſpäterhin anzuführendes Wort Mercks ſo bezeichnend hervorhebt, während ſie auch in der Zeichnung, welche Göthe in Dichtung und Wahrheit von ſeinem Jugendfreunde entwirft, ſcharf genug hervortritt. Beſonders iſt, was dort von Klingers ſchroffer Oppoſition »gegen neue Ereigniſſe, und hervortretende bedeutende Menſchen, welche große Veränderungen ankündigen oder bewirken,« geſagt wird, genugſam geeignet, ein Licht auf die Stellung zu werfen, in welche Göthe's entſchiedenes und bedeutendes Auftreten Klingern zu ihm verſetzen mußten. Mit Herder endlich, der wie wir oben ſahen, zwar bei ſeinem erſten

1) S. Göthe Werke XXVI. S. 301—302.

2) V. ſ. Wagner in den Berichtigungen und Nachträgen zu den Briefen an Merck II. S. 306—307 und Briefe I. S. 63 u. 66.

3) Man vergl. Göthe's draſtiſche Aeußerungen über Klinger in den Briefen I. S. 91. S. 93.

Zusammentreffen mit Göthe in Straßburg bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt hatte, war er doch nur zu bald in einer Weise auseinander gekommen, die auch späterhin beide Männer immer in einer gewissen Entfernung von einander verharren ließ. So blieb denn zu näherem Anschließen, zu fördernder Theilnahme und liebevollem Eingehen auf Plane und Entwürfe zu neuen Produktionen, wie zur Gestaltung des eignen Lebens unserm Dichter nur Merck übrig, und wir werden jetzt mit ihm die Lücke empfinden, die eine längere Trennung von dem rathenden und helfenden Freunde in dem Leben des Vereinsamten zurückließ.

Während wir nun unsern Merck in Petersburg Welt und Menschen, Hof und Volkstreiben beobachten, sich von allen dortigen Leistungen der Wissenschaft und Kunst [1]), wie des Geschäftsverkehrs unterrichten, und mit zahlreichen Freunden und Bekannten, wie mit Göthe, Herder, Nicolai u. a. einen lebhaften Briefwechsel führen lassen, mögen wir die Erwähnung anderer Verhältnisse nachholen, in welche Göthe durch seinen Freund eingeführt und auf diese Art mit einem neuen Lebenskreise bedeutender Menschen vermittelt worden war. Die Rheinreise nach Koblenz nämlich, durch deren Aussicht Merck den Freund von dem Wetzlarischen Liebeshandel loszumachen bemüht gewesen war, ward noch im Herbste des Jahres 1772 auf mehrfache, von Koblenz her an Merck ergangene Einladungen von Seiten der Frau von La Roche unternommen [2]).

1) Eine Frucht hiervon ist die Apologie Falkonets über den Guß der Statue Peters des Großen im Merkur von 1782. III. S. 70, in welcher unter andern die (auch jetzt noch) gewöhnliche Auffassung des von dem Künstler gewählte Moment berichtigt wird.

2) M. s. Briefe I. S. 30 u. 32. Leuchsenrings Hypersentimentalität ward übrigens selbst Fritz Jacobi bald lästig. M. s. Fr. H. Jacobi's auserles. Briefwechsel I. S. 43—44. S. 50. Ebendaselbst erzählt Jacobi S. 101: »Er wollte damals einen Orden der Empfindsamkeit stiften, lebte und webte in Correspondenzen und war immer mit Brieftaschen bepackt, aus denen er vorlas. Ich war ihm viel zu muthwillig, und er brach ein Paarmal mit mir, weil ich ihm Unkraut unter seinen Waizen säete, und vornehmlich mit Weibern lieber scherzte als phantasirte. — Herder brach bald darauf zu Darmstadt mit ihm auf immer. Damals schrieb

Durch Merck's Ankündigung freundlich empfangen, fand Göthe in dem Hauſe dieſer ausgezeichneten Frau und Schriftſtellerin, das zu dem Sammelplatze kleiner »artiſtiſchen und empfindſamen Congreſſe« diente, vielfaches Behagen, namentlich an des vielgewandten und vielgereiſten, nirgends lange heimiſchen, aber mit der ganzen Welt in Verkehr und Beziehungen ſtehenden Leuchſenrings Vorleſungen und Mittheilungen aus ſeinen Briefſchätzen, durch die Göthe, wie er ſelbſt geſteht, »in eine unbekannte Welt verſetzt wurde, und das Innere mancher kurzvergangenen Begebenheit kennen lernte.« Doch machten zuerſt des weltmänniſchen, aller Sentimentalität abgeneigten Geheimenraths von La Roche ſchalkhafte Bemerkungen, und ſpäter Merks Dazwiſchenkunft, der, ein Todfeind des Leuchſenringiſchen Treibens, ſchnell die Schattenſeite deſſelben ſcharf und ſarkaſtiſch hervorzukehren wußte, dieſer Theilnahme Göthe's bald ein Ende; ja es wurde dieſelbe ſo ſehr in ihr Gegentheil verkehrt, daß dadurch das Faſtnachtsſpiel vom Pater Brey, dem falſchen Propheten, hervorgerufen wurde, während Merck, der früher ſelbſt mit L. in freundlichen Verhältniſſen geſtanden und mit ihm Briefe gewechſelt hatte, die ihn ſpäter bei Sophia La Roche einführten (Man ſ. Varnhagen v. Enſe Denkwürdigkeiten IV. S. 183), dem ganzen Treiben des ſentimentalen Odyſſeus und ſeinen »auf Koſten weiblicher Offenherzigkeit unterhaltenden Täuſchungen auf derbe Art ein Ende bereitete. Ueber das Faſtnachtsſpiel berichtet übrigens Karl Wagner in den Nachträgen zu den Briefen an Merck, daß Leuchſenring Göthe's Bekanntſchaft ſchon in Darmſtadt gemacht, denſelben aber »nicht nach Wunſch diſtinguirt und dies denn durch jene karikirte Portraitirung als Pater Brey gebüßt habe. Dies weicht in etwas von Göthe's eigner Darſtellung ab. Daß übrigens unter der Maske des Würzkrämers Merck ſtecke, Malandrino Herdern, und Leonore deſſen Braut Caroline Flachsland vorſtelle, iſt vielleicht bekannter als daß, wie Herr Wagner hinzuſetzt, der Schwank hätte ſchlimme Folgen haben können, wenn ihn Herder für etwas mehr als ſol-

Göthe den Pater Brey, wo L. zwar in einer etwas unſaubern Manier, aber doch nach dem Leben aufs Treuſte gezeichnet iſt.

chen gehalten hätte. Uebrigens hatte dieſe Reiſe und das längere Zuſammenſein die beiden Freunde nur noch enger zu einander geführt, ſo daß nach Göthe's eigner Verſicherung Merck von da an einen großen Einfluß über ihn gewann, während jenem dagegen der jüngere Freund »als guter Geſell zu einem behaglichen Daſein unentbehrlich wurde.«

Aus dieſer ganzen erſten Periode des Zuſammenlebens von Merck und Göthe iſt uns übrigens leider von dem reichen Briefwechſel beider nichts als ein einziges Billet Göthe's von kaum drei Zeilen erhalten [1]). Denn es iſt kaum wahrſcheinlich, daß ſich in dem Merckſchen Nachlaſſe noch irgend etwas der Art der Aufmerkſamkeit des verdienſtvollen Herausgebers der Merckſchen Briefe entzogen haben ſollte. Eher dürfte von Weimar aus noch einiger Erſatz zu hoffen ſein. Wenigſtens finden wir dieſe Hoffnung von Varnhagen von Enſe in den Berliner Jahrbüchern bei Gelegenheit der Anzeige der zweiten Abtheilung jener Briefſammlung ausgeſprochen [2]).

Mercks Rückkehr von Petersburg ward für Göthe, der, von ihm verlaſſen, ſich gänzlich einſam und iſolirt gefühlt hatte, höchſt erſprießlich und bedeutungsvoll. Man darf nur die Schilderung ſeines damaligen Zuſtandes, wie ſie in Dichtung und Wahrheit gegeben iſt [3]), mit Aufmerkſamkeit leſen, um den vollſtändigſten Commentar zu des jugendlichen Dichters Klage über die lange Trennung des ihm unentbehrlich gewordenen älteren, ſtets rathenden und helfenden Freundes und Vertrauten zu finden. Zwar hatte inzwiſchen Göthe das Befreiungsgeſchäft aus dem trüben Elemente verworrener Zuſtände und verwickelter Herzensverhältniſſe durch eigene Kraft auf dem Wege des poetiſchen Schaffens zu Stande gebracht, und ſich aus dem dumpfen Hinbrüten düſtern Daſeinsüberdruſſes in das helle Licht des friſchen Lebensäthers zurück gerettet. Der Werther war dies Rettungsmittel geweſen. In einem Guſſe war dies große, einzige, welthiſtoriſche Werk, »das Werk

1) Aus d. Jahre 1772 von Frankfurt ohne Datum. Es iſt abgedruckt in der zweiten Abtheilung der Merckſchen Briefſammlung S. 38.

2) Berliner Jahrb. f. w. Kritik Octbr. 1838. Nr. 71. S. 561.

3) Werke XXVI. S. 209—229.

ſchlechthin-, wie Immermann es nennt, entſtanden. Lange hatten in der tief verborgenen Feuergluth des Herzens und der Leidenſchaft die Elemente gefiedet, und ſchon drohten ſie das Gefäß zu zerſprengen, als die Kunde jenes bekannten tragiſchen Ereigniſſes gleichſam den Zapfen ausſtieß, und der geiſtigen Glockenſpeiſe den Ausfluß in die längſtbereitete Form verſchaffte. Allein das herrliche Werk ſtand in Gefahr, von dem Dichter aufs neue zerſchlagen und, wie der Göth, dem bedenklichen Verſuche einer neuen Umſchmelzung überliefert zu werden, als auch hier Merk aufs Neue rettend dazwiſchen trat, und ſich dadurch allein ſchon ein unſterbliches Verdienſt um die deutſche Nationalliteratur erwarb. Zwar hätte die erſte zur unglücklichen Stunde geſchehene Mittheilung beinahe den gänzlichen Untergang des Werks herbeigeführt, da Göthe über die Kalte und Theilnahmloſigkeit, womit der Freund der erſten Vorleſung zuhörte und ſich faſt ohne ein Zeichen des Beifalls entfernte, in Verzweiflung, nahe daran war, das Manuſcript den Flammen zu überantworten. Allein nach einigen von Göthe in der ſchmerzlichſten Pein verbrachten Tagen klärte ſich Alles dahin auf, daß ſich Merk in jenem Momente in einer der ſchrecklichſten Lagen befunden, in die nur ein Menſch gerathen kann, und deshalb von der ganzen Vorleſung nichts gehört habe. Wir werden weiterhin auf das hier von Göthe eben ſo ſchicklich als kräftig angedeutete unglückſelige Ereigniß in Merks Leben zurückkommen. »Die Sache, fährt Göthe fort, hatte ſich indeß, inſofern ſie ſich herſtellen ließ, wieder hergeſtellt, und Merk war in Zeiten ſeiner Energie der Mann, ſich ins Ungeheure zu ſchicken; ſein Humor fand ſich wieder ein, nur war er bitterer geworden als herber. Er ſchalt meinen Vorſatz, den Werther umzuarbeiten in den bitterſten Ausdrücken, und verlangte ihn gedruckt zu ſehen wie er lag«; was denn auch unmittelbar darauf durch ein Zuſammentreffen günſtiger Umſtände ins Werk geſetzt wurde.

So ſehen wir denn überall den Freund helfend und fördernd in Leben und Entwicklung des Dichters eingreifen. Kein Lied ward gedichtet, das nicht auch ſofort an Merk mitgetheilt wäre. Unter den erhaltenen Handſchriften fanden

sich [1]), neben andern schon erwähnten, aus dieser Zeit die Gedichte: Prometheus, der Wanderer, an Belinden, Künstlers Abendlied, und das Sendschreiben [2]), welches an Merck gerichtet, demselben und zwar die drei letzten Strophen zuerst in einem besondern Briefe vom 4. Dec. 1774 der sonst weiter nichts enthielt, zugesendet wurde. Daneben theilten sich beide ihre künstlerischen Leistungen im Zeichnen mit, das fortan von beiden Seiten mit eben so viel Neigung als Talent betrieben wurde [3]). Auch an jenen, durch den »Berliner Bann« hervorgerufenen, aber leider verlornen satirischen und humoristischen Produktionen Göthe's [4]) nahm Merck den thätigsten Antheil, ja er verfaßte sogar auf Nicolai's wiederholtes Ansuchen eine Recension sowohl des Götheschen als des Nicolaischen Werthers für die allgemeine deutsche Bibliothek [5]).

Der alte Berliner Zoilus stand nämlich mit Merck in einer Art von freundschaftlichem Geschäftsverhältniß. Hat nun schon Göthe in Dichtung und Wahrheit auf das ehrenwertheste »dem braven, verdienst- und kenntnißreichen Manne« Gerechtigkeit widerfahren lassen, so ist überall zu bedenken, daß dieser Mann, über den zu spotten jetzt mancher ein Recht zu haben glaubt, der ihm die Schuhriemen zu lösen nicht würdig sein möchte, der Freund und Vertraute Lessings, damals eines Rufs genoß [6]) und in einem Ansehen stand, das ihn selbst über seine Schranken weit hinaus riß. Freilich lächeln wir jetzt über die superieure Ruhe, mit der er in den Briefen an »seinen Freund Merck«, »mitleidig auf das zornige Treiben des Herrn Dr. Göthe« herabsieht, und es seiner Jugend bedauernd zu gute hält. Aber wirklich sublim wird der alte Aufklärungsritter doch, wenn er (im Jahre 1775)

1) S. Briefe I. S. 55. II. 41. Die Varianten von den späteren Bearbeitungen hat Wagner a. d. a. O. mitgetheilt.

2) S. Werke II. S. 197.

3) S. Werke XXVI. S. 180. Briefe I. S. 51. S. 69. S. 229. II. S. 170.

4) S. Werke XXVI. S. 230–233.

5) Jahrgang 1775. Band XXVI. S. 103 ff.

6) Man vergl. nur Wieland in F. H. Jacobi's auserlesenem Briefwechsel I. S. 119.

über diesen Gegenstand an Merck schreibt: »ich halte mich zu gut, einen solchen Streit zu führen, und meine Zeit zu gut, sie daran zu wenden; daher schweige ich, so lange es möglich ist. Wenn es aber Herrn Göthe einfallen sollte, mit mir zu spielen, wie die Katze mit der Maus spielet, oder wie er mit Wieland gespielt hat und noch spielt, so dürfte es ihn gereuen. Denn ich weiß, ohne mich rühmen zu wollen, daß ich vor dem Publikum sehr bald mit ihm fertig werden wollte. Unbändige Eitelkeit hat die ganze Welt wider Wielanden aufgebracht. Hui! daß es Göthe nicht auch so geht! Und wie leicht kann er denn zurückzeigen, Erwin und Stella sind schon Stufen hernieder, nicht herauf« u. s. w.

Sehen wir indessen wie Merck, der wirklich den Göthe'schen wie den Nikolaischen Werther zugleich für die Allgemeine deutsche Bibliothek recensirte, sich aus dieser bedenklichen Affaire zog; und da das bändereiche Werk den wenigsten unserer Leser zur Hand sein dürfte, so will ich seine Recensionen, die gleich an der kräftig markirten Sprache, so wie an der Schärfe und Kühnheit des Urtheils kenntlich ist, hierher setzen.

»Da das Publikum, heißt es, über den Werth des Göthe'schen Werks so einstimmig seine Parthei genommen hat, so würde unsere Anzeige und Kritik hier viel zu spät kommen. Das innige Gefühl, das über alle seine Compositionen ausgebreitet, die lebendige Gegenwart, womit die Kunst seiner Darstellung begleitet ist, das bis in allen Theilen gefühlte Detail, mit der seltensten Auswahl und Anordnung verbunden, zeigt einen seiner Manier allezeit mächtigen Schriftsteller. In wiefern er die Wahrheit der Geschichte des jungen Werther beibehalten, oder was er aus seinem Horn des Ueberflusses hinzugefügt habe, überlassen wir den jetzigen und künftigen Berichtigern, Verfälschern und Nachstopplern dieser Geschichte aufzumachen. Wer da weiß, was Composition ist, der wird leicht begreifen, daß keine Begebenheit in der Welt mit allen ihren Umständen, so wie sie geschehen ist, je ein dramatischer Vorwurf sein kann, sondern daß die Hand des Künstlers wenigstens eine andere Haltung darüber verbreiten muß. Viel Lokales und Indivi-

durchs ſcheint indeſſen durch das ganze Werk durch, allein das innige Gefühl des Verfaſſers, womit er die ganze, auch die gemeinſte ihn umgebende Natur zu umfaſſen ſcheint, hat über alles eine unnachahmliche Poeſie gehaucht. Er ſei und bleibe allen unſern angehenden Dichtern ein Beiſpiel der Nachfolge und Warnung, daß man nicht den geringſten Gegenſtand zu dichten und darzuſtellen wage, von deſſen wahrer Gegenwart man nicht irgendwo in der Natur einen feſten Punkt erblickt habe, es ſei außer uns oder in uns. Wer nicht den epiſchen und dramatiſchen Geiſt in den gemeinſten Scenen des häuslichen Lebens erblickt, und das Darzuſtellende davon nicht auf ſein Blatt zu faſſen weiß, der wage ſich nicht in die ferne Dämmerung einer idealen Welt, wo ihn die Schatten von nie gekannten Königen, Helden, Rittern und Feen nur von weiten verzittern. Iſt er ein Mann und hat ſich ſeine eigne Denkart gebildet, ſo mag er uns die bei gewiſſen Gelegenheiten angefachten Funken von Gefühl und Urtheilskraft durch ſeine Werke durch wie eine helle Inſchrift verleuchten laſſen; hat er aber nichts dergleichen aus dem Schatze ſeiner eignen Erfahrungen aufzutiſchen, ſo verſchone er uns mit den Schaubrodten ſeiner Maximen und Gemeinplätze.«

»Der Verf. hat ſeinen Helden wahrſcheinlich mit ſeinen eignen Geiſtesgaben dotirt. Aus dieſer Fülle des Gefühls, vereinbart mit dem natürlichen Trübſinn, der Werthern von Jugend auf bezeichnete, entſteht das intereſſanteſte Geſchöpf, deſſen Fall alle Herzen zerreißt. Die Jugend gefällt ſich in dieſem ſympathetiſchen Schmerz, vergißt über dieſem Leben der Fiktion, daß es nur eine poetiſche Wahrheit iſt, und verſchlingt alle im Gefühl ausgeſtoßner Sätze als Dogma. Der Selbſtmord iſt ſeit Rouſſeau's Heloiſe vielleicht nie ſo ſehr auf der guten Seite gezeigt worden, daher kann allerdings eine ſolche Lektüre für ein Herz bedenklich werden, das den Saamen und den Drang zu einer ſolchen That ſchon lange mit ſich herumträgt.«

In dieſer auf Nikolai's wohlgemeintes Antideton überleitenden Bemerkung, ſo wie in der ſogleich folgenden Beurthei-

tung des letzteren selbst, zeigt sich nun unstreitig Merck weit über seinen Freund erhaben, der unruhiger, verletzbarer und gereizter an Nicolai's Herzensergießung nur den persönlichen Angriff sah, wie er denn auch in der Wirklichkeit, wie Nicolai's Briefe zeigen [1]), keineswegs so »heiter« und säuberlich mit dem Verfasser der Freuden Werthers verfuhr, als es in Dichtung und Wahrheit den Anschein hat. Aber Göthe war jung und voll Lebensübermuth und der Wahlspruch: nemo me impune — ward da freilich oft in aller Strenge geltend gemacht [2]), obwohl ihn sonst schon damals feindliche Kritik so wenig störte, daß er z. B. an demselben Abende, wo er die Freuden Werthers erhielt, das reizende Liedchen in Erwin und Elmire dichtete: »Ein Schauspiel für Götter« ꝛc. Doch zurück zu Merck, der weiter also fortfährt:

»Der Verf. der Freuden des jungen Werther hat die Absicht gehabt, bei jungen unerfahrnen Leuten dieser Denkart durch eine entgegengesetzte Lektüre Einhalt zu thun. Diese kleine Schrift soll keineswegs eine Parodie der Leiden des jungen Werther sein, sondern eine Satire auf die Hirngespinnste unserer jungen Herrn Don Quixoten aus den Zeiten des Faustrechts, die da immer mit Genie, Kraft und That um sich werfen, sich der bürgerlichen Ordnung nicht fügen, und mit ihren winzigen Seelen in und außer dieser Ordnung doch nichts Kluges beginnen würden. Für sie (heißt es in dem den »Freuden« vorausgeschickten Gespräche mit Recht) hat der Verf. die Leiden des jungen Werther nicht geschrieben.«

»Wer den Verf. der Freuden des jungen Werther näher kennt und weiß, daß er alle Geistesgaben, in welcher Form sie erscheinen, zu verehren pflegt, der wird ihm nie Schuld geben, daß er einen Lufthieb gegen die allgemein anerkannten poetischen Verdienste des Verfassers der »Leiden des jungen Werther« habe wagen wollen; er selbst giebt auch gleich im Anfang des Gespräches genugsam zu erkennen, wie hoch er den Werth dieses Werks schätze.«

1) Briefe von Merck I. S. 77. S. 96. S. 66 u. a. O. — Freilich klingt es auch in einem Briefe Nicolai's an Lessing vom 27. Juni 1775, über den Göthischen Werther anders als in den Briefen an Merck.

2) Briefe II. 130.

Hier haben wir Merck in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und taktvollen Freiheit, die dem Genius den Lorbeerkranz reichte, während sie dem geheimen Gegner, in dessen eignem Spruchzimmer, den beschränkten Standpunkt und Bereich seiner eignen Production, ohne alle Bitterkeit, ja sogar mit der gutmüthigsten Unbefangenheit, lobend vor die Augen hält. Diese besonnene Ruhe zeigt sich überhaupt in allen Merckschen Kritiken, der nicht selten da sich begnügte gutmüthig oder ernst zurechtzuweisen, wo seine Freunde, Göthe und Wieland, verlangten, daß er »mit glühendem Draht,« wie das Kunstwort lautet, peitschen, oder »einen Tritt vor den H . . . . . verabreichen« sollte [1]). Und dies zu einer Zeit, wo blindtoller Enthusiasmus des damaligen jungen Deutschlands hier den Dichter in seinem Helden vergötterte [2]), während Ehren Göze und Consorten als würdige Vorläufer der literarischen Inquisitionsprofoße unserer Tage im heiligen Eifer die Holzscheite zu dem Scheiterhaufen zusammenschleppten, auf dem sie den Antichrist zu verbrennen strebten. Es geschieht nichts Neues unter der Sonne! Der Verfasser der »Briefe an eine Freundin über die Leiden des jungen Werther« (Carlsruhe bei Macklott 1775) schrieb damals: »Werther ist ein brandartiger Schwärmer, voll der gräßlichsten Raserei — voll bis zum ersten Grade der Tollheit ausschweifender Fieberhitze. Der Verfasser dieser »Leiden« ist ein tollsinniger Mensch, der laut ruft: »Sei in Allem was du bist ausgelassen, sei ein unerträglicher Nachbar, ein Bösewicht, ein Säufer, ein rasender viehischer Liebhaber. — Sein Lieblingssystem, mit dem er die Welt erbauen will, ist kurz: Gott ist ein Tyrann, die Natur ein Ungeheuer, und der Mensch ein Narr, wenn er nicht der ausschweifenden Begierde zur Sinnlichkeit, die ihn allein groß macht, sich selbst und das Leben seines Nachbars aufopfert.« — Gut gebrüllt, Löwe! Da ist die Emancipation des Fleisches, die das arme vierte Jahrzehend

1) Briefe II. S. 119 vor Allen. Ebendaselbst S. 113 und Wagners Anmerkung.

2) z. B. der Verf. von: Etwas über die Leiden des jungen Werther. S. Allg. D. Bibl. XXVI. S. 105.

des neunzehnten Jahrhunderts erfunden haben soll. Ach! sie spukte schon in den bezopften Köpfen von 1774! Und nun gar der Hauptpastor Götze! o hört ihn nur auf ein Paar Worte. In seinen: Kurzen aber nothwendigen Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers u. s. w. Hamburg bei Schröders Wittib 1775, heißt es zum Schluß:

»Da mitten in der Evangelisch-Lutherischen Kirche Apologieen für den Selbstmord angepriesen werden — so werden wir bald laudes Sodomiae, wenigstens gar neue Auflagen oder gar Uebersetzungen der **Aloysia Sigaea** (die hätte der alte Hamburger Hauptpastor also doch auch gelesen?) sehen, — es wird für kein Verbrechen gehalten werden, andere, welche uns im Wege stehen, auf eine gute Art aus der Welt zu schaffen. — Die Giftmischerei wird so eingerichtet sein, daß die Bestrafung derselben unmöglich wird. Eine neue Chambre ardente wird diesen Mordgeist nicht ausrotten können. Das **Aquetta di Napoli** — wird in Deutschland denselben Grad der Reputation erhalten als in Italien, und aus der ganzen Christenheit wird werden — ein Sodom und Gomorrha.« Ihr lächelt, Verehrteste, über diese Bannflüche eines pfäffischen Zeloten. Und doch — haben wir nicht in unsern Tagen Aehnliches erlebt? Freilich der Werther ist nicht verboten, der junge Göthe nicht eingesperrt worden. Aber den Götzen von 1775 fehlte auch die politische Leimruthe derer von 1835. — Es giebt nichts Neues unter der Sonne!

In diese Zeit fällt denn auch Lavaters persönliche Bekanntschaft mit Göthe, der mit ihm schon längere Zeit vorher in Briefwechsel gestanden hatte*). »Merck (so erzählt Göthe) spielte auch hier den Mephistopheles.« Doch um zu zeigen, was Göthe unter dieser bisher so oft zum Nachtheil des edlen Mannes ausgelegten Vergleichung denn eigentlich verstanden, genügt es, auf Göthe's eigne weitere Erzählung zu verweisen, wo sich denn nur ergeben wird, daß Merck seine Eigenthümlichkeit auch hier walten ließ, und das komische Zudringen,

*) S. Göthe's Werke XXVI. S. 250 f.

besonders »der Weiblein«, zu dem Propheten, das sich selbst auf die andächtige Besichtigung des von dem Verehrten innegehabten Schlafzimmers erstreckte, eben nach Würdigkeit komisch fand und geistreich verspottete. Allein Göthe vergißt hinzuzufügen, daß Merck, weit entfernt diese scherzhaften Spöttereien auf Lavater selbst, und die Bestrebungen des trefflichen Mannes auszudehnen, denselben vielmehr mit wahrer Hochachtung und Verehrung behandelte, sein großartiges Unternehmen mit Rath und That, durch eigne Beiträge wie durch Empfehlungen bei andern unterstützte [1], durch kritische Beurtheilungen im Merkur förderte, durch offene und freimüthige Briefe Lavatern über den wahren Anlaß und Grund der Lichtenbergischen Angriffe aufklärte [2], und endlich, wie ein herzlicher Brief Lavaters vom Jahre 1781 bezeugt, fortwährend mit ihm in dem Verhältnisse inniger Freundschaft verblieb, wie denn Lavater auf seiner im Jahre 1782 unternommenen Reise auch Merck in Darmstadt heimzusuchen nicht unterließ [3]. Ja, unter denen, welchen am Schluß des vierten Bandes seiner Physiognomischen Fragmente öffentlichen Dank für ihre Förderung des Werks abgestattet wird, findet sich neben Herder, Sturz u. a. auch Mercks Name genannt.

Kehren wir jetzt zu Göthe zurück, der, in Folge jener ersten Reise mit Merck nach Koblenz zu Frau von La Roche, nicht lange darauf auch mit Fritz Jacobi persönlich bekannt wurde, der ihn früher lange absichtlich gemieden und ihn, seinem eigenen Geständniß nach, »als einen feurigen Wehrwolf angesehen hatte, der Nachts an honetten Leuten hinaufspringe und sie in den Koth wälze.« Für Merck selbst hatte jene Reise zunächst eine, von der Frau von La Roche veranlaßte, schriftliche Einladung von Seiten Jacobi's zur Theilnahme an dem

1) Vgl Lavater an Merck in den Briefen II. S. 17 f. vom 21. December 1774.

2) Man lese den Brief Mercks an Lavater in Hegners Beiträgen zur nähern Kenntniß Lavaters aus Briefen seiner Freunde (Leipzig 1788) S. 115 abgedruckt in der Wagnerschen Sammlung II. S. 169 f., wo Wagners Anmerkung nachzusehen ist.

3) Goethe's Briefe an Lavater aus den Jahren 1774—1792 herausgegeben von Hirzel S. 144.

neugegründeten Merkur zur Folge gehabt, die, von jener Freundin beider Männer mit einem kräftigen Empfehlungsschreiben begleitet, an Merck abgesendet wurde [1]). Unmittelbar darauf scheint jedoch auch die persönliche Bekanntschaft beider durch einen Besuch Jacobi's bei Merck vermittelt worden zu sein. Wenigstens läßt sich ein Billet Göthe's an Merck [2]) darauf deuten, und schon im Februar erhielt Jacobi von Merck die ersten Zusendungen von Beiträgen zum Merkur [3]), von denen jedoch einige, wie das »Schreiben eines Landedelmanns,« Jacobi'n nicht behagte, der eine Umschmelzung verlangte, die denn auch wirklich erfolgte [4]). Es ist dies ein Zug, der schon darum in dem Charakterbilde Mercks nicht übergangen werden darf, weil er ihn frei von kleinlicher Autoreneitelkeit, und dem Tadel der Freunde zugänglich darstellt.

Es ist bekannt, wie urplötzlich, tief und innig Jacobi und Göthe, beide damals geistesverwandt durch das glühende Bedürfniß der Lösung jener vorzugsweise ethischen Probleme, sich gegenseitig in einander versenkten. Man fühlt es bei den hierher gehörigen Blättern in Dichtung und Wahrheit, wie noch in späteren Jahren das Herz des Mannes bewegter schlug bei der Erinnerung an diese herrliche Zeit der Entfaltung seines Innersten. Von Jacobi aber sind uns die Ergießungen des Augenblicks aus jenen Tagen aufbewahrt, und hier erscheint Göthe in dem Zauberlichte leidenschaftlicher Freundesliebe in einer Herrlichkeit, deren Schilderung nur später bei Wieland ihres Gleichen findet: »Je mehr ich's überdenke (schreibt Jacobi an Wieland, den 27. August 1774), je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem der Göthe nicht gesehen noch gehört hat etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Göthe ist, nach Heinse's Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle. Ein Besessener füge ich hinzu, dem fast in keinem Falle gestat-

1) S. F. H. Jacobi's Auserlesener Briefwechsel herausgegeben von Fr. Roth I. S. 101.

2) Briefe II. S. 38.

3) Auserlesene Briefe I. S. 109.

4) Jener Aufsatz ward nämlich erst sechs Jahre später Wielanden auf's Neue zugeschickt und im Merkur 1780 abgedruckt.

tet iſt willkührlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu ſein, um es höchſt lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders handeln und denken ſoll, als er wirklich thut. Hiemit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schöneren und Beſſeren in ihm möglich ſei; aber nicht anders iſt ſie in ihm möglich, als ſo wie die Blume ſich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächſt und ſich krönt. — Was Göthe und ich einander ſein ſollten, ſein mußten, war, ſobald wir vom Himmel runter neben einander hingefallen waren, im Nu entſchieden. Jeder glaubte von dem Andern mehr zu empfangen, als er ihm geben könnte. Mangel und Reichthum auf beiden Seiten umarmten ſich einander; ſo ward Liebe unter uns. Sie kann's ausdauern, ſeine Seele — zeugte in ſich der Eine vom Andern — die ganze Glut der meinigen; nie werden ſie einander verzehren.«

Merck ſcheint damals noch nicht »der Dritte« in dieſem neuen »Seelenbunde« geweſen zu ſein. Seine äußerlich kältere, allen Ausbrüchen der Empfindung abgeneigte, ja faſt feindliche Natur, ſein mitten im Skeptizismus doch fertiger Geiſt erregte Mißtrauen bei Jacobi. Noch am 18. März 1776 ſchreibt dieſer an Sophie La Roche: Ich kenne Merck nicht genug, um eine feſte Meinung über ihn zu faſſen. Vorzügliche Gaben hat er unſtreitig, aber faſt in allen ſeinen Briefen und Ausarbeitungen finde ich etwas, das mir nicht anſteht. Es kommt mir vor, als wenn der Mann weniger dächte, als erdächte, mehr erträumte als empfände«. Aber im Sommer 1778 finden wir Merck herzlich begrüßt in Pempelfort, und ein Brief Jacobi's an ihn giebt Zeugniß für das, zwar nicht in der damals beliebten Weiſe der Ueberſchwenglichkeit ſchwärmende, aber doch auch in dieſem Bereiche ſchon bis zum Austauſch von Schattenriſſen vorgeſchrittene Freundſchaftsverhältniß beider, wobei es denn durchaus charakteriſtiſch für Merck iſt, daß er die gedachten Liebespfänder mitzunehmen vergaß [1]). Auch ſechs Jahre ſpäter auf ſeiner

1) Briefe I. S. 130, vergl. II. S. 122 ff.

Reiſe nach Holland zu Camper beſuchte er Jacobi, in deſſen Hauſe er heitre Stunden verlebte [1]).

Wenn, wie wir oben ſahen, Göthe beim Werther ſelbſt zugeſtand, daß Merck ihm hier wie früher beim Götz wohl gerathen habe, ſo finden wir dagegen bald darauf bei Gelegenheit der nächſten größeren Produktion, des Clavigo, ein entgegengeſetztes Urtheil ausgeſprochen und des Freundes kritiſchen Takt vom Dichter in Abrede geſtellt. Die Entſtehungsgeſchichte des Stücks iſt allgemein bekannt. In kaum acht Tagen ſchrieb es Göthe, zum Theile wörtlich, aus Beaumarchais Memoire, nieder. Der Kreis der Frankfurter Freunde begrüßte die neue Produktion mit lautem Jubel. »Aber Mephiſtopheles Merck, erzählt Göthe, *that mir hier zum erſtenmale einen großen Schaden*. Denn als ich ihm das Stück mittheilte, erwiederte er: *ſolchen Quark mußt du mir künftig nicht mehr ſchreiben; das können die andern auch*. Und doch hatt' er hierin Unrecht. Muß ja doch nicht Alles über alle Begriffe hinausgehen, die man nun einmal gefaßt hat, es iſt auch gut, wenn ſich manches an den gewöhnlichen Sinn anſchließt. Hätt' ich damals ein Dutzend Stücke der Art geſchrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein leichtes geweſen wäre, ſo hätten ſich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direktion, die ihr Repertorium zu ſchätzen weiß, kann ſagen was das für ein Vortheil wäre.«

Gewiß! ein Vortheil für Theaterdirektionen; aber ob auch ein Vortheil für des Dichters Entwickelung, für ſeinen Ruhm? Das iſt die Frage. Und dieſe Frage dürfte unbedingt zu verneinen ſein. Ein altes deutſches Sprichwort ſagt: »wo Brodt liegt, kann was Beſſ'res liegen«, — und damit geſchieht der Gottesgabe wohl keine Verunglimpfung. Aus dieſem Geſichtspunkte, ſcheint es, urtheilte Merck. Clavigo *nach* dem Götz und *nach* Werther konnte ihm ſchwerlich als ein Fortſchritt des Dichters gelten, ebenſowenig als unbefangene Beurtheiler

1) Briefe II. S. 236.

unſerer Tage das grillenhafte Urtheil Tiecks unterſchreiben werden, der in ſeinen dramaturgiſchen Blättern dieſe Jugendarbeit von acht Tagen für ein vollendetes Meiſterwerk erklärt. Schon Wieland — der freilich alles eher als ein kompetenter Kritiker in dramatiſchen Dingen war, und dieß ſelbſt recht gut wußte, fühlte ſeinen Enthuſiasmus »für den Wundermann Göthe« nach mehrmaliger Lectüre des Clavigo beträchtlich herabgeſtimmt [1]), und Jacobi's begeiſterte Lobrede [2]) konnte denn ſonſt ſo leicht beſtimmbaren doch nicht bekehren. Das Stück hat ſich auf den Repertoiren der meiſten deutſchen Bühnen allerdings erhalten; — aber die dramatiſche Hungersnoth, die ſich an unſäglich Geringerem zu genügen zwingt, hat auch Iffland's und Kotzebue's Sachen ein Scheinleben auf den Brettern gefriſtet. Es hat vortreffliche, es hat Meiſterzüge im Einzelnen; wer läugnet das? Karlos, dieſer Edelſtein und Eckſtein des Ganzen, zu deſſen Bilde Merck die großartigſten Züge geliefert hat, dieſer konkrete gediegene Charakter, in welchem der reine Weltverſtand, und wahre, männliche Freundſchaft die vollſte Einheit von Wollen und Thun ſich zu einem wahrhaft plaſtiſchen Ganzen abrunden, dieſer Karlos, der Nerv und die eigentliche Feder des Stücks, er hat den größten Meiſtern der Mimik, ich nenne nur Seydelmann, Gelegenheit zur herrlichſten Entfaltung ihrer Kunſt gegeben. Aber iſt damit Mercks Urtheil über das Ganze wiederlegt? Freilich konnte Göthe über ein Menſchenalter ſpäter, auf der ſichern Höhe ſeines Ruhmes ſtehend, es bedauern, in der Vollkraft ſeiner productiven Thätigkeit weniger für die Bühne und ihr Repertoir gethan, und nicht »ein Dutzend Stücke der Art mehr« hingeworfen zu haben. Aber als Merck, der ſeines Freundes Ruhm und nicht zunächſt die Bühnenrepertoire im Auge hatte, den Clavigo verwarf, und von weiteren Produktionen der Art abrieth, folgte er ihm, und die Erfahrung hat bewieſen, daß er wohl daran gethan.

Göthe nannte ſeine dramatiſirte Bearbeitung des Beaumarchaiſchen Textes ein Trauerſpiel. Iſt es das? Nun

1) Jacobi's Auserleſen. Briefwechſel I. 176—177 vom 15. Aug 1774.
2) Ebendaſelbſt I. S. 180—182.

und nimmermehr. In Clavigo iſt keine Ader eines tragiſchen Helden, und nie hat ein großer Dichter einen größeren dramatiſchen Fehlgriff gethan, als Göthe, da er dieſen Stoff und dieſe Figur für tragiſch hielt. Wir wollen mit nichten den ſtrengen Maßſtab der antiken Tragödie hier anlegen, die in ihrer vollen Höhe bei ihren Helden jedes Schwanken, jede Unentſchiedenheit, jedes Herüber und Hinüber der reflectirenden Ueberlegung und des Abwägens, der den Entſchluß beſtimmenden Gründe verwirft, und die ganze Individualität ſelbſt als eine nothwendige, als ein in ſich ſittliches Pathos darſtellt. Denn unſere Welt iſt eine andere, unſer Weltzuſtand macht das Daſein, auch das künſtleriſche, ſolcher Heroenfiguren unmöglich, da in ihm die Breite zufälliger Verhältniſſe einen viel weitern Spielraum bietet, innerhalb deſſen ſich ſo und anders handeln läßt, und der tragiſche Konflikt weſentlich in den Charakter verlegt wird. Der Charakter als ſolcher aber entſcheidet ſich nicht, wie bei den Alten, nach der Nothwendigkeit eines ſittlichen Pathos, ſondern iſt dem Zufalle der Wahl zwiſchen Berechtigten und dem Unrecht anheimgegeben, und läßt ſich von ſubjektiven Wünſchen und Bedürfniſſen, äußeren Einflüſſen, Verhältniſſen und Umſtänden beſtimmen. So iſt »die Subjektivität der Leiden und Leidenſchaften« der Mittelpunkt und das Princip der modernen Tragödie, »und nicht das Subſtantielle des Zwecks iſt es, um deſſentwillen die Individuen handeln, und was ſich als das Treibende in ihrer Leidenſchaft bewährt, ſondern vielmehr die Subjektivität ihres Herzens und Gemüths, oder die Beſonderheit ihres Charakters, die auf Befriedigung dringt«.

Tritt nun aber dieſe Subjektivität in der Weiſe auf, daß jenes Schwanken, jenes Herüber und Hinüber des Wollens und der Neigung, jener Zwieſpalt, der die tragiſche Handlung und Kolliſion herbeiführt, dergeſtalt in ein Individuum gelegt wird, daß daſſelbe als in ſich in entgegengeſetzte Intereſſen zerriſſen erſcheint und haltlos von den einen zum andern ſchwankt, ſo iſt an eigentliches Handeln, an eine tragiſche That gar nicht mehr zu denken, und dem Dramatiſchen eben dadurch der Nerv durchſchnitten. Es entſtehen dann »gedoppelte Menſchen«, die nicht zu fertiger und dadurch feſter In-

dividualität gelangen können, und deren Zerriſſenheit in entgegengeſetzte Intereſſen, nach dem Ausſpruche jenes großen Denkers, in deſſen Gedankenkreiſe wir uns hier bewegen, zum Theil in einer Unklarheit und Dumpfheit, zum Theil in Schwäche und Unreifheit des Geiſtes ihren Grund hat. Solche Charakter mögen für das epiſche Element des Romans vortrefflich ſein, für die Tragödie ſind ſie abſolut verwerflich.

Hierher gehört nun aus Göthe's Jugendarbeiten vor allen Clavigo, in welchem der reine Begriff abſoluter Schwäche und Haltloſigkeit als das tragiſche Agens gleichſam hypoſtaſirt erſcheint.

Clavigo hat Marien geliebt oder zu lieben geglaubt; er hat ſeine feierliche Zuſage gebrochen und ſie verlaſſen, denn »man wird der Weiber bald ſatt« und die Tändelei mit ihnen koſtet gar zu viel Zeit«, die er bei den Planen ſeines durch glückliche Erfolge geweckten Ehrgeizes nicht übrig hat. In der ruhigſten Verfaſſung von der Welt explizirt er dies ſelbſt in der erſten Scene gegen ſeinen Freund: »Sie iſt verſchwunden! glatt aus ſeinem Herzen verſchwunden;« und nur der Gedanke, daß ſie unglücklich iſt, »fährt ihm noch zuweilen durch den Kopf.« Sonſt aber blickt er kalt und ruhig an der Seite irgend einer »glänzenden Donna« auf die vorübergehende betrogene Geliebte hin. Beaumarchais und ſein Freund werden gemeldet, zwar unter fremden Namen. Clavigo empfängt ſie, aber keineswegs unvorbereitet auf die daraus ſich entwickelnde Scene des zweiten Akts, wie das vorhergehende kurze Selbſtgeſpräch beweiſ't, in dem er die Mahnung des Gewiſſens über ſeinen Treubruch ſofort mit dem Gedanken beſchwichtigt: »und wär' ich Marien mehr ſchuldig als mir ſelbſt? und iſt's eine Pflicht mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt?«

Es folgt die bekannte aus Beaumarchais übertragene Scene, in welcher durch den leidenſchaftlichen Zorn eines beleidigten Bruders alle erdenkliche Schmach und Beſchimpfung über des Ungetreuen Haupt zuſammengehäuft wird. Angenommen daß dieſe Scene, dies Verhalten Clavigo's moraliſch möglich iſt, daß ein Menſch, ein Spanier, wenn er nur eine Ader männlichen Muthes in ſich hat, dieſe Er-

zählung aushören, dieſe Beleidigungen hinnehmen kann — nun ſo iſt das wenigſtens eine moraliſche Unmöglichkeit, daß dieſe ſtarre Unverſöhnlichkeit, dieſe durchaus nur mit der Ehrloſigkeit, mit der Vernichtung des Gegners zufriedengeſtellte, raffinirteſte Rachſucht Beaumarchais, die ſich bis zu den letzten Worten der Scene nicht verläugnet, der Weg ſein kann, den Gegner zu wahrer offener unverſtellter Reue, und in Folge derſelben zu einem Schritte, zu einer Handlung der Erniedrigung zu bewegen, die in den Annalen der tragiſchen Poeſie ihres Gleichen nirgends hat, während ſie bei entlarvten Gaunern und Schelmen der Komödie allerdings an der Tagesordnung ſein mag. Von dem Augenblicke an, wo ſich Clavigo in Gegenwart ſeiner Bedienten die Erklärung ſeiner Schande dictiren läßt, iſt das tragiſche Intereſſe an ihm vernichtet.

Aber, höre ich einwerfen, eben dieſer Gegenſatz zu Beaumarchais, in welchem Clavigo wie in einem Spiegel das Bild ſeiner eignen Schwäche erblickt, iſt es, der auch ihn ſtark macht, ſtark gegen ſich ſelbſt, ſtark in der Buße, ſtark im Dulden der verdienten Schmach, der ihm dieſen Bruder ſeiner Geliebten, bei der lebendig erwachenden Ausſicht auf Verſöhnung, auf Wiedervereinigung, gegen die freilich jeder Athemzug Beaumarchais proteſtirt, ſogar zum Gegenſtand der Bewunderung und Liebe macht.

Wie gerne würde ich ſelbſt dieſe Vertheidigung des Dichters annehmen, aber er ſelbſt verbietet das. Denn kaum hat Beaumarchais den Rücken gewendet, als auch Clavigo ſchon erwacht, und in die Worte ausbricht:

> »So unerwartet aus einem Zuſtand in den andern! Man taumelt, man träumt! — Dieſe Erklärung, ich hätte ſie nicht geben ſollen. — Es kam ſo ſchnell, ſo unerwartet als ein Donnerwetter!« —

Wieder ein Rückfall. Aber Clavigo iſt ein Menſch, der immer nur durch das ihm äußerlich Entgegentretende, zum Entgegengeſetzten deſſen, was er eigentlich wollte und möchte, beſtimmt wird. Kaum tritt ihm alſo unmittelbar nach dieſen Worten in Karlos der eigentliche Inhalt jenes kurzen Monologs explizirt entgegen,

als er auch ſchon wieder umlenkt, und das ihm vorher durch Ueberraſchung abgedrungene, zum Freiwilligen zu machen ſich entſchließt. — Mögen immerhin ſolche Geſellen zwiſchen Himmel und Erde herumkriechen, gehören ſie darum in den poetiſchen Bereich des tragiſchen Schickſals,

Welches die Menſchen erhebt, wenn es die Menſchen zermalmt?

»Er iſt ſo feig, wie er nichtswürdig iſt«, ſagt der wackere Buenco, und wo iſt eine einzige That, ein einziger Zug in dem ganzen Stück, der dieſem Todesurtheil widerſpricht?

Aber weiter! Clavigo erſcheint bei Marien. Seine lange Rede iſt ein Meiſterſtück rhetoriſcher erkünſtelter Leidenſchaftlichkeit, aber ſie iſt mehr als das, ſie iſt Lüge, Lüge durch und durch, bewußte, abſichtliche, auf Täuſchung anderer gerichtete Lüge. Er ſchwört, »daß er nie aufgehört habe, ſie zu lieben«, während er gleich anfangs in der ruhigſten Stimmung es ausgeſprochen, »daß ſie verſchwunden, glatt aus ſeinem Herzen verſchwunden ſei«! Er heuchelt Glück und Seligkeit in dieſer Wiedervereinigung, wirft wonnetrunken ſich allen Umſtehenden an den Hals, und eine halbe Stunde ſpäter geſteht er ſeinem Karlos:

»Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer ſchrecklichen Lage. Ich ſage dir, ich geſtehe dir, ich erſchrack, als ich Marien wieder ſah! Wie entſtellt ſie iſt, — wie bleich, wie abgezehrt. O das iſt meine Schuld, meine Verrätherei!« —

Nein! ſagt der Freund. »Poſſen! Grillen! Sie hatte die Schwindſucht, da dein Roman im Gange war. Ich ſagte dir's tauſendmal und — Aber ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Naſen.« Und jetzt entſchließt ſich Clavigo, ſo erleichtert, zum volleren Geſtändniſſe: »Carlos, was ſoll ich dir ſagen! Als ich ſie wiederſah; im erſten Taumel flog ihr mein Herz entgegen, — und ach! — da der vorüber war — Mitleiden — innige, tiefe Erbarmung flößte ſie mir ein: aber Liebe — ſieh! es war, als wenn mir in der Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes über'n Nacken führe. Ich ſtrebte munter zu ſein, wieder vor den Menſchen, die mich umgaben, den Glücklichen zu ſpielen: es war alles vorbei, alles ſo ſteif, ſo

ängſtlich. Wären ſie weniger außer ſich geweſen, ſie müßten's gemerkt haben.«

Dies Zwiegeſpräch für ſich betrachtet und außer dem Zuſammenhange der Fabel, wie künſtleriſch, vortrefflich; aber zugleich wie vernichtend für alles tragiſche Pathos! Und damit denn die Schwäche und Elendigkeit dieſer Jammergeſtalt ihre Spitze erreiche, ſo bleibt er ſelbſt in dieſer Zerriſſenheit nicht einmal reſolut genug, entweder als »ein guter Kerl« zu handeln, wie Karlos es ausdrückt, und Marien zu heirathen, oder doch allerwenigſtens, da er ſich zum zweiten Treubruch entſchließt, als ein honetter Cavalier »mit der Klinge in der Hand dem Bruder die Gründe deſſelben zu exponiren«, — wo denn, im Vorbeigehen bemerkt, der Tod des Bruders von ſeiner Hand, und der dadurch bewirkte Mariens, noch immer eine ganz leidlichere tragiſche Kataſtrophe geben konnten, ſondern — er philoſophirt mit ſeinem Freunde: »der Franzoſe iſt kein Cavalier, verdient nicht daß ich ihn als meines Gleichen achte, und ihm Satisfaktion gebe, lieber laſſen wir ihn als einen Ruheſtörer beim Kopfe nehmen und einſtecken, da wird ſein theatraliſcher Eifer ſchon zu Kreuz kriechen, und er froh ſein, wenn er heiler Haut »beduzt« nach Frankreich zurückkommt, und man gar ſo großmüthig iſt, ſeiner Schweſter eine jährliche Penſion auszuſetzen, warum's ihm vielleicht allein zu thun war.« Du haſt Recht! ſo mag's ſein! ſagt Ehren-Clavigo, — »nur verfahrt gut mit ihm«, ſetzte die weiche Seele hinzu, und geht, um ſich unterdeſſen in ein Mausloch zu verkriechen, wo ihn die heilige Hermandad ſelbſt nicht finden möchte. Und ſolch ein Geſchöpf ſollen wir uns von Ludwig Tieck für einen tragiſchen Helden, ſolche gemeine Erbärmlichkeit für tragiſche Handlung, tragiſchen Conflikt verkaufen laſſen? Nein, bei den Manen Shakeſpeare's, deſſen Namen hier Göthe mit großem Unrecht im Munde führt, nein, und abermals nein.

Und die Kataſtrophe? Schon Schlegel hat geſagt, ſie paſſe nicht zu den übrigen vier Akten, ſie erinnere unangenehm an die Beerdigung Ophelia's und an das Zuſammentreffen Hamlets mit Laertes an ihrem Grabe. Doch dies iſt viel zu wenig geſagt. Sie iſt rein zufällig, wird herbei-

geführt durch den Bedienten, der von Clavigo erpreß angewiesen, die Straße zu meiden, wo Marie Beaumarchais wohnt, einzig und allein um der Bequemlichkeit und des Umwegs willen, diesem Verbot zuwider handelt, und seinen Herrn, der also offenbar in Madrid und seinen Straßen trotz vieljährigem Aufenthalte sehr schlecht Bescheid weiß, wider dessen Willen in die verbotene Straße und an den Sarg führt. Also auch hier Zufall, reiner Zufall, denn wenn der Bediente einen andern Weg einschlug, und Clavigo zu seinem Carlos kam, ohne die Leiche zu sehen, wer zweifelt, daß ihn dieser mit der größten Leichtigkeit überzeugt haben würde, dieser Todesfall der hektischen Marie sei ein wahrer Glücksfall für ihn?

Und selbst am Sarge, an der Leiche der Geliebten, aufgelöst in Schmerz und Verzweiflung, vergißt er sein theures Leben nicht, denn als Beaumarchais auf ihn eindringt, zieht auch er vom Leder, und daß eben er fällt, ist auch wieder nur Zufall, wie Alles in seinem Thun und Leiden. Darum erreicht aber auch der Dichter mit diesem Abschlusse keine tragische Versöhnung, sondern erregt höchstens eine stoffartige augenblickliche Rührung, mit der freilich einen ächten tragischen Charakter gerade das Gegentheil seiner Ehre geschieht. Wie aber von Clavigo, was neulich geschehen [1]), behauptet werden könne, »er sei schon in sich selbst zerstört und würde sich selbst getödtet haben, wenn ihn Beaumarchais Degen nicht erreicht hätte«, ist schwer zu begreifen. Umgekehrt, Naturen wie Clavigo, die niemals ganz gewesen, erliegen immer nur dem Zufall einer äußerlichen Verwicklung. Jenen Zustand des Innern von Clavigo prädiciren, heißt, der vom Dichter gezeichneten Charakterfigur das Erzeugniß der eignen Phantasie unterschieben.

Genug! Aber nicht zu viel, um nach einem halben Jahrhundert den Freund und sein strenges Urtheil gegen den Poeten zu vertheidigen, der auch hier seinem Merck nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Aber wie diese Produktion erklären? Wir brauchen nicht

1) Ulrici in seinem vortrefflichen Werke: über Shakespeare's dramat. Kunst S. 546.

lange zu ſuchen. Göthe ſelbſt giebt uns den Schlüſſel. Die Seſenheimer Geſchichte und die traurige Figur, die Göthe als Menſch hier ſpielte, klang noch lange in des Dichters Innerem nach. In jener Zeit, »als der Schmerz über [illegible] verlaſſenen Geliebten Lage ihn beängſtigte, als ihre Antwort auf einen ſchriftlichen Abſchied ſein Herz zerriß, als er unſäglich unglücklich über den ſelbſt verſchuldeten Verluſt des ſchönſten Herzens (ich ſchreibe Göthe hier wörtlich ab), das ſich zu ihm, das ſich an ihm herangebildet, keine Möglichkeit ſah ihn zu erſetzen, ja nur zu lindern, und ſelbſt des Troſtes entbehrte, ſein eignes Unglück ſich ſelbſt verzeihen zu können, zu dieſer Zeit ſuchte er Hülfe bei der Dichtkunſt, um »durch eine poetiſche Beichte und ſelbſtquäleriſche Büßung einer innern Abſolution würdig zu werden.« Und hier, fährt er fort, »möchten wohl die beiden Marien, im Götz von Berlichingen und Clavigo, und die beiden ſchlechten Figuren, die ihre Liebhaber ſpielen, Reſultate ſolcher reuigen Betrachtungen geweſen ſein [1].« Und in einem Briefe v. 1. Juni 1773 nennt er den Clavigo »eine dramatiſirte moderne Anekdote, den Helden »einen unbeſtimmten halb großen, halb kleinen Menſchen, den Pendant zum Weißlingen oder vielmehr Weißlingen ſelbſt in der ganzen Rundheit einer Hauptperſon [2].«

Dieſe Geſtändniſſe wollen wir von Herzen gern gelten laſſen. Aber eben durch dieſelben wird unſer, wird Mercks Ausſpruch eben nur vollkommen beſtätigt.

Merck, der Göthen von dem erſten Beginn ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit rathend und leitend zur Seite ſtand, deſſen kühner Scharfblick in einer Zeit der kläglichſten kritiſchen Anarchie und Haltloſigkeit den günſtigſten Moment zum Angriff erkannt, deſſen Schlachtruf den Götz und Werther in der ungeſchwächten erſten Friſche und Kraft in den Kampf hinausgerufen hatte, er, der die hohe Bedeutung dieſes Genius, ſowie die auf Gründung einer neuen poetiſchen Kulturepoche geſtellte Aufgabe zuerſt und am ſchärfſten erkannte, und bei allen Gelegenheiten auf ſie, auf das Höchſte hinwieß, er mußte

1) Dichtung und Wahrheit Werke XXVI. S. 118 u. 120.
2) Göthe in Frankfurt am Main v. H. Döring S. 71.

vor allen den ſchlimmſten Feind in des Freundes eigner Natur, jene Neigung zur Verſchwendung und Verzettelung ſeiner Kraft an unbedeutenden Dingen, bekämpfen, er mußte ihn warnen, auf der Höhe ſeines jungen, gleichſam über Nacht erworbenen Ruhmes, ſich mit Dutzendproductionen in der Achtung der Nation zu ſchaden — die allerdings über Clavigo und Stella befremdet den Kopf ſchüttelte. Er mußte ihm ſagen: daß er ſich zu hoch achten müſſe, nur für das poetiſche Bedürfniß des Augenblicks zu ſorgen. Denn »das konnten auch andere«. Er hat es gethan, zu ſeinem unvergänglichen Ruhme. Aber Göthe, der Mann und Greis, that nicht wie Wolfgang Göthe, der Jüngling. Er ſchalt des Freundes Rath, nannte ihn Mephiſtopheles, »der ihm hier großen Schaden gethan«, und wünſchte lieber ein »Dutzend Stücke«, wie Clavigo, damals mehr geſchrieben zu haben. Gottlob, daß es unterblieben! Alle, denen der Dichter Göthe werth und theuer iſt — werden mit mir in dieſen Ausruf einſtimmen. Denn wahrlich, nicht alle die Wechſel auf Unſterblichkeit, die in den fünf und fünfzig Bänden ausgeſtellt ſind, wird die Nachwelt acceptiren.

Bei weitem anerkennender läßt ſich aber Göthe bei einer andern Gelegenheit über ſeines Freundes Scharfblick vernehmen. Denn als er auf ſeiner erſten Schweizerreiſe mit den Stollbergs nach Darmſtadt kam, ſah Merck auf den erſten Blick, daß auch hier Göthe ſich in der »unüberwindlichen, naiven Gutmüthigkeit ſeines Weſens« einmal wieder vergriffen, und mit Leuten in engſte Genoſſenſchaft begeben hatte, von deren Art zu ſein, zu denken und zu handeln, ihn eine unüberſteigliche Kluft trennte. »Das ewige Geltenlaſſen, das Leben und Lebenlaſſen«, war ihm ein Gräuel. »Daß du mit dieſen Burſchen ziehſt, rief er aus, iſt ein dummer Streich; du wirſt nicht lange bei ihnen bleiben!« das war das Reſultat ſeiner Unterhaltungen; und er ſchilderte ſie ſodann treffend, aber nicht ganz richtig. Durchaus fehlte ihm ein Wohlwollen (doch wohl nur hier in dieſem Falle?), daher ich glaúben konnte ihn zu überſehen, obſchon ich ihn nicht ſowohl

überſah, als nur die Seiten zu ſchätzen wußte, die außer ſeinem Geſichtskreiſe lagen.

Der Erfolg entſprach übrigens Mercks Prophezeiungen durchaus, und Göthe ſah ſich ſchon in Darmſtadt und Mannheim durch die That von der Wahrheit jener Bemerkungen überzeugt.

Jenes für Merck ſo ſchmerzliche »ewige Geltenlaſſen« deſſen, was nur auf irgend eine Weiſe der eignen Perſönlichkeit ſchmeichelte, jenes Protegiren der Mittelmäßigkeit, gegen die, ſo lange Merck und die andern Jugendgenoſſen das Panier trugen, auch Göthe in die Schranken trat, wie hat es ſich in den ſpäteren Jahren ſo auffallend an dem alternden Dichter wieder herausgeſtellt!

Bei jener Gelegenheit that aber Merck noch einen, auch ſpäter mehrmals von ihm wiederholten merkwürdigen Ausſpruch, welcher allein beweiſen würde, wie tief und richtig er ſeines Freundes innerſte dichteriſche Natur aufgefaßt hatte, einen Ausſpruch, den Göthe ſelbſt »im Leben oft bedeutend« fand. Dein Beſtreben, ſagte er, deine unablenkbare Richtung iſt, dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben; die andern ſuchen das ſogenannte Poetiſche, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug.« Es giebt ganze Bücher über Göthe, die nicht ſo viel Inhalt haben, als dieſes eine Wort.

Bei der Rückkehr von jener Reiſe verwickelten ſich Göthe's Frankfurter Verhältniſſe in einer für ihn nahezu unerträglichen Weiſe. Jetzt bereuete er es empfindlich, die Weiterreiſe nach Italien von der Schweiz aus aufgegeben zu haben. Im Auguſt 1775 ſchreibt er an Merck: Ich bin wieder garſtig geſtrandet, und möchte mir tauſend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich paſſe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken; nur möchte ich wiſſen, ob du mir im Fall mit einigem Geld beiſtehen wollteſt, nur zum erſten Stoß. Allenfalls magſt du meinem Vater beim nächſten Congreß klärlich beweiſen, daß er mich auf's Frühjahr nach Italien ſchicken müſſe, das heißt: zu Ende dieſes Jahres muß ich fort. Daur' es kaum bis dahin, auf

dieſem Baſſin herumzugondolieren, und auf die Froſch- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszuziehen.« Daneben fragt er an, »ob Merck wegen ſeiner Manuſcripte geſchrieben.« Dies bezieht ſich auf die Stella, welche Merck, der ſchon früher bei Buchhändleriſchen Nöthen den Vermittler gemacht hatte, und überhaupt in Geldſachen ſehr häufig von ſeinem Freunde auch noch ſpäter in Anſpruch genommen wurde [1]), dem Buchhändler Mylius in Berlin zum Verkauf angeboten hatte, deſſen Antwortſchreiben als ein köſtliches Aktenſtück der damaligen bibliopoliſchen Verhältniſſe der deutſchen ſchönen Literatur mitgetheilt zu werden verdient. Der brave Soſius findet es »etwas ſonderbar und eigenſinnig von dem Herrn Dr. Göthe, zu verlangen, daß man ſeine Manuſcripte ſo unbeſehen, wie nach dem Sprichwort, die Katze im Sack, kaufen ſolle. Auch ſei ja mit einer ſo kleinen Piece kein großer Handel zu machen«. »Inzwiſchen,« fährt er fort, »damit ich nicht den Vorwurf auf mich lade, als ob nichts mit mir anzufangen wäre, ſo werde ich die Probe machen, und — 20 Thaler ſenden, um von Herrn Dr. Göthe das Manuſcript der Stella in Empfang zu nehmen, hauptſächlich aber, um mit dieſem allerdings ſeltenen Genie und fruchtbaren Schriftſteller in Bekanntſchaft zu kommen. Wenn es nur nicht, wie ich faſt fürchte, die entgegengeſetzte Wirkung thut. Denn da er nun für dieſe, vielleicht kleine und nicht ſo ſehr intereſſante Piece 20 Thaler bekommt, ſo wird das folgende Stück 50 Thaler, und Dr. Fauſt vielleicht 100 Louisd'or gelten ſollen. Das iſt aber wider die Natur der Sache, und ich thue von ganzem Herzen Verzicht darauf« u. ſ. w. Schließlich geſteht er, »daß ihm Dr. Fauſt (von dem doch alſo auch ſchon die Rede geweſen ſein mußte) für einen proportionirlichen Preis lieber geweſen wäre.«

Allerdings war alſo, wie auch aus dieſem merkwürdigen Aktenſtücke hervorgeht, der Fauſt gleichzeitig mit Werther entſtanden, und nach allen Anzeigen zu urtheilen ſchon gegen Ende des Jahres 1775 ſoweit vorgerückt, daß an eine öffentliche Mittheilung wohl gedacht werden konnte. Egmont war

1) Man ſehe: Briefe I. S. 93. 98. 122. 273. II. S. 51.

auch zum großen Theile bereits vollendet, und Göthe überhaupt damals in der frischesten Thätigkeit des dichterischen Produzirens begriffen, als jene plötzliche Wendung seines Geschicks ihn nach Weimar führte, und Leben und Lebensgenuß, Zerstreuung und Zersplitterung der produktiven Kraft für das Bedürfniß des Augenblicks, Hof- und Staatsdienst mit ihren sich fort und fort steigernden Ansprüchen, ihn zehn Jahre lang in dem bunten Wirbel von »Verdruß und Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abentheuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetem und Unversehenem, Flachem und Tiefem, mit Festen, Tänzen, Seide, Schellen und Flitter ausstaffirt« [1]), umhertrieben und zu keiner größeren Produktion kommen ließen [2]). Was in diesem langen Zeitraume die Welt verloren, als in diesem »Conflikte des poetischen Talents mit der Realität,« wie Göthe selbst sich auszudrücken liebte, das erstere durchaus in den Hintergrund gedrängt ward, und in dem unseligen Hofleben der Simson seine Locken verlor, läßt sich kaum berechnen [3]). Auch Göthe selbst, wie so manche Stellen seiner Briefe und sonstigen Bekenntnisse bezeugen, hatte davon, sowohl in jener Zeit selbst, als auch später, ein mehr oder minder klares und peinigendes Bewußtsein. Er selbst bezeichnete daher seine Italienische Reise als eine »Flucht, durch die er sich zu poetischer Produktivität wieder herzustellen« den fast verzweifelten Entschluß faßte.

Und es war hohe Zeit. Denn mit den Jahren, Beschäftigungen und Zerstreuungen hatte nach des Dichters eigenem Bekenntniß »die Unart, vieles anzufangen und bei verminderttem Interesse liegen zu lassen, außerordentlich zugenommen.« So begleiteten ihn denn, mit alleiniger Ausnahme der Iphigenie, auf seiner Reise nach Italien fast nur Fragmente, die sich theils aus den ersten Anfängen der Weimarischen Periode, wie der schon 1777 begonnene Tasso, theils aus noch früherer Zeit — ich erinnere an Egmont — herschrieben. Erst in Italien,

1) S. Briefe Göthe's an Lavater S. 27 vom 8. Januar 1777.

2) Eckermann Gespräche mit Göthe II. S. 61.

3) Auch Wieland schreibt an Merck: Göthe's Liaison mit dem Hofe verdirbt ihm viel Zeit, um die's herzlich Schad' ist.

in Rom fand er ſich ſelbſt im vollſten Sinne wieder. Hier ging ihm das volle Bewußtſein über ſein Ziel, ſeine eigentliche Beſtimmung auf, und am 22. Februar 1788 konnte er den Freunden ſchreiben: »Täglich wird mir deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunſt geboren bin, und daß ich die nächſten zehn Jahre, die ich höchſtens noch arbeiten darf, dieſes Talent excoliren und noch etwas Gutes machen ſollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ.«

Niemand aber fühlte den Verluſt, den in jener erſten zehnjährigen Periode von Göthe's Weimariſchen Leben die Welt durch jene Selbſtverkennung der eigentlichen Beſtimmung erlitt, tiefer und ſchmerzlicher als Merck, der hier des Freundes alte Neigung, Zeit und Kraft an unbedeutende Dinge zu verſchwenden, in ihrem Gipfelpunkte erblickte, und ſein Mißbehagen darüber auf das ſtärkſte und unzweideutigſte ausſprach [1]). »Siehſt du,« ſagte er zu ihm bei ſeinem Aufenthalte zu Weimar in jener Periode, »im Vergleiche mit dem was du in der Welt ſein könnteſt und nicht biſt, iſt mir Alles was du geſchrieben haſt, Dreck.« Und gegen Andere äußerte er bei zunehmender Verſtimmung: »Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuſchranzen und zu ſcherwenzen, Andere zu hudeln, oder was mir Alles Eins iſt, ſich von ihnen hudeln zu laſſen! Giebt es denn nichts Beſſeres für ihn zu thun?« Und allerdings konnten die dichteriſchen Erzeugniſſe, die in dieſer Zeit der Freund ihm mittheilte [2]), dem ſtrengen Merck keineswegs genügen, der bei ſeiner Anſicht beharrte, daß Göthe wohl als Miniſter und Ceremonienmeiſter, aber nicht als Dichter zu erſetzen ſei.

Ueberblicken wir die ſämmtlichen von Göthe aus Weimar an Merck gerichteten Briefe — es ſind deren ſiebenunddreißig in beiden Sammlungen — ſo ſehen wir ganz deutlich, wie dieſe örtliche Trennung und Göthe's neue Stellung und Lebensverhältniſſe der direkten Einwirkung Mercks, des leitenden und reiferen Freundes, deſſen Rath und Zuſpruch Göthe nur allzu oft vermißt haben mag, durchaus ein Ende machten.

1) S. Falk über Göthe S. 145.

2) Briefe I. S. 98, S. 122, S. 138, S. 254, S. 337. II. S. 125.

Leider iſt von Mercks Briefen an Göthe aus dieſer Zeit nichts erhalten oder doch nicht bekannt gemacht, und wir entbehren dadurch gerade für dieſen Punkt mannigfacher Aufſchlüſſe, die ſich durch nichts ſonſt erſetzen laſſen.

Daß Göthe ihm damals »ſelten und wenig« ſchrieb, wie allen alten Freunden, ſagt Merck ſelbſt in einem Briefe an eine Freundin vom Herbſt 1777, in welchem er ihm übrigens das beſte Zeugniß für ſein Treiben und Wirken in Weimar giebt. »Er ſpielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach ſeiner eignen Sitte. Der Herzog iſt, man mag ſagen was man will, ein trefflicher Menſch, und wird's in ſeiner Geſellſchaft noch mehr werden. Alles was man ausſprengt ſind Lügen der Hofſchranzen. Es iſt wahr, die Vertraulichkeit geht zwiſchen dem Herrn und Diener weit, allein was ſchadet das? Wär's ein Edelmann, ſo wär's in der Regel. Göthe gilt und dirigirt Alles, und Jedermann iſt mit ihm zufrieden, weil er Vielen dient und Niemandem ſchadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menſchen widerſtehen?« Später freilich in einem Briefe an Lavater vom Januar 1778, mißbagt ihm das Potentatenthum Göthe's, unter deſſen Druck Wieland ganz kleinmüthig geworden ſei.

Den 7. November 1775 traf Göthe in Weimar ein. Doch ſcheint es von vorn herein keineswegs ſeine Abſicht geweſen zu ſein, ſich dort auf die Dauer zu fixiren. Zu Anfange des folgenden Jahres vertraut Wieland ſeinem Merck »sub rosa rosissima«, daß Göthe wohl nicht wieder loskomme. Karl Auguſt könne nicht mehr ohne ihn ſchwimmen noch waten. Noch aber ſei nichts Entſchiedenes[1]). Auch Göthe ſelbſt meldet noch unter dem 22. Januar d. J. 1778: »ich bin nun ganz in alle Hof- und politiſchen Händel verwickelt, und werde faſt nicht wieder wegkönnen.« Aus dieſen und andern ähnlichen Aeußerungen läßt ſich ſchließen, daß Merck ſelbſt von Zeit zu Zeit über Göthe's weiteres Bleiben, das er anfangs offenbar aus den angeführten Gründen ungern ſah, angefragt habe. Und in der That war auch Manches, was er durch

1) Bieb. I. S. 89.

Wieland und andere von Göthe's Aenderung in Sinnes- und Lebensweiſe erfuhr, nicht geeignet ihn wünſchen zu laſſen, daß Göthe ſich in dieſer Exiſtenz feſt ſpinnen möge. Er mußte von Wieland die Klage hören, »daß die fatalen Verhältniſſe, in denen ſein Freund ſtecke, ihn verſchloſſen und zurückhaltend machten, daß ſein Genius ihn verlaſſen zu haben, ſeine Einbildungskraft erloſchen ſcheine; von Schloſſer: daß ihm Göthe neulich durch ſeinen Bedienten habe ſchreiben laſſen, ohne auch nur ein »grüſi' dich Gott« beizuſetzen.« Indeſſen ſcheint ein Wiederſehen im Herbſte des Jahrs 1777, wo ſich Merck mit Göthe, der daſelbſt mit dem Herzog nach Eiſenach gegangen war, ein Rendezvous gaben, Alles wieder ins Gleiche gebracht, und auch Wielanden verſöhnt zu haben [1]), der denn überhaupt in ſeinen Urtheilen über Göthe nach ſeiner Weiſe leicht von einem Extreme in's andere gerieth. Wieland war es insbeſondere, der ihm von da an, wie wir weiterhin ſehen werden, auf ſeine Anfragen über Göthe's Thun und Treiben nur Tröſtliches und Schönes meldete. Dieſe Reiſe führte übrigens Merck auch mit den fürſtlichen Perſonen von Weimar näher zuſammen, wie er denn im folgenden Jahre die Herzogin Amalie (und auch ſpäter noch zweimal in den Jahren 1780 und 1783) auf ihrer Rheinreiſe begleitete, und von dieſer trefflichen Fürſtin, die Wieland eins der liebenswürdigſten, herrlichſten Gemiſche von Menſchheit, Weiblichkeit und Fürſtlichkeit nannte, das je auf dieſem Erdenrunde gelebt habe, einer Freundſchaft gewürdigt wurde, die für beide gleich ehrend genannt werden darf.

So beſtand denn zwiſchen beiden Männern das alte Verhältniß, nur anders modifizirt, fort. Merck erfreute Göthe's in Frankfurt ziemlich einſam lebende Eltern durch Beſuche und Nachrichten von dem Sohne, beſorgte die Verbreitung der handſchriftlichen poetiſchen Produktionen des letzteren in dem Kreiſe der Verwandten und Freunde, negozirte Geld, wenn's nöthig war, beſorgte Wein, Bilder und Kupferſtiche, für Göthe und den Herzog [2]), gab Auskunft über Staatsmänner und

1) Briefe I. S. 119. II. S. 101 und 107.

2) S. Briefe I. S. 130, 227, 253, 273. II. S. 119, 125, 163, 193, 210.

Gelehrte, die man nach Weimar zu ziehen wünſchte [1]), ertheilte kameraliſtiſche Rathſchläge u. ſ. w. Allein der literariſche Verkehr zwiſchen beiden Freunden hörte zuletzt ganz auf, oder gieng vielmehr auf einen beſchränkten Kreis der Wiſſenſchaft über, in die ſich Merck zuletzt faſt gewaltſam hineingeworfen hatte, der, irre geworden an ſeines Freundes dichteriſchem Treiben, mißmuthig über getäuſchte Hoffnungen und Erwartungen, niedergedrückt von häuslichen Leiden und harten Schickſalsſchlägen, zu denen ſich denn auch der frühe Tod ſeines geliebteſten Jugendfreundes, von Schrautenbach [2]), geſellte, Troſt und Selbſtvergeſſenheit in dem eifrigen Studium der Oſteologie und Mineralogie ſuchte. Göthe's Liebhaberei an dieſen Dingen kam ihm dabei auf halben Wege entgegen, und ſeit deſſen Rückkehr von der merkwürdigen, mit dem Herzoge unternommenen Schweizerreiſe, drehen ſich alle Briefe aus den achtziger Jahren um dieſes Thema. Mineralogiſche Funde, oſteologiſche Entdeckungen, Foſſilien und Petrefakten, höchſtens einmal durch Gegenſtände der Münzkunde unterbrochen, bilden den Inhalt, Camper und Sömmering ſind die Helden, und die letzten Briefe ſind lauter »Knochenbriefe«, wie Göthe ſelbſt ſich ausdrückt [3]), in denen Merck beſtändig tribulirt wird, über Thierköpfe **Myrmecophaga** und **Rhinoceros, os intermaxillare** u. dergl. zu berichten oder dieſe Raritäten zuzuſenden. Dies will denn beſonders Wielanden nicht in den Kopf, der indeſſen doch »die Möglichkeit begreift, wie ein übrigens ganz vernünftiger Mann, ein eben ſo großes Belieben daran finden kann, acht Tage lang in einen Wallfiſchkopf zu gucken, um die Entdeckung zu machen, daß die Naſenlöcher in der Naſe ſitzen, als unſer einer einen ganzen Tag mit Hintanſetzung ſeiner Familie, Freunde, Correſpondenten, Nachbarn und desgleichen, an Ausrundung einer achtzeiligen Stanze zu arbeiten«.

Gervinus in ſeiner Abhandlung über den Göthe'ſchen Briefwechſel erklärt ſich dieſes literariſche Auseinanderkommen Göthe's und Mercks durch die Bemerkung, daß letzterer trotz all'

1) Briefe I. S. 237. 317. II. 209 u. a. a. O.

2) Briefe II. S. 220 I. S. 345—356.

3) S. Briefe II. S. 226.

ſeines brillanten Scharfſinns einem alten Regime angehörte, das auf Göthe'n in die Länge nicht wirken konnte. Dieſe ohne Beweis ausgeſprochene Behauptung möchte ſich am leichteſten durch eben dasjenige wiederlegen, was Gervinus in der genannten kleinen Schrift ſonſt über die Urſachen beibringt, aus denen ſich Göthe in jener Epoche weniger dieſem Freunde, als dem ihm ſo weit entfernter ſtehenden Lavater an und aufſchloß. Je mehr ſich Göthe von der menſchlichen Umgebung entfernte und aus dem Kreiſe wich, in welchem er ſich den erſten Beifall errungen, je tiefer er ſich in die »Hof- und Weltrolle der Fürſtenthümer Weimar und Eiſenach« vertiefte, und trotz der »Einſicht in das Sch...ge dieſer zeitlichen Herrlichkeit,« die ſich ihm enthüllte, doch nur immer feſter darin einſpann, während er doch »an Seel' und Leib unter der drückenden Laſt, die er ſich aufgeladen, faſt erlag [1]), deſto mehr mußte Mercks Theilnahme für die Literatur und Poeſie, an der ihm ſein Göthe gewiſſermaßen zum Verräther zu werden ſchien, erkalten. Und Merck ſteht hier nicht allein; auch Herder dachte hierin mit ihm gleich [2]), und ebenſo ſpäterhin Schiller [3]), wie aus gar manchen Stellen des Briefwechſels klärlich hervorgeht, ja in ſpäteren Jahren Göthe ſelbſt.

In den letzten Lebensjahren aber, in denen ſich Mercks Seelenſtimmung immer mehr verdüſterte, und Unglücksfälle aller Art den ſchwer Geprüften heimſuchten, tritt Göthe's alte Liebe zu dem Freunde ſeiner Jugend nur um ſo herzlicher und werkthätiger hervor, und der letzte Brief der Sammlung, in welchem er ihn auffordert ihm ſein Herz auszuſchütten, und verſichert zu ſein, daß er ihm auch mit Klagen nicht läſtig ſein werde«, iſt Göthe'n um ſo höher anzurechnen, da er ſeiner Natur nach, alles Unangenehme von ſich entfernt zu halten ſein ganzes Leben hindurch befliſſen war.

Für die geheime Macht, die Merck auf Göthe'n ſtets ausübte, mag auch der Umſtand zeugen, daß der Ton aller ſeiner an Merck gerichteten Briefe, durchaus abweichend von allen

1) Wieland an Merck Briefe II. S. 230.
2) S. Haym S. 142 ff.
3) Gervinus a. a. O. S. 78 ff.

andern, ſich ſtets in der alten kräftigen derben Götziſchen Weiſe hielt. Dies gilt denn auch für die andern Freunde, die ſich, von dem Herzoge Karl Auguſt und ſeiner Mutter herab, in ihren Briefen alle in demſelben Ausdruck eines freien ungezwungenen Humors gefallen. Daß übrigens Göthe gleich in den erſten Jahren der Weimariſchen Epoche die örtliche Trennung, die ihm den ſtets mahnenden Freund fern hielt, nicht ungern ſehen mochte, iſt begreiflich, und es erklärt ſich daraus genügend der Umſtand, daß, als der Herzog Mercken als Kammerrath nach Eiſenach ziehen wollte, Göthe es ihm, wie er dem Freunde ſelbſt meldet, ausredete, weil »alte Bäume ſich nicht gut verpflanzten.«

Im zwölften Buche von Dichtung und Wahrheit hat Göthe von ſeinem Freunde eine Schilderung gegeben, die wir hier als Schluß dieſes Abſchnittes herſetzen, indem wir es den Leſern überlaſſen, aus dem bisher von uns Mitgetheilten ſowie aus dem noch ferner Mitzutheilendem einzelne Züge entweder zu berichtigen oder weiter auszuführen.

»Dieſer eigne Mann« heißt es dort, »der auf mein Leben den größten Einfluß gehabt, war von Geburt ein Darmſtädter. Von ſeiner frühern Bildung wüßte ich wenig zu ſagen. Nach vollendeten Studien führte er einen Jüngling nach der Schweiz, wo er eine Zeitlang blieb, und beweibt zurück kam. Als ich ihn kennen lernte war er Kriegszahlmeiſter in Darmſtadt. Mit Verſtand und Geiſt geboren, hatte er ſich ſchöne Kenntniſſe beſonders der neueren Literaturen erworben, und ſich in der Welt und Menſchengeſchichte nach allen Seiten und Gegenden umgeſehen. Treffend und ſcharf zu urtheilen war ihm gegeben. Man ſchätzte ihn als einen wackern, entſchloſſenen Geſchäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein ſehr angenehmer Geſellſchafter für die, denen er ſich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und hager von Geſtalt, eine hervordringende ſpitze Naſe zeichnete ſich aus, hellblaue, vielleicht graue Augen gaben ſeinem Blick, der aufmerkſam hin und wiederging, etwas Tigerartiges. Lavaters Phyſiognomik hat uns ſein Pro-

ſil aufbewahrt. In ſeinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältniß: von Natur ein braver, edler, zuverläſſiger Mann, hatte er ſich gegen die Welt erbittert, und ließ dieſen grillenkranken Zug dergeſtalt in ſich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorſätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu ſein. Verſtändig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorſtreckt, irgend etwas zu thun, was einen andern kränkend verletzte, ja was ihm ſchädlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man ſelbſt davor ſicher zu ſein glaubt, ſo hatte ich eine deſto größere Neigung mit ihm zu leben, und ſeine guten Eigenſchaften zu genießen, da ein zuverſichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er ſeine ſchlimme Seite nicht gegen mich kehren werde. Wie er ſich nun durch dieſen ſittlich unruhigen Geiſt, durch dieſes Bedürfniß, die Menſchen hämiſch und tückiſch zu behandeln, von einer Seite das geſellige Leben verdarb, ſo widerſprach eine andere Unruhe, die er auch recht ſorgfältig in ſich nährte, ſeinem innern Behagen. Er fühlte nämlich einen gewiſſen dilettantiſchen Produktionstrieb, dem er um ſo mehr nachhing, als er ſich in Proſa und in Verſen leicht und glücklich ausdrückte, und unter den ſchönen Geiſtern jener Zeit eine Rolle zu ſpielen gar wohl wagen durfte. Ich beſitze ſelbſt noch poetiſche Epiſteln von ungemeiner Kühnheit, Derbheit, und Swiftiſcher Galle, die ſich durch originelle Anſichten der Perſonen und Sachen höchlich auszeichnen, aber zugleich mit ſo verletzender Kraft geſchrieben ſind, daß ich ſie nicht einmal gegenwärtig publiciren möchte, ſondern ſie entweder vertilgen, oder als auffallende Dokumente des geheimen Zwieſpalts in unſerer Literatur der Nachwelt aufbewahren muß. Daß er jedoch bei allen (?) ſeinen Arbeiten verneinend und zerſtörend zu Werke ging, war ihm ſelbſt unangenehm, und er ſprach es oft aus, er beneide mich um meine unſchuldige Darſtellungsluſt, welche aus der Freude an dem Vorbild und dem Nachgebildeten entſpringe.

Uebrigens hätte ihm ſein literariſcher Dilettantismus eher Nutzen als Schaden gebracht, wenn er nicht den unwiderſtehlichen Trieb in ſich gefühlt hätte, auch im techniſchen und

merkantiliſchen Fache aufzutreten. Denn, wenn er einmal ſeine Fähigkeiten zu verwünſchen anfing, und außer ſich war, die Anſprüche an ein ausübendes Talent nicht genialiſch genug befriedigen zu können, ſo ließ er bald die bildende, bald die Dichtkunſt fahren, und ſann auf fabrikmäßige, kaufmänniſche Unternehmungen, welche Geld einbringen ſollten, indem ſie ihm Spaß machten.«

Wer erkennt nicht auch in dieſer kurzen Skizze die Meiſterhand deſſen, dem es vor allen gegeben war, Menſchen und menſchliches Weſen zu ſchildern. Und dennoch, wer in dieſer Schilderung ein vollſtändiges Bild des Mannes, den ſie zeichnet, finden wollte, würde ſich ſehr getäuſcht ſehen — denn es fehlt dieſen zwar ſcharfen, aber einſeitigen Umriſſen, die letzte Hand, die Hand der Liebe, die das Widerſprechende und Entgegengeſetzte vereint und verſöhnt, es fehlt die Sonderung der verſchiedenen Zeitperioden des Lebens, in denen ſich unter dem Einfluſſe ſchwerer Schickſale die verſchiedenen Seiten in Mercks Charakter entwickelten. Als Göthe jene Schilderung entwarf, hatte er, ſo ſcheint es, mehr das Bild des Mannes aus den letzten Jahren ſeines Lebens vor Augen, die Farben hatten nachgedunkelt, und ſelbſt an den lichthellen Stellen waren Schattenzüge hervorgetreten. Und wenn auch Göthe mit Nichten manchen ſeiner dort gebrauchten ſtärkeren Ausdrücke das ſchwere Gewicht eines Sittenrichters hat beigelegt wiſſen wollen, ſo hat er doch eben durch die einſeitige Herausbebung der ſcharfverſtändigen, kritiſchen und ſkeptiſchen Seite ſeines Freundes das Bild deſſelben nicht in das volle Licht geſtellt, und auf der andern Seite ſelbſt den ſittlichen Charakter Mercks der Gefahr der Mißdeutung in den Augen aller derjenigen bloßgeſtellt, die, wie Wagner richtig bemerkt, zwiſchen einem Schalk und Schelm im Göthe'ſchen, und einem ſolchen im Sinne des gewöhnlichen Bewußtſeins nicht zu unterſcheiden wiſſen.

IV.

Merck und Wieland.

Die erſte Bekanntſchaft Mercks mit dem Dichter des Oberon ward durch den ſchon mehrmals erwähnten Leuchſenring veranlaßt [1]). Ein engeres Anſchließen aber führte erſt Mercks, durch Frau von La Roche und Fr. Jacobi bewirkter, Beitritt zu Wielands Merkur herbei. Ein fleißiger, zehn Jahre hindurch (von 1776—1786) faſt ununterbrochen fortgeſetzter Briefwechſel — die beiden Sammlungen enthalten allein 106 meiſt ausführliche Briefe von Wieland — giebt Zeugniß von dem innigen Zuſammenhange beider Männer, und nirgends findet ſich Wielands innerſtes Weſen ſchöner und liebenswürdiger ausgeprägt, als in dieſen freien, allein für den verſchwiegenſten Freund beſtimmten Ergüſſen des Augenblicks, von deren einſtiger Bekanntwerdung ihm keine Ahnung kommen konnte. Leider aber fehlen auch hier in den bisherigen Sammlungen, mit Ausnahme eines einzigen, alle die zahlreichen Briefe Mercks an Wieland, ein Verluſt, der, wenn er, wie faſt zu fürchten iſt, unerſetzlich ſein ſollte, um ſo mehr zu beklagen ſein würde, als ſich Merck ſelbſt in dieſer Zeit gegen Niemanden freier und offener ausgeſprochen zu haben ſcheint, als gegen den treuen Wieland, der ihn neben ſeinen »Merkurialiſchen Angelegenheiten« von Allem was in dem Weimariſchen Mikrokosmus vorging, und namentlich von Göthe's Behaben in demſelben, getreulich unterrichtete, während ihm Göthe ſelbſt nur hie und da kurze, räthſelhafte Andeutungen über das dortige Leben und Treiben zukommen ließ.

Nicht leicht hat eine innigere Verbindung zwei ungleichere Naturen vereint. Merck, der in Charakter, Neigungen und Beſtrebungen, in Lebensweiſe und Lebensanſicht faſt durchaus das Gegentheil Wielands war, fühlte ſich vorzüglich angezogen durch die im höchſten Grade neidloſe Gutmüthigkeit, durch jene »bonhommiſche« Liebenswürdigkeit des Herzens, mit welcher der friedliebige Wieland ſtets bereit war, das Schöne und Große,

1) M. ſ. Wielands ausgewählte Briefe III. S. 53 u. S. 76.

ſelbſt wo es ihm gegenüber trat, oder doch ihn im Schatten ſtellte, mit vollem Herzen anzuerkennen, und ſich, wie er es ausdrückt, »gegen jeden herrlichen Kerl für Nichts zu achten.« Dieſen wahrhaft rührend-erhabenen Zug in Wielands Charakter, der ihn hoch über die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen erhob, haben wir bereits bei der Schilderung des Verhältniſſes zwiſchen Merck und Herder kennen gelernt. Aber nirgends tritt derſelbe ſchöner hervor, als Göthe gegenüber, deſſen »leichtſinnig trunkener Grimm und muthwillige Herbigkeit«, um hier Göthe's eigene Worte zu brauchen, ihn doch ſo tief verletzt hatten. Es iſt wahrhaft herzerquickend, dieſe Jubelhymnen der hingegebenſten Liebe und Bewunderung zu leſen, mit denen er, wie in den Briefen an Gleim, Jacobi und Andere, ſo namentlich gegen Merck, ſobald er Göthe's gedenkt, ſeinem Herzen Luft macht. »Wieland (ſchreibt Jacobi an Frau von La Roche) iſt der einzige unter den groſſen Schriftſtellern Deutſchlands, der über Göthe's Ruhm nicht eiferſüchtig iſt.«[1]). Er, der durch Göthe's Auftreten in dem Weimariſchen Kreiſe ſichtbar in Schatten geſtellte, oft zurückgeſetzte, ja zuweilen auch wohl durch Wiederholung jener »Götter-Helden und Wielands Neckereien« empfindlich gereizte, giebt dennoch, weit entfernt irre zu werden, nur immer von Neuem Zeugniß für die wunderbare Herrlichkeit des Mannes, von deſſen erſtem Anblicke er »voll iſt, wie ein Thautropfen an der Morgenſonne.« So ſchreibt er im Jahre 1776: »Unſer Göthe hat ſich der Welt durch ſeine Stella wieder herrlich geoffenbaret! Wie triumphirt mein Herz über jeden neuen Sieg, den er erhält, jede neue Provinz, die er erobert! Wiſſen Sie ein ander Beiſpiel, daß jemals ein Dichter einen andern ſo enthuſiaſtiſch geliebt hat? Bald merk' ich, daß es auch wohl daher kommen mag, weil ich gegen ihn am Ende doch nur ein ſchwacher Erdenkloß bin. Denn ſagt nicht Plato: der Geliebte iſt reich, und der Liebende arm? und hat Plato nicht Recht? Laſſt's gut ſein; mein Herz iſt nun ſo, und genug daß es mich glücklich macht.« Zwar beklagt er, daß Göthe'n die Hofliaiſons ſo viel unerſetzliche, koſtbare Zeit rauben, aber:

1) Jacobi's ausg. Br. I. S. 198.

»bei dieſem herrlichen Gottesmenſchen geht ja Nichts verloren.« Und bald darauf heißt es: »Göthe bleibt nun wohl hier, ſo lange C. A. lebt, und möchte das bis zu Neſtors Alter währen. — Für mich iſt kein Leben mehr, ohne dieſen wunderbaren Knaben, den ich als meinen einzigen eingebornen Sohn liebe und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir ſo ſchön über'n Kopf wächſt, und alles das iſt, was ich nicht habe werden können.« Er beklagt wohl zuweilen Göthe's eintretende Kälte und Zurückgezogenheit, aber immer nur um ſie zugleich als durch die leidigen Verhältniſſe geboten oder herbeigeführt zu entſchuldigen, und während Neid und Mißgunſt, Stadtgeklätſch und Verläumdungen, die Welt mit den boshafteſten Gerüchten erfüllten, die denn neuerdings auch ihren Homer an dem alten Böttiger gefunden haben, hören wir Wielands edle Natur auch hier das Rechte treffen, wenn er ſeinem Merck, der durch ſolche Nachrichten wohl für ſeinen Liebling beunruhigt werden mochte, ſchreibt: »Göthe hat freilich in den erſten Monaten die Meiſten (mich niemals) oft durch ſeine damalige Art zu ſein ſkandaliſirt, und dem Diabolus Priſe über ſich gegeben. Aber ſchon lange, und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, ſich dem Herzog und ſeinem Geſchäfte zu widmen, hat er ſich mit untadelicher σωφροσύνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz Ihr dürft ſicherlich glauben, und adversus quoscunque behaupten, daß die Kabale gegen Göthe nichts als Neid und Jalouſie, und Mißvergnügen über fehlgeſchlagene Hoffnungen, zur Quelle hat.« Und weiterhin: »Göthe iſt lieb und brav und feſt und männlich. Alles geht ſo gut es kann, und die Welt, die ſoviel dummes Zeug von uns ſagt und glaubt, hat groß Unrecht.« Darauf einige Monate ſpäter: »Göthe iſt bald da, bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben ſein. — Wenn ſeine Idee ſtatt findet, ſo wird doch Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menſchen Fuß faſſen können, während daß allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt.« Und bald darauf: »Göthe iſt immer der nämliche — immer wirkſam, uns Alle glücklich

zu machen oder glücklich zu erhalten, — und ſelbſt nur durch Theilnehmung glücklich, — ein groſſer, edler, verkannter Menſch, eben darum verkannt, weil ſo Wenige fähig ſind, ſich einen Begriff von einem ſolchen Menſchen zu machen.« Nur für ſeine Geſundheit iſt ihm, bei dem von Göthe und ſeinem Herzoge damals praktiſch geübten Grundſatze: »daß man die beſtialiſche Natur brutaliſiren müſſe,« zuweilen etwas bange [1]). Aber dafür iſt er bald nur um ſo inniger überzeugt, »daß Göthe ſeinen Fürſten recht geführt, und freut ſich, daß die Welt deſſen Ruhmes voll iſt, und er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von ſeiner ſogenannten Favoritenſchaft haben werde« [2]). »Er iſt und bleibt mir (ſchreibt er im J. 1782) einer der herrlichſten und liebſten Menſchen, und damit Punktum.« An Göthe halten ſich Alle, bei allen Trübſalen und Verdrieſslichkeiten [3]). »Er ſchickt ſich (heiſst es in einem Briefe v. J. 1781) überaus gut in das, was er vorzuſtellen hat, iſt im eigentlichen Verſtande l'honnête homme à la cour, leidet aber nur allzuſichtlich an der drückenden Laſt, die er ſich zu unſerm Beſten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh', zu ſehen, wie er bei dem Allen Contenance hält, und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an ſeinem Inwendigen nagen läſst. Seine Geſundheit ſchont er ſoviel möglich, auch hat ſie es ſehr von nöthen.«

Dieſe innige und neidloſe Bewunderung des geliebten Freundes, deren Belege ſich aus Wielands Briefen leicht vermehren laſſen, war es alſo vornehmlich, die Merck zu Wieland hinzog, der ihm, wie wir ſahen, oft wenn ihn Unruhe und Beſorgniſs über Göthe's damalige Stellung in Weimar anwandelten, Beruhigung geben muſste. Ueberhaupt zeugen die von uns ausgehobenen Stellen zugleich auch für die faſt ängſtliche Sorgfalt, mit der Merck auch in der Ferne über ſeinen Freund wachte.

Dazu geſellte ſich nun bald auch die Theilnahme, die Wie-

1) Briefe II. S. 75. I. S. 301. S. auch Wielands ausgewählte Briefe III. S. 257. 262.

2) Briefe II. S. 146 v. J. 1778 und S. 150 I. S. 208.

3) Briefe II. S. 197.

lands oft gedrücktes Verhältniß unter den Weimariſchen Potentaten bitter empfand. Nach einer perſönlichen Zuſammenkunft mit Wieland, bei deſſen Reiſe an den Mannheimer Hof, ſchrieb Merck, deſſen Herz Wieland durch ſeine Perſönlichkeit ganz gewonnen hatte, an Lavater d. 14. Jan. 1778: »der Druck, worin Wieland unter den Potentaten Herder und Göthe lebt, hat ihm allen Schmutz der Eitelkeit abgebrannt, und er iſt ein ſo bonhommiſcher guter Junge, daß er mir höchſt heilig iſt. Nur zu kleinmüthig haben mir ihn die Purſchen gemacht, und das iſt wieder nichts nütze.« Da nun der im Grunde gegen Bitterkeit und Bosheit durchaus waffenloſe Wieland auch ſonſt manche Angriffe und Verkleinerungen von außen her zu erleiden hatte, ſo ſchloß ſich Merck nur um ſo enger an ihn an, und unterſtützte ihn, namentlich in ſeinen »Merkurhändeln« auf alle Weiſe, oft mit der größten Aufopferung und Selbſtverläugnung. Und da es überdem, wie Gervinus hier treffend bemerkt, ſo menſchlich und natürlich iſt, daß ſich der Unbehagliche gern zu dem Behaglichen, der Unzufriedene zu dem Zufriedenen, der Feindliche zu dem Friedlichen hinzieht, wenn nur ein allgemeines Band der Bildung und Beurtheilung nicht fehlt, ſo iſt es erklärlich, wie Merck mit angelegentlichem Eifer, und in den letzten Jahren mit faſt ängſtlicher Sorgfalt, die Freundſchaft mit Wieland dauernd zu erhalten ſtrebte. Daher kam es denn, daß Merck, der wie Einer der Elendigkeit des gewöhnlichen Journalweſens auf den Grund ſah, dennoch den Merkur eifrig durch Beiträge unterſtützte, und ihm oft, mit Wieland zu reden, »neuen Schwung gab.« Wieland, den ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe zwangen, das einmal angefangene Unternehmen fortzuſetzen, gab ihm »nicht nur Macht und Gewalt, das kritiſche Amt im Merkur von ihm und männiglich ungehudelt, nach eignem beſten Wiſſen und Gewiſſen zu verwalten,« ſondern bat ihn auch: »das ganze kritiſche Fach als Obermeiſter zu übernehmen, und für gewiſſe Arbeiten, wenn er ſelbſt ſie zu machen keine Zeit habe, eignen Gutdünkens hübſche Geſellen unter ſeiner Aufſicht anzuſtellen.« Und ſo drehen ſich denn alle Briefe hauptſächlich um dieſe »Merkurialien« und faſt in jedem wird Merck um Anzeigen, Auszüge, Kriti-

ken und ſonſtige Beiträge, bald launig und ſcherzhaft, bald dringend und ernſtlich, dermaßen tribulirt, daß man kaum begreift, wie Merck dabei die Geduld nicht verliert, ſondern vielmehr allen dieſen Anforderungen und Bitten, Vorſchlägen, Winken zu menagements, bald ſeiner »lieben guten Schwaben,« bald Wiens oder Berlins, bald dieſes oder jenes einzelnen einflußreichen Mannes, u. dergl., faſt immer bereitwillig Folge leiſtet. Dafür iſt aber auch jeder Beitrag, jeder Aufſatz, jede auch noch ſo unbedeutende Notiz für Wieland in ſeiner hyperboliſchen Sprache »lauter Gold«, und mehr als einmal ruft er ihm zu, »daß Leben und Tod des Merkur von ſeinen Beiträgen abhange.« Allein die größern Arbeiten verdienten dieſes Lob in der That, und ſein Akademiſcher Briefwechſel, ſein Lindor, ſeine kleinen Romane Herr Oheim, der ältere und jüngere, u. a. wurden von dem ganzen Weimariſchen Kreiſe mit dem größten Beifall aufgenommen, und von allen Seiten, vom Herzoge, von Göthe ſelbſt, der ſäumige Verfaſſer zur Fortſetzung dringend aufgefordert [1]). »Der akademiſche Briefwechſel (ſchreibt Herzog Karl Auguſt an Merck [2]) hat mir ſehr glückliche Stunden gemacht. Thun Sie uns bald eine ähnliche Wohlthat, doch verlange ich ſie nicht Dutzendweiſe, wie jener Prinz die Schraubenbacke.« Und ebenderſelbe ſchreibt von einem andern Aufſatze: »In Gotha las ich die Landhochzeit. Einige ganz unläugbare Data und das —k am Ende ſagte mir, daß ſie es geſchrieben hätten. Ich habe lange nichts mit der Freude geleſen. Ich ſchreibe es Ihnen als ein pflichtſchuldiges Opfer der Dankbarkeit, wie auch für die Briefe an eine Dame. Erſt wollte ich die Landhochzeit mit den Gothaiſchen Hofvergnügungen vergleichen und es Ihnen mittheilen, mir fehlt es aber am Verſtande ꝛc.« Auch die Herzogin Mutter und Göthe hatten große Freude über jene kleinen novelliſtiſchen Skizzen, und Göthe insbeſondere intereſſirte ſich vorzugsweiſe für den Herrn Oheim, den er höchlich belobt. »Du weiß (ſchreibt er im Auguſt 1778), daß er mir lieb ſein muß, und ich bitte dich, endige ihn rund und ohne etwaige fremde In-

1) Briefe II. S. 180. I. 731 u. a. a. O.

2) Briefe I. S. 339.

gredienzien, wie es einem am Schluſſe leider oft geht. Und dann erlaube mir, daß ich ihn hier zuſammen drucken laſſe. In dem Saumerkur iſt's doch, als ob man was in eine Cloake würfe, es iſt recht der Vergeſſenheit gewidmet, und ſo ſchnitzelweis genießt kein Menſch was« [1]). Und einige Wochen ſpäter ſchreibt er ihm über denſelben: »Zur Beendigung deines Oheims wird dir bis Ende Julius hiermit Friſt gegeben. Iſt den 1. Auguſt das Manuſcript nicht angelangt, wodurch die Geſchichte zu völliger Zufriedenheit vernünftiger und unvernünftiger Leſer, wes Standes und Alters ſie ſein mögen, geendet wird, ſo werd ich mich gemüßigt ſehen, ſolches *ex profesſo* zu thun.« Wie große Achtung aber Göthe vor ſeines Freundes darſtellendem Talente in dieſem Genre hat, davon zeugt weiter auch noch ein Geſuch, welches er in dem frühern Briefe an ihn richtet: »Auch hab ich,« ſchreibt er, »eine Bitte, daß, wenn du mehr ſo was ſchreibſt, du mir weder direct noch indirect in das theatraliſche Gehäge kommſt, indem ich das ganze Theaterweſen in einem Roman, wovon das erſte Buch, deſſen Anfang du geſehen, fertig iſt, vorzutragen bereit bin.« Seinen Vorſchlag zur Errichtung eines Poetenſtifts nannte Göthe »vortrefflich ausgeführt,« und verſpricht davon den größten Effekt. Doch räth er ihm, ſeine Autorſchaft geheim zu halten, »damit er ſich nicht ohne Noth die Weſpen auf den Hals ziehe« [2]).

Solche Aeußerungen verfehlen denn auch ihres Eindrucks nicht, und Merk fühlte mehr und mehr ſich zum Produziren angereizt. Er ſchreibt darüber ohngefähr um dieſelbe Zeit an eine Freundinn: »So klein ich das Verdienſt anſehe, in der Welt durch ſeine Schreibereien ſich ein Anſehn zu machen, ſo gut iſt doch das Ding, weil es uns Freunde macht, die man ohne dies nicht entdeckt hätte. Und von der Seite will ich's künftig auch machen wie andere, und mich affichiren. Bisher war mir mein Garten und mein Gaul noch zu lieb dazu.« Die meiſten ſeiner größeren und zuſammenhängenden Produktionen fallen daher in die Jahre 1777—1782. Später ver-

1) [illegible] I. S. 137.
2) [illegible] I. S. 241.

ließ ihn, bei der wechselvollen Gestaltung seiner Lebensschicksale und Neigungen, die dazu erforderliche Ruhe und das Behagen; seine Beiträge beschränkten sich mehr und mehr auf Notizen, Reflexionen und Maximen über Gegenstände der bildenden Kunst, und auf Kritik, die er aber in einer Weise übte, welche es bei einigem Studium möglich macht, selbst die geringsten seiner Recensionen aus dem übrigen Wuste herauszuerkennen. Hier nimmt er unter seinen Zeitgenossen nach Lessing unbedingt den ersten Platz ein. Schon Dalberg nennt ihn »den einzigen festen, gründlichen und doch gefühlvollen Kunstrichter, der ihm bekannt sei«[1]), und wäre uns auch keine Zeile von ihm erhalten, so würde doch die praktische, keineswegs bloß negative, sondern sehr positive Kritik, die wir ihn bei den ersten Göthischen Werken üben sahen, ihm als Kritiker die Unsterblichkeit sichern. Und Wieland, obgleich er von sich selbst sagen konnte: »daß er von poetischen Dingen zwar ein schrecklich *momentanes* Gefühl habe, so scharf als es irgend einer haben könne, aber doch nicht im Stande sei, als Kritiker ein gescheites Wort von solchen Dingen zu sprechen, ohne ein Gedrucktes von Commentarius perpetuus daraus zu machen,« besaß doch in hohem Grade die Gabe, das ihm Versagte bei andern zu erkennen und zu würdigen. So erkannte er vorzugsweise Merks aufgezeichnetes kritisches Talent, »vor dessen verwöhnter Scharfsichtigkeit kein Nebel schütze, keine Täuschung bestehe.« »Ich kann dir nicht ausdrücken,« schreibt er mit Bezug auf einen größeren kritischen Aufsatz Merks[2]), »wie so ganz und gar nach Kern und Schaale, Wort und Geist Alles darin männlich und deiner würdig ist, und wie sehr dieser einzige Artikel den sinkenden Merkur wieder stützen, das Publikum in Respect setzen, und alle rechtschaffenen Leute befriedigen und zu unsern Freunden machen wird. Die Gerechtigkeit, die du darin so manchem braven, verdienten Manne, *in einem Tone, der durch seine bescheidne Simplicität und Zuversicht ohne Prätension* nothwendig jedem mehr flattiren muß, als das schwärmendste eloge, er-

1) Briefe I. S. 172.

2) Beilage der Literatur des Jahrs 1778 im ersten Heft des Merkur vom J. 1779.

weisest, giebt dir nun um so mehr ein Recht, von dem Fache der poetischen und theatralischen Produkte freimüthig zu urtheilen. Du bist der einzige Mann, den ich kenne, der eine solche Musterung so meisterlich, so wahr und verständig, ohne dem Ding zu wenig noch zu viel zu thun, ausführen konnte, und sobald du von irgend einem Ding ohne Pik und Ekel urtheilst, so wird gewiß kein gesunder Mensch sich einfallen lassen, an ein höher Gericht zu appelliren.«

Und wirklich verdienen nicht wenige unter Merkcks zahlreichen, meist freilich sehr kurzen kritischen Beiträgen dies Lob in einem hohen Grade. Ich nenne hier nur seinen Aufsatz über den engherzigen Geist der Deutschen im letzten Jahrzehend (v. J. 1779), die genannte Bilanz der Literatur d. J. 1778, seine Recension über Dalbergs Betrachtungen über das Universum, in der freilich Wieland nach seiner Art Wunder was für versteckte Persiflage und seine Bosheit witterte[1]), und gebe endlich zur Probe seines körnigen Stils, seines köstlichen Humors und seiner schlagend eindringlichen Kürze hier die Anzeige, mit der er den gefeierten Siegwart begrüßte[2]):

»Wenn öfterer Druck und Nachdruck und allgemeines Lob von Halbgelehrten und Ungelehrten, und großen und kleinen Nachtwächtern in der gelehrten Welt der papiernen Krone teutschen Literaturlobes etwas mehr Dichtigkeit und Dauer verschaffen könnten, so hat dieses Buch sich deswegen gewiß zu erfreuen; denn es ist gesungen und posaunt worden an allen Straßen und Ecken. Darüber ist auch das Volk nicht zu schikaniren, wenn es bei einer neuen Erscheinung zujauchzt, und dem Einzuge so lange nachläuft, bis davon nichts mehr zu sehen ist. Die ganze Welt liegt nicht sowohl im Argen als im Schlafe; und also Dank dem, der sie daraus weckt und sie so lange durch irgend etwas munter erhält, bis sie von neuem einzuschlafen Beruf fühlt. Allein es giebt mitunter auch Leute, die wachen, denen es auch in ihrem eignen Hause so wohl ist, daß sie selten ans Fenster gehen, um

1) Briefe II. S. [illegible].
2) S. Merkur 1777 II. S. [illegible]

was Neues zu ſehen. Wenn nun Lärm entſteht, und die Menſchen laufen nach dem neuen Thier, Popanz, Hanswurſt, oder was es iſt, ſo darf man ja wohl den Kopf ein wenig dazu ſchütteln, oder kurz und gut ſagen, was es eigentlich iſt, wonach die Leute laufen. — Bedächtliche Leute wundern ſich immer, wie ein ſolch Ding, als ein Roman, ein Aufſehen machen, alle Stände und Alter in Eins vereinigen könne, um darüber zu urtheilen, ſich zu freuen und zu betrüben — da man doch wiſſe, daß das Ding nicht wahr ſei. Darin aber haben ſie Unrecht. Denn **wahr** iſt's immer, das Mährchen mag auch von dem Schaum menſchlicher Geſchichte noch ſo leer ſein, für den, der grad ſo viel und nicht mehr Beobachtungsgabe und Gefühl hatte, als der Autor. Zuweilen hat der Autor von allen beiden Stücken mehr als ſein Leſer, ja es ſoll unter ihnen ſolche Zauberer geben, die ganzen Nationen von Leſern überwachen ſind. Erſcheint nun ein ſolcher unter dem Volk, und macht ſeinen Raritätenkaſten weit auf, ſo iſt freilich des Schauens kein Ende. Da zeigt er ihnen ſo natürlich, wie ſie's nennen, ein Stückchen Natur, groß oder klein, wie er's abzubilden für gut gefunden, und wenn ſie eins nach dem andern vorüber ſehen, ſo ſpielt er ihnen auf ſüße Melodien eignen Gefühls und Erfahrung. Dies macht ſie nun ſo glücklich und berauſcht, daß ſie glauben, ſie ſeien ganze Leute, und mitunter geben ſie zu, der Autor ſei auch ein ganzer Mann. — —

Bei der Laterna Magica, die hier herumgetragen wird, kann man nun nicht eigentlich ſagen, daß Einem ſo recht wohl wird. Der Amtmann, Küſter und Landpfarrer mag's wohl keine ſo geben, wie hier abgemalt ſtehen. Aber wohl ſolche Studenten und Jungfern, die verliebt in einander ſind, Thorheiten an einander machen, an ein Stückchen Menſchheit glauben, kleine Schulden leben, wider der Eltern Willen heirathen wollen, — und dies Alles für eine beſondere Jugend halten. In der Manier, wie die Sachen gemalt ſind, läßt ſich Alles malen, und man ſieht nicht ab, warum's mit dem dritten Bande zu Ende geht, da doch mit denſelben Unkoſten noch viel mehr dergleichen hätten zu Tage gebracht werden können.

Diese schlagende Kraft und große Prägnanz des Ausdrucks verband sich bei Merck mit einer Gewandheit im Gebrauche feiner Ironie und Allegorie, die es ihm möglich machte, ohne den äußern Anstand zu verletzen — den er, im Gegensatze zu dem ihm wohl sonst im vertrauten Verkehr eignen Tone des »cynischen Denkens,« in seinen literarischen Arbeiten **stets** beobachtete¹), — oft die bittersten Wahrheiten zu sagen. »Die Kunst zu **wenden** ist eine von deinen großen Siebenkünsten,« schreibt ihm Wieland, doch »machte er nie den Gebrauch der Sophisten von ihr, sondern sie diente nur seiner Gutmüthigkeit und seinem Zartgefühle, eine entsprechende Form zu finden«²).

Kräftig und laut erschallt sein Heroldsruf in dem Kampf des herrlichen Lessing gegen den heimtückischen Hamburger Ze-

1) Man hat hie und da vergleichsweise von dem Cynischen in Mercks Sprache und Ausdrucksweise gesprochen. Ich weiß nicht mit welchem Rechte. In den beiden veröffentlichten Briefen findet sich davon wenig oder nichts, in seinen übrigen Schriften vollends noch weniger. [illegible] hat er in dieser Hinsicht vielen andern Zeitgenossen, selbst Goethe und Wieland, nach, um von Herder und Klinger gar nicht zu reden. Eine kräftige Derbheit und [illegible] Prägnanz zeigt sich freilich überall, und vielleicht mag jener Ton des cynischen Denkens in den [illegible] Briefen und im [illegible] persönlichen Verkehr auch stärker hervorgetreten sein. Allein gewiß entsprang er bei ihm nicht aus derselben Quelle, wie bei vielen andern, die der [illegible] Bildung und Sitte nicht [illegible], sich ihr doch nicht unterwerfen wollten, sondern lieber durch schroffe Negation derselben andere zu imponiren und Recht zu behalten suchten. [illegible] Aber es läßt sich auf ihn anwenden, was Goethe einmal von Lessing sagt: daß er die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich getraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können. Eben darum war er [illegible] von allem Rohen und [illegible], wenn es aus Unsitte und Unbildung hervorgehend die Sitte und Bildung [illegible] sollte. Daher seine Abneigung und sein Haß gegen die [illegible] Rohheit auf den deutschen Universitäten. Aber eben weil er selbst die Formen der geselligen Sitte und feinen Bildung vollkommen beherrschte, und doch zugleich auch vielfach das Leere und Unwahre, was sich oft dahinter versteckt, das Schwankende, Halbe und Falsche, das in ihnen keinen Schutz und Halt sucht und findet, tief durchschaute, warf er gern, wo er es konnte und durfte, das knappe [illegible] der Sitte.

2) Wagner, Briefe, Einleitung S. XVII.

leten Göze: »Diese flüchtigen Blätter,« heißt es bei der Anzeige der Lessingschen Flugschriften, »betreffen nicht eigentlich Zwistigkeiten zwischen zwei Männern, von denen der eine Lessing und der andere Göz heißt, sondern es ist der Kampf zwischen Ehrlichkeit und Gleißnerei! Wer Lust hat zu sehen, was das Schwert der erstern in der Hand des Starken vermag, der komme und schaue.« Lessings Glaubensbekenntniß erklärt er dort auch für das seine[1]). Ueberall erweiset er sich, bei einer tiefen Abneigung gegen die spanischen Stiefeln der Systemsucht, einer Abneigung, die ihm für die damalige Zeit wohl nicht zum Tadel gereichen darf, als einen wahren Freund des freien Forschens und Schaffens, und wenn in seiner Kritik das negative Element des Abweichens und Entfernens auch das vorherrschende, und er selbst, wie Göthe von ihm sagt, stets Eklektiker blieb, so war doch zugleich in dem Streben und der Forderung: »das in jeder Menschenbrust niedergelegte Schönheitsgefühl in Kunst und Literatur individuell und manigfaltig ausgebildet, und die eigenthümliche Richtung, Bewegung und Aeußerung des Geistes nur durch die in der großen Natur außer uns und in uns beobachteten Gesetze bestimmt zu wissen«[2]), schon genug des Positiven gegeben. Die Fesseln des Ungeschmacks und des Vorurtheils abzustreifen, das Ueberladene und Verzerrte in allen Kreisen und Zuständen des Lebens der Einfachheit und Ursprünglichkeit wieder anzunähern, dem Genius im Leben Ansehn und Geltung zu verschaffen und ihn von dem Joche der Afterkritik wie des Vorurtheils zu emancipiren, das Zurückgesetzte hervorzuheben, das Mittelmäßige abzuweisen, das Falsche und Blendende in seinem wahren Lichte darzustellen, das Schlechte der verdienten Verachtung Preis zu geben; das waren die Punkte, auf welche er, wie im Leben so als Schriftsteller hinarbeitete, und bei denen er den Bezug auf die ihn umgebende Realität der menschlichen Verhältnisse so wenig aus den Augen verlor, daß ihm, dem gebornen »Manne der Prosa,« neben den höchsten Leistungen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, auch die sehr prosaischen Verhältnisse des unter dem Druck der Abga-

1) Merkur 1778. II. S. 166. f.
2) Wagner. Briefe I. Einleit. S. XVIII.

den und der Juſtizverwaltung ſeufzenden und faſt erliegenden deutſchen Landvolks in ſeinen Productionen Stoff zu den trefflichſten Schilderungen geben, in denen es denn freilich an ſcharfer Satire nicht fehlt. So blieb ihm in den ſchönſten Jahren ſeiner Thätigkeit, wie dem ihm geiſtverwandten Herder, »der Menſch in ſeiner ſittlichen Größe immer die Krone aller Erſcheinungen,« wie er ihm in ſeinen realen Verhältniſſen ein praktiſches Intereſſe einflößte, das ſich bei Göthe nach und nach in dem künſtleriſchen durchaus verlor. Eben darum hatten aber auch für den letzteren die Schilderungen und Relationen von ſeines Freundes »poetiſch-unpoetiſcher Hand«[1]) ſo viel Anziehendes.

Um aber noch weiter zu begreifen, wie unſchätzbar Merks kritiſche Mitwirkung für Wielands journaliſtiſches Unternehmen ſein mußte, genügt es, auf den außerordentlichen Umfang derjenigen Kreiſe und Felder hinzuweiſen, deren Leiſtungen Merck mit ſelbſtſtändigem Intereſſe verfolgte. Mit Ausſchluß der drei engern Fachwiſſenſchaften, Theologie, Jurisprudenz und Medicin, ließ ſich ſein Streben nach Univerſalität der Bildung und des Wiſſens keine literariſche Erſcheinung von einiger Bedeutung entgehen. Einem kühnen, ſeiner Kraft vertrauenden, Parteigänger gleich durchſtreifte er das ganze Gebiet der Literatur. Wie er als Kritiker die ſogenannte Belletriſtik im weiteſten Umfange beherrſchte, haben wir bereits mehrfach zu jeder Gelegenheit gehabt. Hier aber war er zu einer Zeit von chaotiſchem Geſchmack und anarchiſcher Urtheilsloſigkeit auf der einen und hochmüthiger Pedanterie des gelehrten Fachſtolzes und des geſellſchaftlichen Vorurtheils auf der andern Seite, einer der wenigen, der es laut auszuſprechen wagte: »daß ohngeachtet des großen Geſchreis, das man gemeiniglich gegen die ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften erhebe, ſie doch die Kultur des nöthigern und nützlichern Wiſſens keineswegs beeinträchtigten,« und daß der dichteriſche Genius auch ohne den bezahlten Stempel des bürgerlichen Ranges auf geſellſchaftliche Achtung und bürgerliches Anſehn Anſpruch zu machen berechtigt ſei. Die entgegengeſetzte Anſicht war noch die herrſchende, als Göthe nach Weimar ging, und

1) Briefe I. S. 84.

daß ein »Belletriſte,« als ſolcher, auch nur Hofrath werden könne, ſchien ein Ding der Unmöglichkeit.

Ja, wenn er kein Belletriſte wäre!

ruft der Profeſſor W. in Mercks Matinee eines Recenſenten bei dieſer Gelegenheit aus[1]). Aber der »Meiſter Recenſent« (Merck) bleibt die Antwort nicht ſchuldig:

Als Genie iſt er ein Mann von Stand!
Sein Name gilt in jedem Land,
Wie der Name Riedesel, Dalberg genannt!

Und wenn dann der Metropolitan Job den Einwurf macht:

Scherz bei Seite! wenn er ſich nicht engagirt,
So iſt man bei Hofe doch gewaltig genirt;
Man weiß nicht, wo man ihn hin ſoll ſtellen.

ſo erwidert ihm Meiſter Recenſent:

Für ſolche Leute hat man freilich keine Ellen.
Drum recht der Monſieur von weitem den Spaß,
Und gebt dem Herrn hübſch nicht unters Maaß;
Das Decret wär ja doch nur ein Wiſch.

Aber neben dem Gebiete der Poeſie, Kunſt und ſchönen Literatur beachtete Merck, als Kritiker und Berichterſtatter im Merkur, nicht minder alle bedeutenden Erſcheinungen der Geographie, Geſchichte, Alterthumswiſſenſchaft, der Mechanik, Aſtronomie, ſowie der Naturwiſſenſchaften im weiteſten Umfange. Und das bei Wagner mitgetheilte Verzeichniß ſeiner gedruckten Schriften kann beweiſen, wie neben dieſen und ſeinen ſpätern wiſſenſchaftlichen Liebhabereien und Lieblingsbeſchäftigungen im Gebiete der Botanik, Gartenkunſt, Münzkunde, Mineralogie und ſeinen ausgezeichneten Leiſtungen in der Oſteologie, wovon ſpäter noch die Rede ſein wird, ſelbſt die Pädagogik ihm nicht fremd blieb, wo er in dem von ihm herausgegebenen deutſchen Leſebuch für die erſten Anfänger einen eben ſo rühmlichen als gelungenen Verſuch machte, dem kindlichen Alter in dem erſten Elementarbüchlein auch

1) Von dieſer ſog. Matinee iſt eine einzige in dem zweiten Theil der Wagnerſchen Sammlung mitgetheilt (S. 59), aus welcher das obige entnommen iſt.

wirklich etwas Zweckmäßiges, Gemüth und Geiſt anſprechendes zu geben«[1]).

Seit den Jahren 1782 und 83 finden wir das Verhältniß zwiſchen Merck und Wieland in etwas getrübt. Merck ſchickte nicht mehr ſo häufig wie ſonſt Beiträge zum Merkur, und was er ſchickte, war bei ſeiner ſich immer mehr particulariſirenden Hinneigung zu den Naturwiſſenſchaften, weniger in Wielands Geſchmack[2]), der zuletzt bei den ihn immer mehr in Anſpruch nehmenden philoſophiſchen und andern Arbeiten wieder in der Correſpondenz ſich ſaumſeliger zeigte, als es Merck gewohnt war. Wenigſtens hören wir, daß dieſer ſich darüber mehrfach und oft ſo ſchwermüthig beklagte, daß es dem alten Poeten an das Herz ging. Doch läßt ſich nicht entſcheiden, ob das gänzliche Abbrechen des Briefwechſels in Mercks fünf letzten Lebensjahren auf Rechnung einer zwiſchen beiden eingetretenen gänzlichen Trennung, — was kaum glaublich erſcheint — oder ſonſt eines äußern Umſtandes zu ſetzen iſt.

Wir ſehen, daß Mercks ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ſich hauptſächlich an den Merkur anſchloß. Nun iſt bekannt, daß Göthe Merken die Productivität wiederholt abgeſprochen hat. Allein dies mit Gervinus dahin zu verſtehen, daß er überall *keine Anſprüche* an ſein ausübendes Talent habe machen dürfen, iſt wohl irrig, und reimt ſich kaum mit dem ſo richtigen Ausſpruche deſſelben Kritikers, wenn er ihn mit Juſtus Möſer vergleicht. Allerdings »urtheilte er und war er Kenner in den Gebieten der Kunſt und Naturkunde, wie jener in den politiſchen und ſtaatswirthſchaftlichen, und einzelne ſeiner Aufſätze, oder die Schilderungen des jungen Oheim von dem Stadtweſen und Stadtleben, würde man in den patriotiſchen Phantaſien nicht unterſcheiden, denn es gehört ſchon ein Auge dazu, ſeine ernſteren Sarkasmen von Möſers mehr gutmüthiger Ironie zu trennen.«. Aber eben hierin liegt auch die Art und Weiſe ſeines productiven Talents ausgeſprochen. Fern lag ihm und fremd war ſeiner innerſten Natur eben nur die eigentlich *poetiſche*, von innen heraus mit Nothwendigkeit

1) Wagner a. a. O. I. S. XXXI.

2) Briefe I. S. 118—120.

ſchaffende und geſtaltende Productivität, aber dafür war er durchaus berufen zur Proſa, zu jener, wie Göthe ſagt, »unpoetiſch-poetiſchen« Darſtellung, die ſich wohl mit dem Genre der Niederländer in der Malerei vergleichen läßt. Solche Genrebilder ſind durchaus jene kleinen Romane und Novellen, wo das kleinſte Detail des alltäglichſten Lebens und der bürgerlichen wie der geſelligen Verhältniſſe, Intereſſen und Bedürfniſſe aus dem höhern Geſichtspunkte der Naturgemäßheit mit friſchem und markigen Pinſel dargeſtellt, und das Familien- und bürgerliche Leben in der Mitte der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts nach vielen Seiten hin mit ſcharfen und treuen Zügen ausgeprägt iſt.

Allein dieſes ihm verliehene Maaß der dichteriſchen Produktivität befriedigte dennoch Merck nicht, und zwar darum nicht, weil es mit ſeinem reichbegabten Innern *nicht in Verhältniß ſtand*. Hierin theilte er das Schickſal der meiſten, die ſich als Freunde und Mitſtrebende um Göthe ſammelten. Das entſchiedene kräftige Leben in und mit ſich, jenes Selbſtgefühl, das als Princip der Subjectivität jene Zeit — man denke an Lenz, Klinger, Wagner — im Innerſten bewegte, war in *Göthe* mit aller Energie zum Durchbruch gekommen. Allein die Macht ſeines Genius und ſeines Talents, die gährende tiefbewegte Welt ſeines Innern nach Außen zu geſtalten, und ſie in ihrer Totalität ſich gegenſtändlich zu machen, ſich als Dichter von der pathologiſchen Unmittelbarkeit des gemüthlichen Proceſſes zu befreien, und ſich ſelbſt über ſeine Naturbeſtimmtheit zu erheben, dies war es, wodurch bei Göthe jene Subjectivität ſich zur Objectivität verklärte. Seine Freunde nun waren gleichfalls von jenem Princip der Subjectivität im Innerſten ergriffen, doch ohne daß die Stärke dieſer Herzens- und Gemüthsbewegung das Vermögen des Talents und die Freiheit des ſich ſelbſt beſtimmenden und nach allgemeinen Geſetzen ſich zur Darſtellung bringenden Geiſtes entſprach; wodurch es geſchah, daß die Subjectivität mehr oder weniger zum Leiden, zur Krankheit wurde, und nach gewaltſamen Anſtrengungen ſich in ſich ſelbſt verzehrte. Sie litten zum Theil an der Genie- oder Großmannsſucht, wie man ſich wohl damals auszudrücken pflegte. Sie

wollten es Göthe'n gleichthun; das lebendigſte Selbſtgefühl, das aufgeregte, raſtlos mit ſich beſchäftigte und in ſich arbeitende Ich ſollte, wie es ſich empfand, auch von andern empfunden und anerkannt werden. Man verſtand nicht zu reſigniren, ſich zu beſchränken, und da gab es denn Quaal und Herzenspein an allen Enden. So wurde der nicht geringbegabte aber charakterloſe Lenz eben dadurch, daß er denſelben Effekt erzwingen wollte, den er Göthe'n erreichen ſah, über ſeine Sphäre hinausgetrieben, und ging er in dieſem Widerſpruche zwiſchen Wollen und Können zu Grunde, wie das in Göthe's Dichtung und Wahrheit in und zwiſchen den Zeilen zu leſen iſt. Klinger rettete ſich durch die Kraft und Feſtigkeit eines männlichen Charakters, der in einem bewegten Kriegs- und Weltleben den angemeſſenen Schauplatz würdiger Thätigkeit fand, und ſich vom Glücke begünſtigt durch die ſchwierigſten Verhältniſſe rein und unbefleckt erhielt. Die Genugthuung, welche ihm hieraus erwuchs, erhob ſein Selbſtgefühl über ſeine Umgebung, und verlieh ihm jene ſtoiſche Sicherheit und ſtolze Reſignation einer in ſich gefeſteten Subjectivität, die ihm trotz mancher herben Schläge des Schickſals zu hohen Jahren kommen ließ. Dieſen Zug der Autarkie in Klinger fühlte Merck um ſo ſicherer heraus, als grade ihm dieſes Selbſtgenügen an ſeinem eignen Werthe abging. »Mit Klinger und mir,« ſchreibt er an Schleiermacher im Jahre 1775, »wird wohl nicht in ſeinem Leben etwas geſcheutes daraus. Er beträgt ſich ganz und gar wie ein Menſch aus einer andern Welt, und zwar mit Jedermann. Der Teufel hole die ganze Poeſie, die die Menſchen von andern abzieht, und ſie inwendig mit der Bettelltapezerei ihrer eignen Würde und Hoheit ausmeublirt. Wir ſind doch nur in ſofern etwas, als wir etwas für andere ſind.« Allein eben aus dieſer Bemerkung erſieht man, wie im Gegenſatze zu Klinger Merck ſich durch das ihm verliehene Maaß von Produktivität nicht befriedigt fühlen konnte. Denn während einerſeits bei ihm das lebhafte Gefühl des Selbſt der Unmittelbarkeit entbehrte, auf welcher das Talent beruht, und darum in der Form der Reflexion hervortrat, mochten auf der andern Seite vor der tief eindringenden Schärfe der letzteren ſelbſt diejenigen Ver-

suche seines Schaffens nicht bestehen, an denen andere, wie Göthe und Wieland, reine Freude hatten. Daher seine ängstlichen Anfragen, seine zweifelnde Unsicherheit selbst gegen seine besten Sachen, denen man zuweilen die Ungeduld eines Menschen ansieht, der sich während des Produzirens unaufhörlich selbst zuruft: es wird doch nichts Gescheutes daraus. Da hatten denn die Freunde, besonders Wieland, vollauf zu thun, ihn zu beruhigen, und ihm durch die schmeichelhaftesten, von Seiten Wielands oft übertriebensten Lobsprüche, zum Weiterarbeiten, zur Beendigung des Angefangenen Muth zu machen.

Da ihm nun aber solchergestalt die freie unbefangene Produktivität abging, und er doch das unabweisliche Bedürfniß fühlte, sein Ich, welches er so lebhaft empfand, den produktiven Talenten seiner Freunde gegenüber zu halten und geltend zu machen, so ward er ihr scharfer Kritiker, und ließ sie das volle Gewicht seines überlegenen Verstandes fühlen. Die Negation ward seine Schutz- und Trutzwaffe, und diese mephistophelische Seite seines Freundes ist es, welche in Göthe's Schilderung überwiegend hervortritt, während sich dieselbe doch gegen Göthe selbst, wenn wir den Streit über Clavigo ausnehmen, am wenigsten geltend machte, ja vielmehr bei vielen Gelegenheiten gradezu als ihr Gegentheil hervortrat. Daß Merck übrigens ein volles Bewußtsein von dem ihm anhaftenden Mangel an Produktivität hatte, kann man aus mehreren seiner eignen Aeußerungen, besonders aus dem Eingange zu dem kleinen Aufsatze ersehen, der unter dem Titel: »über die bei Kunstwerken objektiv gleichgültige Absicht ihrer Urheber« unserer Sammlung einverleibt ist.

Als Kritiker dagegen konnte er, wie schon Gervinus bemerkt, »das empfangende Publikum von der ernstesten, besten und tüchtigsten Seite repräsentiren, eben weil er, hoch über der allgemeinen Urtheilslosigkeit stehend und trotz seiner tiefen realen und praktischen Ausbildung, dennoch jene Urtheilslosigkeit seiner Zeit eben so sehr verachtete, als ihn die vorherrschende Richtung auf das Materielle anwiderte«[1]). Wäre es ihm gegeben gewesen sich beschränken, seine Thätigkeit auf den engen Kreis einer kritischen Wirksamkeit concentriren zu kön-

1) V. s. Gervinus a. a. O. S. 18.

nen, ſo iſt kaum zu zweifeln, daß dieſelbe eine ausgezeichnete geweſen ſein würde. Allein ſeine Unruhe und Vielgeſchäftigkeit ließ das nicht zu, und der Merkur, an den ihn doch eigentlich nur Wielands Perſönlichkeit band, ſo wie der Zuſtand der deutſchen Journaliſtik und Kritik überhaupt, konnte wahrhaftig einen Menſchen wie Merck nicht anreizen, mit innerem Eifer daran mitzuarbeiten. Die behagliche Spießbürgerei einer breiten Mittelmäßigkeit, in der ſich hier Alles bewegte, widerſtand ihm. Er befand ſich hier in der Lage ſolcher Menſchen, die über ihrer Zeit ſtehen, ohne die Luſt und Kraft zu haben, reformatoriſch einſeitig durchzugreifen und die Mitwelt ſich nachzuziehen.

So ſagt er von ſeiner Zeit: »Vor Zeiten war Wiſſenſchaft und Kunſt das Eigenthum weniger. Man hielt es für eine Art Zauberei, und der Nimbus, der die Gelehrſamkeit umgab, brachte ein ſtilles Anſtaunen hervor, das in eine thätige Bewunderung und wohlthätige Dankbarkeit der Welt überging. Jetzt aber iſt der Tempel ein öffentliches Haus geworden, wo jeder aus- und einlaufen kann, jeder Tropp' auf- und abgeht — aber dafür wenige dienen und wohnen. In der frühen Jugend hören Menſchen von allen Ständen das Geklimper von Kunſtwörtern, ihre Lehrer erklären ſie, thun ab und hinzu, zeigen das Mögliche und Wirkliche jeder Kunſt, die Entſtehung jedes Genius und die Analyſe jeder Schönheit insbeſondere. Die Charakteriſtik wiegt jeden eminenten Menſchen bis auf ein Loth ab, zeigt die Revolutionen, die er bewirkt hat und hätte bewirken können, entdeckt die ewige Kette zwiſchen Urſach und Wirkung, und richtet in der Literaturgeſchichte mit ihrer pragmatiſchen Behandlung daſſelbe Elend an, worunter die politiſche ſeufzt. Hierzu iſt die Menge der Journale eine ewige Fundgrube, wo jedes große und kleine Ereigniß mit der wahren Lebendigkeit einer Gommère von Haus zu Haus fortgetragen wird. Keine Nation iſt ſo kritiſch, wie wir; keiner wird von ihren Verſchreiern die Meinung, die ſie haben ſoll, ſo vorgekaut, aber auch keine hat ſo wenig eigene Meinung, wie die unſere. Mit ſtillem Bedauern bemerkt man ſo oft, wie beinahe Alles verkannt wird — das mittelmäßigſte Product

wird mit eben dem Willkommen empfangen, wie das trefflichste seiner Art, und das Tragen und Triumphiren dauert so lange, bis es irgend einem Schreier gefällt, die Sache zu verbieten. Alsdann legt sich der Tumult, und jeder sieht wieder gutmüthig ein, daß er sich geirrt habe.«

Dieser ganze Aufsatz [1]) ist höchst wichtig, um Mercks Abneigung gegen schriftstellerische Wirksamkeit von seinem Standpunkte aus zu erklären. Die Anekdotensucht, die Lust an einer literarischen chronique scandaleuse, wie sie neuerlich in Böttigers Hinterlassenschaft verewigt ist, war ihm ein Greuel. Meint man nicht einen verdienten Bann über die letztere zu hören, wenn Merck in demselben Aufsatze sagt: »Mit wie weniger Unterscheidung wird bei uns den Edlen begegnet, die dem Gefühl und Geschmack der Nation eine wahre und bessere Richtung gegeben haben. Wird wohl je die Anekdotensucht in irgend einem Lande weiter getrieben als bei uns? Leute, die sich Einsicht und Beurtheilungskraft zuschreiben, hören mit Wollust den ersten Verläumder und Taugenichts an, der durch irgend eine Lüge oder ein verdrehtes Faktum das Publikum zu bereden sucht: es sei mit dem Manne, dem man nun einmal so viel Talente anerkennen müsse, doch im Grunde schlecht beschaffen. Welcher edeldenkende Mensch wird nicht zum voraus dem Verläumder das Maul stopfen, so bald er ihm beweisen will, der ehrliche Mann sei ein Schurke? Denn gewisse Dinge müssen schlechterdings als unwahr verworfen werden, sobald es den Leumund eines anerkannt würdigen Menschen angeht, oder es bleibt weder Glaube noch Liebe in der Welt.«

Rechnet man dazu die damalige niedrige Stellung der Literatur im bürgerlichen Leben, die daraus hervorgehende Menge des schreibenden und dichtenden Pöbels, die Undankbarkeit, mit der selbst »verdiente Genien, deren Werke zuversichtlich auf die Nachwelt kommen müssen,« bei Lebzeiten behandelt wurden — lauter Dinge, die Merck dort ausführlich bespricht, — so wird man keinen Anstand nehmen, ihn mit unter denen

1) S. Merkur 1779. II. S. 25–36.

zu ſuchen, — von denen er ſagt — »darum ſchweigen viele von denen, die die Natur mit allem ausgerüſtet hatte, was nöthig war, ihre Zeitgenoſſen zu belehren oder zu vergnügen, — weil ſie es bedenklich finden, die bequeme Lage der Unbekanntheit zu verlaſſen, und ſich dafür der Gefahr auszuſetzen, von jedem, der's unternehmen will, im Guten oder Böſen verurtheilt zu werden.« Und eben ſo bezeichnend iſt es, was er an einem andern Orte dem Heere der epiſchen Poeten, den Romanſcribenten, zuruft, daß »unter dem nichtſchreibenden Publikum zuweilen Perſonen mit auf den Bänken des Parterre ſitzen, die ſelbſt das gethan und gewirkt haben, was hier vor ihren Augen von den Marionetten des Verfaſſers tragirt wird, und daß dieſe Zuhörer noch weit mehr zu reſpectiren ſind, als die gemeinen Feld- und Feuerſchreier des gelehrten ſchreibenden Theils. Sie haben bisher mehr zu thun gehabt, als dies müßige Handwerk zu treiben, und von ihnen gilt daher, was der treuherzige Berlichingen von ſich in ſeinem hohen Alter prädicirt: daß er nun zu ſchreiben anfange, weil er ſonſt zu nichts mehr tauge.«

Daß Merck in der Periode ſeiner ſchriftſtelleriſchen Produktionsluſt — und es gab eine ſolche — grade an Wieland gerieth, der alles eher als Kritiker, und dem der Merkur hauptſächlich eine Brodſache war, der jeden »Schnitzen« und »Brocken«, den ihm Merck zuwarf, mit jubelndem euge! bene! aufnahm und ans Herz drückte, war ein Hauptübelſtand. In dieſem ganzen Merkur war ohnehin nichts, was Mercken imponiren konnte. Wielands taſtende Principloſigkeit verdarb es vollends. Merck verlor die Achtung vor dem Publikum und mit ihr die Achtung und Sorgfalt für das, was er ihm zu bieten ſich genöthigt fand. Es war ein Mann in Deutſchland, mit dem vereint als Kritiker Merck das ihm erreichbare Höchſte geleiſtet haben würde, ein Mann, dem er geiſtverwandt wie wenige war, dieſer Mann war Leſſing. Aber beide haben ſich nie geſehen.

So ſehen wir denn, daß Merck auch an ſeinem kritiſchen Verhalten keine rechte Freude, keine volle Befriedigung hatte, und dies um ſo weniger, da die unbefriedigte Sehnſucht, produktiv ſich innerhalb der Kunſt, um die ſich damals die Haupt-

intereſſen der Zeit bewegten, zu bethätigen, mochte er ſich auch darüber ſelbſt auf die mannigfaltigſte Weiſe zu täuſchen ſuchen, doch immer ein quälender Dorn in ſeinem Innern blieb. Dieſe Unfähigkeit, den vollen Gehalt eines reich begabten Inneren in poſitiv künſtleriſchen Geſtaltungen für ſich und andere befriedigend und befreiend herauszuſtellen und zur Anerkennung zu bringen, war, wenn nicht das einzige, doch ein Hauptgewicht, das die Schaale ſeines Lebens niederzog und ihn nach vielen Verſuchen, durch Thätigkeiten anderer Art die ſchmerzliche Empfindung des poetiſchen Unvermögens zu vermindern, zuletzt in vollkommener Einſeitigkeit und Einſamkeit ſich jenem vereinzelten Zweige der Naturſtudien gleichſam auf Leben und Tod hingeben ließ.

V.

Merck's Verhältniß zu andern ausgezeichneten Zeitgenoſſen.

Indem wir nun die glänzende Reihe der übrigen ausgezeichneten Zeitgenoſſen, mit denen dieſer ſeltene Mann in enger Verbindung geſtanden, kurz vorzuführen gedenken, treten, wie billig, die Herzogin Amalie, die Gründerin des Weimarſchen Geiſteslebens, und ihr ruhmgekrönter Sohn, der unſterbliche Karl Auguſt, in den Vordergrund. Der ausgezeichneten Hochachtung und Freundſchaft, mit welcher beide fürſtliche Perſonen unſern Merck beehrten, iſt ſchon früher mehrmals gedacht worden. Ihre zahlreichen Briefe an Merck, wie ſie von dem Werthe des Mannes, an den ſie gerichtet ſind, neues Zeugniß geben, ſind ebenſoviele Blätter in dem Lorbeerkranze, der die Stirne dieſer hohen fürſtlichen Geſtalten unvergänglich ſchmückt.

Mit der Herzogin Amalie, von der uns zuſammen ein und zwanzig Briefe mitgetheilt ſind, ſtand Merck vom Jahre 1778 bis 1788 in einem fortdauernden Briefwechſel, der ſeit 1788 nur durch die Reiſe der Fürſtin nach Italien, deren Vorhaben der letzte Brief gedenkt, unterbrochen wurde. Während dieſer Zeit war Merck nicht nur wiederholt der erſehnte und erwünſchte Gaſt ſeiner fürſtlichen Freundin in Weimar und

Ettersburg, ſondern geleitete ſie auch mehrmals auf ihren Reiſen in den Rheingegenden in den Jahren 1778, 1780 und 1785, wo er ihr als kunſtſinniger, feiner und lebensfroher Geſellſchafter nach Göthe's Ausdruck »leben und genießen half« [1]); und nichts gleicht dem Ausdruck der innigen Dankbarkeit, mit welcher die Herzogin in ihren Briefen ſich dieſer in ſeinem Umgange verlebten genußvollen Tage erinnert. »Nie werd' ich vergeſſen (ſchreibt ſie am 14. Aug. 1778 nach jener erſten gemeinſamen Reiſe), wie gut es das Schickſal mit mir meinte, mich einen Freund finden zu laſſen wie Sie ſind, der bei ſo wunderbaren, gewiß oft zu Boden drückenden Vorfallenheiten des Lebens ſeinem Herzen und dem Glauben an Wahrheit und Güte ſo treu bleibt, dieß Alles ins Innerſte ſeines Herzens ſchließt, und mit Muth und Leichtigkeit trägt, was des Herrn Wille iſt« [2]). — Und dieſer Ton herzlicher Freundſchaft und hoher Achtung geht unverändert durch alle Briefe der Herzogin, welche, wie Wieland ſich ausdrückt, ſo recht »den ganzen Werth der Totalſumme dieſer Individualität fühlte«, und die wiederholteſten freundlichſten Einladungen nach Weimar wechſeln ab mit Klagen, daß er entweder nicht gekommen oder zu bald wieder geſchieden ſei [3]). Mehrere Briefe Wielands ſind voll von der hohen Gunſt, deren ſich ſein Freund bei ſeiner hohen Gönnerin erfreue, in deren Zimmer Mercks Bild »wie eine Art Hausgötze hing«, deſſen Briefe ſie wahre Feſtgenüſſe nannte, und dem ſie in ihren Mittheilungen nichts von all den kleinen und größeren Heimlichkeiten, Anſchlägen und literariſchen Neckereien verſchwieg, deren Tummelplatz damals das Leben in Weimar und Tiefurt bildete. Das ſogenannte Tiefurter Journal, das unter Leitung ſeiner fürſtlichen Redactorin zu einem geiſtreich-witzigen, ſatiriſch-komiſchen Inventarium all der mannigfachen Ereigniſſe, Lebensvorfälle,

1) Briefe I. S. 136.

2) S. Briefe I. S. 140.

3) So ſchreibt ſie im Jahre 1780 »jeder kleine Winkel in Ettersburg iſt mir immer eine neue Erinnerung der glücklichen Stunden, die ich mit Ihnen durchlebte.«

literariſchen und Kunſterſcheinungen wurde, welche damals den Weimarſchen Mikrokosmus bewegten, fand auch zu Merck ſeinen Weg, und mag manche Beiträge »Mephiſtopheliſcher Art, den Nächſten zur Erbauung« von ſeiner Hand enthalten[1]), die der fürſtlichen Freundin ſtets willkommen waren.

Will man endlich das Zeugniß eines gewiß Unbefangenen aus der Umgebung der Fürſtin über den erſten Eindruck vernehmen, den Merck auch auf die letztere machte, ſo findet man dies in einem Briefe des genialen v. Einſiedel, Oberhofmeiſters der Herzogin, an Knebel v. J. 1778. »Wir haben,« heißt es dort (ſ. Knebels literar. Nachlaß Bd. I. S. 232), »die Bekanntſchaft von Merck gemacht, der von Frankfurt aus unſer Reiſegefährte geworden iſt. Ohne alle poetiſche Zuthat iſt dies einer der vorzüglichſten Menſchen, die ich je geſehen habe, dabei mit allen geſellſchaftlichen Talenten begabt, die ſich nur denken laſſen, und das Gefallen, das die Herzogin an ihm hat, trägt nicht wenig zu unſerem allgemeinem Wohlbefinden bei. Merck iſt ein großer Mentor für alle Kunſtſachen und ſieht für tauſend Kenner und Künſtler gewöhnlichen Schlags.«

Gleiche Hochachtung und Freundſchaft, und gleiches faſt unbeſchränktes Vertrauen ſpricht ſich in den ſämmtlichen Briefen Karl Auguſts aus, deren ſich in beiden Sammlungen gegen dreißig vorfinden. Nicht bloß Kunſtſachen, Gemälde, Kupferſtiche, Handzeichnungen u. dgl., deren Merck jährlich für eine beſtimmte im Ganzen ſehr mäßige Summe für den Herzog anzuſchaffen pflegte, bilden den Inhalt dieſer briefli-chen Mittheilungen, ſondern der Fürſt beehrte ihn auch in Staatsſachen und Unterhandlungen der mannigfachſten Art mit einem ſeltenen Vertrauen, nahm an ſeinem Schickſale den herzlichſten Antheil, und bethätigte denſelben, als Unglücksfälle Mercks äußere Lage verſchlimmerten, auf die edelſte Weiſe. Hiervon erzählt Göthe bei Eckermann einen Zug, der auch auf Mercks großartigen Charakter ein eigenthümliches Licht wirft.

Der verſtorbene Großherzog, heißt es dort[2]), war Mercken

1) S. Briefe I. S. 309. 2) II. S. 332.

ſehr günſtig, ſo daß er ſich einſt für eine Schuld von vier-tauſend Thalern für ihn verbürgte [1]). Nun dauerte es nicht lange, ſo ſchickte Merck zu unſerer Verwunderung die Bürg-ſchaft zurück. Seine Umſtände hatten ſich nicht verbeſſert, und es war räthſelhaft, welche Art von Negociation er mochte ge-macht haben. Als ich ihn wiederſah, löſ'te er mir das Räth-ſel in folgenden Worten.

Der Herzog, ſagte er, iſt ein freigebiger trefflicher Herr, der Zutrauen hat, und den Menſchen hilft wo er kann. Nun dachte ich mir: »bringſt du dieſen Herrn um das Geld, ſo wirkt das nachtheilig für tauſend Andere; denn er wird ſein köſtliches Zutrauen verlieren, und viele unglückliche gute Men-ſchen werden darunter leiden, daß Einer ein ſchlechter Kerl war. — Was hab' ich nun gethan? — Ich habe ſpeculirt, und das Geld von einem Schurken geliehen, denn wenn ich dieſen darum betrüge, ſo thut's nichts, hätte ich aber den guten Herrn darum betrogen, ſo wäre es Schade geweſen.« Wir lachten über die wunderliche Großheit des Mannes. Eben-daſelbſt erzählt Göthe von ſeines Freundes Kunſtliebe: »er ging darin ſo weit, daß wenn er ein gutes Werk in den Hän-den eines Philiſters ſah, von dem er glaubte, daß er es nicht zu ſchätzen wiſſe, er Alles anwendete, um es in ſeine eigne Sammlung zu bringen. Er hatte in ſolchen Dingen gar kein Gewiſſen, jedes Mittel war ihm recht, und ſelbſt eine Art von grandioſem Betrug ward nicht verſchmäht, wenn es nicht an-ders gehen wollte.« — Um aber hier nur eine Probe davon zu geben, wie zu jener Zeit und noch ſpäter in Weimar ſelbſt das Edelſte durch böslíche Nachrede verfälſcht worden, ſo lau-tete jener erſtgenannte Vorfall im Munde der Stadtchronik vor dem Erſcheinen der Eckermanniſchen Mittheilungen, wie wir aus dem Munde eines Ohrenzeugen wiſſen, allgemein dahin: Göthe habe, ſo leicht er es auch gekonnt, doch dem bedrängten Freunde das Geld vom Herzoge nicht verſchafft, worauf jener keinen Ausweg mehr geſehen, und ſich in ſeiner Verzweiflung in den Rhein geſtürzt habe! Ob und wie er

1) Die Briefe des Herzogs an Merck II. S. 275 u. 277 f. ſcheinen hierauf bezüglich.

wieder herausgezogen sei — da er doch weltbekanntermaßen nicht ertrunken — davon schwieg die Geschichte.

Jenes enge Verhältniß des Vertrauens und jene herzliche Zuneigung des Fürsten, für die es wohl charakteristisch ist, wenn ihm der Herzog in einem Briefe meldet: »wie er bei seiner Ankunft in Weimar sein, des Herzogs, Cabinet sogar durch einen neugesetzten Kamin sehr verändert und auch sonst verschönert finden werde,« verleitete aber Merck eben so wenig, jemals aus seinen Schranken herauszutreten, als er sich sogar vor dem leisesten Anschein hütete, dasselbe allzuängstlich und zuvorkommend zu pflegen. Im Gegentheil hören wir nur allzuoft von beiden Fürstlichkeiten Klagen, daß er so selten schreibe, Antworten selbst auf Einladungen schuldig bleibe, und mit Wieland zu reden »seine fürstlichen Freunde wie große Schönen ihre Liebhaber behandele,« während er dagegen bestimmte Aufträge stets pünktlich und nicht selten mit den größten Aufopferungen ausführte. So schreibt der Herzog im Sommer 1780: »Mein Brief, liebster Merck, soll weiter nichts bewirken, als was ein sehr gemeiner Hornstein bei einem sehr echten Darmstädter Stahle thut, nehmlich Funcken erwecken. Ich bin in dem elendesten Briefstellerhumor von der Welt, und bin so verwöhnt, öfters gute Briefe von Ihnen zu bekommen, daß ich fast ohne dieselbigen nicht leben kann.« Sein feiner Takt, verbunden mit männlicher Selbstständigkeit des Charakters und Urtheils, seine tiefe Menschenkenntniß und Lebenserfahrung ließen ihn auch in dem Verkehre mit anderen fürstlichen Personen, wie mit der Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt, und auf seinen Kunstreisen mit den Herzogen von Gotha und Coburg, die er nach Westphalen und Holland begleitete, stets den rechten Ton treffen, während er übrigens so wenig geneigt war eine Annäherung an Fürsten zu suchen, daß selbst Göthe, als er ihn aufforderte sich doch dem Erbprinzen von Darmstadt zu nähern, zugleich ihn durch Wieland bitten lassen mußte, »etwas von seiner gewöhnlichen Reserve mit den Fürsten bei jenem nachzulassen, und so offen und natürlich mit ihm zu sein, als jener seines Orts ihn durch sein Betragen dazu einladen werde«[1]).

[1]) Briefe I. S. 86.

Giebt es ein ſchöneres Zeugniß für die edle Unabhängigkeits- und Freiheitsliebe dieſes großen Charakters, der dabei doch die ausgezeichnetſten Fürſten zu ſeinen Freunden zählte?

Wie er nun die Liebe dieſer fürſtlichen Gönner für alles Gute und Schöne zu fördern und zu beleben, wie er durch ihre Hülfe bald junge vielverſprechende Künſtler zu unterſtützen, bald Werke der bildenden und zeichnenden Kunſt vor dem Untergange zu bewahren und zu größeren Sammlungen zu vereinen ſuchte, dafür geben die geſammelten Briefe an unzähligen Stellen Zeugniß. Allein obgleich ihm ſelbſt, wie er an den Herzog Ernſt von Sachſen-Gotha ſchreibt, nichts widerwärtiger war, »als in dem verhaßten Lichte eines Brocanteurs zu erſcheinen, der die Werke großer Männer als eine feile Waare ausbiete, und mit dem Verdienſte Anderer Markt halte,« obgleich er ſagen durfte, »daß er nie ein Blatt von ſeiner Sammlung an einen Fürſten, noch an einen Privatmann verhandelt, und nur im Auftrage ſeines fürſtlichen Freundes zu Weimar dieſem alljährlich für die mäßige Summe von einigen hundert Thalern Zuſendungen an Kunſtſachen gemacht, und dadurch, daß er ihn an den Unkoſten ſolcher Käufe Antheil nehmen laſſen, die eigne Liebhaberei für ſeine Verhältniſſe als Hausvater unſchädlich gemacht habe,« ſo half ihm das alles doch nichts gegen die Verläumderzungen und gemeinen Naturen, deren niedriges Geklätſch in unſern Tagen ſogar nach einem halben Jahrhundert durch den Druck erneuert worden iſt. Oder kann es wer ohne die tiefſte Indignation leſen, wenn der Sohn des alten Böttiger ſeinen Vater über einen Mann wie Merck ſagen läßt: »Merck, den Göthe ſelbſt als ſeinen erſten Lehrer im **einträglichen** Genieweſen reſpectirte, trat indeß in Weimar auf. Er predigte Kunſtgeſchmack, verſchacherte Kupferſtiche und ſchnitt ſich aus jedem Rohr eine Pfeife. Er logirte einige Zeit bei der Herzogin in Ettersburg, und wußte ſich durch ſeinen beißenden Witz überall in Reſpect zu ſetzen, war übrigens Brocanteur und Genie in Eins amalgamirt.« Oder wenn derſelbe von einem ſolchen Manne weiter in ſeinen Klatſchannalen etwa nur zu erzählen weiß: »daß Merck, Kriegszahlmeiſter in Darmſtadt, zu Pferd mit einem ärmlichen Mantelſack und

einem einzigen Frack in Weimar eingeritten, und von Frankfurt bis dahin nicht mehr als einen Dukaten Reisekosten gehabt, weil er immer nur in Fuhrmannskneipen eingestellt habe.« Daß er ferner, »selbst zweifelnd an der Echtheit seiner Kinder, weil er einst seine Frau in flagranti mit einem Liebhaber ertappt, die Treue aller übrigen Weiber bezweifelt, überall, wo er Eheglück gefunden, den Samen der Zwietracht ausgestreut« (etwa auch bei Wieland, Jacobi, Carl August, Herder, u. A.?), »und überhaupt eine teuflische Lust daran gefunden, Leute, die sich glücklich fühlten, in ihrem Glücke zu stören, daß ihn Göthe deshalb in seinen Mephistopheles verewigt habe« u. s. w. Ist je das Gedächtniß eines Ehrenmannes schimpflicher geschändet worden, als es hier geschieht? Doch hinweg von diesem Schmutze der Gemeinheit, der mit vollem Rechte durch den Staubbesen der Kritik von der Schwelle unserer Literatur hinweggekehrt worden ist.

Außer der großen Anzahl ausgezeichneter Geister jener Zeit, die uns bereits in diesen Blättern als mehr oder weniger eng verbunden mit Merck entgegengetreten sind, begegnen wir in den »Briefen« noch vielen andern, die nicht weniger sich von dem vielseitigen Manne angezogen fühlten. Dahin gehören von edlen Frauen vor allen Göthe's Mutter, die ihn ihren »lieben Sohn« nannte; ferner Sophie v. la Roche und das Fräulein Luise v. Göchhausen, die geistreiche Hofdame der Herzogin Amalie, in den Weimarschen Kreisen unter dem Namen Thusnelda bekannt; Luise v. Siegler, Hofdame der Landgräfin von Hessen-Homburg, und vor allen die liebenswürdige Albertine Brün, deren köstliche Briefe, wie Wagner bemerkt, an eine Persönlichkeit ähnlich derjenigen erinnern, welcher Göthe im sechsten Buche von Meisters Lehrjahren die Bekenntnisse einer schönen Seele zuschreibt. Eben so finden wir ihn im brieflichen Verkehr mit den Reisenden Banks und Forster, mit dem großen Philologen und Naturkundigen J. G. Schneider, mit dem Philosophen Hemsterhuys, mit den Naturforschern Camper, Sömmering, Blumenbach, Wyttenbach, Faujas de St. Fond, Saussure, Lichtenberg u. A., so wie mit den ausgezeich-

neſten Künſtlern (ich nenne nur Tiſchbein, Wille, Zentner, Heß, Strack, Hackert, David), Gelehrten, Aerzten, Geſchäfts-, Welt- und Staatsmännern. Ja man darf ſagen, daß unter den bedeutenderen Zeitgenoſſen kaum einer geweſen, mit dem Merck nicht zu irgend einer Zeit in näherer oder fernerer Berührung geſtanden habe. Daher denn auch unzweifelhaft die aus ſeinem Nachlaſſe herausgegebenen Briefſammlungen unter allen ähnlichen Aktenſtücken der Literatur und Kulturgeſchichte jener denkwürdigen Zeitepoche den erſten Rang einnehmen.

VI.

Mercks Verhältniß zur Kunſt und den Künſtlern.

In der Zeit der erſten Verbindung mit Göthe, ja ſchon in den Jahren ſeines freien akademiſchen Lebens [1]), hatte Merck die ausgezeichneten Anlagen für das tiefere Verſtändniß der Kunſt durch fleißige Ausübung und gründliches Studium zu bilden begonnen. So erwarb er ſich nach und nach den begründeten Ruf einer Kennerſchaft, namentlich in Bezug auf Handzeichnungen und Kupferſtiche, daß ihm damals in Deutſchland vielleicht niemand den erſten Rang ſtreitig machen konnte; wie er denn auch in dieſer Hinſicht nicht nur von Göthe und Karl Auguſt als Lehrer angeſehen, ſondern auch von anderen Fürſten und Privaten bei allen bedeutenden Ankäufen zu Rathe gezogen zu werden pflegte, ja ſelbſt eine Art von Kunſthandel über die Grenzen von Deutſchland hinaus treiben konnte, bei dem er wenigſtens ſo viel gewann, um, wie er ſich ausdrückt, nicht fürchten zu dürfen, durch ſeine eigene Sammelluſt ſeinen Pflichten als Familienvater zu nahe zu treten. Schon früher ſahen wir ihn als erwünſchten Begleiter kunſtliebender Fürſten und Fürſtinnen auf ihren Reiſen; und mit Recht bemerkt Wagner, daß ſelbſt Meiſter der Kunſt, wie Tiſchbein, Heß u. a., und Meiſter der Kunſtkritik, wie Herder, ſein Urtheil für

1) Man ſehe den »Akademiſchen Briefwechſel.«

das reifſte und gediegenſte erklärten. Fragmente ſeiner Kunſtanſichten hat er in einzelnen Aufſätzen und Berichten im Merkur niedergelegt.

In wie ausgezeichnetem Maße er aber die Kunſt in ihren Jüngern unterſtützte, dafür geben uns gleichfalls die Briefe und Wagners einleitende Skizze, aus der wir die folgenden Einzelnheiten entheben, ein lebendiges Zeugniß. »Den talentvollen Uhrmachersſohn Leonhard Zentner († 1802 in Frankfurt) ſandte er nach Paris in die Schule Wille's, und ſorgte dort und nach ſeiner Rückkehr Jahre lang für leibliche Nahrung und techniſche Bildung; für mehrere andere, z. B. für die Brüder Mitzenius, honorirte er die Zeichenlehrer und trug die Koſten ihres Unterhalts bei fremden Meiſtern; ſeinen vielverſprechenden und ſchon damals Treffliches leiſtenden Landsmann, Karl Heß[1]), hob und unterſtützte er durch Theilnahme, Lob, Rath und That, und veranlaßte ihn namentlich zu dem gelungenen Kupferwerke nach Rembrand. Der geniale Wilhelm Tiſchbein[2]) verdankte ſeiner eifrigen Vermittelung die erſte rühmliche Anerkennung und Unterſtützung von Gotha aus, und blieb ihm dafür zeitlebens mit inniger Liebe verpflichtet. Mit den in Italien lebenden Künſtlern Philipp Hackert und Ludwig Strack[3]), ſowie mit dem verdienſtvollen Alterthumskenner Hirt ſtand er brieflich in artiſtiſcher Verbindung, und beſorgte Aufſätze von dem erſteren und letzteren zur Aufnahme in Wielands Merkur. Den Zeichner und Maler Gont aus Berlin beſchäftigte er Jahre lang in Darmſtadt theils ſelbſt, theils durch Empfehlung an Hof, und ließ durch ihn die Ruinen um Speier aufnehmen, wozu er ſelbſt den Text zu liefern vorhatte; dem ori-

1) Anfangs, wie Wille, nothleidender Schwertfeger.

2) Tiſchbeins Briefe an Merck gehören zu den köſtlichſten Juwelen der Sammlung, indem ſie, wie ſchon Gervinus bemerkt, »nicht nur die ganze Liebenswürdigkeit dieſer treuen Seele eröffnen, ſondern auch durch ſeine Anſichten von dem, was der ächte Künſtler von je hochhielt, und was unſere neue hiſtoriſche Malerei am nothwendigſten bedarf, intereſſiren und belehren.

3) Einer der ausgezeichnetſten Landſchaftsmaler ſeines Jahrhunderts, Vetter Tiſchbeins, † als Hofmaler zu Oldenburg im Jahr 1836. S. Jetzgenoſſen N° XXX. S. 171—191.

ginellen Zeichner Ramberg ſuchte er Anerkennung in Weimar zu verſchaffen. Der polytechniſche Preſtel in Frankfurt war Jahrelang einzig damit beſchäftigt, die von Merck erhaltenen Kupferſtiche und Zeichnungen nachzuſtechen und in Gouache zu mahlen. Die aus dieſer Kunſtfabrik hervorgegangenen Arbeiten waren ſehr zahlreich und fanden in Deutſchland, noch mehr aber in England, ihres guten Effekts wegen großen Beifall, ſo daß noch im Jahre 1838 eine bedeutende Anzahl neuer Abdrücke nach England verlangt wurde. Die Kupferſtecher Göpfert und Felſing in Darmſtadt veranlaßte er nicht nur zu manchem Portrait, ſondern nahm ihre ganze Kraft und Kunſt lange Zeit zum Stich der Kupferplatten für das kleinere und größere Millerſche Werk in Anſpruch, auf welche Weiſe es ihm gelang, das große Prachtwerk der Vollendung nahe zu bringen, das nach ſeinem Tode Borckhauſen auf Koſten der Wittwe herausgab. Die beiden tüchtigen Kupferſtecher Suſemihl zog er im J. 1789 von Caſſel, wo ihr Talent nicht entwickelt werden konnte, nach Darmſtadt, gab ihnen Wohnung, Gehalt und gute Muſter, ließ ſie unter ſeinen Augen arbeiten und brachte ihre Blätter in Umlauf. Der ältere, Konrad, arbeitete anderthalb Jahre für ihn, namentlich Tiſchbeins Götz von Berlichingen, von dem der Originalkünſtler die erſte Zeichnung »dem lieben Merck« aus Rom geſchickt hatte [1]), und weiß noch immer Mercks belehrende Unterweiſung, Rechtlichkeit und Gemüthlichkeit nicht genug zu rühmen. Der jüngere Suſemihl, Johann (ſeit 30 Jahren in Paris unter dem Namen Theodor als Maler, Wachsbouſſirer und Hochkupferſtecher ſehr geſucht), wurde nebſt dem Hofjäger, nachmaligem Forſtmeiſter Hever und einem verwaiſten talentvollen Jünglinge, dem Merck den Vater zu erſetzen ſuchte, beſonders zum Illuminiren des Millerſchen Werkes benutzt. Während des Sommers kam denn Merck um 4 Uhr von ſeinem Sommeraufenthalt in Arheiligen (einem Dorfe eine Stunde von Darmſtadt, wo auch Freund

1) Dieſe Handzeichnung hängt jetzt im Muſeum zu Darmſtadt und trägt die Unterſchrift von des Künſtlers Hand: dem lieben Merck gezeichnet von Tiſchbein.

Borckhauſen[1]) und der als Entomolog rühmlichſt bekannte Pfarrer Scriba wohnte) in ſein Haus in Darmſtadt angefahren, ereiferte ſich, wenn die Glieder ſeiner kleinen Akademie nicht ſchon die goldenen Morgenſtunden für die Kunſt benutzten, unterwies, beſſerte, tadelte und lobte jeden nach Verdienſt.«

Die Nachweiſungen zu den Details dieſer inhaltsreichen Skizze ſind theils von Wagner a. a. O. aus der Sammlung der Briefe an Merck gegeben, theils können ſie aus der neuen Sammlung des Merckſchen Briefwechſels mit leichter Mühe vermehrt werden. Wie groß der Umfang ſeiner eignen Anſchauungen im Gebiete der Kunſt geweſen — obſchon er Italien nie geſehen — ergiebt ſich am beſten aus den zahlreichen Beſchreibungen und Berichten von Gemäldeſammlungen und Antikenkabinetten ſowohl öffentlichen als privaten, die ſich im Merkur zerſtreut finden.

VII.

Mercks Verhältniß zu den Naturwiſſenſchaften.

Schon vor ſeiner Petersburger Reiſe hatte Merck ſich einzelnen Theilen der Naturwiſſenſchaft mit Neigung zugewendet, und insbeſondere dem Studium der Botanik und Mineralogie eine Aufmerkſamkeit geſchenkt, deren Reſultate bei Männern von Fach die größten Erwartungen zu erregen geeignet waren. So ſchreibt ihm im Jahre 1782 der berühmte Geologe Faujas de St. Fond, daß man jetzt, da er, Merck, ſich damit abgebe, eine ausgezeichnete Geſchichte der Vulkane in Heſſen von ſeiner Hand erwarten dürfe. Auch hier gingen ſeine Verbindungen durch halb Europa, und von der Schweiz bis in den Norden, nach Dänemark und Norwegen hinab, wußte er ſich mit Gelehrten und Liebhabern in Rapport zu ſetzen[2]), während er bei ſeiner Reiſeluſt und Beweglichkeit, unterſtützt durch Vermögen und Muße, bald hier bald dort war, wo es etwas in dieſer Art zu ſchauen und zu beobachten gab. Man könnte ihn recht eigentlich einen fahrenden Ritter der Wiſſen-

1) Man ſehe die Anmerkung Wagners, Briefe I. S. 197.
2) Briefe II. S. 167.

ſchaft und Kunſt nennen, da er ſeine zahlreichen Reiſen meiſt zu Pferde, nur mit dem Nothwendigſten verſehen, machte. »Wo in der Nähe und Ferne,« erzählt Wagner, »an Menſchen oder in der Natur etwas Seltenes zu betrachten und kennen zu lernen war, da trug ihn ſein Schweißfuchs hin, um ſelbſt zu ſchauen und zu prüfen, dem Aechten Anerkennung zu verſchaffen, und das Falſche, Schwache, Blendende mit allem Freimuthe jugendlicher Kühnheit ans Licht zu ziehen und in ſeiner Blöße darzuſtellen.« In der Beziehung mag Wieland von ihm geſagt haben: »er könne wohl ſelbſt Ulrich von Hutten während ſeiner Wanderung auf dieſem Erdenrunde geweſen ſein.«

Seit dem Jahre 1782 aber wandte ſich Merck, durch die Anſchauung reicher Naturalienkabinette, namentlich der Kruſeſchen Schätze in Petersburg, ſchon früher mehr und mehr auf die Erforſchung der Spuren vorweltlicher Geſchöpfe und ihrer Bildungen hingerichtet, faſt ausſchließlich der Oſteologie vorweltlicher Thiere zu. »Sie machte ſeit 1782 das Glück ſeines Lebens aus«[1]); und alle früheren Neigungen traten dagegen zuletzt völlig in den Hintergrund. »Ihr weihte er ſeine ungetheilten Kräfte, die jedem Fache, dem ſie unzerſplittert zugewandt waren, Licht und Wachsthum bringen mußten.« Nach allen Seiten knüpfte er Verbindungen mit Naturfreunden an. Was in Deutſchland auf dieſem Felde zu Tag gefördert wurde, mußte ſich ſeiner Autopſie und Prüfung unterwerfen. Die ganze an intereſſanten Reſten einer ſolchen frühern Welt reiche Rhein- und Neckargegend wurde durchſtreift und ſo zu ſagen unterminirt, überall hatte er ſeine dienenden und ſpürenden Geiſter auf die Wache geſtellt. Er ſcheute dabei weder Mühe noch Koſten, und ſchon nach zwei Jahren war es ſeiner ſcharfſichtigen Thätigkeit gelungen, »bereits mehr Beweiſe und Beiſpiele in Händen zu haben, als die Anzahl derjenigen ausmachte, die man vorher in Deutſchland aus Büchern kannte«[2]). Seine Wißbe-

1) I Lettre sur les Os fossiles p. 4. bei Wagner Einleitung S. XXV ff., aus der wir das Hierhergehörige zu entnehmen uns erlauben.

2) Er ſagt dies ſelbſt in ſeinem Aufſatz über den Urſprung der Foſſilien in Deutſchland (Merkur v. J. 1781. I. S. 51).

gierde trieb ihn zu Camper, dem berühmtesten Anatomen jener Zeit. Eine ganze Woche war er mit ihm in seinem Cabinette zusammen, und wiewohl er seine Reise mit einem hitzigen Fieber bezahlen mußte, so wiederholte er doch im nächsten Jahre seinen Besuch.

Auf diesen Reisen nach Holland sah, manipulirte und zeichnete er auch die Skelete von allen Arten der Cetaceen des Linneischen Systems, und es gelang ihm sogar, sich in den Besitz einer Species zu setzen, die Linné nicht kannte. Die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, angeborner durch Uebung erhöhter Scharfsinn und brennender Eifer ließen ihn bald helle Ansichten gewinnen und gaben ihm Beruf zu weiteren kühnen Forschungen. Göthe, der, wie wir sahen, an diesen Bestrebungen seines Freundes eifrig Theil nahm, verglich ihn der Grille oder Nachtigall der Alten, die, von wenig Thau genährt, ihr liebliches Lied anstimme und ringsum die Gegend beherrsche[1]), und Camper, der mit dem Lobe so wenig freigebig war wie mit dem Gelde, erklärte: »Merck mache Riesenschritte als Osteolog und Physiolog.« Wirklich gelang es ihm, mit Campern manche Entdeckung zu machen, und dieser räumt ihm geradezu in der Odontologie einen Platz neben sich und über Sömmering ein. Sein osteologisches Cabinet wuchs durch seine unermüdete Thätigkeit, nicht unbedeutenden Kostenaufwand, zum Theil auch durch Geschenke von La Roche, Beroldingen, dem Pfarrer Scriba u. A. zu einer Sammlung, der man damals keine andere an die Seite stellen konnte, und bildete nach seinem Tode, wo es der Großherzog Ludwig ankaufte, den Grund und, in den Gattungen des Rhinoceros

1) Göthe an Merck im Mai 1783. Merck hatte den petrificirten Kopf eines Alligators für 20 Louisd'or erstanden, der jetzt zu den werthvollsten Stücken des Darmstädtischen Fossiliencabinets gehört. Dazu schreibt Göthe: »Du bist zu loben, daß Du den famosen Krokodilskopf weggeschnappt hast. Ich gönne Dir ihn am liebsten, da Dich so etwas herzlich interessirt und Du:

ὀλίγην δρόσον πεπωκὼς
βασιλεὺς ὅπως ἀείδοις,

wir hingegen dem Leviathan zu vergleichen sind, der den Strom verschlingt und sein nicht achtet. Besonders seitdem ich die Rolle des Al Hafi übernommen habe, muß ich ganz andern Betrachtungen nachhängen.«

und Elephanten aus dem Diluvium, noch immer den Hauptbeſtandtheil des in ſeiner Art einzigen Foſſiliencabinets in Darmſtadt; über deſſen Beſuch im Jahre 1814 Göthe ſich äußert: »Rührend war es dem Beſchauer, viele Stücke hier zu finden, welche von dem verblichenen Jugendfreunde Merck mit Liebe und Leidenſchaft geſammelt, und durch landesherrliche Neigung und durch Sorgfalt eines nachfolgenden Naturforſchers geſammelt und geſichtet liegen.« Sein eigenhändiges Verzeichniß ſeiner Foſſilkörper führt 96 größere und kleinere Stücke auf, und ſchließt mit der intereſſanten Bemerkung: »Ich ſetze noch immer meine Nachforſchungen von Elephanten, Rhinoceros u. ſ. w. fort, und bin weit über 300 Elephanten und einige 30 Rhinoceros fortgerückt, die ich alle foſſil in Deutſchland gefunden habe, das *Incognitum* am Ohio (Mastodon giganteus), den *Crocodilus longirostris*, der nur am Ganges zu Hauſe iſt, und große Aſewſche Fledermäuſe (?) ohngerechnet. Nun gehe ich zu der *Flora antediluviana* fort, die noch merkwürdiger iſt.«

»Sind gleich Mercks Unterſuchungen in der Oſteologie vorweltlicher Thiere, ſo wie alle früheren, gleichzeitigen und ſpäteren durch das Licht, das Cuvier angezündet, in Schatten geſtellt, oder gleich Bächen in den Strom von deſſen *Ossemens fossiles* gefloſſen, ſo bleibt ihnen doch das hohe Verdienſt, tüchtig vorgearbeitet, mächtig angeregt, Sammlungen veranlaßt und der Wiſſenſchaft Schätze erhalten zu haben, die ohne ſie zerſtört werden oder unberückſichtigt geblieben wären. Seine drei Briefe sur les os fossiles werden ihm einen nicht untergeordneten Rang unter den Naturforſchern ſeiner Zeit ſichern, und können als Beweis dienen, wie ſchnell ſein klarer Geiſt auch auf dunklem Felde heimiſch wurde. Es kann ihm ſo wenig wie ſeinen Vorgängern, bei der damaligen Dürftigkeit oſteologiſcher Sammlungen zum Vorwurf gereichen, daß er die Fauna der Urwelt für eine ähnliche, wenn nicht gleiche, mit der jetzigen hielt, und alle ſeine Entdeckungen nach der Weiſe ſeiner Zeit, über die ſich nur Sömmering theilweiſe erhob, auf bekannte Formen der Jetztwelt zurückzuführen ſuchte.«

»In Anerkennung ſeiner Verdienſte um die Naturwiſſenſchaft ward Merck ſowohl von der Geſellſchaft der Mineralo-

gen, welche die Herren v. Trebra und Born geſtiftet, als auch von der Société des sciences physiques in Lauſanne zu ihrem wirklichen Mitgliede gewählt; um ſein Andenken zu ehren, fand ſich noch im Jahre 1834 die kaiſerlich Leopoldiniſch-Karoliniſche Akademie der Naturforſcher in Breslau bewogen, einer alten Sitte gemäß, ihrem neu ernannten Mitgliede, dem Herrn Dr. J. J. Kaup in Darmſtadt, deſſen Ossemens fossiles des Mammifères inconnus qui se trouvent au Muséum de Darmstadt das von Merck gewonnene Feld nun weiter kultiviren, den Beinamen Merck zu geben, um auch die Namen der Männer aneinander zu reihen, deren Kenntniß und Bemühung die hieſige (Darmſtädter) Sammlung foſſiler Thierreſte begründet, erweitert, beſchrieben und zu der bedeutendſten ihrer Art in Deutſchland erhoben haben.«

Bei allen dieſen ſo mannigfachen Beſtrebungen und Leiſtungen, die ſchon einzeln eines Menſchen Leben ausfüllen könnten, fand Mercks außerordentliche Thätigkeit und raſtloſe Betriebſamkeit doch noch Zeit, ſich mit Angelegenheiten der Induſtrie zu beſchäftigen, für die er von Jugend auf ein reges Intereſſe gehabt hatte. Kaum glaublich erſcheint es hier, wenn wir bei Wagner leſen, wie er in dem Streben für ſich und ſein Vaterland auch auf dieſem Felde die Vortheile zu gewinnen, die er an andern Orten aus gewiſſen induſtriellen Unternehmungen entſpringen ſah, bald eine Buchdruckerei, bald eine Kattundruckerei, bald eine große Bleichanſtalt und eine Baumwollenſpinnerei in Darmſtadt errichtete, bei welcher letztern er hauptſächlich die Beſchäftigung armer Soldatenkinder im Auge hatte. »Vieles, ſagt Wagner, was jetzt unſere Gewerbevereine zu realiſiren rühmlich bemüht ſind, unternahm er ſchon damals allein. Theoretiſche Kenntniſſe ins Leben einzuführen, die Anwendbarkeit neuer Erfindungen zu verſuchen, was ſich in der Fremde bewährt in der Heimath nachzubilden, kurz induſtrielles Leben zu wecken, die Ideen und Kräfte der Menſchen in wohlthätigen Umlauf und Austauſch zu ſetzen, das war das ſchöne Ziel, nach welchem er mit großer Selbſtaufopferung rang.« Und wenn freilich faſt alle jene Unternehmungen ihm früher oder ſpäter

fehl ſchlugen, oder doch nicht die gehofften Erfolge gewährten, je mehrfach auch beträchtliche Verluſte für den Unternehmer herbeiführten, weil ihm entweder Niemand unter die Arme griff und ſein eigenes Vermögen nicht zureichte, allen Bedürfniſſen ſchnell abzuhelfen, oder auch ſeine eigene Raſtloſigkeit vielleicht allzuſchnell von dem Einen zum Andern eilte, und das Eine über dem Andern vernachläſſigte — ſo kann dies Schickſal, welches er übrigens mit bei weiten den meiſten unternehmungsluſtigen Menſchen, die gleich ihm erſt die Bahn zu brechen haben, theilt, doch ſein Verdienſt nicht ſchmälern, ſeinen Ruhm auch hier nicht verringern.

Ueberblicken wir vielmehr noch einmal diejenigen verſchiedenen Richtungen der Thätigkeit des wunderbaren Mannes, welche in dem Bisherigen kurz angedeutet worden ſind, ſo werden wir unſere Bewunderung dem außerordentlichen Umfange derſelben nicht verſagen können. Hier erſcheint uns Merck recht eigentlich als das äußerlich und innerlich treibende und anregende, weckende und fördernde Princip des Kreiſes und der Epoche, welcher er angehörte. Jenes Wort des alten griechiſchen Denkers ὁ βίος πρᾶξίς ἐστιν, ſehen wir hier im vollſten Umfange erfüllt. Mercks ganzes Leben war eine That. Nicht das ποιεῖν, ſondern das πράττειν war vorzugsweiſe die Aufgabe dieſer großen Natur. Aber zu dem Einen wie zu dem Andern die vorzüglichſten Geiſter ſeiner Zeit anzuregen, in beiden ſie zu fördern, war die ihm vom Schickſal zugedachte Beſtimmung. Und wer mag hintreten und ſagen, daß er ſie nicht glänzend erfüllt hat!

Der große Geiſt, von dem an eine neue Aera unſerer Literatur und Geiſtescultur datirt, geſteht, daß dieſer Mann den entſchiedenſten Einfluß auf ſeine Bildung, auf ſein Leben und Thun gehabt, und wir haben geſehen, von welcher Art dieſer Einfluß geweſen.

Er hat mit den Edelſten, und für die Edelſten ſeiner Zeit gelebt und geſtrebt, und wer wie er

den Beſten ſeiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

VIII.

Schluß.

Merks letzte Lebensjahre trübten sich mehr und mehr. Er war ein Starker, darum ward ihm vom Schicksal viel zu tragen auferlegt. Ein zärtlicher Vater, mußte er von sieben blühenden Kindern bis zum Jahre 1789 fünf sich durch den Tod entrissen sehen, und es gehörte sein mächtiger Geist dazu, aus solchem Jammer sich wieder emporzurichten. Wäre es außerdem wahr, daß Untreue seines Weibes ihm auch den letzten Trost des häuslichen Glückes vergiftet, wie dies Böttiger in rohester Weise erzählt, so wäre das Geschick des Mannes furchtbar zu nennen. Freilich scheint es kaum glaublich; denn noch aus Merks letzten Lebensjahren finden sich Briefe von ihm an seine Gattin, deren ganzer Ton auf ein herzliches Verhältniß schließen läßt. Allein gewisse Anspielungen in den Briefen Wielands und der Herzogin Amalie, besonders aber eine aus achtbarster Quelle uns zugekommene Mittheilung, lassen kaum einen Zweifel übrig, daß die von Göthe eben so zart als kräftig berührte düstere Stimmung Merks bei seiner Rückkehr von der Petersburger Reise, durch die Einsicht in eine unselige Verirrung seiner Gattin entstanden war; eine Verirrung, die sowohl damals wie auch später zur ungeheuren Last für ihn nach Innen und Außen wurde, und wohl mit den Grund zu jener schwermüthigen Verdüsterung seiner Seele legte, der er später als Opfer erlag.

Tief beugte ihn der frühe Tod (im J. 1781) seines geliebtesten Jugendfreundes von Schrautenbach. Was dieser seinem Herzen gewesen, ersieht man am besten aus dem, was der Herzog von Weimar und Göthe ihm darüber Tröstliches sagen. »Schrautenbachs Tod, (schreibt der Erstere v. 18. Aug. 1783) ist mir und zumal meiner Frau sehr empfindlich gewesen. Mir war er's doppelt, als in Rücksicht auf Sie mit. Er war so viel ich weiß sonst, wo nicht gar ganz der einzige Mensch, mit dem Sie vertraut lebten, und dem Sie Sich mittheilen konnten. Sie haben seit einigen Jahren sehr empfindliche Verluste erlitten. Ich kann nicht sagen, wie sehr mir die Trennung, auf Gott weiß wie lange, von diesem wei-

sen, schönen, feinfühlenden Menschen wehe gethan hat. »Man räsonnirt sich so das ganze Jahr über dergleichen Fälle vor, und wenns zum Treffen kommt, so ist man so wenig an dergleichen Scheidungen gewöhnt, als wie das best' vorbereitetste Kind aufs Medicineinnehmen.« Und eben so schreibt einige Tage später Göthe an denselben: »S.'s Tod hat uns alle gerührt, und Du wirst sehr bedauert. So lang die besten Menschen leben, genießt man sie nicht, und wenn sie sterben, gafft man ihnen nach.«

Seit diesem Verluste verdüsterte sich Mercks Gemüth auffallend. Er fühlte sich so vereinsamt und liebeverlassen, daß er im Anfange des Jahrs 1781 an Wieland schrieb, »wie jetzt seine Elephantenknochen und sein Hund sein einziger Trost im Leben und Sterben sein sollten«[1]); und wirklich hängt sein gänzliches sich Versenken in das Studium der Osteologie vorweltlicher Thiere in den letzten Jahren seines Lebens, wobei er fast für jedes andere Interesse abstarb, genau mit jenem Gemüthszustande zusammen, in welchem er mit aller Anstrengung seines Geistes nach Selbstvergessenheit rang. Auch die alten Genossen traten ihm ferner, Wielands Briefe wurden seltner, Göthe und die Herzogin Amalie gingen nach Italien. Seine Reisen nach Weimar hörten auf und Wallfahrten nach Holland zu Camper traten an ihre Stelle.

Bittere Erfahrungen und harte Täuschungen konnten in dem Leben eines Mannes nicht fehlen, der, wie Merck, mit Welt und Menschen in so vielfache Berührung gekommen und vermöge seines tiefeindringenden Scharfsinns nur zu befähigt war, das verworrene Getriebe menschlicher Leidenschaften, und die verstecktesten Motive menschlicher Handlungen zu durchschauen. Merck aber besaß Alles, nur nicht jene mephistophelische Kälte, die innerhalb der eignen Verstandesüberlegenheit in der Erkenntniß »alles Eitlen dieser zeitlichen und geistigen Herrlichkeit« nur einen Genuß und eine Befriedigung ihrer Subjectivität findet, und unzugänglich dem edlen Schmerz einer reineren Seele sich an dem Flackerfeuer des Negirens erwärmt. Und doch hat man, auf den Grund einiger miß-

1) Briefe II. S. 231. ff.

verſtandenen Göthiſchen Aeußerungen, dieſe mephiſtophelische Natur in einem Manne finden wollen, deſſen große Empfänglichkeit und Zartſinnigkeit für alles menſchlich Gute und Reine, bei natürlicher Geneigtheit zu lieben und ſich hinzugeben«[1]), ihm die Herzen der edelſten Menſchen verband. »Es iſt mir,« ſchreibt Wieland einmal, »als könne ich in Deine Seele hineinfühlen, und ich möchte die Wundenmale küſſen können, die Urſache ſind, daß einem Herzen, wie das Deinige, bei jeder nicht allzugewöhnlichen Aeußerung von Gutmüthigkeit ſo wunderlich zu Muthe wird, ordentlich als ob Du ängſtlich fürchteſt, es möchte nur eine Illuſion ſein! Guter herrlicher Menſch! was mußt Du gelitten haben, um dahin zu kommen. — Ich darf nichts mehr davon ſagen; aber wenn ich Dir untreu werde, ſo habe ich vorher meine Frau vergiftet und meine ſieben Kinder erwürgt.« Wir wollen ähnliche Aeußerungen anderer Freunde nicht häufen, ſondern nur noch einige wenige Züge für die tiefe Innigkeit ſeines Gemüths und die Wärme ſeines edlen Herzens ſprechen laſſen.

Als Leuchſenring, der von Merck und Göthe ſo bitter gegeißelte, einige Jahre ſpäter krank und bekümmert und ohne Geld in Paris lebte, wendete ſich ſeine alte Freundin La Roche mit ihren Klagen und Hülferufen an Merck und ſagt am Schluſſe ihres Briefes: »Dieß Alles muß Ihnen zeigen, daß ich Sie kenne, wie ſchrieb ich ſonſt von Leuchſenring an Sie?« Freilich ſtimmte ſein Ton nicht zu der damals beliebten Jacobi-Gleimſchen Liebes- und Freundſchaftsüberſchwänglichkeit, in deren Weiſe auch Wieland zu Zeiten wohl einzugehen verſtand. »Liebe und Freundſchaft, ſchrieb er an den letztern, ſind mir zu heilig, um viel darüber zu reden. Es iſt mir ſchon genug, daß man über Gefühl an Natur und Kunſt ſich öffentlich erklären muß.« Aber wenn es galt, ſo war er der Mann, der Alles für ſeine Freunde einſetzte, und nicht Wieland allein machte davon mehrmals Erfahrungen[2]). Der unglückliche Lenz, deſſen er ſich annahm, ſchrieb ihm

1) Werke Wielands. S. Briefe I. S. 151.

2) Man vergl. Briefe I. S. 120, wo Wielands dankerfülltes Herz überſtrömt.

dankerfüllt[1]): »Bei meiner Jugend, Schwachheit und Thorheit führt mir der Himmel doch immer weise, reife und große Freunde zu, die mich wieder auf die Beine bringen,« und Göthe's Schwager Schloſſer hat keinen ſüßeren Wunſch, als in ſeines Merck unmittelbarer Nähe ſein Leben zu beſchließen[2]). »Du hältſt immer mehr als Du verſprichſt und biſt immer beſſer als Du ſcheinen willſt,« und »Du haſt einen tollen Tic immer gegen Dich ungerecht zu ſein,« ruft ihm Wieland wiederholt zu[3]). Gewiß iſt dies eins der bezeichnendſten Worte, die noch über Mercks Charakter geſagt worden ſind. —

Im Jahre 1788 trafen ihn große Verluſte durch fehlgeſchlagene induſtrielle Unternehmungen, die ſein Vermögen zerrütteten, wenn gleich der Edelmuth ſeines Landesherrn und die thätige Hülfe der Freunde[4]) das Aeußerſte abwandten, und ihm, dem Thatkräftigen, wenigſtens Zeit gaben, ſich ſelbſt zu helfen. Allein der Kummer und Unmuth hierüber, verbunden mit einer ſchmerzvollen, ſeine Kräfte erſchlaffenden Leberkrankheit untergruben doch mehr und mehr das Fundament ſeiner Exiſtenz, indem ſie ihm die geiſtige Spannkraft und Entſchloſſenheit raubten. Noch einmal raffte er ſich empor, als ihn, auf den Vorſchlag ſeines Freundes, des Geh. Cabinetsſecretairs Schleiermacher, der Landgraf von Heſſen mit ehrenden Aufträgen zu Ende des Jahres 1790 nach Paris ſandte. Die Hoffnung ſeiner Freunde, daß durch dieſe Reiſe ſein Gemüth erheitert und Lebensmuth und Selbſtvertrauen wieder geweckt werden möchten, ſchien glänzend in Erfüllung zu gehn. Ein Brief aus Paris (vom 23. Januar 1791), der letzte und merkwürdigſte, ja hiſtoriſch wichtige, der beiden Sammlungen, iſt voll Friſche der Anſchauung, und der Eindruck der Weltſtadt, in der ſich in jenen Tagen das Ungeheuerſte, Welterſchütternde vorbereitete, auf Mercks Gemüth unbeſchreiblich. Er fand die Umwandlung des Volks unglaublich. Ganz Paris erſchien ihm als »eine große Familie« von einem Geiſte beſeelt. »Ich

1) Briefe II. S. 51 f.

2) Briefe I. S. 112.

3) Briefe I. S. 339 v. J. 1782, vergl. Briefe II. S. 139.

4) Man ſehe die Briefe II. S. 271–277.

habe,« ſchreibt er, »die Einnahme der Baſtille geſehen, ein völlig Shakeſpeareſches Drama, das Göthe nicht beſſer hätte kalkuliren können. Ich bin in Thränen geſchwommen, nicht ſowohl wegen der Vorſtellung der Dinge, ſondern wegen der Theilnahme des Publikums. Nichts Erhebliches war da, das nicht zwei, dreimal mußte geſagt werden. Mir war es, als wenn ich bei dem Mahle wäre, wo der Vater des verlornen Sohnes Alles vergab, was er im Hauſe hatte. Die Akteurs übertrafen ſich ſelbſt, ſie ſpielten nicht mehr, ſie handelten.« Sein Herz ſympathiſirte wie das der edelſten Zeitgenoſſen mit jener erſten großen Begeiſterung für Menſchenrecht und für die Sonne der Freiheit, deren erſte goldne Strahlen damals in dieſer »edelſten That des Jahrhunderts« ſelbſt ein Klopſtock zu erblicken meinte. Neben dem trefflichen Maler und Architekten Cleriſſau ward der edle Republikaner Mater David ſein Freund (»kein edleres, wärmeres Herz als das von David giebts nicht,« ſchreibt er). Durch ihn ward er in den Klubb der Jacobiner eingeführt und aufgenommen, »der alle Leute von Genie und warmen Herzen umfaßt.« »Hier iſt der Ort,« ſchreibt er weiter, »wo der Grundſtein zum Wohlſein der Nation und vielleicht des Univerſums bereitet wird.« So urtheilte noch am Rande des blutigen Abgrundes, in den kaum ein Paar Jahre ſpäter die empörte Leidenſchaft Frankreich hineinriß, ein Mann, dem an Beſonnenheit und Freiheit von aller Schwärmerei, ſcharfem Verſtande, tiefer Einſicht und geſundem politiſchen Urtheil wenige Zeitgenoſſen ſich gleichſtellen durften! —

Die Propaganda erklärt er für ein Unding, das nur in den Zeitungen exiſtirt habe. Er beſuchte zum öftern die Aſſemblée nationale, wo er mit der größten Höflichkeit aufgenommen ward. »An dieſes Tableau aber,« ſchreibt er, »leg ich keine Hand, als mündlich, eben ſo über die Charaktere der meiſten handelnden Helden. Mirabeau iſt und bleibt der Jupiter der Maſchine, und nach ihm Lameth und Camus.« Uebrigens fand er überall, trotz der wenigen anweſenden Fremden, ein fröhliches Gewimmel von Menſchen neben der größten Ruhe und Ordnung. Vom Herzoge von Orleans ſagt er: »er iſt als wenn er verreiſt wäre. Es geht ihm wie

der chriſtlichen Religion, man ſpricht weder Gutes noch Böſes von ihm. Der Hof ſieht aus, wie ein Haus wo ein Todter drinnen iſt.«

Abſichtlich habe ich dieſe Auszüge aus jenem letzten inhaltreichen Briefe hier mitgetheilt, um zu zeigen, bis zu welchem Grade ſich die Elaſtizität ſeines Geiſtes in dieſem geiſtigen Bade wieder herſtellte. Nach glücklicher Erledigung ſeiner Aufträge, wobei er für ſeine Privatzwecke und Neigungen die Schätze, welche Paris bot, auszubeuten nicht unterlaſſen hatte, kehrte er, ſcheinbar geſtärkt an Leib und Seele, tief erregt von dem, was er geſehn und erfahren, nach Darmſtadt zurück. »Allein das Grundübel war nur beſeitigt, nicht gehoben, und mit dem Wiedereintritt in die alten Verhältniſſe und Zuſtände kehrte die düſtere Stimmung mit erneuter Gewalt wieder zurück. Sein amtlicher Beruf, obgleich er ihm für ſeine ſonſtige vielfache Thätigkeit die erwünſchteſte Muße zu gewähren geeignet war, hatte doch ſchon früher unter jener zerſtreuenden Maſſe fremdartiger Beſchäftigungen leiden müſſen. Auch war ihm der bloße Verkehr mit Zahlen und Rollen zuwider, pünktliche Ordnung fremd, die dringenden Arbeiten für ſeine vielen Unternehmungen und Neigungen wuchſen ihm oft zu Haufen an, flüchtig entledigte er ſich ſeiner Berufsgeſchäfte, und behielt die genauere Beſorgung freierer Stunden vor. Eins drängte das Andere, Vieles blieb ungeordnet, immer ſchwieriger und läſtiger wurde das Aufarbeiten. Der Zuſtand ſeiner Rechnungsbücher blieb kein Geheimniß, man mißbrauchte ſein Vertrauen, ſeine Nachläſſigkeit und Zerſtreutheit, und nach ſeinem Tode ergab es ſich, daß Manche wirklich ihre Forderungen an die Kriegscaſſe ſich zweimal ja dreimal hatten entrichten laſſen«[1]).

So geſellte ſich denn bei zunehmender Verdüſterung ſeiner Seelenſtimmung auch die quälende Unruhe über einen möglichen Receß der ihm anvertrauten Caſſe zu ſeinen andern körperlichen und geiſtigen Leiden. Er glaubte ſich der Gefahr eines ſchimpflichen Banquerottes nahe, obſchon ſich ſpäter auswies, daß ſeine eignen Angelegenheiten gar nicht ſo ſchlecht

1) Wagner Einkn. Briefe I. S. XXXI.

ſtanden, und die nach ſeinem Tode angeſtellte Unterſuchung der Kriegscaſſe ſtatt Deficits noch einen Ueberſchuß ergab[1]).

Endlich erlag ſeine Kraft dieſen Stürmen körperlicher und geiſtiger Leiden, und der Mann, »der in den Zeiten ſeiner Energie ſich ins Ungeheure zu ſchicken verſtand,« endete am 27. Juni 1791 ſein Leben durch Selbſtmord.

In Schlichtegrolls Nekrolog der Deutſchen auf das Jahr 1791 S. 332 heißt es: »Den 27. Juni 1791 ſtarb zu Darmſtadt der Kriegsrath Johann Heinrich Merck, im 50ſten Jahre ſeines Alters: ein Mann von weitumfaſſenden Talenten, der mit der Kenntniß der vornehmſten neueren Sprachen und der ſchönen Literatur tiefe Einſichten in die Naturgeſchichte verband, deſſen Schriften, die das Publikum mit Beifall aufgenommen hat, nur den kleinſten Theil deſſen darſtellen, was er war, und der noch mehr geleiſtet haben würde, wenn er nicht, theils aus Veränderlichkeit des Temperaments ſeine Lieblingsbeſchäftigungen ſo oft abgeändert, theils dem hohen Ideale von Vollkommenheit in jeder Wiſſenſchaft, das er ſich machte, aus Beſcheidenheit nicht entſprechen zu können, geglaubt hätte.«

Keiner von ſeinen Freunden und Zeitgenoſſen hat dem Leben und Streben dieſes Mannes ein würdiges Denkmal geſetzt, auch Göthe nicht, deſſen Mittheilungen in Dichtung und Wahrheit doch bis vor wenigen Jahren die einzige Charakteriſtik dieſer merkwürdigen geiſtigen Erſcheinung bildeten.

Vielleicht daß dieſer unvollkommne Verſuch einen Befähigteren zu jener Pflicht der Pietät und zu einer Arbeit auffordert, die auch nur veranlaßt zu haben als Lohn und Gewinn zu betrachten iſt.

1) Gente bei Schumann II. S. 333. Wagner a. a. O. S. XXXII.

Zweite Abtheilung.

Ausgewählte Schriften

von

J. H. Merck.

I.

Akademiſcher Briefwechſel.

1.

1. Werner an Sternberg.

a***.

Da lieſs einliegende Briefe, lieber Sternberg, und ſehe Dich einmal in meine Lage. Sie wollen mich ſchlechterdings nach Hauſe haben, und verſprechen mich recht gut zu füttern, wenn ich mich ruhig in den Käfig ſtecken laſſe, und mich zur Ergötzlichkeit der Familie von einem Stänglein zum andern bewege. Sie bitten mir das nur nicht vorherſagen, und den Käfig ſo ſchön beſchreiben ſollen, ſo lange ich in Gottes freier Luft lebe, und die Wahl habe, ob ich zu ihnen heimkehren will oder nicht. Wäre es nicht beſſer, man bliebe in dem dumpfen Sinn, wie ſie alle, und wüſste es nicht anders? Wer zur bürgerlichen Karre verdammt iſt, ſollte von Jugend auf hineingeſpannt werden. Da machen ſie's in vielen Ländern beſſer, und erziehen die Leute in den Bureaux, wie Bediente und Jungen, zu Geſellen, und endlich werden ſie frei geſprochen, und arbeiten wie Meiſter. Aber Wir dürfen uns in allen freien Künſten berauſchen, dürfen uns an dem Quell lebendiger Erkenntniſs lagern, und jedes Gefühl von Menſchenwürde und Freiheit athmen, — um es nachher feierlich abzuſchwören.

Weil es doch nun mit dem Leben zu Ende geht, ſo dachte ich neulich, ich wollte den Harz noch einmal beſuchen. Ich nahm Zimmern zum Zeichnen mit, und wir gingen mit unſern Portefeuillen, wie Jagd-Taſchen umgehängt, zu Fuſs. Ich weiſs nicht, ob der gute Kerl ſchon mit uns bekannt war, als Du wegzogſt. Er iſt einer der ächten Zeichner, die ich je geſehen habe; und

vielleicht hat keiner alle Verhältnisse und Formen so in seiner Gewalt, und zum schnellen Gebote, wie Er. Er zeichnet Dir in allen Manieren, die Du nur verlangst. In seinem Kopfe stehen fertig Formen von Raphael, von Albr. Dürer, von Buonarotti, von Paolo Veronese, von was Du willst. Neulich zeichnete er mir aus dem Stegreife mit der Diamantspitze auf eine Fürstenberger-Porzellantasse Schaafe ganz in Berghems Manier, und auf die andere Schaafe von Heinrich Rose. Wir rieben es mit Kupfer-Drucker-Schwärze aus, und das Ding hattte sogar seine gehörige Haltung, als wenn's radiert wäre. Und dieser Mensch steht in Gefahr — weil es in Teutschland ist — Hungers zu sterben. Sein ganzer Character ist der leibhaftige Asmus. Er urtheilt eben so wenig, wie Jener, ist eben so bescheiden, eben so unnütz und ungeschickt wie andere Lumpenhunde — — Geld zu machen.

Wir besuchten zuerst Scharzfels, und blieben den Abend beim Mondschein und beim Rauschen des Wassers an der großen Brücke sitzen, nicht weit vom Wirthshaus. Diese diente uns zum Vorgrund und zum Repoussoir des ganzen Gemäldes. Dabei hatten wir die Musik der Hämmer der umliegenden Gegend.

Den andern Morgen gingen wir frühzeitig in die Scharzfelser Höhle. Uns war's diesmal nicht um's Ausgraben von ein Paar Knochen oder Zähnen zu thun, sondern wir wollten wo möglich die Form der Höhle auf's Papier bringen, und große Massen von Clairobscur darstellen. Wir zündeten nicht weit vom Eingange ein hübsches Feuer von Reisern an, und wir hatten die letzte Stufe vom Eingang noch im Gesicht. Es war eine der feierlichsten Scenen meines Lebens, als ich in der Höhle saß. Hier hätte Marcenay sein sollen, als er seiner Zauberin befahl, den Geist Samuels aus der Erde hervorzurufen. Die Menschen, die man durch den Rauch erblickte, sahen alle aus wie entkörpert und aus dem Grab erstanden. Die Wände, die mit ihren tausenderlei Farben streifweise sichtbar und wieder vom Rauche verschlungen wurden, schienen sich zu entfernen, und der Raum erwuchs zu einer Art von Meere. Schade, daß Zimmer noch zu viel Ehrfurcht für's Wahre hat, und daß seine Manier noch nicht genug prononcirt. Er schneidet noch nicht gehörig ab, und thut nicht an Wirkung hinzu: so daß derjenige, der Augen-

wenge von der Scene war, freilich doppelte Achtung für ſein Werk hat; aber derjenige, der abweſend war, nicht alles ſieht, was da iſt.

Ich war ſelig im Genuß des Unendlichen — und wünſchte es mit guten Menſchen zu theilen. Ich dachte an Dich, und an meine Eliſa. Das wäre eine Scene zum Malen geweſen, wenn ich dem edlen Mädchen die hohen Stufen in die Höhle herab, wie ein andrer Perſeus, die Hand gereicht, und ſie mir zitternd, mit flatterndem Gewand und bleicher Wange gefolgt wäre, um ſich in meine Arme gegen das Ungeheuer, das man le mari nennt, zu retten. Der Kerl hat freilich nichts Monſtröſes als ſeinen Wanſt, aber ſeine Prätenſionen dagegen ſind ungeheuerer. Er verlangt, weil ſie ſeine Frau iſt, — ſie ſoll nur an ihm und der Erde kleben, — und dabei allem entſagen, was man Gefühl für's Gute und Edle nennt. Iſt das nicht eine bittre Wahrheit, daß alles, was noch in der Welt ſchmeckt, verbotene Frucht heißt? Intereſſen der Perſche ungeſtraft bei Wackern ſitzt, und ſich's bei der theuern Beuteine wohl ſein läßt: ſehen wir in der Laube und leſen Werthern, oder eine Stelle aus Oſſian; Wenn ſie dann der Schrecken des Herrn beim Schlachtgetümmel und beim Niederſinken der Helden ergreift, und ſie an meinem Buſen ſinkt, und ich ihre Fingerſpitzen mit meinen Lippen berühre, — ſoll das mein Nachbar tadeln können.

Neulich kam ich in ihre Stube! Die Fenſter und Vorhänge waren dicht zugemacht. Sie war in Angſt und alle Glieder zitterten ihr. Ich fragte um die Urſache. Sie ſagte: die Natur iſt ſo wild! Die vorbei rauſchende Weide, die der Wind ſo ſchnell jagt, ſchüttelt die Zweige der Bäume ſo ſtark. Es ſcheint alles zu zerbrechen. Das hat mein Blut ſo in Bewegung geſetzt.

Nimm damit vorlieb, lieber Sternberg. Vielleicht iſt die Portion zu ſtark für Dich und Deine Umſtände gerathen. Denn, wie ich höre, biſt du nahe an dem Conſiſtorial-Aſſeſſor. Adieu.

№ 1.

(№ 1. iſt von meiner Mutter).

Lieber Sohn.

Jetzo kommt die Oſtermeſſe herbei, und wer hätte mir das vorherſagen ſollen, daß Du um dieſe Zeit noch nicht bei uns wäreſt und daß ich auch nicht einmal wiſſen ſollte, ob Du lebſt und geſund biſt? Deine Schweſter ſagt immer: ſein ſie nur ruhig, Mama, es geht ihm wohl. Er hat keine Zeit zum Schreiben. Er arbeitet zu viel, er iſt zu ſehr geliebt von ſeinen Freunden. Das will ich alles gerne glauben, lieben Kinder aber das Herz einer Mutter verlangt, ſo wenig als es erwartete, doch Etwas. Bedenke nur, liebes Kind, es ſind nun bald drei Monate, daß ich Dir die 10 Louisd'or ſchickte, und ich habe noch keine Quittung, daß es angekommen iſt. Mein Bruder Anton ſagt immer, er wird ſchon ſchreiben, wenn er Geld braucht.

Wir haben den Winter über einen Haufen Projekte gemacht, wie wir Dir eine ſchöne Stube zurechtmachen wollten. Ich dachte die vorn rechter Hand wäre Dir die Liebſte, weil man da auf den Markt ſehen kann. Deine Schweſter weiß alles beſſer, die ſagte es wäre Dir Leid, wenn Du viel von den Menſchen hier zu Lande zu Geſichte kriegteſt. Ich ſollte die Stube in den Hof zurechtmachen. Die hätte Nordlicht, und das wäre gut zum Zeichnen. Ich hoffe doch nicht, daß Du über dem Malen Dein Haupt-Studium haſt liegen laſſen.

Wir waren neulich bei dem Herrn Kanzler zum Beſuch, und da war auch von Dir die Rede. Ich nahm dabei die Gelegenheit in Acht, Dich der Gnade Sr. Excellenz zu empfehlen, und Sie verſprachen mir: daß wenn Du einmal auf dem Platz wäreſt, und Luſt hätteſt zu arbeiten, ſo würden Sie für Dich zu ſorgen ſuchen. Aber Du müßteſt hübſch von Unten anfangen. Sie hätten auch von der Pique an gedient, und das wäre die brauchbarſten Leute. Vor ihrem Zeiten wäre zwar der Mißbrauch eingeſchlichen, daß man die Leute von der Akademie zu gleich zu Aſſeſſoren angeſtellt hätte. Allein die Collegia empfänden's nunmehr, und mit Ihrem Willen ſollte dieß nicht mehr geſchehen.

Ich hoffe doch, daß Du mit dem überſchickten Gelde zu Deinem Abzuge reichen wirſt. Die Einnahme vom Gütchen,

ſo abgedroſchen als Dir auch dieſer Text ſcheinen mag, war dieſes Jahr ungleich ſchlechter bei uns als ſeit langer Zeit. Es iſt im Grunde ein Mißjahr geweſen, ob man gleich auswärts glaubt, es wäre alles überflüſſig gerathen. Der Geſindelohn geht fort, der Wagner und Zimmermann wollen bezahlt ſeyn, die herrſchaftlichen Abgaben auch. Und doch kann man nichts verſilbern. Es iſt nirgends mit der Frucht ein Abzug. Da ſind die preußiſchen Zölle in Weſel Schuld daran. Auch das trockne Obſt mag niemand. Der Wein hat, wie du weißt, doppelt in's Maaß gegeben, allein dafür iſt er von ſchlechterer Qualität. Es ſcheut ſich Jedermann zu kaufen. Alle Keller ſind überladen, und man ſieht niemand, der nur nachfragt. Man hatte ſich Hoffnung gemacht, es wartete Jedermann auf den Ablaß, allein nunmehr hat dies auch fehlgeſchlagen.

Hört man gar nicht bei Euch, ob's mit dem Krieg in Amerika ein Ende nehmen will? Man kann das Geld für den Caffee und Zucker nicht mehr erſchwingen. Trinkt man denn auch bei Euch Cichorien? Ich befinde mich wohl dabei, denn es iſt eine wahre Magenſtärkung. Deine Schweſter ſagt zwar immer, es fehle das Balſamiſche, und der Geiſt erhalte keine Nahrung dadurch. Haſt du keine Nachricht von Herrn Sternberg, wie's ihm bei uns im Herbſte gefallen hatte? Es iſt ein feiner junger Menſch, und vielleicht hat Dir Deine Schweſter ſchon geſchrieben, daß er uns recht wohl gefallen hat. Nur mit dem friſchen Fleiſche hatten wir ein wenig Noth; denn wenn wir allein ſind, laſſen wir wenig aus der Stadt kommen.

Sag mir doch im Vertrauen, lieber Sohn, hat Dir Deine Schweſter nichts von einer Heirath geſchrieben, die wir mit ihr vorgehabt haben? Ich glaube es wäre gegangen, wenn der Sternberg nicht in's Spiel gekommen wäre. Der junge Reinhard hat das Gut von ſeinem Vater in Doble übernommen, und da er ſich bloß auf Landwirthſchaft appliciert hat, iſt das Gut jetzo in doppeltem Ertrag. Er hat gegen 60 Stück Rindvieh und, Jahr aus Jahr ein drei Branntweinblaſen. Er macht in Einem Jahr mehr Dünger, als ſonſt in zehn nicht iſt gemacht worden. Er hat bei meinem Bruder förmlich um Deine Schweſter angehalten, und das kam durch einen Blick, den er irgendwo von ihr geſehen hatte. Wenn ſie nur Alles ſonſt ſo gut machte, als ſie ſchreibt.

Das Unglück iſt nur, ſie hat gar keine Neigung zu dem jungen Menſchen, und ſie wäre doch auf ihr Leben bei ihm verſorgt. Er iſt ein trefflicher Wirth und kann ſeinen Knechten Alles angeben, wenn und wie ſie's thun ſollen. Wenn die Noth an Mann geht, wirft er ſeine Schweine und Stiere ſelbſt.

Nun wir hoffen bald auf gute Nachricht von Deiner Ankunft. Deine Schweſter und ich ſind neulich, da das Wetter trocken ward, auf Reminiscere, zu Gottes Tiſch gegangen. Es war das Evangelium vom Cananäiſchen Weiblein, und der Herr Superintendent legte den Text fürtrefflich aus. Es war mir ganz wehmüthig um's Herz, wenn ich daran dachte, wie lange her es wäre, daß Du, mein lieber Sohn, dieſes gute Werk nicht mit uns vorgenommen hätteſt. Ich empfehle Dich in den Schutz des Höchſten und bin Deine treue Mutter

M. T.

№ 2.

Hochzuehrender Herr,
Wertheſter Herr Neveu!

Es iſt ſchon lange Zeit, daß wir nichts von Ihrem Wohlbefinden vernommen haben. Indeſſen tröſte ich meine Schweſter, wenn ihr die Geduld ausreißen will, damit, daß ich ihr ſage, daß ſich die jungen Herren immer wohl befinden, wenn man ihnen nur fleißig ſchickt, was ſie verlangen. Sind Sie nicht auch meiner Meinung? Ich weiß auch, wie Einem zu Muthe iſt, wenn man noch keine Frau am Halſe hat. Die Jahre kommen nicht wieder, und man geht nur Einmal auf Akademien. Man kommt noch immer zeitig genug in's Joch. Indeſſen muß es auch einmal ſein, daß man an das Solide denkt. Das Vaterland hat noch keinen ausgetrieben, und geſchickte Leute braucht man zu allen Zeiten. Wir haben uns alle ſchon oft die Köpfe zerbrochen, an welchem Ende Sie's eigentlich angreifen ſollen, wenn Sie nach Hauſe kommen. Und ich muß aufrichtig geſtehen, ich habe hierin ſo meine beſondere Meinung. Da ſtimmen einige für den Advocaten-Stand. Das iſt aber zu weitläuftig, und würde Sie beſtändig an die Stadt heften. Andere wollen haben, Sie ſollen den Acceß bei der Regierung ſuchen. Da können Sie zehn Jahre mit

einem Federmeſſer und einem Calender dienen. Meine Meinung iſt ohnmaßgeblich dieſe: Sie ſuchen eine tüchtige Landbedienung, und zwar eine ſolche, wo Sie die Verwaltung Ihres Gütchens nicht nöthig haben, fremden Händen zu übertragen. Die Beamten bei uns ſind doch die Leute, die eigentlich das Land regieren, ſo wenig man's ihnen äußerlich anſieht, und dabei ſind's noch die einzigen freien Leute. Freilich ſind der Reſcripte von allen Collegiis kein Ende. Allein dafür muß man auch auf ihren Bericht fußen, und am Ende ſteht Wohl und Weh in ihrer Hand. Die Herren in der Stadt, die ſo gern ihre Namen unterſchreiben, meinen, Sie wären die Herren: allein ſie bedenken nicht, daß ſie eigentlich nur das expediren, was ihnen der Beamte im Berichte vorgeſchrieben hat. Nun, was meinen Sie? ſo eine tüchtige Beamtenſtelle, und eine hübſche, junge, reiche Frau dazu, und Fourage auf ein paar Pferde, das wäre doch kein Hinwurf nicht? Neulich war ich bei dem Herrn Amtmann Arends, und da ward Ihre Geſundheit getrunken. Dieſem Mann iſt ſchon ſeit lange her ſeine Rentherei zur Laſt, und ich glaube, er träte ſie gerne in favorem eines künftigen Schwiegerſohnes ab. Das wäre ſo eine Gelegenheit, ſich zu wichtigern Geſchäften vorzubereiten. Und dabei iſt das Mädchen nicht zu verachten. Der Alte muß das Mütterliche gleich herausgeben. Und ſie iſt auch keine Verſchwenderin nicht. Sie trägt keine Handſchuhe im Hauſe, und greift ſelbſt in's Waſſer, wenn Noth an Mann geht. Bei ſo einer Frau kann ein ehrlicher Mann beſtehen. Sie hatte ſonſten eine feine Taille. Die letzten Jahre her aber iſt ſie ein wenig ſtark geworden. Das wird aber ſchon vergehen, wenn ſie in's Kreuz kommt.

Doch das Alles in parenthesi. Sie werden meine gute Meinung verzeihen, und dabei doch thun, was Ihnen am beſten dünkt, wie wir's alle machen.

Ich bin meines Hochzuehrenden Herrn und Neveu u. ſ. w.

K.

P. S. Mein Bruder der Legations-Rath, empfiehlt ſich, und wird nächſtens ſchreiben.

2. Werner an Sternberg.

G***.

Lieber Sternberg, Du bekommſt nächſtens ein groſses Werk von mir zu ſehen. Ich habe Dir die Stolzenburg radiert, und Dir ſoll's auch zugeeignet werden. Was man nicht lernt mit der Nadel! das kannſt du Dir nicht verſtellen. Da ſieht man erſt, wie ſich überall die feinſten Reflexe anbringen laſſen. Ich gehe nun auf allen Wegen und Stegen mit dem Hohlſpiegel ſpazieren. Was ſich da dem Beobachter für eine Welt öffnet! Ich glaube die Niederländer haben alle nicht anders ſtudiert. Ich habe ihn an den grauſen Wintertagen und den ödeſten Gegenden probiert, und überall hat Mutter Natur ihr ewiges Geſetz von Haltung ausgeübt. Die ärmſte Gegend wird dadurch intereſſant, und überall iſt Gottes Licht: man muß es nur packen können. So wie die Juden ſagen: das Geld iſt in der Welt, wer es nur zu halten weiß.

Ich habe mich eine Woche über dem Radieren eingeſchloſſen, und meine Leute im Hauſe haben ſagen müſſen, ich wäre verreißt. Was Dir aber dieß für einen teufliſchen Spektatel gegeben hat! Die Philiſter gingen zum Prorektor, und übergaben förmlich meinen statum passivum. Mein Vetter, der Profeſſor W**, der ſonſt zu nichts gut iſt, als neue Mähren an die Eltern zu ſchreiben, nahm ſich aber dießmal meiner an, und ſprach ſo halb und halb gut für mich, damit ſie mir die Thür nicht erbrachen. Ich hätte den Tropf ſehen mögen, wie er einem ehrlichen Kerl das Wort geredet hat! Ich glaube, er hat's als ein Pinſel gethan, und erſt Stryk de Cautelis nachgeleſen. Ich denke es giebt gewiſſe Kerls, die haben immer Unrecht, und wenn ſie auch bis an den Hals in's Waſſer gehen, um einem andern die Hand zu bieten, der erſaufen will. Wenigſtens krähen ſie nachher, und gebärden ſich, als wenn ſie der Welt ein goldnes Ey gelegt hätten.

Ich ſuche nun nach und nach meine Manichäer zu befriedigen. Es kränkt mich aber doch, wenn man die ſchönen Füchſe ſo um Nichts und wieder nichts aus der Hand laſſen muß. Meinem Haus-Philiſter, ob der gleich die meiſte Sicherheit hat, mußte ich zuerſt bleiben, damit er mich nur nicht den andern verrieth. Sodann kam die Reihe an den Pferdehengſt. Der iſt der ehrlichſte

von allen, und ob er gleich in ſeinem Leben ſo oft iſt geprellt worden, ſo traut er doch immer wieder. Dem habe ich auch alle gute vollwichtige Braunſchweiger ausgeſucht. Ich habe nun das Käppchen mit den weißen Hinterfüßen auf die ganze Zeit, daß ich noch im Leben ſein werde, in meinen Sold genommen, und es trägt mich überall mit Freuden hin. Neulich ritt ich nach zwei Uhr weg, und war Dir Abends noch vor Nacht in Clausthal in der Krone. Der ehrliche Falkenberg grüßt Dich. Er malt jetzo recht artig in Waſſerfarbe. Ich habe neulich in ſeiner Geſellſchaft den Weg nach dem neuen Zechhauſe, wenn man nach Lehrbach geht, gezeichnet. Das Ding nimmt ſich, bloß wegen der enormen Maſſen, auch ohne allen Schatten und Licht ungemein aus. Ich hätte gerne auch den Brocken beſtiegen, und aus dem Wirthshaus oben noch einmal den Aufgang der Sonne mit einem Stolbergiſchen Hymnus begrüßt. Es war aber vor Schnee und Eis noch nicht fortzukommen.

Hat Dir Wähler das Päckchen Zeichnungen überbracht? und haſt Du ihm auf die Hände geſehen? wie ihm der Zeigefinger krumm ſtehet von dem vielen Hefte-Schreiben? Wer doch gegen dieſe Sünde wider ſich ſelbſt ein Buch ſchreiben wollte, wie Tiſſot gegen die andre Sünde geſchrieben hat! aber doch mit Circumſpection, damit nicht jemand die Sünde daraus lernen könnte, der ſie noch nicht weiß! Die Kerls, die die großen Portefeuillen aus einer Stunde in die andre und aus einer Straße in die andre tragen, ſehen alle aus als wie verwünſcht. Sie haben keinen Blutstropfen im Geſicht, und um die Augen haben ſie einen Kreis, als wenn ſie wie Hercules in einer Nacht fünfzig Thaten gethan hätten. Dafür will ich lieber in Caſſel auf der Redoute veillirt, und an eine hübſche Frau mein Geld verſpielt haben. Wenn man denn die Louisd'ors flinkern läßt, ſo begegnen ſie einem doch mit Reſpect, die vornehmen Weiber ziehen einem einen Stuhl herbei, und der Croupier ruft einem auch wohl zu: Mylord, Sie haben ein Plié zu machen.

Ich möchte wiſſen, wo das herkommen mag? wo ich hinkomme, nennen mich die Leute Baron, in Münden, in Caſſel, in Heiligenſtadt, in Pyrmont. Und ich nenne mich doch überall ſchlechtweg mit meinem Namen. Es kommt nicht, wie Dein Bruder ſagte, von dem Vornehm-Ausſehen: ſondern wenn man

ſich honett aufführt, ſo begegnen einem die Leute ſo. Ich fodere alles bittweiſe, und ſchikaniere keinen Kerl über ſeine Zettel, und den Mägden und Knechten geb' ich ihr Trinkgeld richtig. Siehſt Du, das prägt Reſpect ein, und wenn's alle Leute ſo machten, ſo ſtünd es beſſer in der Welt. Gehab Dich wohl, und laß nächſtens Deine Meinung über meine Stolzenburg hören.

Sternberg an Werner.

Dieſelben belieben nur künftig Ihre Briefe ſo anzufangen: Wohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Conſiſtorial-Aſſeſſor. Stelle Dir nur vor: ich habe ganz und gar die Tonſur angenommen. Und wie Du mich ehedem mit meinem rundgeſchnittenen Haar und meinem engliſchen flachen Filzhut, in der grünen Reitweſte, mit offenem Halſe, mit ledernen Hoſen und Steifſtiefeln auf den breiten Steinen haſt auf- und abgehen geſehen: ſo ſieh mich nun alle Tage mit einem Haarbeutel, und einer eleganten ſchwarzen Kleidung von Oben bis Unten, mit einem ſeidnen Chapeaubas-Hut, und einem blauen Stahldegen in einer weißen Scheide. Vorige Woche haben ſie mich, wie ſie's nennen, in Pflichten genommen. Es war ein großes Schauſpiel für meine Herren Collegen: und ein Paar der Allerälteſten, die vollkommen gichtbrüchig ſind, hatten ſich auf die Beine gemacht, um Theil daran zu nehmen. Das Gratulieren nahm gar kein Ende, und einige, die nichts zu ſagen wußten, wünſchten in der Angſt Gottes Segen. Sie meinten alle, es ſei ein höchſtwichtiges Amt. Ich habe ſogar Sitz und Stimme; und um mich recht zu ehren, ließen ſie mich auf der Stelle ein Decret zeichnen, wo ein Mädchen mit ſchneeweißen Zähnen in's Zuchthaus condemnirt wird. Ich hielt mich tapfer, und that ſo wenig die Augen dabei zu, als Gil-Blas, da er auf ſeinem erſten Raube vor ſeinen Cammeraden aus der unterirdiſchen Wohnung eine Piſtole auf die Kutſche abfeuern mußte.

Ich begreife nun, wie Heinrich Füeßlin ſo lüſtern ſein konnte ein Conſiſtorium zu ſehen, daß er ſich drüber aus dem Lande vertreiben ließ. Ich verſichere Dich, der Feaß iſt ein Consilium abeundi werth, oder man kann ſich auch dafür zum Membre

annehmen laſſen. Die geringſten Kleinigkeiten, wie die mit Umſtändlichkeit traktiret werden, davon hat Hogarth ſelbſt keine Idee. Und der Reſpect, den ſie ſich alle wechſelsweiſe erweiſen! Sogar wenn ſie auch ſchon die Hüte in der Hand haben, und gehen wollen, reichen ſie einander doch den Tabak, alles hübſch nach der Anciennität. Und ihr Raiſonnement über Welthändel! wie ſie dem Kaiſer nichts Gutes prophezeihen! wie ſie's nicht mit dem Rebellen (ſo nennt man hier die Amerikaner) halten wollen! Das ſchönſte aber iſt, wie ſie ſich Alle geſegnete Mahlzeit wünſchen, und hübſch hintereinander die Treppe hinunter gehen. Ich glaube, ich würde gehängt, oder, wie die hübſchen Mädchen, in's Zuchthaus geſchickt, wenn ich in Gedanken die Treppe hinunterſchießen wollte, ohne zu bedenken, daß ich der letzte bin. Von der Figur der geiſtlichen Herren iſt nicht die Rede. Die hat Gott und Chodowiecky gezeichnet. Aber ſtelle Dir die weltlichen Herren vor! z. E. mit braunen Röcken und rothem Fälbel-Futter, in dubio aber allezeit mit ſchmalen goldenen Treſſen und ſteifen Pagniers; die eine Hand führen ſie auch in der Rocktaſche, wo ſie den Chapeaubas-Hut halten, und über der Taſche hängt denn eine breite Manſchette herunter. Zu farbigten Beinkleidern ſiehſt Du, der lieben Oeconomie wegen, auch ſchwarze Strümpfe, und überall kleine ſilberne Degen.

Ich bitte, nächſtens die nöthige Courteiſie in Deinem Briefe nicht zu vergeſſen, ſo wie ich auch einer Gratulation zu Antretung meines wichtigen Poſtens entgegen ſehe.

Ich bin u. ſ. w. St.

II.

Mariane Werner an ihren Bruder.

Lieber Bruder.

Du kannſt Dir nicht vorſtellen, was ich armes Mädchen für Dich leide, daß Du nun bald wieder zurück unter das H—nde Geſchlecht mußt. Für eins iſt mir's lieb, daß Du nun bald begreifen kannſt, was aus mir geworden iſt, und wie ich mich durchgeſchlagen habe, um nicht ganz zu werden wie ſie.

Du haſt doch das Geld richtig empfangen, das ich unſerm Schwager aus dem Beutel gefegt habe? Für die lumpichten funfzig Louisd'or hätte es Noth gethan, ich hätte ihm meine Ehre verſchrieben. Als ein ächter Cammerrath murmelte er über das Riſico bei ſeinen ſechs Procent, die er zieht, und bei dem Agio von zwei Batzen, das ich ihm für jeden Louisd'or habe vergüten müſſen. Sei doch ſo gut und ſchicke ihm bald ſeinen Wechſel. Er ſagte, ich könnte ſterben — der Eſel — als wenn nichts dabei verloren ginge wie ſeine Louisd'or — und es müßte der Zahlungs-Termin beſtimmt ſein — auch der Werth wohl empfangen! ich glaube gar — Gott mit uns! Als wenn unſer Herr Gott von einem Menſchen, der nichts als Ziffern macht, Notiz nähme! oder an ihn und andere ehrliche Leute zugleich dächte, wenn er nicht ein langmüthiger Gott wäre.

Hat Dir Sternberg lange nicht geſchrieben? Der edle Junge! Es gleicht doch Keiner Fritzen von Stollberg in ſeinem ganzen Profil ſo gut wie dieſer! Mir war's wie göttliche Erfriſchung! und was daraus geworden iſt, kannſt Du aus der Anlage ſehen. Ich war gerade in der kritiſchſten Lage von der Welt. Sie wollten mich ſchlechterdings verheirathen, und zwar aus keiner andern Urſache, als weil der Menſch Luſt zu mir hätte; und dann zweitens, weil er, wie ſie alle verſicherten, Brod hätte. Brod! Brod! das hör' ich alle Tage, und um Dich bekümmern ſie ſich, daß Du bald Brod haben ſollſt.

Wenn ich meiner Mutter glauben wollte, ſo hätten wir alle kein Brod. Denn da mag's Frühling oder Herbſt ſein, ſo iſt immer zu klagen. Kein Menſch von ihnen freut ſich der Wiederkehr des Lenzes, ſeiner milden Sonne, des lieblichen Abendroths, der blauen Ferne der Berge. Kein Menſch horcht auf das Murmeln des Bachs, lauſcht nach ſeiner fliehenden Welle, die nie wiederkehrt!

Sag' mir, haſt Du die Cora von Naumann je gehört? Es iſt das Göttlichſte, was je ein Sterblicher gedichtet hat. Ich habe ſie im Clavier-Extract, und ſie hilft mir des Lebens Laſt ertragen. Ich ſitze oft bis nach Mitternacht an meinem Forte-Piano. Wenn alles ſtill um mich her iſt, kein Menſch ſeufzt über böſe Zeiten, kein Menſch erzählt was es Neues giebt, kein Schwein grunzt, kein Hund bellt, und ich mich allein fühle in der Schöpfung!

allein leider, allein ohne meinen Sternberg. — Und doch iſt's gut allein ſein, fern von den Menſchen, deren Gefühl zum Leben verdumpft iſt, die nichts ſinnen als Materie — o daß ſie doch alle ſpännen, und ſtriegelten, und kämmten, und rührten bis an der Welt Ende, und ſatt wären! Sie werden aber niemals ſatt.

Lieber Menſch, ſage mir aufrichtig, wie wird Dir's, wenn Du bedenkeſt, daß Du bald wieder zu uns mußt? — Ich denke, es wird Dir, als gieng's in den Eheſtand, mit einem Menſchen der Brod hat.

Du haſt doch den Menſchen geſehen, den ſie mir vermählen wollten? Nein, Du haſt ihn nicht geſehen. Stelle Dir alſo vor eine Geſtalt Etwas über fünf Fuß — mit einem hübſchen breiten Rücken, und auf dem Rücken einen langen ſteifen Zopf, auf den die Figur reichlich ſitzen kann. Das Haar pechſchwarz, und nicht gepudert, aber wohl eingeſchmiert, und an beiden Schläfen eine runde große Rolle. Vom Geſicht iſt weiter nicht die Rede, das iſt in ſeine 3 Theile getheilt, und die Ohren ſitzen am gehörigen Orte, etwas größer und röther als bei andern ehrlichen Leuten. Die Weſte iſt ſcharlach — mit breiten Treſſen und langen Schößen; auf den ſchwarzen Hoſen ſitzen Stiefel-Manſchetten, und in der Hand hält die Figur einen breiten bordirten Huth. — Nun nimm Deine Brieftaſche und vergleiche damit die Silhouette, die ich Dir darauf geſtickt habe, und ſehe Dich an meine Stelle, ob ich auch verglichen habe, da Noth an Mann gieng. Glaubſt Du nicht, daß das allweiſe Schickſal gewaltet habe, daß ſie mich gerade mit ihren Abſurditäten placken mußten, als Sternberg in's Mittel trat? Der edle Junge! Er iſt über den Bergen! Oltra li monti — wie die Italiener ſagen, wo alles Gute liegt. Adieu, vergiß aber doch nicht das Gott mit Uns!

Mariane Werner.

Sternberg an Mariane Werner.

In ganzen vierzehn Tagen keinen Brief von meiner Liebe! O wie hart iſt das! Geſtern Abend machte ich mir das ſüße Geſchäft, Deine wenigen Briefe zuſammenzulegen, zu ordnen, und mit Nummern zu bezeichnen. Einige der liebevollſten laſ ich wieder

durch, und meinem Herzen war's gar wohl. Ich gieng ſo zu Bette, und ſah Dich. Du kamſt nach W. und in unſer Haus. Ich umarmte Dich mit der höchſten Inbrunſt, der innigſten Freundſchaft. Als ich erwachte, war ein Brief die Erfüllung meines Traums, die ich prophezeite. Aber ich erfuhr endlich auch hier, wie betrüglich die Träume ſind. Liebe Mariane, warum thun Sie uns das? laſſen mich und meine Schweſter ſo harren, und ſehnen und ſchmachten! Uns, die wir Sie ſo ſehr lieben, uns, denen Ihre Briefe, wenngleich nur halbe Umarmungen, ſo unbeſchreiblich lieb ſind!

Meine Schweſter iſt noch hier, bleibt auch noch acht Tage und wohl länger hier. Denke, denke, was das wäre, wenn Du bei uns ſein könnteſt Liebe! Mit uns ſingen könnteſt: warum ziehſt Du mich unwiderſtehlich. — Wir ſingen's ſehr oft. Kommt mir's nur ſo vor, oder iſt's wahr? die Melodie des zweiten Verſes in jeder Strophe hat für mich eine ſo unausſprechliche Süßigkeit, als ich in wenig Liedern finde. Es ſind nur wenige Töne, und die Tonfolge iſt ſo ſimpel als möglich: Aber eine ſolche herzbrechende Anmuth und Zärtlichkeit iſt darin, daß ich den Erfinder als Compoſiteur neben den Dichter des berühmten Komm Luft mich anzuwehen ſehe. Freilich bin ich in dieſem Punkt ein ſehr beſtochener Richter. Denn wo hörte ich das Lied zum erſtenmal? von wem? wie? Schwamm da meine Seele nicht in einem Meere der höchſten Erdenſeligkeit? Und kann nicht die Rückerinnerung an dieſes Gefühl dem Stück in meinen Augen einen Werth geben, den es ſonſt bei Niemand hat. Ich wünſchte Ihr Urtheil zu wiſſen, meine theuerſte Freundin.

Iſt denn bei Ihnen auch der Mai ſo traurig als bei uns? Wir haben noch keine drei warme Tage in dem ganzen Monat gehabt. Schon oft nahmen wir uns vor, meine Schweſter und ich, nach U. zu fahren, aber das Wetter war nie günſtig.

Sagen Sie mir doch, auf welchen Tag war's, als ich das Erſtemal zu Ihnen nach W. kam. Ich habe mir ſchon längſt vorgenommen, Sie zu fragen, und immer vergaß ich's. Im Monat September war's; aber wiſſen Sie nicht an welchem Tage? Ich habe einige Tage im Jahr, die ich der Freundſchaft zu Ehren feiere. Darunter muß in Zukunft auch der Tag ſein, da ich Sie zum erſtenmal ſah; zum erſtenmal meine Mariane, o laß mich

das ſüße Wort noch einmal ſchreiben, meine, meine Mariane ſah. Was das vor ein Tag war! Noch ſtehen alle Bilder deſſen, was geſchah, ſo deutlich vor meiner Seele, als die Bilder des geſtrigen Tages. Ich wollte noch die Stelle in der Stube bezeichnen, worauf Sie ſtanden, als ich hereintrat. Die Stelle an der Sie bei Tiſche ſaſſen, den Ort wo Sie ſtanden, am Klavier, als Sie mich fragten, ob ich die Petrarchiſchen Oden geleſen hätte? den Ort, wo ich ſtand, als ich Ihnen einige Strophen aus Klopſtocks Petrarch und Laura vorſagte. Ich ſehe noch Ihre Miene, Ihr Kleid, Ihr blaues Auge, alles, alles, daß ich's malen könnte, wenn ich Maler wäre. Mein weißes Kleid iſt mir darum ſo lieb, daß ich's in meinem Leben nicht weggebe, weil es von den erſten Strahlen Deiner lieben Augen beglänzt ward.

Vor acht Tagen war ich auf einem Ball. Meine Schweſter war mit. Wir hätten beide gern geſchwärmt, aber alles war umſonſt. Nicht ſo viel Schwärmerei, als man im Auge leiden kann, kam in unſre Herzen. Da tanzten wir mit dem Körper herum, aber die Seele blieb im Winkel auf dem Stuhl ganz phlegmatiſch ſitzen.

Umſonſt rief ich den heiligen September-Abend des Jahrs 1780 zurück, und bat Ihren Genius, mich zu begeiſtern. Der Genius antwortete: Allein komme ich nicht: wäre jemand mit mir, ſo könnte ich kommen.

Geſtern erzählte mir ein Freund: bei A. liege ein Berg, von dem man bis zu Ihnen nach W. ſehen könne. Wie mir's bei der Nachricht war, kann meine Mariane empfinden. Lieber Berg, wer doch bald zu dir hinwallen könnte, dich beſteigen, von deiner Höhe in den Himmel hinblicken könnte! So bald ich nur kann, reiſe ich dahin. Daß ich Ihnen zuvor Nachricht davon gebe, verſteht ſich. Da man von dem Berge W. ſehen kann: ſo kann man auch von W. aus den Berg ſehen. — Wenn man doch Teleſcope hätte, die zehn Meilen reichten! Ich gäbe alle meine Habe dafür. Meine Schweſter grüßt Euch liebreich. Denket an Euren wahren, ewigen

Sternberg.

An Ludwig Werner, von seinem Oncle, dem Legations-Rath Meininger.

Liebster Vetter.

Niemand fühlt außer Ihnen vielleicht so sehr das Beschwerliche Ihrer Lage als ich. Ich bin vollkommen in Ihrem Falle gewesen. Ich mußte so wie Sie die freie weite Luft und Welt verlassen, und mich in den Kerker eines kleinen Aemtchens einsperren lassen, wo ich damals so viel Himmel zu erblicken hoffte, als hier auf meinem Schreibtische Raum haben mag. Und doch stehe ich noch auf meinen Beinen, und bin meinem Gefühl nach so munter, als einer der jüngsten von Klopstocks oder Göthens Lesern. Der Nimbus von Achtung für sich selbst, das Gefühl von Menschenwürde, das mich damals zu einer so ungeheuren Gestalt erhob, daß ich glaubte ich würde überall damit anstoßen — half mir gerade durch.

Man fehlt freilich sehr in der Direction der Studien, und man sollte uns gerade nicht mehr lernen lassen als man künftig braucht. Um ein Protocell zu führen, oder einen Akten-Extract zu machen, braucht man nichts von Buffons Epochen, von fixer Luft, von historischer Kunst, von Cosmogonie, von positiver und negativer Elektricität, von den Austral-Ländern, von großen Conturen oder Haltung des Ganzen, u. s. w. Auch bedarf's nicht der Seele eines Brutus oder Rousseau's, um einen grünen Stuhl in einem Collegio einzunehmen. Man kann sein Glück machen, wenn man auch nicht den Shakespeare in der Grundsprache liest, oder den Homer ohne Version expliciren kann. Das sind freilich große Allotria.

Indessen hat es doch, glaube ich, noch keinen gereuet, daß er diese brodlosen Künste in der Tasche geführet hat. Nur muß man sie nicht aus der Tasche spielen wollen; außer vor ganz benetten Leuten, die es einem nicht übel nehmen, daß man ein wenig mehr Hocuspocus zu machen versteht, als sie.

Verzeihen Sie mir, liebster Freund, daß ich mich noch einmal zum Beispiel anführe. Ich war jung, und dachte wie ein junger Mensch. Warum sollte ich nicht gedacht haben wie Sie? Mir schien nirgends in der Welt ein großes Interesse obzuwalten, als in einem großen Reiche, in einer großen Stadt. Ich eilte

was ich konnte in die große Welt; und glaubte nun, mein Kopf würde größer, meine Seele auf einmal weiter werden. Und beinahe wäre mir das Gegentheil wiederfahren. Wenigſtens meine Seele verengt ſich zuſehends. Das Schauſpiel der Leidenſchaften war bunter, aber dagegen oft gröber; der Laſter und des Betrugs waren tauſend mehr Abarten, und der Tugenden nicht mehr. Der Cirkel meiner Freunde war ſo eng wie hier auch, und der aufgeklärten Köpfe waren ſo wenig in Paris und in Berlin zu buhenden, als irgendwo. Wenn der innere Friede fehlte, ſo ſah's auf den Boulevards nicht munterer aus als in unſerm Schloßgarten.

Die Kunſt mit den Menſchen zu leben, das doch ungefähr die Haupt-Kunſt iſt, die man nöthig hat, läßt ſich ſo gut in einer Dorfgemeinde als an einem Kaiſerlichen Hof erlernen. Der geringſte dumme Streich hat hier eben ſo gut ſeine Folgen; und eine brave Handlung macht auf dem Kirchenplatz oder vor dem Rathhauſe eben ſo viel Aufſehen, als wenn's in London-Chronik geſtanden hätte. Iſt man zum Führer geboren, ſo wird man Schultheiß oder Autor für die Ewigkeit, — wo nicht, ſo hilft's nichts, und wenn man ſich auch in der Suite des Großfürſten aller Reuſſen befände.

Es iſt wahr, die Laufbahn die Einer betritt iſt Etwas, aber ſie iſt doch nicht Alles. Ich horchte vorigen Sommer in Wilhelmsbad dem General Salomon einige wahrhaft Salomoniſche Sprüche ab. Es war von zwei Brüdern eines berühmten adelichen Hauſes die Rede, wovon derjenige, der am meiſten Talente hatte, zurück blieb, und der andere Miniſter ward. Der Unterſchied war dieſer, ſagte der General: der Eine ergriff eine beſſere Parthie, gieng in die Dienſte meines Königs, und der andere in Dienſte der Republik H**.

Die Haupt-Furcht, die Sie noch immer von Hauſe hält, wird wohl dieſe ſein: man muß ſich vor ſo vielen abſurden Leuten bücken, und man muß um's Brod arbeiten. So höre ich wenigſtens alle junge Leute klagen, die von Akademien kommen; und man ſoll von unten anfangen. Was das Bücken anbelangt, ſo können die Menſchen hierin nicht mehr prätendiren als in Religions-Sachen. Wenn man das Aeußerliche mitmacht, ſo bleibt der Glaube ungekränkt. In Anſehung des um's Brod Dienens muß ich Ihnen ſagen, daß ſich dieſes am Ende doch auch lernt;

und ich kenne einige dieſer Herren, die es vor Zeiten verſchmähten, und die jetzo der Commiſſionen, Diäten und Zulagen nicht ſatt werden können.

Wollen Sie ungehudelt Ihres Wegs wandeln, ſo müſſen Sie's machen, wie man's in London auf der Straße macht. Man trägt nämlich keinen Haarbeutel, wo kein Menſch einen trägt. Und wo kein Menſch Witz und Lectüre hat, da hat man auch keine. Mit ſo einem Hausmittel ſchlägt man ſich durch die ganze Welt durch, und man kann's dahin bringen, daß man in der Reſidenz eines Reichs-Grafen lebt, und ſo wenig von einem geſprochen wird, als ob man in Paris lebte. Am Ende ſprechen auch die Leute Gutes von Einem, ſo lange man nämlich Wort hält, und nichts Klügeres vorſtellen will als ſie ſelbſt. Sollte Sie auch in der Folge der böſe Feind verleiten wollen, einen Mann von Anſehen in einem kleinen Ländchen vorzuſtellen, ſo iſt kein anderer Weg dazu zu gelangen: als die Unbedeutſamkeit. Haben Sie aber endlich Ihren Mitbürgern den Theil von Anſehen und Gewalt entwandt, den Sie für nöthig fanden: ſo können Sie ſich nachher als ein Genie betragen, Muſen-Almanache leſen, ſo wie mit Vieren fahren, phyſikaliſche Experimente machen, Tragödien ſchreiben, u. ſ. w. Nur vorher iſt es eine bedenkliche Sache.

Nebenbei wollte ich Ihnen auch rathen, daß Sie dem Beiſpiele kluger Geiſtlichen folgten, und nicht in allen Stücken Ihren Beruf vom Himmel erwarteten. Bei allen Talenten iſt's immer gut, wenn man irgend einem Manne von Anſehen attachirt iſt. Hätte Cook den Miniſtern nicht fleißig die Cour gemacht, ſo hätte er, bei aller Luſt und Geſchicke dazu, nicht die vierte Fahrt um die Welt thun können.

Verzeihen Sie, liebſter Freund, meinen ſo ſehr langen obgleich wohlmeinenden Brief. Sie ſehen aus meinem Beiſpiel, daß man nie aufhört ſich ſelbſt gerne zu hören, und wenn man noch ſo alt wird. Für Thorheit ſchützt nicht, daß man auf Reiſen geweſen iſt.

Ich bin und verbleibe

Ihr eigner Onkel —

111.

Werner an Sternberg.

Was thut ein Menſch nicht, der ſich vor dem Stranden fürchtet!

Sie bekommen mich nun und nimmer nicht nach Hauſe, und ich denke wenigſtens noch die erſten beſten zehn Jahre nach Luſt und Belieben auf dem Ocean des Lebens herumzuſteuern. Freilich geſchieht es nicht ganz auf meine eigene Weiſe; indeſſen hoffe ich doch ſo ziemlich Herr von meiner Situation zu ſein. Ich thue, was ſo viele brave Leute vor mir gethan haben, die nicht nach Hauſe wollten, und werde für's Erſte Hofmeiſter. Alsdann kann ich noch immer werden, was ich will; Soldat oder Pachter, oder Einnehmer, oder Rath, oder Comödiant, oder Klopſtockiſcher Vorleſer, oder Philantropiſten-Lehrer, und am Ende — Autor!

Profeſſor F. ließ mich neulich zu ſich kommen, und auf's höflichſte niederſitzen. Es iſt ſonderbar, daß alle Menſchen immer am meiſten Reſpect für dasjenige haben, deſſen ſie ſelbſt nicht fähig ſind. Er ſprach zu mir, daß er ſchon längſt mit Vergnügen an mir bemerkt hätte, daß ich warmes Gefühl für alles Große in der Kunſt und Natur hätte, und daß es ſchade ſei, daß dieſe Wärme in dem Nothſtall einer dürftigen Bedienung ſo ſchnell verdunſten ſollte. Seine Meinung ſei, ich ſollte mich noch einige Zeit der Welt widmen, zu dem Einkriechen ſei es noch immer Zeit genug. Das war den Mäuſen gepfiffen. Ich dachte anfangs der Menſch hätte mich zum beſten, und er könnte mir durch die barchenten Hoſen in die Ficke ſehen, wie da der letzte Louisd'or im Winkel ſtak. Da er mir etwas von Hofmeiſter vorſagte, ſo ſetzte ich mich auf meine großen Pferde, und verſicherte ihn, daß ich dieſe unſichere Art zu leben aus einigen Beiſpielen meiner Freunde zu vermeiden gelernt hätte. Ich erklärte ihm, wie man dabei nach und nach alle Principia der Brod-Wiſſenſchaften verſchwitze, ſich an ein Herrn-Leben und tauſend falſche Bedürfniſſe gewöhne, und doch am Ende im Vaterland als ein alter Knabe von untenauf zu dienen ſich entſchließen müſſe. Indeſſen ſeien Leute in Bedienungen eingerückt, die man als Kinder weit unter ſich geſehen habe; und was das ſchlimmſte ſei, ſo hätten ſich dieſe Kinder indeſſen Fähigkeiten und Talente erworben, die der Staat anerkenne,

und deren Möglichkeit man nicht läugnen könne, ob man sie gleich nicht selbst besitze, u. s. w.

Der gute Mann faßte mich bei der Hand, und die Thränen standen ihm in den Augen. »Fürchten Sie sich nicht vor dem Hofmeisterstande! Ich bin auch Einer gewesen. Und es giebt so viele brave Leute in allen Ständen, die durch dieses Medium gegangen sind! Die Situation hat nicht Schuld, sondern der Mensch selbst, wenn er schlechter wird. Freilich giebt es so alte Knaben, die nichts aus ihrer großen Welt mitgebracht haben, als daß sie Spieler werden, ewnten à rire erzählen, Anekdoten von gens de lettres und Acteurs herumtragen, ihre Schnallen selber putzen, sich die Fäserchen von den Federn lesen, und alle Leute mit Haut und Haar gefehen haben, die jetzo in den Zeitungen vorkommen. Aber dafür hat's keine Gefahr, daß Sie so Einer werden. Der Vorschlag, den ich Ihnen zu thun habe, hält Sie noch einige Jahre auf unsrer Universität; und was haben Sie nicht bei dem Gebrauch unsrer trefflichen Bibliothek für Gelegenheit, sich Kenntnisse auf Ihr ganzes Leben zu erwerben! Sie kommen in einen nähern Umgang mit unsern würdigen Professoren. Sie erhalten öftern Zutritt zu den besten Häusern, und wenn Sie Ihren künftigen Eleven in sein Vaterland begleiten, so eröffnet sich für Sie vielleicht eine Scene zu dem blühendsten Glück! So ist kein Land wie D...k, wo deutsches Verdienst so freudig empor wachse, und sich so schnell an die wichtigsten politischen Posten ranke. Und welch eine frohe Aussicht für die Wissenschaften, wenn ein Literator selbst am Steuerruder steht, und den Lauf des Staatsschiffes lenkt. Ich stehe schon seit dem Tode des sel. Ober-Post-Commissair G. mit den besten Häusern in D. in Connexion, und ich kann ohne Ruhm versichern, daß ich schon manchen braven Mann placiert habe. Man hat wegen des jüngsten Grafen von M. an mich geschrieben und mich sondirt, ob ich ihn nicht in's Haus nehmen könne. Da ich dieser Familie nicht leicht etwas abschlagen mag, so habe ich mich entschlossen zu bauen, und denke wirklich über der Chaisen-Remise im Hof ein artiges Quartier fertig zu machen. Die Wahl des künftigen Führers ist mir ganz überlassen, und ich habe deswegen vor allen andern mein Augenmerk auf Sie gerichtet.«

Ich dankte in den höflichsten obgleich ziemlich kalten Aus-

drücken, warf es nicht ganz weg, wiederholte aber noch einige tüchtige Einwürfe gegen die Unbequemlichkeit dieſes Standes. Ich erzählte, daß ich in meinem Vaterlande aus einer ſolchen Familie wäre, deren Connexionen mir eine baldige Beförderung zuſagten; daß ich meine Mutter als eine alte Frau nicht verlaſſen könne; daß unſere Grundſtücke eine eigne Aufſicht heiſchten, u. ſ. w. Indeſſen wolle ich die Winke der Vorſehung nicht verkennen, und dieſen Vorſchlag mit mir ſelbſt und den Meinigen genauer überlegen.

Der gute Profeſſor drückte mir beim Abſchied zärtlich die Hand, und ließ mich angeloben, wenigſtens in vierzehn Tagen meine poſitive Entſchließung von mir zu geben. — Ich gieng, wie Du Dir vorſtellen kannſt, nicht von hier — in die Kirche, oder in die Schenke — ſondern zu meiner Eliſe! die mich beinahe mit ihren weißen Armen erſtickte, als ich ihr verkündigte, daß der Abſchied noch weit entfernt wäre. Gehab Dich wohl. — Nächſtens ein mehreres.

Sternberg an Werner.

Lieber Bruder, danke Gott, daß Du noch im Leben biſt. Ich bin beinahe ſchon durch die Mauern unſers Städtchens zu Boden gedrückt, und ſehe aus wie die andern Schatten hier zu Lande. Wenn's ja mitten im feſten Lande gelebt ſein muß, ſo lobe ich mir noch die Reichs- und Handelsſtädte in Teutſchland. So dick auch die Breter ſind, die die Leute da vor den Köpfen haben, ſo ſchmauſen ſie doch noch eins und laſſen ſich's in ihrer Haut wohl ſein. Aber in den Reſidenzſtädtchen ſieht ſich jeder um, wenn er einen Biſſen in's Maul ſteckt, ob's nicht Einer ſieht, der's am unrechten Orte verrathen könnte. Und zu reiten und fahren getrauen ſie ſich gar nicht; denn das ſähe aus, als wenn ſie zu Hauſe nichts zu thun hätten.

Ich fange nach und nach an, einen groſſen Geſchmack an den politiſchen Zeitungen zu gewinnen, und leſe Alles durch bis auf die Steckbriefe und die Edictal-Citationen. Du kannſt Dir nicht vorſtellen, was das einen Menſchen umändert, wenn er einmal in den Geſchäften ſitzt. Alle Welthändel cujuscunque generis gewinnen in ſeinen Augen ein merkwürdiges Anſehen. Ich

leſe Dir jetzo in der Zeitung die Ceremonien-Geſchichte von Krönungen und Beleihungen und Empfangung groſſer Herrſchaften ohne alle Aergerniß. Wer nur ein wenig Akten geleſen hat, dem kommen die Wörter glorwürdigſt, gnädigſt, landesväterlich, huldreichſt, alle Augenblicke vor die Sinnen. Immhofs Bildersaal ſcheint mir ein wohlgeſchriebenes Werk zu ſein. — Und dieſe Stimmung geht auch, wie ich merke, auf mein Aeußeres über. Ich gehe Dir, ohne daß ich's ſelber weiß, ganz anders über die Straße, und ſeitdem ich in Pflichten ſtehe, könnte ich Die nicht laufen, wie ſonſt, und wenn auch das Haus brennte. — Das Wort Herr College fährt mir alle Augenblicke über die Zunge; und wenn's ausgeſprochen wird, ſo horche ich immer auf, als wenn's mir allein gälte. Der Canzleidiener bekommt nie ein freundlicheres Nicken, als wenn er Etwas zum Zeichnen oder Unterſchreiben bringt; und wenn er mir dann die Streubüchſe reicht, ſo fühle ich recht, wie weit angenehmer es iſt, wenn man ſeinen Namen unter ein Reſcript ſetzt, als unter einen Wechſelſchein; und wenn's ja einmal zur Unzeit geſchiehet, und man drüber zur Rede geſetzt wird, ſo ſtehen ſo vieler anderer ehrlicher Leute Namen darunter, die in solidum dafür haften müſſen.

A propos! wie ſteht's mit Dir und den Weibsleuten? Ich denke das Gehänge mit Deiner Hausfrau geht noch immer fort, bis Dich der alte Kerl bei den Ohren erwiſcht. Hat ſie noch immer ſo zarte Nerven, daß ſie zittert, wenn man ſie anrührt?

Hier zu Lande weiß man von keiner Intrigue; und wenn ja einmal Eine zerplatzt, ſo iſt's auf eine ſolche Art wie neulich, da ein Candidatus Theologiæ zu einem Mädchen ſteigen wollte und in's Regenfaß fiel. Daß die Mädchen nicht hier und da einen ehrlichen Kerl in der Stille ſollten ſuchen feſt zu machen, daran iſt kein Zweifel; allein es geſchieht alles in Züchten und Ehren, und es kommt hier Niemand zu früh in die Wochen, als die Bauernmenſcher. Du kannſt auch hier, und wenn Du heren könnteſt, keine gute Bekanntſchaft in einem Hauſe machen, wo ein lediges Mädchen iſt. Denn wenn Du ſie von ohngefähr von einer Viſite oder von einem Nachteſſen nach Hauſe führſt, und es ſieht Dich nur die Schaarwache, ſo iſt's morgen in der ganzen Stadt, Du wärſt mit ihr verſprochen. Da nun unmöglich was dran ſein kann, ſo iſt das arme Mädchen doppelt geſchlagen, und Du thuſt

beſſer, Du bleibſt aus dem Hauſe, oder wo Du ſie antrifft, Du überläſt es ihrer Magd, ſie nach Hauſe zu führen.

Hat Dir Deine Schweſter nichts von meiner werthen Perſon geſchrieben? Ich wäre wirklich begierig zu wiſſen, mit welchem von ihren Helden ſie mich vergleicht; denn ſie hat der Abgötter viele in ihrem Kopfe. Ich eſtimire ſie ſehr, weil ſie einem nicht zu nahe kommt, und nicht ſogleich eine förmliche Herzensangelegenheit und einen wohl etablirten Briefwechſel von einem verlangt. Dazu hat doch diesmal das Leſen etwas geholfen, daß ſonſt in der Regel ſo viel Unheil anſtellt. Sie hat Dir eine Art von Großmuth, über die Nichts geht, und man kann ſich's wohl in ſeiner Haut bei ihr ſein laſſen, ohne daß Nachwehen von Zärtlichkeit erfolgen. Bei den meiſten von den armen Thieren darf man nicht die Hälfte von ſeinen Künſten oder Talenten ſehen laſſen, ſo ſind ſie verloren.

Von mir ſpricht nun hier die ganze Stadt in einem ſehr zweifelhaften Ton. Da ich mein Decret bekam, und jedermann, der eine Schweſter oder eine Tochter hatte, glaubte, daß dereinſt ein Braten an mir zu fiſchen ſein möchte, da hatte ich alle gute Eigenſchaften; da wünſchte man dem Vaterlande zu meiner Feſtmachung Glück; da glaubte man, daß ich mein Glück mit ſchnellen Schritten machen würde ꝛc. — Nun aber haben ſie's auf mich herausgebracht, daß ich ein paarmal zu Deiner Mutter geritten bin, und vielleicht wiſſen ſie gar, daß ich an Deine Schweſter zuweilen ſchreibe — und ſo haben ſie mich in die Ausgabe geſchrieben.

Ich bin gewiß verſichert, Deine Schweſter iſt zu ehrlich, als daß ſie einem gleich das Heirathen zumuthen ſollte; und ſo lange man noch halbwege etwas mit einem Mädchen anfangen kann, muß man's zu dieſen Extremitäten nicht kommen laſſen. Ich denke, Du wirſt mich zu ſeiner Zeit in dieſen Deinen eignen Principiis mainteniren, und wenn mir ja etwas von Deiner Mutter oder Deinem Onkel Anton ſollte zugemuthet werden, gegen Gewalt ſchützen.

Deine Stolzenburg hat mir recht wohl behagt. Ich habe's in meiner Stube aufgehängt, und die Leute hier zu Lande können noch nicht begreifen, daß Du's gemacht haſt, weil ſie ſagen, es wäre ja in Kupfer geſtochen. Einer davon, der ſich klüger dünkte als die andern, ſagte: es wäre doch möglich, man müßte aber

dabei alle höhere Wiſſenſchaften aus den Augen ſetzen. Das hoff' ich haſt Du bisher redlich gehalten. Gehab Dich wohl und komm ſo ſpät als Du kannſt, denn in hieſiger Gegend iſt kein Heil zu ſuchen. Adieu.

Werner an Sternberg.

Du haſt doch den Brief von meiner Entrevue mit dem Prof. J. bekommen! Seit der Zeit ſah's ſcheu bei mir aus. Ich ſtand wie einer, der am Ufer gegenüber Eleſium ſieht, und dahin zu kommen das Fährgeld nicht bezahlen kann. Den letzten Louisd'or hatte ich zwar noch in der Taſche; allein ihn auszugeben erlaubte die Klugheit nicht. Denn mir hat ein alberner Menſch den ſehr klugen Satz beigebracht: man ſolle ſich ja hüten, den letzten Heller zu verthun.

Was war aber zu machen in dem großen Intervalle, bis die Negociation zu Stande kam? Ich ſann wie ein anderer großer Herr hin und her, ob nicht etwas auf Credit zu machen wäre. Allein der Credit muß ſo gut da ſein, wie das Geld, wenn man ihn brauchen will. Endlich fiel mir ein, daß mein letzter Beſuch bei J. eine große Fundgrube dazu ſein könnte. Ich mußte ſie aber, wie jede mündliche Verhandlung, legal oder ſchriftlich machen; und dazu ſchickte ich mich folgendermaßen an.

Ich ſchrieb an den guten J., daß ich neulich biedermänniſcherweiſe vergeſſen hätte, was denn eigentlich die Conditionen wären, unter welche ich mich meiner Freiheit begeben ſollte. Ich würde noch nicht daran gedacht haben: allein da ich nach Hauſe um die Einwilligung der Meinigen ſchreiben müßte, ſo wäre es nöthig, daß ich doch etwas Gewiſſes beſtimmen könnte. J. ſchrieb mir ſogleich kommerciell zurück: daß er die Vollmacht habe, nicht geringer als 300 Thlr. Hamb. Courant zu bieten, und daß man nicht ungeneigt ſei, in den folgenden Jahren den Gehalt um ein Drittheil nach den Umſtänden zu erhöhen. Auch ſagte man eine mäßige Penſion auf Lebenslang zu, in ſofern der künftige Führer die große Reiſe durch Italien und Frankreich übernähme. Kaum hatte ich dieß ſchriftlich ſo ließ ich meinen Hofjuden, den Levi Nathan, kommen und ſagte ihm ganz aufrichtig: daß ich in ohngefähr ſechs Wochen abgienge; vorher brauchte ich aber noch einen

hübſchen Ring, einen Steckknopf und ein Paar Uhren, und das alles für Courant. Er ſah mich an, weil ich ſo ferm ſprach, ließ ſich dießmal doch überteilpeln, und verſprach nächſtens mit den Waaren zu erſcheinen. Den andern Tag hatte ich ſchon meine Batterie für ihn zurecht gemacht. Des Prof. F. Brief lag nachläſſig auf dem Tiſche, und nebenbei ein andrer von meiner Hand, wo ich darauf antwortete. Als der Jude ſeine Waaren ausgekramt hatte, ließ ich mich von der Aufwärterin aus dem Zimmer rufen, als ob mich jemand unten zu ſprechen verlangte. Ich ließ den Juden, ohnzeachtet aller ſeiner Proteſtation, im Zimmer, und er behielt Zeit genug übrig, des Profeſſors Brief und den meinigen zu leſen. Als ich zurückkam, handelte ich dem Anſchein nach auf's genaueſte, ob ich gleich über's Ohr gehauen wurde. Die Sache ward richtig. Ich fragte ihn: ob er ſein Geld gleich zur Hälfte oder nach 11 Tagen das Ganze auf einem Brette haben wollte? Er klopfte mich auf die Schulter und fragte mich: ob ich ihn nicht beſſer kennte? Mir ſtünde ſein ganzes Haus zu Dienſte, und ich ſollte bezahlen, wenn ich wollte und könnte.

Seine Grosmuth rührte mich ſo, daß ich auf der Stelle meinen Brief zuſiegelte, und ihn bat, ob er ihn nicht im Vorbeigehen ſelbſt im F.ſchen Hauſe abgeben wollte. Er ſah, daß er nicht falſch geleſen hatte; und da er ſich bei F.'s Frau ein klein wenig weiter erkundigte, ſo ward die Sache in ſeinem Kopfe vollkommen richtig.

Nun giengen natürlich die Bijoux in's Pfandhaus, und verwandelten ſich in ſchöne Braunſchweiger Füchſe, die in der ganzen weiten Welt zu brauchen ſind.

Seit dieſer chirurgiſchen Operation, ob ſie gleich an einer dritten Perſon unternommen werden iſt, ſchlafe ich ungleich beſſer, habe weniger Drücken im Unterleibe, und ich glaube ich wäre vollkommen tüchtig, wie ein andrer Menſch, wohlgebildete Kinder zu zeugen, wenn mir's ein Ernſt wäre. Daß des Menſchen Herz an ſolchen Kleinigkeiten hängt, und es iſt doch um alles Irdiſche ſo ein eitles und vergängliches Ding!

Du wirſt aus dieſen meinen Reflexionen erſehen, daß ich ſchon zum Führer auf dem moraliſchen Ocean des Lebens reife. Mit der Kunſt ſieht's übel aus, ſobald man in's thätige Leben kömmt. Ich kennte Dir die paar Tage über, bis mein Opera-

tionsplan ausgeführt war, keinen Strich zeichnen. Nun aber soll's besser gehen. Adieu.

11.

Werner an Sternberg.

Vogue la galere! lieber Sternberg. Du hast doch den Brief bekommen, worin ich Dir schrieb, daß Aussehen zu einem neuen Leben da ist? Einen Schelm zu betrügen ist doch eine süße Empfindung! Was hatte der Jude in den Brief zu gucken! Und baute sogleich darauf einen neuen Plan, mich wieder gröblich anzuführen! Ich habe die Louisd'or freilich theuer gekauft, wenn ich sie wieder bezahlen sollte. Allein dafür wird auch Rath werden. Zeit gewonnen Alles gewonnen. Weil Du immer ein ruhiger ordentlicher Kerl warst, hast Du nie Gelegenheit gehabt, die theure Erfahrung zu machen, was das heißt, wenn man kein Geld hat, oder von Gott verlassen ist.

Das ist eins. Und dann wird man so ein nüchterner Mensch, wenn die Taschen leer sind. Man hat keine Fähigkeit zum Guten. Es fallen einem alle seine Sünden ein. Ich war Dir wahrlich die Tage über, da ich den letzten Louisd'or, wie mein Palladium in der Tasche führte, wie ein andrer Philister. Es war mir als wenn ich nichts gelernt hätte, als wenn ich gar nichts taugte. Jeder Mensch, dem ich in die Augen sah, kam mir als ein brauchbarerer, tüchtigerer Kerl vor. Aber nun hat sich Gottlob! das Blatt gewendet. Ich fühle Dir wieder Beruf zur intellektuellen Welt und merke, daß ich zu was Besserem geboren bin, als Brod zu erwerben.

Der junge Pöt aus Norden, den ich führen soll, wird nun bald ankommen. Es sind schon einige Kisten von ihm da, und es wird ihn ein alter Candidatus Theologiä begleiten, der ihm in der Jugend das ABC beigebracht hat. Die Herren reisen, wie ich höre, mit einem Hebometer im Wagen, sie haben auch die neue Erfindung bei sich, wie man sogleich die Pferde loslassen kann, wenn sie durchgehen wollen. Das verkündigt uns der tiefherzige Pinsel, der guten Menschenverstand nöthig hat, mit etwas von unserer Imagination tingirt zu werden. In ihrem letzten

Briefe, der von Hamburg datirt iſt, erkundigten ſie ſich, ob es noch Zeit wäre, auf Paſtor Götzens Werk von den Würmern zu pränumeriren. Ich denke, ich werde mich in meinem Alter noch aufs Inſektenfangen legen müſſen. Als der Profeſſor neulich einige von ihren Sachen auspackte, nahm ich Microscopien und mehr dergleichen Apparatus wahr. Vielleicht werde ich künftig beim Begatten der Infuſionsthierchen Wache halten, und zuſchauen müſſen, wie die Flöhe Eier legen. Einige Erbauungsbücher mit vergoldetem Schnitte waren auch mit unter, und Betrachtungen über die Größe des Schöpfers auf 365 Tage. Was man nicht alles noch in ſeinen alten Tagen lernen kann!

Hier haſt Du auch ein Paar Briefe von meinen Leuten zu Hauſe, wie dieſen ſich mein neuer Lebenswandel verſpiegelt. Du wirſt ohne mein Erinnern aus dem ganzen Packt erſehen, daß Mariane noch die einzige kluge Perſon in der Familie iſt.

Vom Onkle Anton.

Wohlgeborner,
Hochzuehrender Herr Neven.

Sie werden verzeihen, wenn ich mit dieſen wenigen Zeilen von neuem beſchwerlich falle. Meine Schweſter hat mir Ihr werthes vom 15. des vorigen Monats mitgetheilt, mit dem Verlangen, daß ich ihr über den Inhalt meine ohnmaßgebliche Meinung ſagen ſollte. Ich ſage immer, zu geſchehenen Dingen ſoll man das Beſte reden, und was nicht zu ändern iſt, iſt nicht zu ändern. Meine Schweſter iſt ſonſt eine Frau, die ſich in den Willen der Vorſehung ſchicken kann; allein dießmal ſchien ihr doch der Geduldsfaden auszureiſſen. Das war ihr hauptſächlich ſo ſchmerzlich, wie ſie nicht ſehe, ihren einzigen Sohn neben ſich in ihrem eignen Hauſe, und wohl verſorgt, und dereinſt wohl verheirathet zu wiſſen. Doch dazu wird auch Rath werden. Die alten Leute haben freilich Mühe, ſich in eines andern Lage zu ſetzen.

Ich wüßte ſelbſt nicht, was ich gethan hätte, wenn mir in der Jugend wäre propenirt worden, 300 Thlr. Däniſch Courant anzunehmen, um daneben anzugeben, drei Jahre lang auf eines

andern Reſten in Frankreich oder Italien zu Mittag und zu Nacht zu ſpeiſen. Doch es ſind auch Fatiguen dabei; und beſonders ſoll in Italien gar ſchlechtes Eſſen und Trinken ſein. Sie haben gewiß gar keine Oefen, und das iſt doch betrübt!

Aber freilich iſt's hübſch, wenn man ſo im Monat März unter den Orangen- und Citronen-Bäumen ſein Pfeifchen in der freien Luft rauchen kann. Sagen Sie mir doch, geht's denn gleich nach Italien? — Ich dächte nicht. Der grade Weg geht über den bekannten Mont-Cenis, und da wird man, dünkt mich, auf Tragſeſſeln fortgeſchafft. Es ſoll erſtaunlich geſchwind gehen. Wer da den Schwindel hat, der iſt übel dran. Ich habe neulich davon eine ſchöne Nachricht in dem Leben des Sir Carl Grandiſon geleſen, wo alles recht ausführlich beſchrieben iſt. Nehmen Sie ſich in acht, wehrteſter Herr Neveu, daß Sie nicht auch eine Clementine della Porretta finden, die Sie gar an das ſchöne Land feſſelt!

Ich freue mich recht ſehr, dereinſt Ihr Journal durchzuleſen. Unſer einer iſt wirklich übel dran, der nicht ein bischen in der Welt geweſen iſt. Man weiß von gar nichts zu reden, als von der Zeitung, und auch das nicht recht. Neulich war unſer Vetter, der Lederhändler Mühl, der kürzlich aus Frankreich gekommen iſt, in einer unſrer Geſellſchaften, und da ſperrte Alles Maul und Naſen auf, wenn der junge Menſch redete. Es waren Leute aus allen Collegien da, und der wußte doch alles vom Krieg und Frieden beſſer zu erzählen, als wir. Es iſt ein verzweifeltes Ding, wenn man ſagen kann: ich bin da geweſen — ich hab's geſehen — ich hab's gegeſſen. — Da waren neulich die jungen Herren, die mit dem Herrn Profeſſor Schlözer in Italien geweſen waren, die ſagten: an vielen Orten wäre keine Butter — keine Milch, und nirgends ein Tropfen Bier! — Das iſt doch arg! — und ſie hätten oft in einem Tage viermal Capaunen gegeſſen; geſotten, gebraten, fricaſirt, und ich glaube gar, eingemacht. —

Nun, ich denke, Sie werden meinen guten Rath zur bevorſtehenden Reiſe nicht nöthig haben, zu der ich Gottes Glück und Segen wünſche, und mit vollkommner Hochachtung verharre ꝛc.

Werners Mutter an ihren Sohn.

Du kannſt Dir vorſtellen, liebes Kind, daß ich von Herzen erſchrocken bin, über den Inhalt Deines letzten Briefs. Ich mußte mich ſogleich zu Bette legen, und meine alten Verſtopfungen zeigten ſich von Neuem. Ich ließ Deinen Onkel, den Legationsrath, beſchicken, und fragte ihn um Rath, ob er nicht glaubte, daß die Sache möchte hinterſtellig gemacht werden können. Er gab mir ſchlechten Troſt, und führte mich auf das Exempel unſers Vetters Lippoldts, der eine Frau mit von Univerſitäten gebracht hatte, und der ſeiner Mutter auch nicht eher ſchrieb, bis er mit ihr hochſchwanger unter Wegs war. Freilich iſt's nicht ſo ſchlimm, als wenn Du mir eine fremde Frau in's Haus gebracht hätteſt. Aber Gott weiß, wenn ich Dich wieder ſehen werde!

Iſt's denn gar nicht möglich, daß Du uns vorher beſuchſt, ehe Ihr auf Reiſen geht? Dein Weißzeug muß doch vorher durchgeſehen, und beſonders die Strümpfe ausgebeſſert werden. Ich habe ſchon ein Dutzend neue Hemdenkragen daliegen; denn daran wird's wohl am meiſten gebrechen. Und das ſchöne Stäbchen Tuch, das ich Dir ſelbſt zu ſiebenthalb Ellen geſponnen habe! Es iſt kein Faden von einer fremden Hand daran, und wir haben's hinter dem Hauſe auf dem Rain linker Hand gebleicht. Wenn wir's ſo alle Abend und Morgens früh um vier Uhr begoſſen haben, iſt mir's nicht umſonſt oft ſo ſchwer um's Herz geworden. Die Wege des Herrn ſind freilich unerforſchlich.

Ich hatte Dir die große Stube in den Hof ſo ſchön zu rechte machen und friſch ausweiſſen laſſen. Deine Schweſter iſt ein albernes Ding; die ſagte immer, es wäre nur zu viel Licht darinn, Du könnteſt vor dem Licht nicht ſehen. Man müßte das unterſte Fenſter vermachen. Was doch alles in der Welt Mode wird! Ich glaube man wird uns alte Leute am Ende noch alle zu Thoren machen wollen.

Ich bin auch Deinetwegen bei dem Herrn Kanzler geweſen, und habe ihm Deinen Entſchluß bekannt gemacht. Seine Excellenz haben mir aber nichts darauf geantwortet, und das halte ich für kein gutes Anzeichen. Man hatte mir den Rath gegeben, ich ſollte Dich herkommen laſſen, damit Du Dich examiniren ließeſt. Alsdenn würde es nicht ſchwer halten, daß Du einen Acceß bei

der Regierung erbietteſt. Du könnteſt doch hernach thun, was Du wollteſt, und ſo wäre Dir doch die Anciennität vorbehalten.

Schreibe mir doch mit ein paar Worten, ob du darauf gar keine Reflexion nimmſt? Ich denke, wenn ich Dich nur einmal wiederſehe, iſt die Hälfte meiner Sorgen ſchon vergeſſen. Neulich wollte der junge Lehr, der von G*** kam, behaupten, Du hätteſt Dir das Haar hinten rund abſchneiden laſſen? Iſt denn das wahr? Schreib mir doch auch, ob Du Deines Vaters Ring, mit dem ſchönen Topaß mit Roſettchen beſetzt, überſchickt haben willſt, und ob Du noch etwas Geld nöthig haſt, damit ich mich bei Zeiten darauf ſchicken kann. Das ſchönſte aber wäre, Du holteſt es ſelbſt ab, und wenn's nicht anders ſein kann, Du brächteſt Deinen jungen Herrn mit. Wir haben ja Betten genug auf dem Boden, und für die kurze Zeit über, die Ihr hier ſeid, wird ſich wohl auch noch ein Eſſen Fiſche oder Krebſe auftreiben laſſen.

Ich empfehle Dich in den Schutz Gottes, und Dir in's Angedenken

Deine treue Mutter

* * *

Mariane an ihren Bruder.

Lieber Engel, ich möchte Dich vor Freude erdrücken, daß Du ein Mittel gefunden haſt, dem H—deleben zu entgehen. Ich will herzlich gerne darauf reſigniren, Dich zu ſehen, wenn's hier ſein muß, wo Du ſichtbarlich zu Grunde gehen müßteſt. Ich glaube, wenn's Sternberg ſelbſt wäre, ich hätte das Herz und gäbe ihm die Hand, und ſagte zu ihm: ziehe hin im Frieden, und komm wieder als ein Mann! Ach wie pocht mir das Herz auf, wenn ich das Wort höre: Reiſen! Wie ſeid Ihr ſo glücklich vor Uns, Ihr Männer, daß Ihr Euch bewegen könnt! Wir verdienen aber auch kein beſſer Schickſal. Denn wo iſt ein Weib, die ſich über ein Vorurtheil erheben kann? Ich glaube nicht einmal, daß die Mädchen hier zu Lande Lieben können, und wenn's Eine kann, ſo hat ſie doch das Herz nicht, es vor den Leuten zu geſtehen. Ich wünſchte, daß ich ein Page ſein und Dich begleiten könnte. — Du ſollteſt mich in Männerkleidung mitnehmen, und für Deine Maitreſſe paſſiren laſſen, das gäbe der ganzen Reiſe ein myſteriöſes Anſehen. —

Neulich fuhr ich mit Sternbergen Abends bei Mondſchein in einer halbbedeckten Caleſche von meiner Tante nach Hauſe. Es war ein göttlicher Abend; wir lagen eins dem andern in den Armen, und ſangen, Silberner Mond ꝛc. Wir ſprachen von Deiner Reiſe, — wir dachten uns den ſüßen Gedanken, daß wir beide, Hand in Hand, durch die ſchönſten Länder von Europa reiſen könnten. Sternberg hatte den Lord Hervey geſehen, der ſo mit ſeiner ſchönen Frau ſchon ſeit vier Jahren durch Frankreich, Deutſchland und Italien reiſte. Welches wonnevolle Gefühl, Eins an des Andern Buſen die Reize der Natur einzuathmen, ſchweigend zu bewundern, und einander doppelt dafür zu lieben! Trunken von immer neuen Gegenſtänden, iſt's ohnmöglich daß man einen Augenblick Sattheit und Trägſinn fühlen kann, der hier zu Lande das ganze Leben wie ein Schlamm überzieht. Ich möchte zuweilen eine Kanone losbrennen, wenn ich ſo eine recht große Geſellſchaft ſehe, die gänzlich eingeſchlafen iſt. Und wenn ſie vom Schlafe erwachen, ſo gähnen ſie! — Unſere liebe deutſche Nation iſt und bleibt doch die gähnende!

Liebes Kind, ſchreib bald! Ich ſchreibe Dir dann auch von mir und von meinen Umſtänden.

Der Legations-Rath an ſeinen Vetter.

Ich höre, Sie gedenken auf Reiſen zu gehen, liebſter Vetter. Die Wißbegierde iſt in Ihrem Alter die natürlichſte und heftigſte Leidenſchaft. Ich wünſche von Herzen Glück dazu; und daß Sie in dem Alter, worin ich jetzo bin, noch immer Luſt haben mögen zu reiſen. Ihre Mutter ſieht die Sache von der ſchlimmen Seite an, und glaubt daß es auf Ihr künftiges Leben einen widrigen Einfluß haben dürfte. Ich fürchte's einmal nicht.

Reiſen und Heirathen ſind freilich zwei Dinge, die man oft zu früh unternimmt, deren man ſich nachher im Alter ſchämt, und die man einmal der Welt nicht wieder ableugnen kann, wenn man ſie gethan hat. Indeſſen kann man ſie ſchlechterdings ſo ebenhin nicht als gefährlich anſehen, und jedem jungen Menſchen abrathen. Jeder, der in den Wagen und in den Eheſtand ſpringt, bedenkt freilich nicht, wenn er das erſte Chauſſeegeld bezahlt oder

die Bettvorhänge wegzieht, zu welchen ernſthaften Pflichten er ſich hierdurch verbindlich macht. Der Durſt nach Vergnügen und nach Neuigkeiten beſtreut den ganzen Weg des Lebens und der Welt mit Roſenblättern; und man ſchüttelt nachher den Kopf, wenn's Einem übel wird, oder man für ſein theures Geld eine ſchlechte Mahlzeit hält. Vieles hätte man freilich wohlfeiler zu Hauſe haben können, ſagen die klugen Leute; und wenn man den hohen Berg erſtiegen hat, iſt die Ausſicht nachher oft der Mühe nicht werth. Das iſt aber das Schickſal aller menſchlichen Erfahrungen.

Sie werden oft gehört haben, daß es vortheilhaft ſei mit einer Uniform zu reiſen. Ich bin auch der Meinung; es muß aber nicht gerade eine holländiſche, eine franzöſiſche, oder gar eine von einem kleinen Reichsfürſten ſein. Reiſen Sie in der Uniform einer beſtimmten Wiſſenſchaft; erwerben Sie ſich in irgend einer Art eine Maſſe von individuellen Kenntniſſen, mit denen Sie an dem Orte, wo Sie erſcheinen, faldiren können. Reiſen Sie, wie Sie wollen, als Mineralog, Chemiker, Botaniker, Oekonom, Hiſtoriker, Architekt, Künſtler, oder wie's Ihnen beliebt. Nur nicht unter dem verſchiedenen Namen eines Liebhabers oder Kenners aller möglichen Wiſſenſchaften; denn das iſt ſo ſchlimm, als wenn man in Paris von einem Menſchen nichts weiter zu ſagen weiß als: C'eſt un Baron Allemand.

Noch mehr hüten Sie ſich vor dem Vagieren, oder vor dem üblichen Durchreiſen, das unſern jungen Leuten ſo gewöhnlich iſt. Ein Aufenthalt von ſechs oder acht Monaten in einer großen und berühmten Stadt iſt Ihnen mehr werth, als wenn Sie indeſſen ganze Länder geſehen hätten. Fangen Sie mit Paris an. Dieſe Stadt iſt und bleibt einmal die Hauptſtadt der bewohnten Welt, der Zuſammenfluß aller Fremden von Werth, die Niederlage von ſo vielen Kenntniſſen der Vorwelt, und der Sitz ſo vieler Leute von Talent. Sterne hat im Spaß geſagt: die franzöſiſche Nation ſei die ernſthafteſte; und ich ſage es von ihrem edlern Theile im vollkommenſten Ernſt. Denn noch nie hab' ich einen Ort geſehen, wo jede Kenntniß höherer Art mit ſo vieler Liebe aufgenommen und gepflegt, ſo viel Wohlthun ausgeübt, und von einzelnen Menſchen ſo viele edle Handlungen ſichtbar werden. Wenn Sie nur irgend als ein Mann von Wiſſenſchaften eingeführt worden ſind, ſo ſtehen Ihnen in kur-

zer Zeit die Tafeln, die Häuſer, die Cabinete der erſten und verdienteſten Männer offen. Ich weiß, daß man Fremden, die man zu ſchätzen genöthigt war, nach einer nicht langen Bekanntſchaft eigne Schlüſſel zu Privat-Bibliotheken und Sammlungen überſchickt hat, ſich ihrer zu bedienen, wie ſie's gut finden würden. Gehn Sie nach England, und Sie werden Jahre nöthig haben, von den ſtummen Beitten in Londen ſich die geringſte Notiz über Derbiſhire oder Wallis zu erbetteln.

Halten Sie ein genaues Journal über alle Erfahrungen und Bemerkungen. Nicht wegen der Wichtigkeit der Dinge, die in das Journal zu ſtehen kommen, ſondern wegen des großen Vortheils, daß man ſich ſelbſten eine Bilanz vorlegt, ob man Etwas gethan hat oder Nichts. Ein Journal vertritt die Stelle eines zweiten Gewiſſens. — Aber darum muß man's nicht ſogleich publiciren; ſo wenig als das Inventarium über ſeine Vermögens-Umſtände. Mancher Reiſebeſchreiber meint Wunder, was er geleiſtet habe. Gegen die Sachen, die in der Beſchreibung ſtehen, iſt oft auch wenig einzuwenden; aber deſto mehr gegen diejenigen, die nicht darin ſtehen. Auch leſen die Sapientes dergleichen Bücher nicht wegen der Materien, die man lernen könnte, ſondern, wie ſo viele andere Bücher, wegen der Form — aus bloßem phyſiognomiſchen Hunger, den Autor, oder das neue Individuum zu kennen, das auftritt, und darüber abzuſprechen.

Verzeihen Sie das Geplauder eines alten, und, was noch verzeihlicher iſt, eines gereiſten Mannes; und nehmen Sie meine aufrichtige Wünſche, für Ihre neue Lebensart, ſo freundſchaftlich auf, als ſie gemeint ſind. Ich bin ꝛc.

II.

Findor,

eine bürgerlich-deutsche Geschichte.

C'est tout comme chez nous.
Delaquis.

Linder war ein junger Mensch von bürgerlichen Eltern geboren und zu keinen großen Hoffnungen erzogen. Die Richtung, die man seinem Kopf und Herzen gegeben hatte, war von der ganz gemeinen Art; wenigstens hatte seine Erziehung keine andere als gemeine Wirkungen hervorbringen sollen. Allein in ganz früher Jugend zeigte es sich, daß ihm eine leicht zu bewegende Einbildungskraft und ein großer Hang zur Divinationsgabe einen außerordentlichen Pfad in der Reihe des Lebens vorzeichnen würde. Er combinirte sehr schnell, und die allgemeinen Begriffe im Urtheilen sowohl als Empfinden wuchsen zu Tausenden in seiner Seele auf. Der Scharfsinn schmeichelte seiner aufkeimenden Eigenliebe, und so ward nach und nach durch jeden Erfolg, der seiner Vorhersagung entsprach, sein Charakter gebildet. Sein Witz und Humor machte ihn zum angenehmen Gesellschafter, und obgleich sein edles Herz ihm überall Freunde hätte erwerben sollen, so fand er doch wenige. Da er sich durch seine Perspicacität immer zum beständigen Urtheil über Menschen und Dinge hinreißen ließ, so wurden oft seine Entscheidungen hart und scharf; und wenn er einem Toren, der vor tausend Jahren gelebt hatte, das Facit machte, so war oft der Zuhörer, und wenn es auch tête à tête geschah, unschlüssig, ob es nicht eine Anspielung sei, die ihm gelte.

Die große Ehrlichkeit seines Herzens machte, daß er nicht ein Jota an seinen Entscheidungen milderte oder abschnitt, gerade weil er sich keiner bösen Absicht bewußt war, und weil's ihm Gerechtigkeit schien, die er sich selbst als Referent, oder der Natur der Sache oder des Charakters, wovon die Rede war, schuldig zu sein glaubte. Dadurch ward bald seine Reputation eines bedenklichen Menschen festgesetzt. Hierzu kam, daß er Talente besaß, die ihm die Natur gegeben, und die er sich durch Kenntnisse erwerben hatte, und diese brachten die Wirkung zuwege, daß er in den meisten Gesellschaften die werthen Anwesenden weit hinter sich ließ. Wenn das Publikum in dem Moment von Augenweide an einem

außerordentlichen Menſchen dieſe Vorzüge auch hinunterſchlucke, ohne ſie gerade ſogleich arg auszulegen, ſo bleibt doch ein gewiſſer Eindruck von dieſer Erſcheinung zurück, der, wenn er oft wiederholt wird, für denjenigen, der daran Schuld iſt, bei ernſthaften Gelegenheiten künftig unangenehme Folgen haben kann. Ohne daß ſich's jeder mit Bewußtſein hinters Ohr ſchreibt, daß er diesmal beleidigt war, ſo ſtellt er ſich doch bei einer Beförderung dieſes Menſchen nicht ungern ſtummerweiſe in den Weg, oder thut doch ſeinen Mund nicht auf, wenn es Zeit wäre ein Wort für ihn zu reden.

Daher iſt es ſehr zu begreifen, warum dieſe Leute, die ſo oft der Abgott der Weiber und der Großen ſind, in der Welt nicht leicht ein Glück machen; weil dieſe beide Arten von Menſchen, durch die, wie man ſagt, alles gehen ſoll, entweder die Dinge dieſer Welt gehen laſſen, wie ſie kommen, oder das Inſtrument der Intrigue oder Schranken werden, die ſich's über ſie angemaßt haben. Noch iſt zu bedenken, daß Männer von dem Charakter, wie Linder hier beſchrieben wird, die Großen und die Weiber zu ehrlich behandeln, — von denen man nicht leicht, wie die Fabel ſagt, etwas erhalten ſoll, als warum man ſie betrügt.

Man verzeihe uns dieſen Prologen von ſogenanntem Allgemein-Phäsen; ſie ſind uns nöthig, um dasjenige, was wir von der Geſchichte vorzubringen haben, einigermaßen vorzubereiten. Dem Plautiſchen Luſtſpiel wird ja ſogar oft die ganze Intrigue zum Titel vorgeſetzt, und doch gefällt ſie nicht minder nachher in der Ausführung. Warum ſollte es nicht erlaubt ſein, hier die Expoſition des Charakters vorzutragen, um den ſich alle Ereigniſſe winden, oder deſſen Individualität einem großen Theil dieſer Ereigniſſe diejenige Wendung gab, warum man ſie eigentlich merkwürdig nennen könnte?

Linder kam nach zurückgelegten akademiſchen Studien nach Hauſe. Er hatte ſeine Kenntniſſe weniger der fleißigen Beſuchung der ordentlichen Lehrſtunden, als ſeinem häuslichen Fleiße und dem emſigen Gebrauche der Univerſitäts-Bibliothek zu danken. Da ſie alſo nicht aus dem Munde des Profeſſors auf eine leichte Art aufgefangen waren, wie ſie jeder auffangen kann, ſondern durch Excerpte, Nachleſen und eigenes Suchen erwachſen waren, ſo unterſchieden ſie ſich merklich von der gemeinen Tradition, die in Je-

dermanns Händen iſt. Alles was er wußte, wußte er recht, obgleich vieles war, das er gar nicht wußte. Von Haus aus hatten ihm ſeine Eltern angelegen, den Gradum anzunehmen; er wählte ſich auch zu dieſem Endzwecke eine berühmte controverſe Lehre aus dem Teutſchen Staatsrecht. Dieſe arbeitete er ſelbſt aus, ließ ſie drucken und vertheidigte ſie ohne Vorſitz mit allgemeinem Beifall. Er dedicirte ſie dem Miniſter, überreichte ſie eigenhändig, und hatte auch bald das Glück, eine erwünſchte Wirkung dieſes Schrittes wahrzunehmen. Es war eben eine Stelle in der Landesregierung ledig, und dieſe ward ihm ſogleich ohne ſein Anſuchen durch die Vorſprache des Miniſters zu Theil, der überhaupt in dem allgemeinen Ruf ſtand, daß er Wiſſenſchaften und Künſte ſchätze und das ſtillſchweigende Verdienſt hervorziehe.

Es war natürlich, daß ihm ſein Glück Neider zuzog, weil einige Glieder des geheimen Conſeils waren, die nichts dazu beigetragen hatten, und folglich ſeine Beförderung nicht wohl billigen konnten. Vielen war er zu jung, und die andern konnten ihn nicht leiden, weil er geſchrieben hatte, da ſie doch nichts geſchrieben hatten. Man hieß ihn ſchlechtweg Herr Doktor. Außerdem waren auch einige Leute, die eben ſo gut wie er, und vielleicht mit noch mehrerem Rechte, auf dieſe Stelle hätten Anſpruch machen können; und da jederzeit die ganze Familie an den fehlgeſchlagenen Hoffnungen eines Candidaten aus ihrer Mitte Theil nimmt, ſo waren viele Stimmen gegen ihn. Er ſelbſt konnte ſich's am beſten erklären, wie es zugegangen war. Der Miniſter hatte ſein Opus von Erudition geleſen, hatte dadurch Hoffnung geſchöpft, was der Staat dereinſt aus dieſem aufkeimenden Genie für Nutzen ziehen könnte und, in dieſem Anfall von Enthuſiasmus für alles Edle und Gute, hatte er ſeine Perſon vielen anderen vorgezogen. Vielleicht war auch die Eitelkeit des Miniſters etwas im Spiele, weil ſein Name dem Werkchen vorſtand. Linder fand hier eine leichte Aufgabe für ſeinen Scharfſinn, und ihm ſchien alles im vollkommenſten Zuſammenhange vorgefallen zu ſein, ohne daß ihn ſeine Eigenliebe insbeſondere hierüber zu täuſchen nöthig fand. Allein der ſchärfſte Verſtand ſchießt fehl, wenn er über Begebenheiten raiſonnirt, und in der Ordnung der Dinge nur ein einziger Umſtand, wodurch das Ding zur Begebenheit wird, ſeiner Wiſſenſchaft entgangen iſt. Und dies war hier der Fall. Linder wußte nicht, daß

unter den vielen Personen, die sich auf diese Stelle Hoffnung machten, derjenige, der das nächste Recht dazu hatte, dem Minister verhaßt war. Und um diesen zu entfernen, machte man diesmal eine Ausnahme von der Regel und wählte ihn, von dem man nicht sagen konnte, warum es geschah. Wäre der nächste nach dem verhaßten Subjekte hervorgezogen worden, so war die Absicht sogleich aufgedeckt. Auf diese Art glaubte man sie aber auf viele Jahre verhüllt zu haben.

Linder wollte diesen unangenehmen Argwohn in seinem Herzen nicht wurzeln lassen, als man ihm Nachricht davon gab. Allein ein anderer kleiner Umstand nöthigte ihn dazu. Der Minister lud ihn einige Zeit nach seiner Beförderung zum Essen. Er war ganz allein und daher schien ihm diese Einladung doppelt schmeichelhaft. Nach dem Essen, als sie sich zusammen auf's Canapee niedergelassen hatten, entdeckte ihm der Minister, warum er gerade heute seine Gesellschaft gewünscht hatte. Die Stimmen des Geheimen Conseils waren über einen wichtigen Lebensfall getheilt. Se. Excellenz vertrauten ihm, daß sie mit der Meinung ihrer Herren Collegen Ursache hätten, unzufrieden zu sein, und weil der Fall in eine Materie einschlage, über die wenig oder nichts geschrieben wäre, so wollten sie ihm die Akten nach Hause schicken, um eine besondere Relation darüber auszuarbeiten. Wie erstaunte aber der gute Linder nicht, als er die Papiere erblickte und den Fall betrachtete, der in seiner Inaugural-Dissertation, die er dem Minister dedicirt hatte, nach allen seinen Umständen ausgearbeitet und entschieden war! Er wollte in seinem ersten Erstaunen über diesen Mißverstand sogleich zum Minister eilen, ihn davon zu benachrichtigen. Er fand aber Se. Excellenz nicht zu Hause und der Haus-Sekretär sagte ihm, zu diesen Stunden genössen sie in einem [illegible] in ihrem großen Garten vor der Stadt sich mit nichts als den Wissenschaften zu beschäftigen. Er klingelte an der Thüre und sie ward ihm von einem Livreebedienten geöffnet, der hier auch den Gärtner vorstellte. Dieser war eben beschäftigt, die jungen Pflück-Erbsen vor den Spatzingen zu bewahren, und zerbiß kleine Zetteln Papier an lange Fäden. Dieses Papier hätte aus alten Gesangbüchern oder Postillen sein können; allein es war nichts Geringeres, als kleingeschnittene Blätter seiner Inaugural-Dissertation, und damit ihm gar kein Zweifel übrig

bliebe, daß es von dem Exemplare wäre, das er übergeben hatte, so trug der Bediente einen Theil der goldpapiernen Decke unterm Arm. Linder vergaß nach Sr. Excellenz zu fragen, nahm einen Vorwand, daß er als Gartenliebhaber hereingetreten wäre, und ging nach Hause, darüber nachzudenken, wie dieser Fall seiner Perspicacität hätte entgehen können.

Er war in allen Frauenzimmergesellschaften wohlgelitten, besonders in der Donnerstags-Assemblee, die aus lauter jungen unverheiratheten Damen bestand. Die eine fand ihn artig, weil er sie am besten beim Flügel accompagnirte; die andere, weil er ein guter Tänzer war; die dritte, eine Kennerin der schönen Literatur, weil er mit den besten Köpfen in Deutschland in Verbindung stand; eine andere, weil er die kleinen Spiele und Kartenkünste am besten wußte, oder weil sein Urtheil am treffendsten und sein Humor der angenehmste war. Warum sie ihn aber alle artig fanden, ohne in weiteres Detail einzugehen, das konnte er sogleich nicht entdecken, ob es gleich ein Umstand war, den aufzufinden sein Scharfsinn nicht nöthig gewesen wäre.

Seine Person war nämlich für Alle eine höchstanständige Partie, und unter ihnen war keine, die eine Ursache finden konnte, warum er an sie nicht eher als an eine andere denken konnte. Seine Wahl fiel endlich auf eine Person, die wirklich vorzügliche Eigenschaften hatte. Sie besaß bei vielem Witz und Verstand eine Gutherzigkeit, der Niemand widerstehen konnte. Sie ward von einem Haufen ihrer Freundinnen geliebt und angebetet, und jedermann sprach Gutes von ihr ohne Rückhalt. Eine Art von Schwermuth machte sie doppelt interessant, und diese schrieb man dem Andenken an einen entfernten Geliebten zu, mit dem sie einige Jahre lang in Verbindung gestanden hatte, und der, wie man sagte, nächstens zurückkommen würde. Diese Neigung entspann sich bei beiden Theilen aus einer Ursache, der schon mehr als eine ernsthafte Verbindung ihren Ursprung zu danken hat. Es war beleidigte Eitelkeit: die Dame fand's Unrecht, daß er sie vernachlässigt hatte, und er fand's ungereimt, daß man beständig mit einem abwesenden Gegenstande sich beschäftigen und dadurch gegen seine vermeinten Vorzüge blind sein konnte. Kurz sie näherten sich beide und ohne die mindeste Erklärung liebten sie sich heftig, suchten unter anscheinendem Laden und Leichtsinn eins das andere auf, und bald

konnten ſie nicht ohne einander leben, ohne daß ſie ſich's geſagt hatten. Sie ſchwuren ſich ewige Treue, und die ewige Vereinigung folgte bald nach. Der abweſende Liebhaber ward freudig aufgeopfert, und dieſes Opfer war kein geringer Reiz für Lindorn bei dem Beſitz ſeiner Geliebten. Ihr Charakter war wirklich edel, ſie war, in der Liebe ſelbſt ſogar, keiner Lüge fähig. Offenheit war ein Hauptbeſtandtheil ihres Charakters. Und doch, ohne die geringſte Untreue und Falſchheit zu begehen, weiß jedes Mädchen ſo viel zu ſchweigen, als nöthig iſt. Sie ſagte ihm nämlich nicht alles von der gegenwärtigen Situation, worin ſie mit ihrem entfernten Liebhaber ſtand. Das, was man als Sehnſucht nach ſeiner Wiederkunft auslegte, war Traurigkeit über die Nachricht, die ſie von ſeiner Lebensart erhalten hatte. Er hatte ſich dem Trunk und dem Spiel ergeben, und alſo hörte er auf, ſowohl für ſie als für ihre Familie eine annehmenswerthe Parthie zu werden. Lindor überwog jeden an Werth in allem Betracht; — allein doch wäre ſein Triumph weit kleiner geweſen, wenn er Alles gewußt hätte. Und da es oft nicht möglich iſt, daß man Alles wiſſen kann, ſo fällt der ſchärfſte Verſtand zu kurz, und ſollte es auch Lindor mit aller ſeiner Divinationsgabe ſein.

Die erſten Wochen des Eheſtandes gingen vorüber, wie ſie vorüberzugehen pflegen, in Zerſtreuungen, häuslichen Anordnungen, Feſten, Beſuchen, kurz, was man nennt — in dem Rauſch des Vergnügens. In kurzer Zeit empfanden beide Theile, was ſie nicht vorhergeſehen hatten und was ſie doch wiſſen konnten, daß es jedermanns Schickſal iſt.

Der jungen Frau ward übel und dem jungen Mann nicht wohl. Sie hatten einander vorher in phyſiſcher Unbehaglichkeit geſehen, und der üble Humor, der daraus entſteht, überfiel ſie wie ein Dieb in der Nacht. Sie konnten nicht begreifen, wie es zugieng, daß man einander herzlich lieb haben und doch in ſo kurzer Zeit über gewiſſe Materien verſchiedener Meinung werden könne, wie z. E. über dies oder jenes Gericht, über dieſen Anzug, über die Annahme und Wiedergabe dieſer Viſite ꝛc., ob man jetzo zu Bette gehen oder aufſtehen werde, ob Eins auf das Andere mit dem Frühſtück warten wolle oder nicht.

Die junge Frau ſuchte etwas, das ſie nicht mehr fand. Es war verloren, aber nicht geſtohlen. Ihr Geliebter ſollte es ent-

wandt und, was das Schrecklichſte war, es einer andern gegeben haben. Es war nichts Geringeres, als — die Sehnſucht nach dem Beſitze, das rein weggetrunken war, und dem ſie mit Wehmuth auf dem Boden der Flaſche nachſah. Der Mann, der wußte, daß er nichts weggethan, noch viel weniger verſchenkt hatte, ward böſe und ſchlug am Ende ein Buch nach, das voller Reflexionen war und wo geſchrieben ſtand, es ſei nichts häßlicher, als eine eiferſüchtige Frau.

Bei dem Allen lehrte ihn die Erfahrung, daß doch jeder kluge Mann ſein Glück nur innerhalb ſeiner vier Mauern ſuchen müſſe, und daß ohne wahres Bedürfniß und ohne viele Verhältniſſe man ſelten in der Freundſchaft nur ſo viel Conſiſtenz finde, als unter Meßkaufleuten, die einander jährlich ihre Waare abnehmen. Sein Haus war angenehm, und doch war es beinahe verlaſſen. Die meiſten Menſchen beiderlei Geſchlechts hatten an Kindern alles Intereſſe verloren. Es war wie ein Verluſt, den er ihnen zugezogen hatte; er konnte nun ihrer aller weder Schwager noch Schwiegerſohn werden. Seine Fehler, die man ihm in Abſicht dieſer Hoffnungen bisher nicht angeſchrieben hatte, wurden nun zu Buche gebracht. Sein Witz war beleidigend, ſein Herz böſe, ſeine Eitelkeit unerträglich, ſein Charakter unzuverläſſig ꝛc.

Er hatte auf ſeiner Seite übel gerechnet. Sein Plan war dieſer: Niemanden vorſätzlich zu beleidigen, jeden zu verbinden wo man kann, und dann ſich zu zeigen, wie man iſt, dies ſei genug, um ruhig in der Welt fortzukommen. So rein dieſe Moral klingt, ſo wird ſie in der Anwendung manchen Cautelen unterworfen ſein. Wie oft hat ein nichtsbedeutender Menſch ſich durch Beleidigungen anderer den Titel des Gefährlichen errungen, den man ſchonen müſſe, und iſt ſo durch dick und dünn ſeinen Weg fortgegangen? Seine Freunde zu verbinden iſt eben ſo eine bedenkliche Sache. Wenn man rechnen könnte, daß jeder Freund, dem ein wahrer Dienſt erzeugt worden iſt, es ſogleich vergeſſen könnte, ſo hätte es nichts zu bedeuten. Allein die meiſten merken ſich's, und der Anblick deſſen, der's gethan hat, wird ihnen ſo unerträglich, als die Erſcheinung eines Menſchen, der eine Schuldverſchreibung in Händen hat, die man nicht bezahlen kann. Und weil man ihm dieſe nicht nehmen darf, ſo geht's über den Menſchen ſelbſt her. Daß man ſich den Menſchen zeigen ſolle wie man iſt, über dieſen Punkt

hätte der Verfaſſer dieſer Geſchichte noch das meiſte zu erinnern. Ehrlich mag's gehandelt ſein, aber nicht klug. Wenn man in betrübten Umſtänden iſt, mag's wohl angehen; wenn man aber kein Tropf und kein Bettler iſt, ſo iſt's allzeit gefährlich. Denn heut zu Tage bei unſern aufgeklärten Zeiten gehört derjenige ſchon unter die edlen Menſchen, der's verzeiht, daß man ſich beſſer befindet, als er ſelbſt.

Bei der lebhaften Einbildungskraft, die Lindor beſaß, war er oft eines großen Enthuſiasmus für Menſchen und Dinge fähig, und das Reſultat davon war, daß er ſich meiſt betrogen fand. Nicht daß er eigentliche Fehlſchlüſſe begangen hätte, ſondern daß er gutmüthigerweiſe Vorausſetzungen machte, die nicht erfüllt wurden. Die Welt, die ihn beurtheilte, hätte damit zufrieden ſein ſollen, daß er und nicht ſie es war, die dadurch in Schaden gerieth. Allein ſie gieng weiter, und behauptete, ein kluger Mann hätte klüger ſein ſollen. Und doch war der ganze Fehler nur dieſer: weil er überzeugt war, er würde in dieſem Fall ſo und nicht anders gehandelt haben, ſo traute er's andern eben ſo gut zu. Ein Fehlſchluß, deſſen ein kaltblütiger Ehrenmann, der nur ſeiner eignen Haut wahrnimmt, freilich nicht fähig iſt.

Dann irrte er ſich aber am meiſten, wenn er von den Handlungen und Entſchließungen der Großen vorherſagte. Denn ſie fielen immer gerade anders aus, als er berechnet hatte. Er traute ihnen einen Charakter zu, den ſie nicht hatten und da er geſehen hatte, wie ſie geſtern handelten, ſo glaubte er, es würde von heute eben ſo zu prädiciren ſein. Aber ſiehe da, ſie waren über Nacht weder ſchlimmer noch beſſer geworden; aber heute war's ein anderes Rohr, auf das ſie ſich ſtützten als geſtern, — und der Letzte, der zur Thür hinausging, hatte mehr Recht als der Vorletzte.

Es konnte nicht fehlen, daß Lindor ſeinen Scharfſinn an tauſend Objecten übte, und daß er dieſe Wißbegierde oft durch eine theure Erfahrung bezahlte. Projekte von Unternehmungen, die er oft einzeln, oft in Geſellſchaft anderer auszuführen wagte, und die den Erwartungen ſchlecht entſprachen. Nur gehörte ein guter Kopf dazu, daß dieſe Erfahrungen ſeine Sinne nicht ſtumpf, ſondern ſcharf machten, daß ſich freilich der Knäuel allgemeiner Begriffe täglich abwand, aber dafür ſo viele individuelle Begriffe entſtanden, die ſeine Schritte ſicherer leiteten. Ob er gleich, beſonders durch

den böſen Willen der Menſchen, tauſendfachen Schaden gelitten hatte, ſo wurde er doch alle Tage toleranter gegen ſie; und er behauptete immer, das ganze Unheil beſtünde nur darin, daß er ihnen das Facit zu ſpät gemacht hätte. Wenn man von ernſthaften Verbindungen mit den Menſchen ſprach: ſo behauptete er kalterweiſe, es ſei damit wie mit dem Pferdehandel; etwas Glück gehöre dazu, oder man müſſe doch die Augen dabei aufthun, und wer's nicht verſtünde, müßte es lernen.

Er ward zu verſchiedenen Zeiten Schriftſteller, und füllte wirklich durch ſeine Bemühungen verſchiedene Lücken in ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, dem deutſchen Staatsrecht, aus. Demohngeachtet aber blieb er ruhig auf ſeinem Stuhle, und wenn wichtige und einträgliche Commiſſionen von den Vätern des Staats zu vertheilen waren, ſo kam allzeit derjenige darzu, von dem man glaubte, daß er die Emolumente davon am nöthigſten brauchte, und ihm war über dieſen Punkt längſt der Stab gebrochen. Dafür hatte er aber auch den Vortheil, daß man ihn viele Jahre lang ganz und gar vergaß, müde ward Uebels von ihm zu reden, und am Ende wirklich Gutes ſprach, weil doch jeder fühlte, daß er an dem aerario publico am wenigſten mitnagte.

Endlich that das liebe Ohngefähr, das die Unglücklichen Schickſal nennen, einen Ausſpruch zu ſeinem Vortheil. Es war ein Vergleich über eine Streitigkeit mit einem benachbarten Fürſten zu treffen, welche Jahrhunderte gewährt hatte, und wo die jetzigen Conjuncturen verſprachen, daß ſie vielleicht ſich glücklich beendigen würde. Er ward dazu ausgeſucht, von Seiten ſeines Herrn zu traktiren, und ihm gefiel der Auftrag, wie die Schwierigkeit des Erfolgs ſeiner Perſpicacität ein reiches Feld zu berechnen darbot. Es betraf die Abtretung gewiſſer gemeinſchaftlicher Güter des einen Theils an den andern. Er glaubte, er hätte das Intereſſe beider Häuſer aufs ſchärfſte gefaßt, würde alſo allen Einwendungen begegen können, und that auch ſolche Vorſchläge, die einem unpartheiiſchen Beurtheiler zu Hinwegräumung derſelben mehr als hinlänglich hätten ſein können. Allein es war auf der andern Seite zum Voraus beſchloſſen, daß nichts aus dem Vergleich werden ſollte. Das Intereſſe des benachbarten Fürſten ſelbſt ſprach mit tauſend Gründen dafür, allein nicht das Intereſſe derjenigen, die das Geſchäft zu führen hatten. Ihnen lag daran, daß die Güter

gemeinſchaftlich blieben, damit ſie von den Gebrechen der Adminiſtration Vortheil ziehen konnten. Während daß ſich Lindor abweſend befand, dieſes Geſchäfte zu treiben, hörte er, daß man auch ſeine unſchuldigſten Handlungen anſchwärzte, daß man aus Allem Gift ſog, was er je gethan oder unternemmen hatte. Er ward beſtürzt darüber; er hätte es aber dem Publiko verzeihen ſollen, das durch gewiſſe ungegründete Nachrichten von dem guten Erfolg ſeiner Negotiation war gereizt worden. Jeder glaubte, was jenem an ſeiner Größe zugeſetzt würde, würde ihm ſelbſt abgenommen, und alſo ward er als ein Mann angeſehen, der auf Koſten derjenigen zehrte, die nicht darum waren gefragt worden. Nach vielen Schriftwechſeln und nach Lindors tauſendfachen Bemühungen der Sache eine günſtige Wendung zu geben, zerſchlug ſich das ganze Geſchäft, und Koſten, Mühe und Zeit waren vergebens angewandt. Lindor grauete ſich und fürchtete, man würde ſeiner Perſon die ganze Laſt des üblen Erfolgs aufbürden. Es geſchah aber das Gegentheil. Jedermann war gegen ihn ausgeſöhnt, ehe er zurückkam. Er hatte vollkommen mit dem Publiko ſaldiert, und man hielt ihn für einen fürtrefflichen Mann, weil er, mehr gelitten als gewonnen hatte.

Einige Zeit nachher ſtarb ihm ſeine Frau, und nun ward er wie weißgewaſchene Wolle. Jedermann konnte ſich ihn nun wieder zueignen. Seine Vorzüge waren rein aufgeſcheuert, und er hätte auch eine ziemlich merkliche bürgerliche Makel tragen können, ſo blieb er doch, bei dem einzigen Kinde, das er nur hatte, eine hübſche Parthie für ein jedes honette Mädchen, das bisher noch keinen Mann gefunden.

Lindor ward alt und lebensſatt: behielt aber bis an ſein Ende den Hang über Menſchen und Dinge zu raiſonniren und zu weiſſagen. Nur ward in der ſpätern Zeit ſeines Lebens ſeine Entſcheidung milder. Er ſagte nicht leicht mehr etwas, das auffiel oder merkwürdig ſchien, ſondern ſeine Sprüche glichen ganz gemeinen Lebens-Regeln, und alles näherte ſich bei ihm dem Köhler-Glauben. — Darüber aber äußerte er ſich oft, »es ſei ein großer »Irrthum, daß, wenn nicht alles ſo gienge wie man berechnet »hätte, man die Schuld davon auf die Planloſigkeit der meiſten »Menſchen ſchieben wolle; es ſchiene zwar Anfangs ſo: weil der »größere Theil, der uns immer unſre eignen Plane vereitelt, ſo

»kleine Abſichten und ſo kurz geſpannte Endzwecke habe, die »man als ein Minimum leicht überſehe. Jeder eminente Menſch »in der Welt ſei wie ein Großhändler, der nicht den Sinn für »die Vortheile habe, die der Krämer durch Erſparen, durch Betrug »und Geſchmeidigkeit, und die öftere Wiederkehr dieſer kleinen Vor»theile ziehe. Alles dieſes zuſammengenommen aber mache den »Krämer leben, und in ſofern ſeien auch die kleinen Gratificatio»nen, die jeder gemeine Menſch ſeiner Eitelkeit und ſeinem Eigen»nutz bringe, ein Quantum, das man wenigſtens wiſſen müſſe, »wenn man's auch zu ſeinem eignen Gebrauch viel zu verächtlich »finde.«

III.

Geſchichte des Herrn Oheim.

Erſtes Kapitel.

Dieſesmal, liebſter Freund, erhalten Sie von meiner letzten Reiſe kein Geſchenk mineralogiſchen Inhalts und Gewichts, ſondern es iſt eine andere Seltenheit, womit ich Sie unterhalten will, die nicht ſo leicht ſich auf den Landſtraßen aufſammeln läßt. Es iſt die Geſchichte eines Mannes, der die ſonderbare Entſchließung gefaßt, und die blendende Scene von Anſehn und Gewalt gegen das Leben des Landmanns vertauſcht, und zwar freiwillig vertauſcht hatte. Schon ehe ich Heilbronn verließ hörte ich von ihm reden, und zwar aus ſo verſchiedenen Geſichtspunkten von ſeinem Character urtheilen, daß ich bald merkte, es müßte mehr denn eine Alltagsgeſchichte ſein. Allgemein aber war doch die Sage, daß er ehedeſſen Miniſter geweſen, das Vertrauen des Fürſten in einem ſehr hohen Grade beſeſſen, und nun auf dem Lande als Bauer lebte. Jeder colorirte das Ding wie er's gut fand. Dem Einen war's unbegreiflich. Der Andere fand's lächerlich. Die Damen fanden's abſcheulich. Die Herren, die ſich die weiſeſten dünkten, ſahen es als eine Sucht an, auf eine neue Art brilliren zu wollen, den Sonderbaren zu ſpielen, und nach Mönchenweiſe die Welt zu verlaſſen, weil ſie uns verlaſſen hatte. Das Scheußlichſte, was man am meiſten ausſtieß, war, daß er allen Umgang mit der benetten Welt aufgehoben hatte, ſelbſt Bauernarbeit that, ſein Geſinde am Tiſche eſſen ließ, u. ſ. w. — Dieſe letzten Züge waren nun freilich ein wenig frappant. —

Weil ich dießmal feſt entſchloſſen war, nicht durch das Gläschen aller dieſer Herren und Damen zu ſehen, ſondern mein Paar Augen ſelbſt zu brauchen; ſo erkundigte ich mich eben, wie weit es von meiner Straße nach Ulm bis an ſein Dorf abwärts ſein möchte, und ſprach meinem Braunen zu. Ich kam den andern

Tag, Vormittags um neun Uhr, an, und gab einen Brief des Herrn von Meyer, aus Heilbronn, an den Pfarrer des Orts ab, der sein Freund sein sollte. Das hat Ihnen ein guter Geist eingegeben, sagte der Pfarrer mit Lächeln, als er sah, warum ich an ihn recommandirt war, daß Sie erst bei mir anfragen, und nicht geradezu auf das Gut des Herrn Oheim losgeritten sind. Er hat seit langer Zeit so viel indiscrete Besuche erlitten, daß er seinen Unmuth darüber zuweilen nicht hat bergen können. Die Leute haben's übel genommen, wenn sie ihn incommodirten. Alle kamen zu schauen, und er wollte nicht, oder hatte nichts für sie aufzuweisen. Es war aber gerade, als wenn man sie vor der Thüre eines Raritätenkastens abgewiesen hätte. Er hat natürlicherweise immer zu thun, und kein Mensch wollte begreifen, daß man ihn von etwas abhielte. — Sein Sie indessen ruhig. Wir wollen beide zusehen, daß wir's heute besser machen.

Sobald wir aus dem Dorfe waren, wies mir der Pfarrer das Haus, das eine gute Viertelstunde weit ablag. Als wir noch hundert Schritt von der Hausthür waren, bat mich der Pfarrer, ihm nur langsam zu folgen, und er gieng voraus. Ich eilte nicht, und als ich ankam, fand ich meinen Begleiter im Hofe neben einem langen Manne stehen, den ich von hintenher sogleich für den Herrn des Hauses ansah. Er wandte sich von ohngefähr um, kam auf mich zu, grüßte mich freundlich und gab mir die Hand. Ich fand hier, wie bei so vielen andern Gelegenheiten des Lebens, fürs schicklichste, nichts zu sagen. Denn war mein Besuch überlästig, so kamen alle Entschuldigungen zu spät, die ich hervorstottern mochte, und war er's nicht, so hatte er schon längst in meinem Gesicht gelesen, daß meine Neugierde von der gutherzigen Art war. Außerdem war ich von dem geraden Anstand des Mannes frappirt. Die edelste Bildung in der simpelsten Darstellung enthüllt! Sein Haar war nach Bauern oder Wiedertäufer Art ganz gerade abgeschnitten; seine Kleidung ein grauer Frack und Hut, gelbe lederne Beinkleider, leinene Strümpfe und Schuhe mit Rahmen.

Sie besuchen indessen meine Frau und Tochter, sagte er zu mir: ich muß auf das Feld und die Saat selbst bestellen. Ich habe meinen Knecht kürzlich verheirathet, und dieser kann noch nicht, wie ich's wünschte, mit dem Säen umgehen. In andert-

halb Stunden bin ich bei Ihnen. Mit dieſen Worten nahm er von dem Knecht den Sack um die Schultern und hieß ihn nachkommen.

Ich folgte dem Pfarrer in den Saal, wie er's nannte. Dieß war eine große herrliche Küche, wo an einem Ende, nach ausländiſcher Art, das Feuer auf der Erde brannte und die Töpfe herumſtanden. Weil die Jahrszeit ſchon etwas feucht war, ſo hielten ſich Frau Oheim und ihre Tochter hier am Feuer auf, und warteten ihrer Arbeit. Sie ſchnitzten eben Aepfel, als wir in die Thür traten. Ohne aufzuſehen, grüßte ſie uns freundlich und die Tochter rief: Sie müſſen uns helfen, Herr Pfarrer, daß wir heute früh noch fertig werden. Wir ſetzten uns zu den Frauenzimmern, und die Bekanntſchaft war ſo gut und geſchwind gemacht, als wenn wir uns ſchon ſeit langer Zeit geſehen hätten. Nach einiger Anweiſung ging mir die Arbeit auch von ſtatten. Die Mutter ſah mich von Zeit zu Zeit an, als wenn ſie etwas an mir examinirte. Endlich ſagte ſie: es ſcheint, Sie gefallen ſich bei uns, ſind Sie nicht auch ein Landmann, mein Herr? Noch bin ich's nicht, gab ich zur Antwort, allein ich hoff's noch zu werden. Ich bin leider noch ein Kaufmann, und die liebe Sonne wird mir nicht eher zu Theil, als wenn ich Geſchäfte halber auf Reiſen gehe. Es iſt ein Glück für mich, daß mein Companion ſo ungern die Stadt, und ſein Collegium, Kränzchen, Cirkel, verläßt, und mich dafür in die Schweiz ſchickt. Ich gehe alle Jahr unſers Linnenhandels halber nach Langenthal, und beſuche auch zuweilen die kleinen Cantons. — Da ſind Sie ja ein recht glücklicher Mann, rufte die Tochter, daß Sie alle Jahre einmal nach der Schweiz gehen dürfen. Unſer Papa erzählt uns den Winter durch ſo viel Gutes von dieſem glücklichen Lande, daß ich alles drum geben wollte, wenn ich's einmal geſehen hätte. Aber ſagen Sie mir, ſind die Mädchen wirklich ſo ſchön in der Schweiz; wie der Papa haben will? — Das ſind ſie gewiß, ſprach ich — und man darf auch allzeit ſicher vermuthen, daß das Blut in einem Lande ſchön iſt, wo die Sitten rein ſind — und durchgehends wird der Reiſende durch dieſen Anblick in der Schweiz gelabt — wenn ich die großen Städte vorbeireite, und nur das Land beſuchen will. Sie dürfen da nicht lange ſuchen, um das Modell zur Sophie in Rouſſeau's Emil zu finden.

Das junge Frauenzimmer ſtutzte. Meine Tochter, fiel hier die Mutter ein, kennet Rouſſeau's Emil ſo wenig wie Chocolade und Caffee. Wir haben zwar alles dieß im Hauſe, allein weil unſrer Kinder Gaumen von Jugend an dafür bewahrt worden iſt, ſo iſt er jetzo zu geſund darzu, um davon zu koſten. — Und ſo war der Discours auf einmal abgebrochen. Man ermunterte mich zum Frühſtück, und verſprach mir zum voraus, ich würde mir den Appetit damit nicht verderben, weil die Mittagkoſt ſehr mäßig ſein würde. — Weil ich von Rouſſeau's Emil geſprochen hatte, ſo beſtand Frau Oheim ſehr ernſtlich darauf, daß ich Chocolade annehmen müßte. Und ich hingegen verlangte Erdäpfel. Endlich trat die Tochter in's Mittel und ſagte, ich bringe Ihnen Butter, mein Herr, und ich will doch gerne hören, ob die Butter in der Schweiz unſre Schwabenbutter ſchänden ſoll.

In dem Augenblick kam der kleine Oheim, ein allerliebſter Knabe von ohngefähr fünf Jahren, mit einem ſeiner Cameraden zur Küche hereingeritten, und ſtellte ſeine Pferde in die Ecke im Stall. Er hatte ſeine Schmitze an der Peitſche verloren, kam auf den Pfarrer zu, und verlangte, er ſollte ihm eine andere Schmitze aus dem Bindfaden, den er aus der Taſche zog, zurecht binden.. Der Pfarrer, der ſeine Arbeit mit Schnitzen nicht aus der Hand laſſen wollte, wies ihn an mich. Der kann's nit! ſagte der Junge ganz ruhig, und als der Pfarrer darauf beſtand, daß ich's beſſer verſtünde, wie er, ſo ſah er mich von Kopf bis zu Fuß an, und ſagte noch einmal ganz ernſthaft: Der kann's nit! Ich gieng darauf nach ihm hin, ergriff ihn bei der Hand, und führte ihn nach meinem Stuhl. Als er ſo zwiſchen meinen Knien ſtand, fragte ich ihn, wie lang er ſeine Schmitze haben wollte, wo ich ſie anbinden ſollte, kurz, ich brachte es dahin, daß er mich den Anfang machen ließ, allein doch immer gab er ſehr ſorgfältig Acht, wie ich mich dazu ſtellte. Sie haben wohl auch Kinder, weil Sie ſich ſo gut mit dem Jungen abgeben können? fragte mich Frau Oheim. Die darf ich nicht haben, weil ich noch keine Frau habe, war meine Antwort. Das iſt ſehr commod, verſetzte Frau Oheim, wenn man oft auf Reiſen iſt, nicht wahr? Und außerdem hat's auch ſeine angenehme Seiten; man iſt als lediger Mann überall beſſer aufgenommen. Darüber habe ich noch nicht Zeit gehabt zu reflektiren, war meine Antwort. Denn mit Willen bin ich gewiß

ſo lange nicht im hergeſtellten Stande geblieben. Und wer hindert Sie denn herauszutreten, wenn's Ihr ernſtlicher Wille iſt?

Meine Umſtände. Denn es will was ſagen, wenn ein Handel wie der unſrige, der mehr auf Induſtrie als auf Fonds beruht, zwei Familien ernähren ſoll. So muß Ihr Handel, verſetzte Frau Oheim mit Lächeln, weniger werth ſein, als ein tüchtiger Kohlgarten in Ihren Vorſtädten: der Vater und Schwiegerſohn oft reichlich mit ihren beiden Familien ernährt. — Ja, wenn wir mit unſerm Gewerbe in den Stand der Kohlgärtner zurücktreten, und unſere Weiber und Kinder mit Buttermilch nähren könnten. — Glauben Sie wohl, daß mein Companion, der eine etwas ſtärkere Familie hat, ſeiner Frau in meiner Gegenwart die Anerbietung that, ihr alle Abend einen Species-Ducaten zu geben, wenn ſie ihn von allen Ausgaben frei ſprechen wollte, und es die Frau ausſchlug? Und zwar war hier Hausmiethe und Holz nicht mitgerechnet. —

Ich begreife, was Sie da ſagen, verſicherte Frau Oheim ganz ernſthaft. Ich weiß auch noch die Zeiten, wo wir mit Tauſenden nicht leben konnten. Und jetzo leben wir mit wenigen Einkünften im Ueberfluß. Es kommt, wie die Alten ſagten, alles auf eine gute Einrichtung an. Aber wär's denn unmöglich dieſe bei Ihnen zu treffen? Sie leben ja in keinem öffentlichen Amt, ſind freie Bürger, Privatleute!

Die Bemerkungen des Nachbars halten uns in ſo ſtrenger Ordnung, als je einen Bedienten einer fürſtlichen Reſidenz die Claſſe ſeines Amts. Wer's anders macht als andere Leute, kommt nicht fort, macht ſich ridicül, verliert ſeinen Credit. Klein und mäßig zu leben iſt beinahe in den jetzigen Zeiten ſo gefährlich, als es bei unſern Vätern war Aufwand zu machen. Wer ſich nur einen Artikel des bei uns eingeführten Luxus verſagen wollte, kommt ſogleich in Verdacht, daß es liebe Noth ſei, und daß ſeine Umſtände nicht die beſten ſeien, ſonſt würde er ſo was nicht thun.

Hier ward die Converſation durch die Ankunft des Herrn Oheim unterbrochen, der vom Felde kam und ſich zu uns ans Feuer ſetzte. Gebt uns zu eſſen, Kinder, rufte er, mich hungert. Sonſt war dies ein Glück, indem er ſich zu mir wandte, das mir nur zu Theil ward, wenn ich mit auf die Parforcejagd geritten war; jetzt hab' ich's alle Tage ungerufen.

Mutter und Tochter deckten sogleich den Tisch, und das Essen ward vom Feuer gehoben und angerichtet. Mir war dieß ein seltner Anblick von so schönen und reinlichen Händen bedient zu sein. Die blanken Teller und Schüssel waren bald von der Wand genommen, kurz, es gieng alles so fix als wenn's commandirt wäre. Der Pfarrer gieng nach Hause, weil er gleich nach Tische ein Kind erwartete, das man ihm zur Taufe aus einem benachbarten Orte bringen sollte. Sie bleiben bei uns, sagte Herr Oheim, und dürfen nicht fürchten, daß Sie uns incommodiren. Sie nehmen den Platz meines Sohnes ein, der aufs Land gegangen ist und heute Abend erst zurückkommen wird. Und nun kam der Knecht und die Mägde zum Essen herein. Sie fürchten sich doch nicht mit dem Gesinde zu essen, sagte der Herr vom Hause; es sind wenigstens so gute Menschen wie wir, und wenn sie für uns arbeiten, so denk' ich, sie können auch mit uns essen. Herr Oheim sprach mit wenigen Worten, aber mit wahrer Erhebung des [illegible]ens, das Tischgebet, und alles war so neu für mich, daß ich [illegible] zu Thränen gerührt war. Darauf setzte sich der Herr und die Frau oben an den Tisch. Madame nahm den Kleinen neben sich. Ich hatte auf der einen Seite die Tochter und auf der andern Seite den Knecht. Die Mägde sassen unten.

Bei Tische fiel kein Wort lateinischen Inhalts, das nicht für die ganze Gesellschaft gewesen wäre, nichts aus dem bürgerlichen wissenschaftlichen Leben, auch nicht eine einzige allgemeine Reflexion über den Landbau. Der Knecht, ein junger rascher Bursche mischte sich ins Gespräch, und versicherte seinen Herrn ganz dreiste, daß er im Säen seinen Cirkel von der Brust weg treffen wollte, so gut wie einer, wenn man's ihm nur anvertraute. Alles freute sich auf den Abend, wenn der Sohn nach Hause kommen würde. Ich habe meine alten Pferde letzthin abgeschafft, sagte Herr Oheim, und heute ist mein Sohn aufs Land, um andere zu kaufen. Es hat sie niemand gesehen als er, und ich bin sehr begierig wie sie ausfallen werden. Es sind zwei Fuchsstutten, die der Mann, dem sie gehören, selbst gezogen hat. Ich kenne ihn als einen vortrefflichen Landwirth, und also verspreche ich mir nichts übels. Er hat ein paar traurige Fälle in seiner Familie, die ihn nöthigen, die Pferde abzuschaffen, um Geld zu machen. Sollten sie mir auch nicht behagen, und ich muß sie wieder weggeben, so ist die

Lektion für meinen Sohn ſo viel werth, als was am Hauptgeld verloren wird. Und ſchlagen ſie ein, ſo iſt das Eigenthum, das mein Sohn durch ſeinen guten Einkauf darüber erhält, mir und der Familie ein wahres Capital, das ſich reichlich verzinſen wird. Herr Heinrich wird aber jetzo recht ſtolz ſein mit ſeinen Fuchsſtuten, fiel der Knecht ein, und ich werde nur mit den Ochſen fahren dürfen. Zum Putzen und Striegeln iſt einer gut genug. Wenn er mir ſie aber auch nicht in den Acker giebt, ſo muß ich ſie doch zu den Fuhren haben, und wenn ich in die Stadt zu Markte ſoll; denn da kann er doch nicht' mit. Ich will doch ſehen, ob er's Füllen mitbringt; denn das, ſagte er, das müßte mit in den Kauf, und die vier und zwanzig Karolin wären umſonſt nicht ſo blank. — Das Füllen, das Füllen, rief der Kleine, ach wenn's nur ein Schimmelchen iſt, daß ich drauf reiten kann. Nicht wahr, Papa, ich darf heute mit Philippen bis an den Wald, und dem Bruder entgegengehen.

Zweites Kapitel.

Den Nachmittag führte mich Herr Oheim hinaus auf ſeine Felder, weil er ohnedieß nach ſeinem Knecht zu ſehen hatte. Da das Haus auf einer ziemlichen Anhöhe ſtand, ſo bemerkte ich bald, daß weit und breit meiſt alle Felder mit lebendigem Haag eingefaßt waren, in welches alle zwanzig bis dreißig Schritte ein ziemlicher Stamm von Brennholz eingeflechten war. Ich erſtaunte über die nützliche Einrichtung, und hielt ſie für ſehr koſtbar. — Sie iſt, ſprach Herr Oheim, bekanntlich nur in England allgemein, allein überall ſehr leicht wahrzunehmen, wo ein Gutsbeſitzer, wie hier mein Fall iſt, ſeine Grundſtücke auf einem Fleck beiſammen liegend hat. Ich habe meine Hecken mit Gärtner-Sorgfalt und Bauern-Aufwand erzogen, und wer mir folgen mag, wird ſich wohl dabei finden. Im Winter, wo es müßige Taglöhner und wenigbeſchäftigtes Geſinde giebt, hab' ich meine Hecken gepflanzt, Gräben aufgeworfen, im Frühjahr nachgeſehen, und da ich vom Waſſer Herr war, ihnen in den heißen Sommermonaten zuweilen reichlich Tagwaſſer zufließen laſſen. Einfaſſungen von todtem Holz ſind in meinen Augen die koſtbarſten Hof- und Stadt-Decorationen, und wer nur je ein Krauthaupt gepflanzt hat, wird zu

viel Reſpect für die Vegetation haben, als daß er einen Baum unnützerweiſe fällen ſollte. Außerdem iſt's in unſern Gegenden auch die liebe Noth. Ich ziehe aus dem Oberholz meiner in den Hecken ſtehenden Bäume und dem Abfall, der aus dem nothwendigen Beſchneiden der Hecke ſelbſt entſteht, ohngefähr drei Viertel alles meines Brennholzes. In vier Jahren ſind alle meine Hecken groß und dicht genug, klein und großes Vieh abzuhalten, indem ich die Staude nicht gerade, ſondern ins Kreuz pflanze, nichts als Kreuzdorn dazu nehme, und mich für den zärtlichen Hammbuchen hüte. Hätte ich meinem Geſinde oder meinen Nachbarn von Anfang ein Wort davon geſagt, daß ich gegen hundert Morgen Feldes mit Gräben und Hecken verſehen wollte, ſie hätten geglaubt, es ſei hier nicht richtig. Jetzo da's ſteht, hat kein Menſch was dagegen einzuwenden, und ſogar die Leute aus der Stadt ſperren das Maul mit Vergnügen darüber auf, weil's hübſch gekämmt ausſieht. Ueberhaupt, wer da haben will, daß ſein Werk ſtehen und fortgehen ſoll, der ſchweige und thue. Ich fand an dem Abhange rechter Hand eine Menge Wieſen, die, ohngeachtet der ſpäten Jahreszeit, wegen der trefflichen Ordnung worin ſie gehalten, und der Art und Weiſe wie ſie gewäſſert waren, für den Kenner immer ein reizendes Schauſpiel waren. Obenher floß ein Mühlenbach, der ſie reichlich verſah. — Ich wunderte mich darüber, wie der Eigenthümer der Mühle, die auf der andern Seite ſtand, dieſes erlauben könnte. — Der bin ich ſelbſt, ſagte Herr Oheim mit Lächeln. Eh' ich auf meine Morgen Landes in dieſer Gegend dachte, war der Gedanke, wie ich zu der Mühle kommen wollte, der erſte, der mir im Kopfe herum gieng. Weil es keine Bannmühle war, und der Müller ſich durch ſeinen Handel mit Weißgut, und durch ſeine ewige Fuhren nach der Stadt in die Schulden geſtürzt hatte, und am Ende auf Betrügereien gegen jeden Mehlgaſt ausgegangen war, ſo hatte ſie alle Nahrung verloren. Sie ward aufgeſteckt, und ich war für ein billiges Gebot der, dem ſie zugeſchlagen ward.

Als ich das Stadtleben verließ, merkte ich wohl, daß mir zu meiner neuen Handirung das nöthige Geſchicke fehlte. Ich kaufte alſo in dem nahliegenden Dorfe nur ein Bauernhaus mit den nothdürftigen Nebengebäuden, und ohngefähr zwanzig Morgen Aecker, um nicht gar müßig zu ſein, und erſt von meinem Nachbar zu

lernen. Da ich keine Wieſen hatte, mußte ich Anfangs alles mit Futterkräutern zwingen, im Ganzen aber war's doch Spielwerk, weil mir's den Aufwand für Geſinde und Pferde und Geſchirr nicht auswarf. Indeſſen trieb ich den Ackerbau auf Gärtnerweiſe, raffinirte mit Krapp-, Mohn- und Hirſenbau, damit ich mein Geſinde beſchäftigte — allein dieß alles war zu mühſam, zu gefährlich, und eine andere Art von prekairer Exiſtenz, als die, die ich eben verlaſſen hatte. Dieſe Stücke, die ich jetzo in meiner Flur beſitze, waren ehedem ſogenannte Außenfelder, die zum Theil der Gemeinde, zum Theil einzelnen Einwohnern zugehörten, allein weil kein Menſch ſeinen Miſt ſoweit verſchleppen wollte, eine wahre Wüſtenei ausmachten. Sie wären wirklich auch jetzo noch mein Verderb, wenn ich nicht auf der Stelle wohnte, und die dreißig Morgen Wieſen nicht hätte, an deren Möglichkeit vor zehn Jahren kein Menſch gedacht hatte. Da man im Dorf ſah, daß ich noch Dünger dazu kaufen mußte, um meine zwanzig Morgen, davon zwei Drittel Sämereien und Futterkräuter waren, in Stand zu erhalten, ſo dachten die Leute ich ſei verrückt, als ich ein Stück nach dem andern von dieſer Wüſtenei an mich handelte. Man überließ mir dieß alles nach und nach um eine ſo kleine Summe, daß ich mich's jetzo zu ſagen ſchäme. Sobald ich die Mühle kaufte, konnte man wieder nicht begreifen, warum ich mich von neuem in ein Gewerbe ſtürzte, das ich ſchlechterdings nur durch Knechte treiben konnte, und wo der Geſcheiteſte unendlichen Betrügereien ausgeſetzt iſt. Man änderte indeſſen die Sprache, als man ſah, daß mir's nur um das Waſſer zu thun geweſen war. Ich führte den Bach, der unten plötzlich in die Tiefe gegangen war, oben über die Mitte der Anhöhe weg, und bekam ſehr gern von Schultheiß und Gericht die Erlaubniß, den Koth ihrer Hintergaſſe, der keinen Abfall hatte, hineinzuführen. In zwei Jahren waren meine 20 Morgen Wieſen im Stand und im vierten mit Gräben und Heckenwuchs beſtens verſehen. Die Mühle habe ich einem alten Auszugsmann verpachtet, und da ich den Zins um ohngefähr 40 fl. heruntergeſetzt habe, blieb ich Herr vom Waſſer, wie ich's nöthig finde, und habe dadurch die Unterhaltung meiner Wieſen gewonnen, die das Hauptkleinod vom ganzen erworbenen Schatz ausmachen. Bei dieſem Theil meiner Wirthſchaft hat mir mein Bischen Mathematik und Botanik gute Dienſte gethan, und die Principia, die ich aus meiner

ehemaligen verfeinerten Lebensart herüberbrachte, haben mir Winke gegeben, mich bei Sachkundigen näher zu belehren, ihnen Antworten auf Zweifel abzulocken, woran sie nie gedacht hätten, und haben mich überhaupt vor tollen Projekten bewahrt.

Ich glaube, mein Herr, fuhr Herr Oheim fort, Sie sind nicht so weit außer der Straße geritten, um gerade einen wohlhabenden Bauern zu sehen, sondern Sie möchten gern schauen, wie er's treibt, und wie er's geworden ist. Wär' ich eines Landmanns Sohn, und hätte ich meine Jugend in diesem Berufe zugebracht, so wären Sie auch nicht gekommen mich zu besuchen. Allein weil ich ehemals die politische Trommel gerührt, und wohl oder übel Einfluß auf Tausende gehabt, und nun mich in das Schneckenhaus eines Landmanns zurückgezogen habe — darüber möchten Sie einige Erläuterung haben, nicht wahr? Und diese will ich Ihnen herzlich gerne geben, weil ich mich in Ihren Fall setzen kann. — Dieß alles hab' ich mir erworben, und wenn ich auf die Art und Weise zurückdenke, so gereuet es mich eben nicht. Vergleichen Sie den Werth dieses Guts mit andern, so sinkt es in die Menge so vieler mittelmäßigen Besitzungen zurück, die keines Worts und keiner Zeile Beschreibung bedürfen. Sehen Sie's aber als den Zweck an, auf dessen Erreichung ein ehrlicher Mann seine Zeit und Fleiß verwandt hat, so ist's ein anderes Ding. Wenn Sie wüßten, auf welche vergängliche Dinge dieß ziemlich massive Gebäude meiner Wohnung, meine Aecker und Wiesen gegründet sind, Sie würden von Herzen lachen. Der erste Fond dazu ist, was ich aus dem Ausruf meiner Stadt-Herrlichkeiten erlöste. Ehedem waren's Spiegel, Phaeton, Büreaus von Mahagoni, Silbergeschirr, Stickereien, Spitzen, Porcellan, Bibliothek, Kupferstiche, Gemälde, Gemmen, Pasten, Vasen von Terra Cotta, und wie alle die schönen Dinge heißen, die ich mit meinen Kindern jetzo entbehren kann. Sie stehen in meinem Gehirn neben dem Spielzeug meiner ersten Kindheit in einem Rang, und ich würde kaum noch daran denken, daß so was in der Welt wäre, wenn mich nicht das Intelligenzblatt aus der Stadt zuweilen daran erinnerte. Die Landwirthschaft im Großen, als eine Speculation zu treiben, halte ich, unter uns gesagt, für ein so widriges Project, als wenn einer seine Küche aufs Bücherschreiben fundiren wollte. Allein es ist ohnstreitig, im Kleinen getrieben, die wür-

digſte Beſchäftigung eines ehrlichen Mannes, der verſuchen will, was eigener Fleiß und Verſtand vermag, der ſeine Exiſtenz der Einförmigkeit entziehen und ſeine Geſundheit durch freie Luft erhalten will. Ehedem lebte ich, wie Sie's nennten, für den Staat, für die Welt, und ich glaube auch gar für die Nachwelt, jetzo lebe ich für meine Familie. Doch davon ein andermal.

Die Nacht hatte uns überfallen, ehe wir's uns verſahen. Wir eilten alſo nach Hauſe. Hier fanden wir im Hof alles mit Lichtern und Laternen erleuchtet. Die ganze Wirthſchaft war beiſammen, um die angekommenen Pferde zu examiniren. Mitten innen hielten ſie mit ihrem Füllen, und oben ſaß der kleine Oheim triumphirend mit einer Peitſche. Der Sohn war mit dem Knecht im Stall, und murrte, daß jener den Ankömmlingen die Streu nicht gut genug gemacht hatte. Er gieng ſelbſt mit ſeinem Beſen unterm Arm, ſtreute auf, und zeigte ihm, wie's ferner immer ſein ſollte.

Drittes Kapitel.

Das Abendeſſen wird heut etwas ſpäter werden als gewöhnlich, ſagte Herr Oheim. Wie ich höre, ſo hat kein Menſch auf das Füllen gerechnet, und dem armen Thier iſt weder Krippe noch Reiffen zurecht gemacht. Sie zerſägen eben eine alte Krippe aus dem Kuhſtalle, und machen auch ein Geſtell, das einen Reiffen für dieſe Nacht verſtellen ſoll. Es war ſogar keine Halfter da, und man darf doch den armen Narren die ganze Nacht über nicht frei neben der Mutter ſtehen laſſen, weil ihm einfallen könnte die alte böſe Milch von neuem einzuſaugen. Wie wir uns ſo am Küchenfeuer wärmten, trat der Pfarrer herein mit einem großen weißen Reitermantel unterm Arm. Er war gekommen mich abzuholen, daß ich die Nacht in ſeinem Hauſe zubringen ſollte. Daraus wird nichts, mein lieber Herr Paſtor, rief ihm Mademoiſelle Oheim entgegen, und Mama und ich haben ſchon oben weiß für ihn gedeckt. — Und wir thun nichts gerne umſonſt — wiſſen Sie das? Ich folgte der gutherzigen Einladung, und der Pfarrer ließ ſich auch bereden zum Abendeſſen zu bleiben. Endlich kam auch der junge Herr Oheim zur Geſellſchaft, nachdem er für ſeine

Thiere geſorgt hatte. — Sie, als ein Reitersmann, ſagte er zu mir, werden es nicht übel nehmen, wenn das Eſſen heut ein wenig ſpät wird. Ich denke, Sie ſehen ſich wohl ſelbſt nicht eher zu Tiſche, bis ihr Roß verſorgt iſt. Sie haben heut einen guten Tag gehabt, ſagte der Pfarrer zu ihm. — So ſo — war die Antwort. Und hier hab ich auch für Sie geſorgt. Sehen Sie, indem er etwas aus der Taſche zog, das ich nicht ſogleich erkennen konnte, hier iſt der wahre **Lichen rangiferinus**, den ich heute im Vorbeireiten auf dem Felſen des Aſchberges angetroffen habe. Und ſo iſt denn nun die Sammlung vollſtändig. Sehen Sie in Ihrem specielous nach, ob das nicht das wahre Rennthiermoos iſt, das ſo gut bei uns wächſt als in Lappland? Der Pfarrer war wie von Freuden über den gefundenen Schatz außer ſich. — Machen Sie hurtig, ſagte Frau Oheim, daß Sie Ihr Kleinod unbeſchädigt nach Hauſe bringen. Da wird die arme Frau eine böſe Nacht haben, weil der Herr für Freuden nicht ſchlafen kann. Mademoiſelle Oheim kam mit einem großen Becken Waſſer herein: darf ich gehorſamſt bitten, daß Ihr Kleinod zu ſaufen bekömmt, ſo gut wie des Herrn Heinrichs Füllen. Es könnte bis nach Tiſch Noth leiden. Das iſt diesmal nicht nöthig ihr Kinder, ſagte der Pfarrer; ich ſehe, ihr wißt noch nicht, daß **Lichen** und **Muscus** wie Franzoſe und Engländer von einander verſchieden ſind. Unſer lieber Pfarrer, ſagte Herr Oheim zu mir, hat bisher keine Frau, und wenig Ackerbau gehabt; um ſein Bischen Exiſtenz loszuwerden, hat er ſich daher auf ſieben Künſte zugleich gelegt. Meinen Kindern hat er ſeinen Geſchmack an der Naturgeſchichte mitgetheilt, und wenn's bei dieſen auch bisher nur Spielwerk geweſen iſt, ſo iſt's doch immer beſſer, als das Spielwerk mit bloßen Büchern. Es ſchärft wenigſtens die Sinne, und gewiß auch das Judicium.

Weil das Geſinde hereingekommen war, ſo klopfte Frau Oheim zum Eſſen. Ueber Tiſche war, wie man denken kann, der Hauptdiscurs von den neuen Pferden. Ich habe heut im Nachhauſereiten an Sie und an Ihre Philoſophie gedacht, Herr Pfarrer, ſagte der junge Oheim. — Wie ſo? — Wenn Sie mich immer ſo gern überreden wollten, daß das Hoffen beſſer ſei, wie das Haben. Ich war heut im großen Triumph ausgegangen, wenn ich meinen Handel überlegte und ich bin ganz capot nach Hauſe geritten,

nachdem er geſchloſſen war. — Gereut Sie's denn ſchon? — Das wär zu frühe — und ich hoffe, das ſoll auch wohl ausbleiben. Aber ich dachte, es ſollte mir Mühe koſten: und da ich alles ſo leicht fand, verdroß mich das. Wär mein Verkäufer ein Jude, oder ein reicher Schultheiß geweſen, wie wollt' ich ihm mit Vergnügen das Meſſer an die Kehle geſetzt haben! Aber ſo war's ein armer ehrlicher Teufel, den die Noth dazu brachte. Da vergieng mir das Handeln. — Ich hätte ihm auch das Füllen nicht abnehmen können. Aber da war ein garſtiger Jude da, der darum handelte, und es vielleicht für 8 oder 10 Thaler erwiſcht hätte. Er wollte mir auch die Pferde verleiden, und ſagte immer: ſie hätten keine Geſtalt. Wenn ſie nur brav ſind, und die Arbeit thun, und Freſſer ſind. — Wir fahren nicht ſpatzieren damit. Als der gute Mann ſahe, daß ich auf dem Füllen beſtand, ſo ſagte er mit Thränen in den Augen: Nehmen Sie's hin, ich weiß es iſt doch gut bei Ihnen aufgehoben. Aber laſſen Sie mir's ſagen, wenn Sie's einmal verkaufen wollen. Vielleicht bin ich alsdann im Stande, es Ihnen zu bezahlen. Mir war's, als wenn ich der Vormund über das Thier würde, und ich gab ihm die Hand darauf, daß es nie aus meinen Händen in andere als die ſeinigen kommen ſollte. Hab ich zu viel verſprochen, Papa? Nein, ſagte Herr Oheim. Das Füllen iſt Dein, denn ich habe nicht darauf gezählt, und das Futter, das es frißt, will ich Dir auch an Deinem Heirathsgut nicht abziehen, ſagte er mit Lächeln. Wenn's drei Jahre alt iſt, ſo wollen wir ſehen, wie wohlfeil Du das Herz haſt es Deinem Bauern wieder anzuſchlagen. — Ich habe ihnen die Hufe beſehen, fiel der Sohn ein, ſie haben herrliche geſunde Wände — die Eiſen halten auch noch. Wir können alſo, wenn Philipp für's Futter ſorgt, morgen mit der Dämmerung hinaus, und ſehen was ſie in der Arbeit vermögen. Ich denke wir reiſſen den Acker gerade vor der Mühle auf, und da wird ſich's zeigen, ob ſie Kräfte in den Knochen haben. Ich fahre morgen ſelbſt, und wenn Philipp ſich gut aufführt und ſie gehörig pflegt, ſoll er übermorgen auch mitfahren. Alſo, Mademoiſelle, nur dafür geſorgt, daß morgen unſer Frühſtück gleich parat iſt.

Als der Tiſch abgehoben war, gieng der Pfarrer weg, und der junge Oheim beurlaubte ſich auch. Die Tochter ſtand mit einem Licht da, und Madame Oheim präſentirte mir die Hand.

Kommen Sie, unſere Tochter ſoll uns leuchten, wir wollen ſehen wo Ihr Schlafzimmer iſt, und ob wir's Ihnen recht gemacht haben. Herr Oheim mag uns folgen, wenn er will. Ich ward die Treppe herauf in ein ſchönes geräumiges Zimmer geführt. Madame zog die Verhänge des Bettes auf, und ſagte zu mir: ſehen Sie ſelbſt, ob Sie auf dieſe Art, oder anders gerne ſchlafen. Ich war von der freimüthigen Güte ſo betreten, daß ich nicht antworten konnte. Wir haben Ihnen die Matratzen oben hingelegt, weil wir denken, Sie ſchlafen in der Stadt nicht auf Federn. Sind Sie's aber anders gewohnt, ſo ſagen Sie's frei heraus, denn wir ſind beide noch da, und können's anders machen. Ich wollte etwas zur Antwort ſtottern, aber Mutter und Tochter wünſchten mir beide gute Nacht; und ließen mich mit dem Vater allein. Nun hatte ich Zeit mich umzuſehen, und ich muß ſagen, ich fand das Ameublement ſo ſonderbar, daß ich's dem Herrn des Hauſes nicht bergen konnte. Da war Koſtbares und Gemeines ſo unter einander gemiſcht, daß ich nicht wußte, was ich ſagen ſollte. Die Verhänge meines Bettes waren linnen, und es ſchien, ſo artig es ausſah, doch wie man ſagt, Hausmacherzeug. Hingegen waren die Stühle und Lehnſeſſel die ſchönſte Tapetenſtickerei. Die Wände waren weiß, und mit Schmetterling-Tafeln, und ausgeſtopften Vögeln unter Gläſern, auch mit einigen Handzeichnungen behangen. In der Tiefe des Zimmers brannte das Feuer in einem Kamin, das eine marmorne Einfaſſung zu haben ſchien. Auf dem Geſimſe ſtanden zwei gelbe Wachslichter.

Als ich meine Nachtmütze in den Nacken ſchob, und das ganze Arrangement noch einmal mit großen Augen überlief, ſagte Herr Oheim: kommen Sie und ſetzen Sie ſich noch eine Viertelſtunde zu mir ans Kamin. Sie können doch nicht ruhig ſchlafen, wenn ich Ihnen nicht ſage, wie das alles hier zuſammen gekommen iſt. Sehen Sie, das alles, groß und klein, iſt Hausmacherzeug, und das iſt der Grund des ſchönen Enſemble, was Ihnen als Stadt- und Weltmann ſo ungern in den Kopf will. Wenn man bei Euch Herren Symmetrie und Harmonie, wie ihr's nennt, hervorbringen will, ſo muß man alle vier Welttheile dazu aufbieten. Wir haben das aber nicht nöthig, ſondern nehmen was uns vor der Naſe liegt. Hier den Vorhang haben meine Leute geſponnen, und er iſt im Hauſe gewebt. Die Stühle und Seſſel haben

ich und meine Frau und Tochter geſtickt, wie wir, bei unſerm ehemaligen kleinen Feldbau, im Winter nicht wußten, was wir mit den trüben Tagen anfangen ſollten. Die Kamin-Einfaſſung iſt nichts beſſers als der Stein, wovon mein ganzes Haus gebaut iſt. Vor ein paar Jahren hatte der Pfarrer den furorem mineralogicum; er lebte und ſchwebte alſo über allen Steinbrüchen, und probirte mit ſeinem Magnet, ſeinem Stahl und Fläſchchen Scheidewaſſer, alle Steine auf Gottes Erdboden. Da fand ſich's nun, daß der Stein, wovon ich von ohngefähr gebaut hatte, Gott weiß was für ein ſchöner Serpentino antico wäre. Er ſchliff ihn an, und beredete den Steinhauer des Orts, daß er ein paar große Stücke ausſuchen ſollte. Er wieß ihn am Ende an, ihm ſogar die letzte Politur mit ſimpeln Knochen zu geben, und ſo ward ich zu meinem Kamin beredt, damit der Pfarrer und ſein Syſtem Recht behielt. Das übrige, was Sie an den Wänden ſehen, ſind die Spielwerke meiner Kinder. Und die Wachslichter, die hier brennen, wachſen hinter meinen Scheunen. Ich weiß nicht, ob's Ihnen ſo iſt wie mir: ich bin mein Lebenlang durch nichts als goldene Sprüche regiert worden, die mir ſtatt alles Raiſonnements dienten. Und ſo iſt mir auch der goldene Spruch, der durch mein jetziges Leben zieht, der: Genieße nichts, als was Du Dir erworben haſt. Ich glaube, ich würde von Haus und Hof laufen, wenn ich's geerbt hätte. Aber ſo, da ich's erworben habe, iſt mir's in allen Theilen lieb. Alles, wohin ich mich ſetze, worauf ich ruhe, was ich berühre, iſt mein, weil ich ſeine Geſchichte weiß, und mit dieſer die Geſchichte des beſten Theils meines Lebens mir vortritt. So vergleich ich immer alles in Gedanken mit dem was es war, und was es jetzo iſt, und, nächſt dem tiefen Gefühl von Gottes Segen, iſt mir das Andenken an meine Arbeit werth. So wenig ein vernünftiger Menſch wünſchen wird, ſeine Kinder auf einmal groß und erzogen zu ſehen, ſo wenig hat's mich vom Anfang an verdroſſen, Fleiß und Sorge auf dieſe meine Haabe zu verwenden. So wie die Kinder nach vieler Mühſeligkeit und langen Jahren endlich erwachſen, ſo iſt auch alles um mich her groß geworden, und meine Hecken, meine Bäume und Bäche gehören alle zu meiner Familie. — Ich ſah, daß der gute Mann warm ward, und ich hätte ihn in dieſem Augenblick von Patriarchengefühl umarmen mögen, wenn mir ſeine Predigt, die er mir

eben hielt, nicht die Furcht eingejagt hätte, als ob er glaubte, ich hätte von der Güte ſeiner Exiſtenz noch eine Ueberzeugung nöthig. — Er überließ mich bald meinen eigenen Ueberlegungen; allein meine Seele war zu voll von allem dem, was ich Neues und Unerwartetes in dieſer glücklichen Familie fand, als daß ich ſobald ein Auge hätte zuthun können. In den ſüßen Träumen, die mich auf meinem gaſtfreundlichen Lager beſuchten, ſtand immer Mademoiſelle Oheim mitten inne; und ſo wenig das liebe Kind ſich mit mir zu thun gemacht hatte, ſo war doch dies Bild von Güte, Freimüthigkeit, geſchäftigem und munterm Weſen ſo nahe vor meinen Augen, daß ich noch nicht einmal Zeit genug gehabt habe, zu ſagen, daß es auch von Figur ein allerliebſtes blondes Mädchen war.

Viertes Kapitel.

Ich erwachte des Morgens früh und ſtund auf. Kaum war ich ans Fenſter getreten, ſo ward ich des jungen Oheims gewahr, der an ſeinen Pferden zurecht machte, die Stränge bald verkürzte, bald verlängerte, bis ſie an ſeinen Pflug paßten. Endlich ſchwang er ſich auf eine ſeiner Stutten, und zog mit langſamer Selbſtzufriedenheit zum Thore hinaus. Ich bemerkte, daß er gerade wie ein Bauer mit zwei Wämſern verſehen war, vermuthlich aus langer Erfahrung, daß man ſich gegen die Morgenthaue nicht genug verwahren könne. Ich warf mich voller Betrachtungen in einen Lehnſtuhl, und ward über mich ſelbſt böſe, daß ich mich noch verwundern durfte, wie die Simplicität bei einer größern Kultur des Geiſtes beſtehen könne. Mir fielen die Helden Griechenlands und Roms, die neuern Helden Nord-Amerikas, ein, die Alle, vom Pfluge berufen, Wunder der Größe und Tapferkeit darſtellen. —

Ich rief endlich in einer Art von Entzückung aus: du Einfalt der Sitten, ſtatt Hinderniß der Kultur des Geiſtes, biſt du vielmehr ſein Element, ſeine eigenſte Nahrung! Der Menſch, deſſen äußere Organe durch ſinnliche Beſchäftigung geſtärkt, erhalten und erhöht werden, ſoll der nicht ſchärfer denken, ſich muthiger entſchließen, nicht mehr Gegenwart des Geiſtes und des Augenblicks in ſeiner Gewalt haben — als derjenige, der mit ſpekulativer Weisheit getrödelt hat? In der Einſamkeit ſeines Kabinets hat dieſer niemand zum Zeugen, wie viel's ihm Mühe gekoſtet,

bis er die Reſultate ſeiner Operationen ans Licht ſtellte. Niemand hat geſehen, wie lang und einſam ſeine Materialien im Kopfe ſchwammen, bis er ſie in Eins binden konnte; niemand weiß, wie viel von fremdem ungerechten Gute jetzt unter dem Eignen zur Schau prangt! — Hier ward ich in meinen Monologen unterbrochen. Der kleine Oheim von fünf Jahren trat eben nicht ſehr ſachte in die Stube, mit einer großen Gerte in der Hand, und ward mich nicht gewahr. Er gieng nach dem Bette, und weil er die Vorhänge zugezogen fand, glaubte er, ich ſei noch nicht aufgeſtanden. Er rufte mir herzhaft zu: der ſoll aufſtehen! und als er es noch einmal wiederholt hatte und keine Antwort erfolgte, ſchlug er mit ſeiner Gerte, daß es pfiff, auf den Sitz des Lehnſtuhls mit einem drittenmal: der ſoll aufſtehen. Ich konnte mich nicht enthalten, den Jungen zu überfallen, und ihn vom Boden in meine Arme zu nehmen. Er machte mir weder eine Kareſſe, noch war er beſtürzt, daß er mich an einem andern Ende fand, als dem wo er mich geſucht hatte, ſondern ſagte ganz gelaſſen: der Papa hat geſagt: der Kaffee würde kalt.

Ich ließ mich von meinem kleinen Führer leiten. Als wir an die Treppe kamen, begegnete mir Mademoiſelle Oheim, die ihren ältern Bruder ſuchte, und mit wenigen Sprüngen die Treppe hinaufgeflogen kam. Ihre ſchönen Haare hiengen in allem ihrem Reichthum über den Rücken herab, und ſie hatte noch nicht Zeit gehabt, ein Halstuch umzunehmen. Ich ſtand vor ihr, und war wie ein Menſch der nicht in die Sonne ſehen mag, und ſeine Augen niederſchlägt. Allein wenn ich ſie auch erhob, ſo ward ſie darüber weder beſtürzt noch ungehalten. Mir wuſchte ein Bild unſrer erſten Mutter durch die Seele. — Nun, was hat Ihnen geträumt, Herr Müller? — es muß alles wahr werden, ſagte ſie mit Lächeln; denn es iſt die erſte Nacht, daß Sie in dieſem Bette geſchlafen haben. — Wollte der Himmel, rief ich, daß es je wahr werden könnte! — Das war alſo ein wahrer Traum, weil's ſo ſchön war, wie ſie's wünſchen konnten? — Ach! rief ich, es war ein ſo heitrer herrlicher Traum, voll lauter Wonne, und ſollte der im Leben nicht, wenigſtens auf eine Zeitlang, möglich ſein? — Alſo war gar kein Unglück darin? fragte ſie. O da war's keine Liebesgeſchichte, denn da muß ein Haufen Unglück ſein, wenn's gut gehen ſoll. Mit dieſen Worten verließ ſie mich und flog weg.

Ich traf den Vater unten vor dem Kamine im großen Saale, oder in der Küche, an. Hier war alles aufs reinlichſte geſcheuert und geputzt, und kein Anſchein, daß geſtern den ganzen Tag das geringſte darinn wäre handirt worden. Wir wollen heute mit Kaffee frühſtücken, ſagte Herr Oheim, um doch auch ein wenig vom europäiſchen Luxus zu participiren, wie von den Welthändeln, wenn wir ſie in der Zeitung leſen. Meine Frau hat ihre ſilberne Kanne und ihre Dresdner Taſſen mit goldnen Rändern hervorgeſucht, die wir als Memento mori unſrer ehemaligen Exiſtenz aufbehalten haben. Außerdem thut mir's wohl in den Augen, die Wirkungen des Lichts auf dem herrlichen Metall zu bewundern, und daß der Menſchen Hände an dem Thon der Natur diesmal nichts verderben haben. Mademoiſelle Oheim ſetzte ſich auch zu uns, nachdem ſie ihre beſte Reize geordnet, oder vielmehr dem Auge des Zuſchauers entzogen hatte; und ihr ſteinernes Näpfchen mit der eingebrockten Milch, und ihr Weſen und Geſtalt machten den beſten Kontraſt zu unſerm ausländiſchen Luxus und Palliativum!

Der Alte fieng an: wenn ich ſo meine Familie am Feuer verſammle, mein Junge hier in der Küche auf ſeinem Stecken im Kreiſe herumreitet, meine Weiber Abends alleſamt ſpinnen, und mein Sohn und ich hier, von dem was morgen gethan ſoll werden, mit Philipp berathſchlagen: ſo iſt mir's immer, als ob ich das alles vom Schiffbruch auf eine gute Inſel gerettet hätte, und da draußen das ungetreue Meer mit ſeinen großen Wellen wüthete.

Ich denke mein Bruder wird nicht lange ausbleiben, ſagte Mademoiſelle Oheim; denn er hat nicht bleiben wollen, bis ich meine Milch zurecht gemacht hatte, und hat ein Stück Brod und Käſe in die Taſche genommen. Ich bat den Alten, daß er mich hinausführen ſollte; denn ich wollte mir das Schauſpiel nicht verſagen, den herrlichen jungen Mann hinter ſeinem Pfluge arbeiten zu ſehen. Allein ich fand auch hier, wie bei allen Dingen, daß, wer mit Nutzen reiſen will, viel muß gelernt haben. Um zu fühlen, wie brav er pflügte, hätte ich's ſelbſt verſuchen müſſen, und ſo war's eben mit mir diesmal, wie mit allen unſern Reiſenden, wenn ſie eine Virtuoſität ſehen, die ſie nicht ſelbſt beſitzen. Als wir in die Thür traten, fing es herzhaft an zu regnen, und ohngeachtet aller meiner Proteſtationen wollte Herr Oheim nicht ge-

ſtatten, daß ich durchaus naß würde. Ich ließ mich endlich bereden, weil ich glaubte, der junge Mann würde wohl ſelbſt nicht lange ausbleiben. Darin irren ſie ſich, ſagte der Vater; denn unter uns Landleuten iſt eine Art von Ambition, dem Wetter nicht nachzugeben, wenn wir ſchlechterdings zu thun haben, und meiſt iſt unſere Arbeit an Tag und Stunde gebunden. Außerdem koſtet's uns nicht viel, denn wir ſind dazu angekleidet — bis der Regen durch unſere dreifache Bedeckung durchgeht — Gewohnheit thut auch viel — und ſelten ſpüren wir böſe Folgen davon, weil uns der Regen nie in einer gewaltſamen Erhitzung überraſcht. Kommen Sie mit mir in mein Kabinet, hier wollen wir die Zeit verſchwatzen, denn wir hindern nur hier die Weiber mit unſeren Stühlen und Reflexionen.

Als wir uns geſetzt hatten, fing Herr Oheim an: Um Ihnen eine Idee zu geben, wie's jetzo mit mir ſteht, muß ich Ihnen ſagen, wie's ehedem mit mir geſtanden hat, und dann werden Sie begreifen, warum mir meine jetzige Art zu ſein ſo ſehr behagt. Mein Vater war Regierungs- und Juſtizrath in St., einer der brauchbarſten Geſchäftsleute ſeiner Zeit. Er hatte in ſeiner früheren Jugend auf der Kanzlei gedient, nachher war er aufs Land als Beamter und endlich wieder zurück in die Stadt berufen worden. Er kannte alſo die Landesverfaſſung vollkommen, wurde wegen ſeiner Thätigkeit von jeher zu allen außerordentlichen Geſchäften gezogen, und bei ſeinem offenen Kopf und der Beſchränktheit auf ſeinen Beruf war es nothwendig, daß er ſich dieſe außerordentliche Geſchicklichkeit erwarb. Allein er hatte den einzigen Fehler, daß er, wie ſie's nannten, ſchwer arbeitete, jede Sache als Abhandlung betrieb, und dadurch dem Kollegen nichts zu erinnern übrig ließ. Außer dieſem wollte er beſtändig Recht haben, und hatte auch meiſt Recht. Dieſes Letztere war unverzeihlich; er wurde allen, die neben oder über ihm waren, nach und nach verhaßt oder gleichgültig. Dadurch ward er weniger zu Geſchäften gezogen und fiel in Unthätigkeit, ſo daß er an ſeinem eigenen Fleiſch kauen mußte, und dieß iſt die gewiſſe Urſache ſeines frühzeitigen Todes, ſo wenig er es auch merken ließ.

Indeſſen geſtanden ihm Hohe und Niedrige, Freunde und Feinde ſeine Verdienſte zu. Er diente auch, wo er konnte, ſo ſtreng und unerbittlich gegen Unrecht und Betrug er war. In

unſerm ganzen Hauſe ertönte daher alles von dem Wunſche, daß ich, der einzige Sohn, auch dereinſt ein ſo geſchickter und geehrter Mann werden mögte, als mein Vater. Sie wiſſen, wie man in den kleinen Reſidenzen von allen anderen Ständen und Verrichtungen urtheilt und denkt, die nicht zum Herrendienſt gehören. Der Landjunker iſt ein Sprüchwort und ein locus communis, den man den Kindern ſtatt des Eſels um den Hals hängt. Der Bauer kommt gar nicht, auſer als Maſtvieh für die Rechnung des Fürſten, in Anſchlag. Keine Mittelleute geben ſich mit der Landwirthſchaft ab, oder ſie verderben dabei, weil ſie's nicht ganz durch ſich ſelber treiben, wie man ſoll. Kommen die Diener des Fürſten in eine Handelsſtadt, ſo ſind ſie ſehr verlegen, daß ſich nicht jeder vor ihnen bückt, wie bei ihnen. Der Wohlſtand, den ſie hier ſehen, drückt ſie wie ein böſes Gewiſſen, und ſie helfen ſich damit, daß die wohlgefütterten Köpfe und die reichgekleideten Bäuche der Handelsſtadt doch nur ſtupide Kerle wären, die keine Lebensart hätten und nichts verſtänden. Wer auch mitten, wie wir, im feſten Lande liegt, kann keinen hohen Begriff von der Handlung haben, weil alles meiſt groſe oder kleine Krämerei iſt, und ſich nur hie und da ein ſpeculativer Kopf blicken läſt, der auch nicht gedeihen würde, wenn er ſo viele Fonds wie die anderen hätte. In unſer Haus kamen keine Fremde, als Beamte, Ober- und Unterſchultheiſen von dem Lande. Ich ging ins Pädagogium und mein Vater auf die Regierung, und wenn wir Beide uns präparirt und repetirt hatten, ſo dachten wir, es gäbe in der Welt weiter nichts zu thun. Wurde den Sonntag keine Parthie Quadrille geſpielt, ſo ſetzten ſich Vater und Mutter hin und ſpielten Piquet oder zogen die Dame. An dieſem Tage wurde die Zeitung geleſen und erklärt. Der Papſt und das türkiſche Reich ward nicht geſchont, auch ärgerte man ſich daran, daß die Rebellen in England ihren rechtmäſigen Oberherrn nicht gehorchen und die hartnäckigen Schotten, die ihre von der engliſchen Regierung verordneten Hoſen nicht an den Beinen, ſondern an einer Stange tragen wollten.

Fünftes Kapitel.

Ich ſah alſo keinen andern Weg vor mir, wie ſie's nennen, mein Glück in der Welt zu machen, als wenn ich in meines Vaters Fußſtapfen träte. Ich lernte fleißig, und in meinem zwölften Jahre machte ich lateiniſche Verſe, wußte aber nicht Körbel von Peterſilie zu unterſcheiden. Wir hatten keinen Garten, und weil man alles wohlfeiler kaufen als bauen konnte, ſo kam, wie man ſagte, nichts dabei heraus. Von aller Herrlichkeit der Welt hatte ich nichts geſehen bis in mein ſechszehntes Jahr, außer wenn ich mit meinem Vater gegangen war, an Gallatagen die Herrſchaft ſpeiſen zu ſehen. Die Conditoreiarbeit, die zum Nachtiſche aufgeſetzt ward und ſeit zwanzig Jahren in einem Tempel Salomonis beſtand, gefiel mir indeſſen ſehr wohl, wenn nur die Officiere von der Garde nicht geweſen wären, die uns alle, Krethi und Plethi, wenn wir eine Weile gegafft hatten, zur Thüre hinaustrieben, um eine friſche Heerde zur andern herein zu laſſen. Ich hatte Gefühl für die Natur, es ſchlief aber und ward nicht entwickelt. Ich erinnere mich noch, wie eines lieblichen Morgentraums, der Zeiten, die ich auf dem Lande zubrachte. Mein Vater hatte eine Schweſter, eine Pfarrerwittwe, die ihr nothdürftiges Auskommen hatte, um ihre drei Söhne aber zu erziehen ſchon manche Lücken in ihre kleinen Capitälchen gemacht hatte. Dieſe Frau hatte mich beſonders lieb gewonnen, weil ich ſo viel lernte; und ich mußte die Feiertage und die Oſter- und Herbſtmeſſe, wenn's möglich war, die Ferien bei ihr zubringen. Ich denke noch immer der ſchönen Sommerabende, wenn wir weit vors Dorf mit unſerm großen Kruge gingen, Waſſer zu holen, und an dem Brünnchen unter dem Schatten des herrlichſten Nußbaums ſich die Mädchen und Jungen verſammelten, und man aus dem Dunkel über die Hecken auf die noch herrlich erleuchtete Wieſe ſehen konnte; wenn wir in der Scheune die hohe Schaukel befeſtigten und bis oben an die Thorſchwelle fuhren, uns im Garten mit Aepfeln warfen, oder auch Abends draußen mit Pulver allerlei Feuerwerk anſtellten, das man in der Stadt nicht treiben durfte, die Kürbiſſe aushöhlten, Geſichter darein ſchnitten und beinahe uns ſelber vor dem Licht fürchteten, das ſo ſchrecklich ausſah. Beſonders war mir der Herbſt nicht allein angenehm, ſondern höchſt einträglich, weil es

hier umſonſt ſo viel zu ſchwanſen gab, daß man in der Stadt ſo theuer erkaufen mußte. Auch gefiel mir's ſehr, für einen geſcheiten Menſchen zu paſſiren, wenn mir hier mit ſoviel Achtung begegnet ward, und ich ihnen beim Maulaufmachen Gellerts Fabeln verlierte. Die Küche war auch ein herrlicher Ort in meinen Augen, weil hier keine Köchin war, die uns wegtrieb und wir Jungen unſere Kartoffeln und Kaſtanien ſelber braten, auch auf den Pfannkuchen warten, bis er fertig war, und ihn ſelber in die Stube tragen durften.

Indeſſen konnte die Liebe zum Landleben nie zur Leidenſchaft werden. So wohl mir's that, wenn ich wieder in meinem Stadtkarch geſperrt war. Allein es ging natürlich zu: nie hatte ich auf dem Lande eigentlichen Wohlſtand bemerkt, ſondern alles ſeufzte unter der Laſt der Abgaben und dem Mangel des Geldes. Auch hatte von allen Leuten, die ich je geſehen, nie einer etwas Merkwürdiges weder an einem Baume, einer Feldblume, einem Gräschen, einem Inſekt oder einer Erdſchichte bemerkt. Das Land ſchien mir alſo nur hübſch grün und in der Ferne hübſch blau. Von merkwürdigen Menſchen konnte auf dem Lande gar nichts vorkommen; denn ſie waren augenſcheinlich alle weniger, als die Leute in der Stadt. Denn die größten Menſchen unter allen waren diejenigen, die viel Bücher in der Stube hatten, d. i. von der Feder Profeſſion machten. Außer dem Griechiſchen und Latein ward nichts auf dem Pädagogio getrieben, als ein wenig Geographie und Hiſtorie; und zwar dieſe in eben demſelben Geſchmack von den Kindern Iſrael an bis aufs Habsburgiſche Haus. Immer war's Ein Regent und Ein regierendes Haus oder Volk, für das uns Ehrfurcht eingeprägt ward, und ſo wie wir dieſes liebten, haßten wir alle andere Völker, wie die Moabiter, Amalekiter und alle übrige heidniſche Völker, die eine Vorhaut hatten. Von der ganzen praktiſchen Philoſophie war nicht ein Fünkchen im ganzen Lande zu ſpüren, außer was hie und da bei den Gliedern der mediciniſchen Facultät unter der Aſche loderte. Außer dem Leibmedico hatte kein Menſch eine Luftpumpe oder Elektriſirmaſchine geſehen. Wenn bei der Unterſuchung eines Sauerbrunnens die Herren Commiſſarii ſahen, daß die Dinge bald grün, bald roth, bald ſchwarz wurden, ſo wußten ſie wohl, daß der Teufel nichts dabei zu thun hatte; allein wie es zuging, dafür ließ man den Stadt- oder Land-

physicus sorgen. Ich las indessen den Virgil und Horaz und Cicero, d. i. ich explicirte die Leute, allein keiner machte die geringste Wirkung auf meine Imagination. Es war mir wohl, wenn ich sie absolvirt hatte. Im funfzehnten Jahre hielt ich eine Oration über den Charakter des Tertullian, und untersuchte, in wiefern das Afrikanische Klima Einfluß auf seinen Stylus gehabt hatte. Sechs Monate darauf stellte ich eine öffentliche Vergleichung zwischen Cäsar und Alexander an. So präparirt ging ich auf die Universität, hörte was zu hören war, schrieb nach was der Professor fallen ließ, und kam nach drei Jahren, mit vielen tausend Ideen bereichert, wohlbehalten nach Hause. Ich ward durch den Credit meines Vaters sogleich employirt. Ich applicirte mich, und ob ich gleich merkte, wie himmelweit der Gang der Geschichte von dem akademischen Wörterkram ablag, so that mir doch meine wohlerlernte Logik herrliche Dienste. Ich konnte jeden begreifen, und auch mich wieder begreiflich machen; kurz ich erhielt bald den Ruf, daß ich ein brauchbares und fleißiges Subject sei. Als mein Vater starb, nahm mich einer der geheimen Räthe, der das Ohr des Fürsten hatte, unter dem Titel eines F. geheimen Secretarii, zu sich ins Haus, um die Acten für ihn zu lesen, und auch meist die Extracte zu machen. Ich ward oft zum Fürsten mit geheimen mündlichen Aufträgen geschickt. Der Fürst lernte mich hiedurch kennen; und da kurz nachher eine große Veränderung im Ministerio vorging, nahm er mich zu sich ins Schloß unter dem Character eines geheimen Referendarii. Das Jahr darauf ging ich mit ihm auf Reisen. Ich ward ihm nothwendig, ohne sein Liebling zu sein, und von dieser Zeit fängt eigentlich die Epoche an, die mich zu meiner jetzigen Lebensart bestimmte. Doch davon ein ander Mal.

Sechstes Kapitel.

Als der junge Oheim vom Acker kam, that er mir den Vorschlag, heute Mittag bei dem Pfarrer zu essen. Wir wollen nach dem Dorfe, sagte er. Sie müssen doch einmal nach Ihrem Braunen sehen, und nach Tische nehmen wir den Pfarrer mit zu uns zurück, damit er Ihnen seine Pflanzungen auf unserm Gute zeigt. Unterwegs fielen allerlei Gespräche. Ich fragte ihn: ob er wohl

das Herz hätte, auf dieſe Art ſein Leben auf dem Lande zuzubringen? — Das iſt ohngefähr eben ſo, als wenn ſie den Fiſch fragten, ob er ſein Leben im Waſſer zuzubringen gedächte. — Sie haben, dünkt mich, die Annehmlichkeiten des Stadtlebens noch nicht gekoſtet, verſetzt' ich ihm, und ich wollt' es Ihnen auch in Ihrem jetzigen Alter nicht rathen. Es könnte auf Ihr ganzes künftiges Leben gefährliche Folgen haben. Ob ich ſie je koſten werde, das, dünkt mich, iſt entſchieden, gab er zur Antwort. Mein Vater muß nicht ganz ihrer Meinung ſein, denn ſonſt hätte er mich nicht, und zwar gerade in der Karnevalszeit, nach der Stadt geſchickt. Vergangenen Winter noch hab' ich meine letzte Probe beſtanden. Und wie lief dieſe ab? Das kann ich Ihnen kurz erzählen. Meiner Mutter Bruder iſt geheimer Hofrath in S., lebt auf einem ſehr glänzenden Fuße, hat zwei Söhne und auch zwei erwachſene Töchter, mit denen ich Bekanntſchaft machen ſollte. Als ich ankam, war es Nacht. Ich ſtellte meine Pferde ins Wirthshaus, und ließ mir durch Philippen meinen Mantelſack nachtragen. Wir ſuchten lange im Hauſe, bis wir endlich an die Geſindeſtube kamen. Hier fanden wir Kutſcher, Laquay, Hausmagd und Köchin, nebſt einigen andern Purſchen aus der Nachbarſchaft, über einer Art von Gaſtmahl, und erfuhren, daß die junge und die alte Herrſchaft auf einem großen bal paré ſei. Der Bediente ſtürzte aus der Stube, führte mich und meinen Mantelſack in einen ſehr ſchön meublirten Saal, der kein Feuer, aber viele herrliche Malereien und Kunſtwerke zeigte. Er verließ mich mit vielem Reſpect, daß er ſeiner Herrſchaft ſogleich Nachricht von meiner Ankunft geben würde. Nachdem ich während einer Stunde Zeit gehabt hatte, alles bis auf die Fußteppiche zu bewundern, und indeſſen meines Philipps Schickſal beneidete, der in der warmen Geſindeſtube ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hatte — kam ein junger Herr angefahren in einem ſchwarzſammetnen Kleide, mit roſenfarbenem Atlas gefuttert, und einem reichen goldnen geſtickten Epaulette — der mich mon cousin nannte. Er embraſſirte mich mit einer ſonderbaren Wärme, verſicherte mich, daß ich esprit hätte, gerade zu der beſten Jahreszeit gekommen zu ſein, daß man ſchon ſeit acht Tagen auf mich gewartet habe, und daß ich ja recht lange bei ihnen bleiben ſollte. Er beſtand darauf, daß ich mich chauffiren und mit ihm zurück auf den Ball fahren ſollte. Sie ſind auf

einmal der ganzen beau monde präſentirt, und eine ſolche Gelegenheit Connoiſſancen zu machen kommt nicht ſobald wieder. Ich hatte indeſſen ſo viel Beſinnung, daß ich blieb wo ich war, und daß ich um nichts bat, um ein Zimmerchen, wo ich die Erlaubniß hätte, die Nacht zuzubringen. Als mon cousin ſah, daß nichts mit mir anzufangen war, ging er mit eben derſelben Wärme von Embraſſaden zurück auf ſeinen Ball, und ich blieb zu Hauſe. Man führte mich in ein artiges Zimmerchen unterm Dache, das geheizt war, und nach einer guten Stunde kam der Bediente mit zwei Wachskerzen und ſagte: Monsieur est servi. Ich mußte ihm zwei Treppen hinunter in den Speiſeſaal folgen, wo ein artiges Souper für mich fertig ſtand. Der Bediente ſtellte ſich mir gegenüber, um auf das Winken meiner Augenbraunen acht zu haben; da ich aber nur von einem Gerichte aß, ſo hatte er auch nicht einmal Gelegenheit, ſeine Schuldigkeit zu thun und Monſieur zu bedienen. Mir fiel auf einmal in dem weiten Saal meine Einſamkeit aufs Herz; meine Phantaſie verwandelte den Laquayen in einen Kammerherrn, und ich ſah das Elend, das den Fürſten drückt. Oede um ſich, Niemand ſeines gleichen neben ſich und die Ausſicht — in ein Dienergeſicht. —

Als ich wieder zurück auf mein Zimmer war, ſchien ich mir von der ganzen Welt abgeſchnitten, und Niemand zu haben als meinen Mantelſack. Die Pferde aufzuſuchen, war's zu dunkel und zu weit nach dem Wirthshaus, und Philipp war längſt zum Abfüttern weggegangen. Ich legte mich zu Bette, konnte aber nicht ſchlafen, ob ich gleich Bewegung gehabt hatte, wie die Stadtleute ſagen. Ich konnte den Tag nicht erwarten. Als er endlich kam, ſtand ich auf, und zog mich an. Mein zurückgeſtrichenes Haar war bald in Ordnung, ich puderte es auch diesmal, und als ich mich im Spiegel erblickte, mußte ich über dies erſte Opfer lachen, das ich dem Stadtwohlſtande brachte. Nachdem ich lange mein Zimmerchen in der Breite und in der Länge mit großen Schritten gemeſſen hatte, kam mein Oncle. Ich hatte ihn ehedem als Knabe gekannt, er empfing mich auch ganz freundſchaftlich, ſo weit es die große Kluft erlauben wollte, die zwiſchen ſeiner Art zu leben und der unſrigen befeſtigt war. Er führte mich zu meiner Tante, deren Figur ich mir aber nicht ſogleich wieder erinnern konnte, weil ſie in den zwölf Jahren, ſeit ich ſie nicht geſehen hatte, un-

gleich jünger geworden war. Denn sie war ganz wie ein Mädchen von siebzehn Jahren angezogen, und wenn es nicht heller Tag gewesen wäre, so hätte ich sie als eine meiner Cousinen bewillkommt. Ob es gleich gegen zehn Uhr war, so wartete man doch mit dem Dejeuné auf die jungen Damen, die endlich doch nicht erschienen, und sich auch nicht entschuldigen ließen, weil sie noch schliefen. Von den Vettern kam noch der Lieutenant, der sich nach einem tiefen Compliment gegenüber an den Tisch setzte, und sein Filet, das er in der Hand gebracht hatte, zu arbeiten anfieng. Der andere, den ich gestern gesehen hatte, der Regierungsassessor, war auf die Reitbahn gegangen. Man überlegte hin und her, wie man mir den Tag über angenehm machen wollte. Erstlich sollte ich in der Donnerstags-Societät präsentirt werden. Nachher aber entschied mein Oncle, daß ich den Nachmittag dem Leibmedikus S—l eine Visite machen, sein Naturalienkabinet sehen, und den Abend mit in die Comödie gehen sollte. Ich protestirte vergebens, daß ich nur gekommen wäre, meine Verwandten zu sehen, daß es mir nirgends besser sein könnte, als bei ihnen. Es half nichts, man wollte so viel Lustbarkeit in mich pfropfen, als das Zeug halten mochte; und man hielt es für sündlich, mich als einen Stockfisch wieder nach Hause zu schicken. Kurz vor Tische erschienen die jungen Damen. Sie waren chaussirt und angezogen wie Solotänzerinnen. Allein superne hatten sie ihre Reize noch nicht entfaltet. Ich hatte mein Leben nicht so viel Puder und Pommade beisammen gesehen, und ihre Wangen sahen aus wie der Himmel an einem schönen Frühlingsabend, wenn er mit langen Purpurstreifen spielt. Der Essig von gestern Abend hatte sich etwas verlaufen, und man hatte aus Raffinement, oder Gott weiß warum, noch keinen neuen aufgelegt. Die Aelteste trat dichte vor mich, und fragte mich: ob sie nicht abscheulich aussähe? indeß die Jüngste hinten um mich herum schlich, um auszuspähen, ob ich nichts vom Stallgeruch an mir hätte. Man fragte mich nach meiner Schwester, und ob ihr denn mein Vater gar keine Maîtres geben wollte? Ob sie nicht melancholisch würde? Und ob wir denn gar keine Societät hätten? Der Lieutenant fragte mich: ob wir auch die hohe Jagd hätten? was mein Pferd für ein Landsmann wäre? Meine Tante fragte: was wir für Lektüre hätten? ob wir auch den deutschen Merkur und das Museum hielten?

Bei Tiſche hatte man mich zwiſchen die beiden jungen Damen geſetzt, die mich mit Höflichkeiten obruirten. Ich wußte nicht das mindeſte davon, konnte alſo auch nicht betreten darüber werden, wie ſie berechnet hatten, daß ich's fein würde. Aus den Bemühungen der Brüder, die Schweſtern zu bedienen, merkte ich doch am Ende ſoviel, daß ich ſehr gefehlt, und den Senf, und die Gurken, und den Salat u. ſ. w. nicht zu rechter Zeit an meine Nachbarinnen präſentirt hatte. Man war indeſſen ernſtlich bemüht, wie jeder Höhere den Niederen, mich à mon aise zu ſetzen. Man ſprach wenig vom geſtrigen Ball, und der Regierungsaſſeſſor berührte nur im Vorbeigehen den Springer und den Siebenbürger Wildfang, den er heute geritten hätte. Hingegen war von nichts als der Landwirthſchaft die Rede, vom reinen Ertrag, u. dergl. Der Aſſeſſor fand unſern Viehſtand viel zu klein, und wunderte ſich ſehr, daß wir nicht Klee und Krapp bauten, und warum wir nicht des Herrn Ellis Säepflug eingeführt hätten. Ich machte verſchiedene Verſuche hierauf zu antworten, und wollte von dem Vortheil und Nachtheil jeder Bauart etwas vorbringen: allein man gab ſo wenig acht auf das was ich ſagte, und that nach Herren-Art ſo ſchnell wiederholte Fragen an mich, daß ich wohl ſahe, es war ihnen nicht um eine Antwort, ſondern um Gelegenheit eine neue Frage anzubringen zu thun. Nach Tiſche merkte ich beim Kaffee, aus der Kälte womit man mir begegnete, daß man mich für ein ganz unbrauchbares Subjectum hielt, aus dem nicht einmal ein Redicüle zu ziehen wäre. Kurz, ich hatte die Ehre für ſtüpid zu paßiren, und man hielt des Vaters Einfall doppelt für herrlich, mit mir zuerſt in der Komödie zu debütiren, wo es weiter nicht viel zu ſagen hätte. Der Aſſeſſor begleitete mich indeſſen mit freundſchaftlichem Mitleiden zum Leibmedikus S—l. Ich kam bald mit dieſem verdienſtvollen Mann von unſerm Pfarrer zu ſprechen, und er verſicherte mich, daß er vielleicht ſo wenig als andere gewußt hätte, daß ein ſolcher Mann in der Nähe exiſtirte, wenn ihn Hr. Scopoli, mit dem er in Correſpondenz ſteht, ihm nicht von Padua aus bekannt gemacht hätte. Er hat eine treffliche Kräuterſammlung, beſonders an Mooſen, Flechten und Farrnkräutern, alles was ſeine Gegend hervorbringt. Er wieß mir verſchiedene, wo er den Ritter Linnée und unſern Dillenius nicht mit einander vereinigen konnte. Ich gab ihm nach meinen Kenntniſſen

Recht und bestärkte ihn in seinen Zweifeln gegen den Ritter. Der gute Mann ward warm und embrassirte mich zu verschiedenen Malen. Mein Herr Vetter, der Assessor, saß ganz betäubt, da er hörte, daß ein Pfarrer auf dem Lande ein großer Mann sein sollte, daß sein Vetter etwas wußte, das er nicht verstand, und daß der alte, rechtschaffene Leibmedikus sich über meine Erscheinung so herzlich freuen konnte.

Ich ging sehr ungern zur Comödie; allein es gefiel mir besser, als ich vermuthet hatte. Es war eine Art von weinerlicher Comödie mit Gesang. Die große Versammlung, Menschen von allen Ständen und Alter beisammen zu sehen, that meinen Augen wohl, und sie schienen mir meist alle recht gutherzige Menschen zu sein, wie sie auf einen locus communis lauerten, und das dürftigste Sentiment mit lautem Händeklatschen bewillkommten. Es geht dabei zu, wie bei ihren Dejeunés und Collationen — nach dem Hunger zu urtheilen, sollte man denken, sie hätten in vier und zwanzig Stunden nicht gegessen; und so ist auch kein Volk wie sie, das sich von Morgens bis in die Nacht mit Gefühl vollpfropft, und immer doch so leer davon ist, daß es zu allen Zeiten danach schnappt. Bei Tische ward ich sehr examinirt, wie mir die Comödie gefallen hätte. Das Stück, so schlecht es war, war, wie mir däuchte, von den Akteurs nach bestem Wissen und Willen gespielt worden. Gut konnt' ich's nun einmal nicht finden; allein es interessirte mich auch wieder zu wenig, als daß ich's hätte für schlecht ausgeben sollen. Die beiden Damen hatten erstaunend viel über die Aktion zu sagen, wovon ich aber nichts verstand, weil mir die ersten Begriffe dazu fehlten. Ich saß da und aß eben über Vermögen von allem, was mir angeboten ward, aus Angst, ich möchte etwas Unziemliches über die dramatische Kunst vorbringen. Die älteste Tochter behauptete, die Liebhaberin hätte ganz und gar ihre Stelle verfehlt, und nach Tische wollte sie zeigen, wie's eigentlich hätte anders sein sollen. Bis das Desert aufgehoben war, unterhielt mich indessen meine Tante von allen Stücken, die die letzten zwei Winter von ihrer Familie waren aufgeführt worden, und nannte mir von dem Fürsten bis auf den Kabinetssekretair alle Cavaliers, die jedesmal Zuschauer gewesen waren. Ich muß gestehen, ich erstaunte, als meine Cousine auftrat. Sie hatte kaum das letzte Stückchen Biscuit hinunter, so

gerieth ſie in eine Leidenſchaft von verzweifelter Liebhaberin, daß mir die Thränen über die Backen liefen, und ihr Bruder, der Lieutenant, der das Buch in der Hand hatte und den ſie anredete, ſtörte mich im geringſten nicht in der Illuſion. Sie ging von Angſt und Muth zur Schmeichelei über, als wenn ſie einen Teller gewechſelt hätte; es fiel mir aber doch ein paarmal heiß aufs Herz, wenn ich bedachte, was das Mädchen für ein angebornes Talent zur Verſtellung haben müßte. In dieſer meiner Dumpfheit ging ich auf mein Zimmer, und war ſo voll von allem, was Geiſt und Leib für dieſen Tag, über die Gebühr, empfangen hatte, daß ich nicht ſchlafen konnte. Den andern Morgen ward ich zu einem andern Schauſpiel heruntergerufen, das nicht weniger neu für mich war. Jedermann war früh friſirt, und mit ganz beſonderm Geſchmack zum Dejeuné gekleidet. Denn jede Tageszeit hatte hier ihre Art ſich zu kleiden. Es hieß wir wollten in meines Onkles Garten frühſtücken. Der Wagen mußte zu drei verſchiedenen Malen abgehen, um uns alle abzuholen, denn es ſtellten ſich noch einige Frauenzimmer aus der Nachbarſchaft ein. Ich ſtellte mir nichts weniger vor, als daß die Fête meinethalben gegeben würde. Es war indeſſen nicht anders. Man führte mich und meine Geſellſchaft in ein artiges Gartenhaus, aus dem ich einen ſchönen Proſpekt entdecken konnte. Ich hörte von allen Seiten lachen, rufen u. ſ. w., ohne daß ich jemand ſah. Indem kam mein Vetter geſprungen, riß die Fenſterläden von der andern Seite des Gartens auf, und entdeckte mir das Geheimniß. Hinter dem Haus war eine Laube von jungen lebendigen Fichten zuſammengeflochten, in der eine große Geſellſchaft Frauenzimmer bei Caffee, Chololade und allem was zu einem Stadt-Dejeuné gehört, laut wurden. Vor ſich hatten ſie eine ſogenannte Winterwieſe, die aus einem Stück Pimpernell beſtund, und ſich hinten in einem großen gefrornen Teiche endigte, der mit einem Dutzend der beſten Schrittſchuhläufer von allen Seiten befahren ward. Ich muß geſtehen, das Schauſpiel kam mir ganz unerwartet. Man nöthigte mich die Geſellſchaft zu beſuchen. Als ich hinein trat, bewunderte ich den Tiſch, wo man durch Vorhänge die Feuerkäſtchen und Fußſäcke maskirt hatte, um die Illuſion aufrecht zu erhalten. Aus dem Aufmerken Aller beobachtete ich ſogleich, daß Ich und meine Geſtalt das große Gerichte war das heute zum Beſten gegeben

wurde. Sie ſchlichen um mich her, beſahen mich von oben bis unten, machten mir alle beinahe dieſelben Fragen und dieſelben Höflichkeiten. Am Ende ließ ich mich bereden, Schrittſchuhe anzubinden. Dieß war eine Natur, die ſie noch nicht geſehen hatten, und es lief zu ihrer großen Satisfaktion ab. Meine Ungeſchicklichkeit war complet; da mich's aber in Schweiß ſetzte, und ſie mich mit Fragen auf dem Eiſe nicht incommodiren konnten, ließ ich's gehen. Als ich meine Schuldigkeit gethan hatte, rief mich eine ältliche Dame zu ſich, und bat mich, zu ihr und ihren Töchtern in den Wagen zu ſteigen, der an der Seite hielt, damit ich mich nicht erkälten möchte. Ich ließ mich bereden, dachte aber nicht, was mir bevorſtund. Als die Gläſer aufgezogen waren, befand ich mich unter drei zärtlichen Verehrerinnen der ſchönen Natur und des Landlebens. Was ſind Sie für ein glücklicher Mann, Herr Oheim, rufte die älteſte Tochter aus, daß Sie Gottes Natur rund um ſich haben, da wir armen Menſchen, um ein Stückchen Himmel zu ſehen, eine halbe Meile vors Thor müſſen? Was muß der Mondſchein an Ihren großen Eichen und Buchen für Wunderwerke hervorbringen, da er uns ſchon an unſern viereckten Häuſern und den geſchornen Lindenbäumen dahinreißt! — Ach! Ihre Schweſter muß ein zärtliches Herz haben. Sie haben doch auch Teiche und Bäche? Ach! wer doch unter dem Schatten der herüberhangenden Weiden ein Liedchen an den Mond ſingen dürfte. Aber eine ſympathetiſche Seele muß man dabei haben. — Da iſt doch Ihre Schweſter ſehr zu bedauern, wie ich höre, ſo ganz einſam. Ich antwortete: ſie hat ihren Vater und Mutter, und wenn wir nichts zu thun haben, ſitzen wir eben alle beim Feuer in der Küche beiſammen. Die Weiber ſpinnen, und der Vater und ich leſen auch zuweilen Eins. Kommt denn kein Menſch, fragte die andere Demoiſelle, den ganzen Winter über zum Veilliren zu Ihnen? — Ich wollte eben antworten: der Knecht und die Mägde, als ein junger Herr den Schlag öffnete und, als die vierte Perſon, zu uns in den Wagen ſprang. Dieſer war von meinem Vetter inſtruirt worden, daß ich ein großer Naturkundiger ſey und, da er ſelbſten ein großer Phyſikus war, ſo freute er ſich, in mir einen zweiten zu finden. Er fragte mich: ob ich ſchon die große Electriſirmaſchine auf dem Obſervatorio geſehen hätte? ob wir uns des Hygrometers des Herrn de Luc, nach der neueſten Verbeſſerung,

bedienten, und mit welcher Art von Elektrophoren wir unſere Experimente machten? Wir machen alle unſere Experimente mit der Schauffel und mit der Hacke, gab ich zur Antwort, und ſehen's ſehr gerne, wenn die andern in der Zeitung ſtehen. Bei uns giebt's alle Tage die Hände voll zu thun. Der Pfarrer hat die Dinge ehedem nachgepfuſcht; allein da er jetzt eine Frau und ein Bischen mehr Ackerbau hat, will's auch nicht mehr damit fort. — Ich war froh, wie zum Abzug geblaſen wurde, denn in einer Caroſſe bei ſo zärtlichen, vielwiſſenden Menſchen war ich wie gebraten. Den Nachmittag ſchleppten ſie mich noch in eine große Aſſemblee, wo alle Leute, ſo wie ſie angekommen waren, ſich ſtill zum Spiel ſetzten, und ſo lange ſpielten, bis es Zeit war auseinander zu gehen. Ich hatte indeſſen die Zimmer vor mir, und da zum Glück ein Paar Kinder da waren, die eben ſo wenig zu thun hatten wie ich, ſo tummelte ich mich mit dieſen herum. Den Abend aber kam ich ganz erſchöpft nach Hauſe, beſtand ernſtlich darauf, daß ich nicht länger bleiben könnte, und erhielt's, daß man mich gehen ließ. Wie ich das Glacis hinter mir hatte, bemerkte ich erſt wo ich geweſen war, aus der Leichtigkeit womit ich athmete, und ließ mich in ein freundliches Geſpräch mit Philippen und mit meinem Rappen ein. Dieſen Geſchöpfen war's indeſſen auch nicht beſſer gegangen. Sie hatten, ſo gut wie ihr Herr, Futter angetroffen, das ſie nicht mochten, und ſahen ganz betrübt und dünnleibig aus.

Unter dieſer langen launigten Erzählung waren wir bis an des Pfarrers Thüre gekommen. Geſtehen Sie nun ſelber, rief der junge Oheim aus, indem er mir mit Lächeln auf die Schulter klopfte, ob mir das Stadtleben ſehr gefährlich werden könne. So wenig, dächt' ich, wie das Zigeunerleben, zu dem ich vielleicht noch mehr Geſchick hätte. Mein Vater fürchtete, die Bücher und anderer Leute Beſchreibungen möchten mich einmal zur Unzeit lüſtern darnach machen, und ſo glaubt' er, es könnte von Nutzen ſein, wenn ich das Ding mit meiner eigenen Naſe riechte. — Als wir uns der Stallthüre näherten, wieherte mein Brauner. Gehen Sie nur hinauf zum Pfarrer, ſagte Herr Oheim, ich will nach Ihrem Kameraden ſehen, und ihnen ſchon Beſcheid geben wie er ausſieht. Ich gieng die Treppe hinan, die Stubenthüre ſtand offen, und ich erblickte ein Gemälde, das ſich der reichſte Finanzier

von Paris nicht beſſer bei Herrn Genuze beſtellen kann. Di
Suppe ſtand auf dem Tiſch, und Vater und Mutter hatten ſi
verlaſſen, um dem ſchreienden Kleinen zu Hülfe zu kommen. Di
junge friſche Frau mit zerſtreutem langen blonden Haar und off
nen fleiſchigten Armen kniete auf der einen Seite der Wiege, un
reichte dem Kleinen die Bruſt, den ſie nicht hatte aufheben wollen
Er hatte eben die Warze verlaſſen, und antwortete mit ſüßen
Lächeln dem Vater, der über der Wiege hing, und ihn mit ſei
nen Fingern amüſirte. Treten ſie herein, rief mir der Pfarrer zu
und ſehen Sie, wie glücklich man ſein kann, wenn man will
Die ſchöne Frau bedeckte mit dem Kopfe ihres Lieblings ihre
Buſen, und ich näherte mich. Was hat Herr Sophiſt Jea
Jaques zu verantworten, rufte der Pfarrer aus, der da ſagt, di
Kinder wären in ihren erſten Tagen Maſchinen. Kann ein Mei
ſter dieſe feine Seelenbewegungen, dieß verſtändige ſüße Lächeln de
Augen ausdrücken? Mein Kleiner antwortet mir ſeit der vierte
Woche beinah auf alles, iſt in der ſechſten auf Bewegung de
Schatten, endlich auf Farben, und nun in der neunten ſchon au
Formen und Conturen aufmerkſam. Ich denke, ſo ſind ſie fa
alle, wenn man acht haben wollte. Der Kleine ward bald befrie
digt, der junge Oheim kam aus dem Stall zurück, that Rapport
und nun ſetzten wir uns zu Tiſche. Sie ſollen heute wie be
einem Einſiedler traktirt werden, ſagte der Pfarrer: eine groſ
Schüſſel Milch, ein ſchöner Pfannkuchen, ein Teller Nüſſe, un
der beſte Käſe, wie ihn keine Frau auf zehn Meilen beſſer macht
von meiner Frauen Hand, ſteht Ihnen zu Dienſten; auch ein
alte Flaſche Rheinwein für den Herrn Stadtbewohner.

Siebentes Kapitel.

Wir eilten ſogleich von Tiſche nach Hauſe. Des Pfarrer
Gegenwart war hier nöthig. Der alte Oheim hatte Gräben zie
hen laſſen, um neue Verzäunungen anzulegen, und die Schling
zu den Hecken hatte der Pfarrer unter ſeiner Aufſicht. Ehe wi
weggingen, zog er eine Brieftaſche hervor, wovon er mir de
Schlüſſel anvertraute. »Da es Ihnen daran liegt, unſers Freun
des Oheims Geſchichte zu wiſſen, ſo haben Sie hier einige Urkun
den aus der erſten Zeit ſeiner jetzigen Lebensart. Erbauen Si

ſich dann, wenn Sie alleine ſind. »Ich fand, als wir anlangten, den Alten in voller Arbeit, der an der Spitze ſeiner Taglöhner, mit der Schaufel in der Hand, arbeitete.« »Die Herren erſcheinen gerade zur Zeit des Veſperbrods,« rief er uns entgegen; »nur Schade daß Ihnen die Milch nicht ſchmecken wird, wie unſer Einem, weil Sie nichts gethan haben. Kommen Sie mit, und ſehen Sie, daß es nicht ſo leicht iſt, wie es ſcheint, ſich im Stande der Unabhängigkeit von ſeinen Nachbarn zu erhalten. Auch fürs Geld würde ich keine Schlinge zu meinen Umzäunungen finden, weil niemand in der Nachbarſchaft ſo ein Thor iſt wie ich, für die Zukunft zu arbeiten.« Mit dieſen Worten führte er mich an das Ende ſeines Pflanzgartens, und hier fand ich eine Pflanzſchule nicht allein von guten Obſtbäumen, ſondern lange Beeten mit Pappeln, Winden, Schleen, Vogelkirſchen, Kreuzdornen, Hagbuchen und dergleichen, von eins, zwei, drei Jahren; untermiſcht mit allerlei nordamerikaniſchen Hölzern und Geſträuchern, mit denen der Pfarrer Proben angeſtellt hatte. Ich bemerkte auf den hohen und niedern Wieſen, an den Rainen, den Hügeln, den ſumpfigten, den ſchattigten und freien Plätzen überall einen gewiſſen Wohlſtand und Reichthum der Pflanzen und Grasarten, der mich in Verwunderung ſetzte. Das koſtet nichts, als ein wenig Sorgfalt, antwortete mir der Alte, und daß man die Natur um Rath fragt. So wie die neuern Oekonomen ihre Kleearten und ihr Raigras allein pflanzen, ſo hab ich's im Ganzen mit allen Wieſenpflanzen verſucht, und nichts gethan, als jeder ihren eigenen Platz angewieſen. So muß ich dem bleichgelben Waizenklee und dem Lolchgras mit der fortdauernden Wurzel nur einen lettichten Boden anweiſen, und den tauben Haber und das Fuchsſchwanzgras den dürren Anhöhen überlaſſen u. ſ. w. Weil ich meinen Nachbarn vorgegangen bin, und weder gegen noch für den Ackerbau geſchrieben habe, ſo laſſen ſie ſich's am Ende gern gefallen, daß meine Güter beſſer ſtehen als die ihrigen. Sie kommen ſchon und handeln meinen Kindern die Setzlinge ab, und die Vogelkirſchen- und Kreuzdornſtauden beſtreiten uns alle Ausgaben für die neueren Haushaltungsſchriften.

Als der Abend herbei kam, führte mich der Alte zum Kamin in meiner Schlafſtube und ſagte: ich bin Ihnen noch die Fortſetzung meiner Geſchichte ſchuldig. Sie verließen mich neulich als

einen angehenden Liebling des Fürſten. Dieſer junge würdige Herr hatte einen ſeinem Stande ſehr gewöhnlichen Hang zum Reiſen, allein auf eine Art, die nicht die gewöhnlichſte iſt. Er wollte ſich das Schauſpiel verſchaffen, alle Menſchen und alle Stände in der Nähe zu ſehen, und dazu wählte er den ſicherſten Weg. Er reiſte beinahe ohne alle Bedienung, und ich war ſein einziger Begleiter. Dadurch wieſen wir uns alle demüthigen Diener — in Verbeugungen und Meinungen — vom Leibe; jedes Menſchenkind, das uns begegnete, zeigte ſich in ſeiner wahren Geſtalt, und wir durften uns in der unſrigen zeigen. Schon als wir nach Straßburg kamen, ſchien uns das Menſchengeſchlecht eine freiere Luft zu athmen. Der Soldat vorm Thore kam an den Schlag, und unterhielt uns freundſchaftlichſt, indeſſen wir viſitirt wurden. Die Schildwache ſchien Sentiments zu haben, und ich ſah's dem Fürſten an ſeinen glänzenden Augen an, wie wohl ihm dieſe Erſcheinung that. In der Schweiz zogen wir von einem Landhaus zum andern, und fanden immer, daß dieß ein Land ſei, wo man langſam reiſen müſſe. In den Hauptſtädten hatte der ausländiſche Dienſt und der von da mitgebrachte Luxus freilich vieles verdorben, allein auf dem Lande wurden wir reichlich dagegen entſchädigt. Ueberall ſahen wir heitre Geſichter, feſte Charaktere, ſichres Eigenthum, verhältnißmäßigen Aufwand, Trotz und Kühnheit gegen Vorurtheil, Haß gegen alle Sclaverei in Worten und Werken. Wir ſahen oft in den reichſten Häuſern den Herrn des Abends beim Küchenfeuer unter ſeinen Domeſtiken ſitzen, frei mit ihnen ſpaßen, dieſe hinter ſeinem Stuhl am Tiſch das Wort nehmen, und Vater und Kinder einander wechſelsweiſe auf eine anſtändige Art railliren; — in den kleinern Städten Weiber und Kinder an allen öffentlichen Begebenheiten Antheil nehmen, über Straßen- und Kirchenbau, Magiſtratsbeſetzungen und Armenanſtalten Groß und Klein raiſonniren — wie bei uns über Shakeſpeare, Romanzen und Muſenalmanachs, Filets, und Journale. — Kurz, ich ſah ein Volk, das vom Morgen bis in die Nacht lebte, ſich ſeiner Exiſtenz freute, und nicht, wie bei uns ſo viele Leute, die gähnen, klagen und kriechen. — Dies gab meinem Geiſt eine andere Wendung, die aber für meine damaligen Umſtände nicht die paſſendſte war. Mein Anſehen beim Fürſten ward von Tage zu Tage feſter, ohne daß ich's geſucht hätte. Er gewöhnte ſich an mich; und das war der

ganze Schlüſſel zu dem Geheimniß, das ſo vielen Leuten die Köpfe verrückte. Anfangs gefiel es mir, manchem ehrlichen Mann ſeinen rechten Platz angewieſen, manchem Gebrechen abgeholfen, manches Elend verhütet zu haben. Allein meine Freude war von kurzer Dauer, wenn ich ſah, wie der böſe Wille oder die Ungeſchicklichkeit ſo manches Subalternen die beſten Anſtalten vereitelte, und ich, wider beſſer wiſſen und wollen, das Inſtrument eines Unwürdigen geworden war. Beſonders kränkte es mich, daß ich nicht berechnen konnte, ob das freundliche Geſicht mir oder meinem Platz gemacht wurde. Ich fürchtete mich am Ende vor jeder Attention, vor jedem freundſchaftlichen Bezeigen auch des beſten Menſchen wie vor einer Schlange. Denn unter jeder Blume, jeder Melone, die mir zum Preſent geſchickt war, lag eine Bittſchrift im Hinterhalte; und wenn ich mich bei meinem Abendeſſen in meiner guten Laune nur ein wenig vergaß: ſo hielt's einer von der Geſellſchaft jetzo für Zeit genug, mich bei Seite zu ziehen und etwas zu verlangen. Ich ſah damals ein, wie es möglich iſt, daß man die Fürſten der Menſchenſcheu und der Härte beſchuldigen kann; denn die Menſchen machen's ihnen darnach. Alles, was ich für die Leute that, war ſo geſchwind vergeſſen, als wenn's unſer Herr Gott für ſie gethan hätte. Beſonders konnt' ich's meinen Anverwandten und guten Freunden nie recht machen. Der Geringſte, deſſen unbeſcheidenes Geſuch ich nicht geradeswegs unterſtützte, ward mein abgeſagter Feind, und jeder Subalterne klagte, daß man das Verdienſt verkenne. Den Projektmachern war ich zu träge und die Anhänger des Schlendrians beſchwerten ſich über meine Neurungsſucht. Oft verſucht ich's, mich in den Armen meiner Familie vor dem Elend der öffentlichen Anbetung zu ſchützen. Allein auch dahin verfolgten mich die Aufwartungen; und wenn ich nach Hauſe kam, fand ich ein halb Dutzend Spieltiſche, oder eben ſo viel Einladungen auf Morgen und Uebermorgen. Mein Junge, wie Sie ihn kennen, war auf dem Punkt, im ſiebenten Jahr als ein Solotänzer bewundert zu werden, und mein Mädchen im vierten Jahr im Whiſtſpiel zu glänzen.

Um allem dieſem Uebel abzuhelfen, und zuweilen einige Stunden Exiſtenz dem ekelhaften Gedränge zu entreißen, hatte ich eine halbe Stunde von der Stadt eine kleine Meierei angelegt. Allein ich ſah bald, ich hatte mir eine Natur in der Stube ge-

ſchaffen. Ich wollte mich ſchlechterdings an die keuſche Einfalt der Natur halten. Mein Vieh ſollte nicht ausländiſch, ſondern nur wohlgehalten, meine Wieſen geebnet und vom Mooſe gereinigt, meine Hecken dicht und ohne Lücken, meine Bäume geſund und grade, und meine Kleeäcker freudig ausſehen. Allein wie ſchwer war auch dies zu erhalten? Wie konnte ich einem Miethling, den ich dahin ſetzte, das Hausvatergefühl für ein fremdes Eigenthum einpflanzen? Wenn ich mich in dieſe meine Einſiedelei flüchtete, um den Sorgen des öffentlichen Lebens zu entgehen, ſo warteten andere auf mich. Mein Hofmann hatte ſo viel Stroh gebraucht, und ſo wenig Dünger gemacht; da waren Forderungen von Brennholz, Handwerkszettel für ſchlechte Arbeit, Taglöhnerliſten von überſetzter Anzahl u. ſ. w. Bald waren meine junge Bäume nicht bedornt, und die Haſen hatten ſie abgefreſſen, oder die Stangen für die Pfropfreiſer nicht gehörig angebunden, daß der Wind alles abgeriſſen hatte. Es war nicht tief genug gegraben, der Dünger nicht gehörig verbreitet. Manchmal war auch offenbar geſtohlen. Meine Frau klagte zu Hauſe über den ſchlechten Rahm, und der Hofmann über das Futter; meine Kinder fanden auch oft das Obſt gegeſſen, ehe ſie kamen. Ob ich gleich meine eigenen Pferde zum Einführen brauchte, ſo waren doch immer ſo viel Leute dabei nöthig, als wenn ich's mit Miethfuhren gethan hätte. Kurz, die unaufhörliche Ausgabe ohne Einnahme vergällte am Ende allen Genuß, und jeder Spaziergang, jede Nacht, die ich da ſchlief, war ſo theuer, als wenn ich ſie in Richters Garten zugebracht hätte. Zuweilen empfand ich den ſeligen Verſchmack meines jetzigen Lebens, wenn ich in Geſellſchaft ein paar armer Kerle die Schauffel ergriff, mich langſam müde arbeitete, unterm weiten blauen Himmel ſchwitzte, meine Beeten abtrat, meine Samen der Erde anvertraute, ſie bedeckte, ſtillſchweigend ſegnete, und nun gewiß wußte, daß diesmal nicht ohne Frucht in der Welt gearbeitet war. Was war mir dies für Wolluſt, mit den Leuten aus Einer großen Schüſſel die ſaure Milch zu ſpeiſen, das harte Brod langſam und mit Geſchmack zu kauen wie ſie! Wenn ich dann ſah, wie ihr Kopf heitrer war als der meinige, ihr Herz ruhiger und zufriedner, und ich aus ihnen herauslocken konnte — wie ſie dem Gebrechen der Societät begegneten, ſich der Dürftigkeit entwandten, ohne Geld alles hervorbrachten, was ſie

bedurften: ſo prieß ich den Himmel, daß der größere Theil der Menſchen nicht elend war. Allein das waren Blitze in der Nacht, die alles um mich herum noch dunkler machten wie zuvor. Ich ſah, der erſte Beruf des Menſchen, der Erde ſein Brod abzuverdienen, war zu ernſthaft, als daß es ein Herr in ſeidnen Strümpfen als Liebhaberei treiben dürfte.

Ich ſah meine beſten Jahre in undankbarer Arbeit verſtreichen. Ich lebte für meinen Herrn, aber nicht für meine Familie. Es vergingen Wochen und Monate, wo ich weder Frau noch Kinder ſah, oder wenn ich mich zu ihnen ſammlete, ſo war's mit einem von Geſchäften düſtern Kopfe, und mit einem von fremden Sorgen und Angelegenheiten zerrißnem Herzen. Auch meine häuslichen Umſtände litten darunter. Meine Einkünfte waren ergiebig, allein lange nicht hinreichend den meinem Stande gemäßen Aufwand zu beſtreiten. Der Fürſt glich hierin allen Seinesgleichen, daß er nicht gab, wenn man nicht verlangte; und ich hatte dieſe leidige Gabe vom Himmel nicht empfangen. Unvorhergeſehene Ausgaben, oder Liebhabereien, die einander verdrängten, und womit ich die Leere meines Herzens auszufüllen ſuchte, zerrütteten mein Hausweſen. Der Einfluß und die Gewalt, womit mich das große Zutrauen des Fürſten bekleidete waren mir nach und nach zur Laſt, und die Anbetung war mir ekelhaft. Ich bemerkte auch allmählig, daß es den Leuten, beſonders denen, die mir nahe ſtanden, zu lange währte, mich in einem Poſten zu ſehen wornach ſie alle trachteten. Man cabalierte, erfand Mährchen gegen mich, die mir anfangs unglaublich ſchienen, die ich mir aber aus dem großen Haß nachher leicht erklären konnte. Endlich brach ich das Eis, und als der Fürſt mir ſeine Unzufriedenheit zu erkennen gab, daß ich das Intereſſe der Landſtände mit zu großer Hitze gegen ihn vertheidigt hatte, nutzte ich dieſen Umſtand, und forderte meinen Abſchied. Ich erhielt ihn, wie billig, auf der Stelle. Da ich indeſſen mit niemand darüber geſprochen hatte, und der Fürſt auch zu unzufrieden war, als daß er ein Wort darüber verlohren hätte: ſo war natürlich das erſte und laute Gerücht, ich ſey in Ungnade gefallen. Es verbreitete ſich die Nachricht davon mit der größten Freude und Schnelligkeit durch das ganze Land, und jeder glaubte nun, daß die Geſchäfte einen neuern und erwünſchtern Gang nehmen würden. Ich ward bald in der Vermuthung ge

stärkte, daß ich wohl gethan hätte, meinen Posten bei Zeiten zu verlassen, der für mich nichts als Haß und Neid eingebracht hatte wenn ich die Art sah, wie mir Hohe und Niedrige begegneten Man floh mein Haus, als wenn's von der Pest angesteckt wäre und wer noch kam und mich aus Neugierde und Erstaunen be suchte, der kam wohl bedächtig bei Nacht. Für meine Frau wa mir's Angst, wie sich diese bei dem Umstand nehmen würde; allei sie betrug sich mit einer Liebe und Standhaftigkeit, die weit mein Erwartung übertraf. Ich hatte sie mit den Kindern auf di Meierei geführt, um ihr die Eröffnung davon zu thun. Si hatte, wie gewöhnlich, das Amt der Köchin versehen, und un einige Milchspeisen selbst bereitet. Wir saßen eben im Grase, di Kinder spielten um uns herum, und genossen des schönsten Abend roths. Sie drückte mir die Hand und seufzte, daß diese selige Stunden öfter an sie kommen möchten. Dafür ist gesorgt, mein Liebe, gab ich zur Antwort, und zog das Billet des Fürsten au der Tasche. Du wirst künftig wieder meine Hausfrau sein, un diese lieben Geschöpfe unsere Gehülfen. Sie schluchzte vor Freuden thränen, und überhäufte mich mit Liebkosungen, die ich Jah lang entbehrt hatte. Also hab' ich Dich wiedergefunden, war alle was sie verbringen konnte; aber sie wiederholte es zu Tausendmale — Sie führte mir meine Kinder zu. — Ihr habt euren Vat wieder, meine Kinder. — Die lieben Geschöpfe fielen mir um de Hals, und wußten nicht wie ihnen geschah. Sogleich ward b schlossen, nicht nach der Stadt zurückzukehren. Dies war ein der glücklichsten Abende meines Lebens. — Wir verschwatzten ih bis in die tiefe Nacht, voll lauter Projekten unsers künftigen L bens — wovon immer ein Stück reizender ausgemalt ward a das andere. Den andern Morgen kam der Hofmeister mein Sohnes, seinen Eleven zu besuchen. Ich sah aus der gezwungene Miene, womit sich der Tropf bückte, daß ihm etwas vom Gerüch zu Theil geworden war. Seine Schlösser aus dem Schlaraffe lande von künftiger Beförderung waren zertrümmert, und er konn sich kaum enthalten grob zu sein. Da er vorher alles, auch den geringsten Anlagen, trefflich gefunden hatte: so strich er je gähnend in den Gängen des Gartens herum, sah in die Lu und nahm am Ende einen Theil der allgemeinen teutschen Bibl thek aus der Tasche, um sich zu erholen.

Als wir nach Hauſe kamen, waren alle unſere Bedienten vornehmer geworden; nur der einzige Kutſcher wartete nach wie vor mit gleicher Treue und Ergebenheit. Die Chefs von den Kollegien ließen mich nun ex speciali commissione um Herausgabe der Akten durch ſehr trockne Reſcripte mahnen; und man machte Anſtalten, mich über eine jede Reſolution, wo der Fürſt von dem Antrage ſeiner Räthe abgegangen war, in Perſon zu belangen. Ich bekam Beſuche von Hofſakaien, deren Geſuche regiſtrirt worden waren, die von Schelmerei und von unterſchlagenen Memorialien ſprachen.

Ich fing nun an meine Bilanz zu ziehen, und wunderte mich, wie alle Leute, deren Umſtände krebsgängig werden, wie ich es nicht eher hatte thun können? Ein Theil meines Vermögens und meiner Frauen Mitgabe war eingebrockt; ich ſah mich natürlich von dem Fürſten vergeſſen, von allen Menſchen gehaßt, verkannt; es blieben mir keine Freunde übrig, als die, die meiner bedurften, meine Frau und Kinder. Mein ganzes Haus, von oben bis unten, mit allem Geſchmack und Gefühl meublirt, war mir eine traurige Mode-Boutique, wovon ich nichts mehr anrühren konnte. Ich fing alſo an mich alles deſſen zu entledigen. Mein ſtädtiſches Landgut mußte zuerſt an den Reihen, und ich hatte das Vergnügen, daß mein ärgſter Feind, der mir in meinem Poſten zu folgen gedachte, gerade derjenige war, der am meiſten bot, aus der lächerlichen Eitelkeit, etwas zu beſitzen, das ich nicht behaupten konnte. Ich verlor wenig von meinen Auslagen, und die Lücke, die ich in meinen Brieffchaften fand, ward dadurch ziemlich ausgebeſſert. Von meinem Hausrath ſtellte ich einen öffentlichen Ausruf an. Zum Glück für mich war ich für einen Mann von Geſchmack bekannt, und jeder wollte etwas von dem Meinigen, entweder um auch einen Anfang mit dem Geſchmack zu machen, oder als eine Reliquie von dem mächtigen Menſchen, der das ganze Land regiert hatte, und nun, andern zum Exempel, geſtürzt wäre. Ich ſaß ſelbſten am Tiſche, notirte das Verkaufte, und nahm das Geld ein. Dieſe Sonderbarkeit verbreitete ſich bald in der Stadt, und es erſchienen Karoſſen mit Damen von Qualité, die mich ſo wenig wie ich ſie erkannten; kurz, die ſich hier mit einer Freimüthigkeit und ungezwungenem Weſen betrugen, als wenn es auf dem beſten Jahrmarkte geweſen wäre. Meine Frau em-

braſſirten ſie indeſſen herzlich, und hatten ſie nie, nach ihrer Aus-
ſage, reizender gefunden, als da ſie in die Stube trat, und ihr
Käſtchen Juwelen zum Verkauf brachte. Dieſe Freundlichkeit
machte aber bald einer ſehr ernſthaften Stille Platz, als es an
das Bieten ging, und zwiſchen den Damen und den Juden ein
edler Wettſtreit entſtand. Wie erſtaunten aber die Herren Ge-
lehrten, als ein Katalogus erſchien, wo meine Gemmen, Vaſen,
Münzen, Bücher, Manuſcripte, Gemälde, Kupferſtiche, und der
ganze Kram, womit man das Elend des Stadtlebens zu maskiren
ſucht, in öffentlichem Druck erſchien! — Hieraus erhellte nun of-
fenbar, daß es die liebe Noth ſein müßte, die mich zu dem letzten
Schritte nöthigte. Man calculirte ſich das Capital vor, das in
allen dieſen unnützen Dingen ſteckte, und begriff nicht, wie ich ſo
thöricht hätte handeln können. Den Leuten vom Stande war es
eine unverzeihliche Eitelkeit, und die Leute von Genie erſtaunten,
wie ich nicht hätte voraus ſehen können, daß es ſo ein Ende neh-
men würde. Die Hofleute zuckten insgeſammt die Achſeln, wie
man ſich ſo ein Démenti geben könne. Ueberhaupt glaubte man,
wer eines ſolchen Schritts fähig wäre, dem ſtünde nichts weiter
übrig, als allem Umgang mit der honetten Welt zu entſagen —
und allenfalls nach Amerika zu gehen. Die Leute von Geſchäften
ſagten ſich einander ins Ohr: daß es unbegreiflich ſei, wie man's
verſaumen könnte, das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es heiß wäre,
— aber niemand machte die Reflexion, daß ich ein ehrlicher Mann
ſein müſſe, der das Vertrauen des Fürſten nicht mißbraucht
hätte.

Ich wußte indeſſen was ich that, und ſah nach und nach
das verlaufene Waſſer ſich ſammeln, das meine künftige Mühle
treiben ſollte. Aus dem Verkauf dieſer Armſeligkeiten entſtand der
Fonds von meinem jetzigen Gut, und das Vermögen meiner Kin-
der liegt als ein Heiligthum in der Stadt bei einem meiner Freunde
im Handel angewandt, von dem ich bisher keinen Pfennig ange-
rührt habe. Ich komme zuweilen in die Stadt mit ihm abzurech-
nen, und meine Kinder wiſſen ſo wenig davon, als die Schweizer
was ihre Gebirge für Schätze enthalten können. Dieſe ſelige Un-
wiſſenheit hält ſie in ihrem Berufe feſt, und ſie begreifen noch zur
Stunde nicht, wie man etwas haben darf, das man nicht erwor-
ben hat.

Noch eine Scene muß ich Ihnen erzählen, die mir aus der damaligen Zeit einfällt. Der Fürſt war kurz nach dem, was zwiſchen uns vorgefallen war, zehn Meilen von der Stadt ins Gebirge gereiſt, um dort die Hirſchbrunſt abzuwarten. Er kannte die Menſchen zu wohl, als daß er ihnen über ſein Betragen hätte Rechenſchaft geben ſollen. Sein Stillſchweigen machte aber einige Tröpfe dreiſt genug, ihm, wie ſie's glaubten, nach dem Munde zu ſchwatzen, und allerlei vorzubringen, was ihn bekräftigen ſollte, daß er Recht gehabt hätte, ſich von mir loszumachen. Der Canevas der Mährchen war indeſſen zu grob, als daß er nicht hätte ſehen ſollen, was der Zettel und der Einſchlag des Geſpinnſtes werth wäre. Man glaubte ihn hauptſächlich dadurch zu unterhalten, wenn man ihm erzählte, wie deſperat meine Umſtände ſeien, und wie viel heimliche Gläubiger ich haben müſſe. Beſonders bemerkte man, daß ich willens wäre aus dem Lande zu gehen, weil ich alles verſilberte, was ich ſeiner bisherigen Gnade zu danken hätte.

Als er in die Stadt kam, fiel's ihm ein, ſich mit eignen Augen zu überzeugen, was an der Sache wäre. Es war gegen das Ende meines Aufrufs, als er Abends ins Zimmer trat, in Begleitung einiger ſeiner Cavaliere. Ich ging ihm mit Ehrerbietung entgegen, er winkte aber, daß er nicht ſtören wollte, und ſetzte ſich mitten unter die andern Käufer. Ich fuhr in meinem Geſchafte fort; man rief aus, und er that auf einige Stücke Hausrath ein anſehnliches Gebot. Ich ſehe wohl, ſagte er, daß ich nicht von unten anfangen darf zu bieten, weil man die unzeitige Höflichkeit haben wird, mich nicht abzutreiben. Unter andern war ein Schreibpult von Mahagoniholz da, den er anſehnlich bezahlte. Da hab' ich ſehr wohlfeil gekauft, rief er aus, wenn es anders Ihr Arbeitspult war, mein lieber Oheim, wie ich vermuthe. Er trat hierauf auf mich zu, nahm mich bei der Hand, und führte mich in ein Nebenzimmer. Er war gerührt, als er in einer Stube nach der andern nichts als die leeren Wände fand. — Ich ſehe, ſprach er, Sie haben mich eher entbehren können, als ich Sie, mein Freund! Sie handeln nicht ohne Plan, das weiß ich aus Erfahrung; und es kümmert Sie auch nichts, was die Leute dazu ſagen. — Ich entdeckte ihm offenherzig, was mich bewegen hätte, den Schritt zu thun, und daß ſeine Unzufriedenheit mir

eine günſtige Gelegenheit dargeboten hätte, dem Vorwurf des Undanks zu entgehen. — Er verſtand mich, wie ſich Männer verſtehen ſollen, und verzieh mir, daß ich meine übrigen Jahre der Unabhängigkeit und meiner Familie weihen wollte. Als er wegging, umarmte er mich herzlich vor allen Anweſenden, und ich mußte ihm in die Hand verſprechen, ihn künftige Woche auf ſeinem Jagdſchloſſe **Mon Repos** zu beſuchen. Seine Hofcavaliere, die mich vorher nicht erkannt hatten, folgten ſeinem Beiſpiel, und alle verſicherten mich: **qu'il y avait un siècle, qu'on n'avait pas eu le plaisir de me voir.**

Achtes Kapitel.

Ich hatte, fuhr Herr Oheim fort, nun alle Bande zerriſſen, die mich ehedem mit der Societät vereinigt hatten. Ich ſtand allein da, und es kam nun darauf an, wie ich die Unabhängigkeit, worin ich mich geworfen hatte, unterhalten ſollte. Es war bekannt worden, daß ich das Landleben aller andern Beſchäftigung vorziehen würde. Jedermann, der nur glaubte je etwas über Oeconomie geleſen oder gehört zu haben, kam zu mir und behauptete, ich müßte meine erſte Einrichtungen nach ſeinem guten Rath treffen. Einſtimmig fiel der Vorſchlag dahin, daß ich einen gewiſſen Herrn von Wuttgenau beſuchen müßte, der auf zwanzig Meilen weit als der größte Landwirth berühmt war. Ich gab endlich dem Ungeſtüm meiner Freunde nach, und ging hin um mit eignen Augen zu ſehen, was an der Sache war. Dieſer Land-Edelmann war wirklich eine ſeltene Art von Menſchen, ein Polyhiſtor und Panſophus in der Landwirthſchaft, wie's wenige geben mag. Er hatte beinahe alles verſucht, was zu verſuchen war, bis auf die Büffel- und Kameelzucht, die er dem Herrn von Brenkenhof nicht nachmachen mochte. Für die Armen war's ein trefflicher Mann, denn er gab jedem voll auf zu thun, der arbeiten wollte. Er war der Atmeſenirer und Hoſpitalmeiſter aller ſeiner Unterthanen; allein ſein Beutel befand ſich nicht wohl dabei. Er hatte ſeine Pächter abgedankt, und Knechte auf die Höfe geſetzt. Dadurch ging freilich alles nach ſeinen Principien, allein alles auch auf ſeine Rechnung. Da die Landwirthſchaft ſich ohnmöglich in eine Fabrik verwandeln läßt, und man ein gegrabenes oder geackertes Stück Feld nicht

wie einen geſponnenen Faden beurtheilen kann; ſo war aller Schaden, der aus Untreue, Vernachläſſigung oder Unwiſſenheit entſtand, immer auf ſeiner Seite. Seine Leute hatten ihr Tagewerk und ihre Handarbeit zu leiſten, übrigens ſchliefen ſie ruhig, und ließen für alles, was in der vierten Bitte ſtand, Gott und den Herrn von Wuttgenau ſorgen. Es iſt wahr, ſein Dorf war ein Muſter der Polizei: alle Menſchen waren nach ihren Kräften und Vermögensumſtänden berechnet, und in Tabellen gebracht: jeder arbeitete nach Grundſätzen; allein der Umſtand war, daß es für einen Dritten geſchah. Und keine Ordnung in der Welt konnte es dahin bringen, daß das Tagewerk eines Knechtes in die Arbeit eines Hausvaters verwandelt wurde, der ſich bei jedem Tropfen Schweiß ſegnet, weil er ihn für ſeine Frau und Kinder vergoſſen hat. Niegends wurde Brod und Salz und Schmalz und Grütze jedem mit mehrerer Genauigkeit zugemeſſen, als bei der Frau von Wuttgenau. Das Haus glich einem trefflich eingerichteten Commiſſariate, und der Hof war wie eine Feldbäckerei und Kriegsmagazin anzuſehen, wenn Brod, Fourage und Stroh ausgegeben ward. Alles ward zu gleicher Zeit im Großen gebaut: Oelgewächſe, Futterkräuter, Pflanzgemüſe, Röthe, Taback und Getraide und Wein; daher ging immer an dem Einen verloren, was durch günſtige Witterung an dem Andern war gewonnen worden. Die Auslagen aller Art waren immer dieſelbigen: immer jeden Tag ſo viele Mäuler zu ſtopfen, und doch war der Erfolg ſehr verſchieden. In Mißzeiten drückte der ganze Fluch des Jahres den Herrn allein. Der Hauptfehler lag aber darin, daß ſich unſer Herr von Wuttgenau in nichts Schranken zu ſetzen wußte: immer an dem Fieber nach Wiſſenſchaft und Erfahrung ſiech lag, und mit nichts zufrieden war, das ein oder zweimal geglückt hatte. Daher nahm er jedes Jahr entweder weniger ein, als er ausgegeben hatte; oder er hatte wenigſtens, genau berechnet, keinen reinen Ertrag, der die Mühe und das Riſico der ganzen Zeit über werth war. Ich habe nie einen Menſchen geitziger nach Land geſehen, als dieſen. Nicht allein das gute, nahgelegene und längſt bearbeitete Feld reizte ſeine Begierde. Da er ſchon an alle Mittel dachte jedem Fehler abzuhelfen, und es auch wirklich verſtand; ſo war kein Sandbuckel zu dürre, und kein Rain ſo mager, der nicht in Gefahr ſtand, in ſeine Hände zu gerathen, — blos zu verſuchen, was Kunſt und Fleiß der Na-

nur abnöthigen könne. Er hatte viele Güter ſeiner Vorfahren mit Schulden geerbt, und gewiß wär's für ſeine Familie beſſer geweſen, ein Drittel davon ganz zu vermiſſen, oder an die Unterthanen auf Zinſen auszugeben, um die andern frei zu machen; allein er kaufte immer neue dazu. Er führte ſeine Proceſſe ſelbſt, und daher war es eben keine ſchlimme Recommendation für ein Gütchen, das ihm zum Verkauf angeboten ward, wenn es hieß: daß ein paar ſchwere Proceſſe darauf hingen. Die Beobachtung der Fatalien überließ er den Procuratoren; allein die Verfertigung der Hauptſchelften, die allezeit wie Deduktionen ausfielen, behielt er ſich zu ſeinem Winterzeitvertreib vor. Ich hatte große Mühe in das Wohnzimmer dieſes wackern Landwirths zu gerathen; denn der ganze Hof war ein einziger Dünghaufen. Der Anblick dieſer Wirthſchaft, ſo viel Ordnung und Einſicht auch damit verbunden war, hatte die Wirkung, mich mehr vom Landleben abzuſchrecken, als dazu zu reizen. Ich war der Sclaverei der Großen und der fremden Geſchäfte entgangen, ich hatte daher wenig Luſt mich in die Dependenz des Geſindes zu ſtecken. Ich ſuchte Ruhe, und leichte, von mir ſelbſt abhängende Beſchäftigung, und dieſe konnte ich ohnmöglich in einer Lebensart erwarten, die einer Entrepriſe gleich ſahe. Mein Plan war alſo, wie man ſagt, im Kleinen anzufangen, und gerade nicht mehr zu treiben, als wozu mir die Kräfte gewachſen waren. Ich hatte längſt ein Auge auf dies nahgelegene Dorf geworfen; weil es etwas von der Landſtraße abtag, und ich hier unbemerkter leben konnte. Ich hatte gehört, daß der Förſter geſtorben war, und daß nunmehr ſeine Wittwe das Haus, das ihr Mann gebaut hätte, mit den Gärten und Feldſtücken, für ſich zu groß fände. Ich ließ alſo anſpannen und fuhr mit meinen Rappen, die mir aus meiner Verlaſſenſchaft allein noch übrig waren, hieher. Es war an einem ſchönen heiteren Sonntagsmorgen als ich vor dem Hauſe der Wittwe ankam. Ich wollte meine Pferde ins Wirthshaus ſchicken; allein es war keins zu finden. Der Nachbar nahm ſie alſo gutwillig auf, das meinem Kutſcher nicht recht in Kopf wollte, daß ſein Herr künftig an einem Orte wohnen würde, der nicht einmal ein Wirthshaus hätte. Die gute Frau kam mir mit einer ihrer Töchter entgegen, das Thor aufzumachen, und ich ſchien mir eben ſowohl von ihrer Reinlichkeit, als von ihrer Gutmüthigkeit bewillkommt. Als die Frau

hörte, weswegen ich gekommen war, ſo führte ſie mich überall herum, und zeigte mir, mit einer gewiß ſeltenen Gewiſſenhaftigkeit, nicht allein alle Vorzüge, ſondern auch die ihr bekannten Gebrechen ihres Hauſes. Eben ſo unterhielt ſie mich von den Brandflecken des Gartens, wo die Bäume und die Futterkräuter nicht hatten fortkommen wollen, und ſagte mir aufrichtig, welche von ihren Aeckern und Wieſen zuweilen von den Fluthen der Berge Noth litten. Die Tochter, ein ſchönes ſchlank gewachſenes Mädchen von 18 Jahren, begleitete uns überall, und ſchien in dem Augenblicke keinen andern Beruf zu haben, als die Schlüſſel nachzutragen, und auf- und zuzuſchließen, wo's ihr befohlen wurde. Ohne unter ſich noch um ſich zu ſehen, ging ſie, in ſich gekehrt, vor ſich hin, und die Gegenwart eines Fremden ſchien nicht den geringſten Eindruck auf ſie zu machen. Sie antwortete mir auf alle meine Fragen mit einer Deutlichkeit, die mich frappirte, ohne den geringſten Blick oder Werth auf das zu legen, was ſie ſagte: was bei einem jungen und ſchönen Mädchen etwas Seltenes iſt. Sie ſah mir nicht ins Geſicht und vermied mich auch nicht; kurz es waren ein paar Mädchenaugen, die niemals ſchienen gebraucht worden zu ſein. Die Mutter hatte mich von dem erſten Moment an eingeladen, auf den Mittag mit ihr vorlieb zu nehmen, und weder Mutter noch Tochter hatten mich die Zeit über verlaſſen, um Anſtalten zum Eſſen zu machen. Im Rückweg fand ich den Tiſch nächſt der Küche in einer Laube von fruchttragenden Bäumen bereitet, wo die hereinhangenden Pfirſichen und Pflaumen uns ſogleich entdeckten, wo wir unſern Nachtiſch zu ſuchen hatten. Es war nur für drei Perſonen gedeckt, und ich nahm den Platz der jüngern Tochter ein, die dießmal die Küche zu verſorgen hatte. Als das Eſſen, das in Zugemüſe und Milchſpeiſe beſtand, hineingebracht war, und ich darauf beſtand, daß die ſchöne Köchin uns Geſellſchaft leiſten ſollte, kam das liebe Mädchen mit ihrem Teller und ihrer Serviette in der Hand herein, ſich zu uns zu ſetzen. Sie war nicht völlig ſo ruhig und frei in ihrem Betragen als ihre Schweſter. Das überflüſſige Roth auf ihren Wangen ließ mich zweifelhaft, ob das Küchenfeuer oder die Beſorgniß Schuld daran ſein möchte, daß ſie ihre Schüſſeln nicht zum beſten bereitet hätte. Die Mutter unterhielt mich von der Einrichtung ihrer Wirthſchaft, von dem Ertrag ihres Gütchens, und von dem Plan ihrer künf-

eigen Lebensart. Während dieser Erzählung ward mir bei jeder Nebelreiß des Lebens, die diese guten Leute der Erde abgewannen, leichter ums Herz, und so wie ich sah, daß sie nichts bedurften oder mangelten, war es, als wenn's mich selbst anginge, denn ich setzte mich schon in Gedanken an ihre Stelle und war nie reicher als damals. Wir hatten aus der Laube die Aussicht auf ein Stück Feld von ohngefähr anderthalb Morgen, das auf den Garten stieß, und wo an Einem Ende ein Hüttchen stand. Ich fragte von ohngefähr: ob dieß Stück feil werden könnte? Die Antwort war: Es gehört einer armen Frau, die mit ihrer Tochter und ihrem Kühchen davon lebt: man wird es wohl nicht unter 200 Fl. haben können, weil sich die Frau davon nährt, und das Hüttchen darauf steht. — Als ich dieß hörte, daß ein Mensch sich mit 200 Fl. Eigenthum vorm Mangel schützen könnte, wenn er sonst arbeiten wollte, fing das Haus an, worin ich war, viel zu groß für mich zu werden, und die Hütte bekam tausend Annehmlichkeiten für mich. So sehr ich mich den Morgen, als ich aus der Stadt fuhr, für ausgestoßen aus der Societät gehalten hatte, so fest sah ich mich nun befestigt, und ich war mit meinen Habseligkeiten unter diesen guten Leuten wie ein Mensch, der aus Indien zurückkommt, und unter Lord Clive sein Glück gemacht hat. So gewiß ist's, daß nicht die Meinung die Menschen reich oder elend macht, sondern das Verhältniß, worin sie mit andern stehen, die sie umgeben. Ich würde mit aller meiner Philosophie in London oder in Paris ein Bettler gewesen seyn; hier war ich mehr als bemittelt. Und um es zu werden, hatte ich nicht nöthig gehabt, nach Ungarn, oder in ein anderes gendarmes Land zu flüchten.

Als wir abgeschlossen hatten, verließ mich meine Gesellschaft, um für den Caffee zu sorgen, und ich blieb in der Laube meinen Träumereien überlassen. Es war der schönste Septembertag. Die Sonntagsstille, die Heiterkeit der Luft, die Wärme der Sonne, die Reine des Himmels über mir, und das Rauschen eines benachbarten großen Nußbaums wiegten mich in eins der süßesten Nachdenken über das Bild meines künftigen Lebens, das mir ganz in die Farbe dieses Tags tingirt vorkam. Ich ging nachher spazieren, und fand vorm Dorf eine Gesellschaft junger Pursche von 20 bis 24 Jahren, die mit Marbeln von Kreuzern schossen. Die Alten und die Mädchen saßen herum, und nahmen Antheil an

dem Erfolg des Spiels. Niemand ſchien mich zu bemerken, ſondern jeder fuhr fort, als wenn ich Einer von ihnen geweſen wäre. Die Unſchuld dieſer großen Purſche, die ſich noch als Kinder beluſtigten, hatte in ihrer Einfalt etwas ſehr anziehendes für mich. Als ich durch das Dorf zurückging grüßten mich die Weiber vor ihren Thüren auf den Bänken, und nannten mich mit Namen. Es ſchien, als wenn ſie ſchon wüßten, daß ich künftig Einer von ihren Nachbarn ſein würde. Ich wurde bald mit der Alten des Handels einig, und ſie überließ mir auch das ganze Inventarium ihres Viehſtandes und Feldgeräthes. Es wurde ausgemacht, daß ich ſobald als möglich noch den Winter einziehen ſollte, und ſie indeſſen mit ihren Töchtern in dem untern Stocke des Hauſes, bis in die Mitte des künftigen Sommers, bleiben würde. Dieſer Umſtand erleichterte meiner Frau ihre künftige Einrichtung, und wir waren um ſo viel ſichrer, alle die kleinen Vortheile der Wirthſchaft von ihnen zu erfahren, die wir vielleicht zu unſerm Schaden erſt ſpät gelernt hätten. Als ich nach Hauſe kam, fand man für nöthig eine neue Säuberung des alten Sauerteigs vorzunehmen. Wir hatten noch verſchiednes von unſern Mobilien zurückbehalten, um es dort zu nutzen, allein wir fanden alle unſere Vorhänge zu breit und zu lang: die Spiegel waren ungleich größer, als unſere dermalige Fenſter, und die vergoldeten Rahmen wollten auf die weißen Wände auch nicht paſſen. Es ward alſo von neuem verſteigert. Ich hatte Willens gehabt, die Pferde zum Acker und den Kutſcher als Knecht zu behalten; allein auch dieß paßte nicht zu unſerm Haushalt. Die Pferde mußten auch an den Reihen, und der Kutſcher ward entlaſſen. Das wenige übrige Silbergeräthe ward verſiegelt, mit dem heiligen Vorſatz, nie wieder Gebrauch davon zu machen. Nachdem wir alle unſre Nothwendigkeiten unſrer guten Wittwe vorausgeſchickt hatten, folgten wir an einem heitern Decembermittag nach, und ich ſetzte meine Kinder auf einen guten Bauerwagen in eine Flechte mit Stroh verwahrt, und meine Frau und ich nahmen hinten unſern Platz. Ich ſtieg vor der Thür meines ehemaligen Hauſes unter den Augen meiner alten Bekannten ein, und glaubte, daß ich nicht verſtohlnerweiſe mein Glaubensbekenntniß an die Einfalt der Natur ablegen müßte, der ich den Reſt meiner Tage unter der ſüßeſten Hoffnung eines ſchuldloſen Lebens gewidmet hatte. Da es mitten im Winter

war, so prophezeiten uns die Stadtleute wenigstens ein Fieber aus Ennui. Allein die guten Leute vergaßen, in welcher Stimmung wir waren, und lieben uns in Gedanken die ihrige. Dieß ist in Berechnung der Vorfälle des Lebens bei andern, als bei uns, immer der Hauptirrthum. Wir hatten alle Hände voll zu thun, uns einzurichten. Da war erst alles Neue in Besitz zu nehmen, und das Alte zu stellen und zu legen. Des Tages über beschäftigte ich mich mit Ausbesserung der Zäune und Gräben, und Ebenung der Wiesen, wo es nöthig war. Abends saß ich mit einigen alten Nachbarn zusammen, gab meinen Kindern Unterricht, oder erzählte den guten Landmädchen, die bei uns wohnten, von den Vergnügungen und Sitten des Stadtlebens. Ich hatte öfters das Vergnügen zu bemerken, daß den guten Kindern die Thorheiten und Ausschweifungen der großen Welt abentheuerlicher und ungeheurer vorkamen, als wenn es Löwen und Riesen und Greiffe aus der Tausend und Eine Nacht gewesen wären.«

Neuntes Kapitel.

Der Alte verließ mich, als er seine Erzählung geendigt hatte. Ich ging in meine Stube, warm von den Empfindungen, die er mir mitgetheilt, und voller Ekel über meinen jetzigen Beruf, der auf nichts hinausging, als ewig Geld zu machen; und vor dem Geld machen, dachte ich, hat man kaum so viel Zeit übrig, daran zu denken, wie man's nützen will. Ewig verfolgt uns das Gespenst mit seiner Peitsche, daß wir Schurken wären, nicht einmal so und so viel zu besitzen. Und darüber werden so viele von uns Schurken, oder fallen als marode um, ehe die Campagne zu Ende ist. Und dem ehrlichen Bauer, der nichts hat als das Bischen Leben, fällt's niemals ein, daß er ein Herr sein muß; daß es eine Schande ist, nicht mit Kutsch und Pferden zu fahren. Ich verschloß mich in mein Zimmer, und verbat mir das Abendessen, um meine Gedanken wiederzukauen. Dabei kam mir die Brieftasche wieder zu Sinn, die mir der Pfarrer anvertraut hatte. Ich theile Ihnen hier einige Auszüge davon, aus den ersten Zeiten der Wirthschaft des Herrn Oheim, mit. Das Bessere behalt ich ihnen auf ein andermal vor.

Auszüge aus Briefen

des Herrn Oheim an seinen Freund H. in M.

I.

Ich denke, Sie halten dafür, ich sei diese Wintertage über beschäftigt, mich auf meine künftige Lebensart zu rüsten, und Anstalten zu einer ruhmvollen Campagne zu machen. Den Tisch sehen Sie vor mir voller Risse von Avenüen, Alleen, Bosquets und dergl. und Bauanschläge von Zimmerleuten, Maurern, Stuccaturarbeitern, Wasserleitern, und wie alle die Künste heißen, die der Reiche seinem Ueberfluß frohnen läßt, er mag in der Stadt oder auf dem Lande leben. Für's erste bin ich nicht reich, und für's zweite mag ich nicht leben, als ob ich reich wäre. Ich habe darum diese Classe verlassen, in der ich vielleicht als ein ganz ehrlicher Mann, nach dem groben Sinne des Wortes, eine brillante Rolle hätte fortspielen können. Ich mag auch mein mir übriges Vermögen nicht in Güter stecken, die ich verpachten oder um die Hälfte bauen lassen muß, daß mir die Erlaubniß übrig bleibt, das Maul aufzusperren, zum Fenster hinauszusehen, spazieren zu reiten und gegen fünf Uhr Quadrille zu spielen und Thee zu trinken. Mir ist drum zu thun, ein anderes Wesen zu beginnen, meine Knochen zu brauchen, weil mir Gott sie gegeben hat; mir, durch Arbeit, Gesundheit, Muth und Hunger und Durst zu erwerben, und kurz das Leben nicht zu genießen, sondern zu verdienen.

Das alles stellen sich die Leute in der Stadt so schlimm vor, wie ein Weibchen, das in seinem tiefgepolsterten Canapee bei einem stürmischen Wintertage berechnet, was der Mann zu Pferde auf der Landstraße ausstehen müsse, der indessen dem Frost und Sturm mit lachendem Herzen entgegen reitet.

Ehedem arbeitete alles für mich, und ich arbeitete alles für andere. Was ich empfing, ward bezahlt, und die Gaben Gottes waren mir eine Waare. Mein Berufegeschäfte drehte ich ab wie eine Schaale, oder feilte sie, wie einer ein Rad feilt. Ich konnte nichts erwerben als Geld und Gewalt, und für beides war mein Herz noch nicht enge genug. Die stille und lebende Natur war mir eine Camera obscura, und die Thiere und Menschen Staffage auf dem schönen Teppich. Jetzo soll's anders werden mit mir, wenn Gott will. Ehedem schliefen Mann und Frau und Kinder,

ein jedes in ſeinem Appartement, und gingen auch jedes ſeine Straße. Jetzo ſind wir in einer Stube zuſammengerettet, und es heißt wohl nicht umſonſt: Ein Bette, Ein Glaube und Ein Gott. Mein Junge iſt allezeit um mich, und mein Mädchen immer um ihre Mutter; ſie laufen, holen, tragen und thun was wir ihnen ſagen, und dadurch fällt ſchon der Fluch reicher Leute Kinder von ihnen, daß ſie ihren Eltern zur Laſt ſind. Ich hoffe, daß ich noch einmal mit eignen Pferden werde zu Acker fahren dürfen. Bis dahin lerne ich bei einem meiner alten Nachbarn, der endlich Zutrauen in mich geſetzt hat, und ſelbſt glaubt, daß noch etwas aus mir werden kann. Heuladen und Strohbinden hab' ich ſchon begriffen; aber mit dem Pflügen will's nicht fort. Ich halt's für ein ſchweres Ding, wie den Stylus. Entweder greift das Eiſen nicht, oder es greift zu tief: die Pferde ſtutzen, und wollen nicht fort. Man dächte, die Thiere hätten ſo feine Naſen wie die Bauern, und begriffen von weitem ob einer ein Pinſel iſt oder nicht. Das Säen halt' ich vollends für eine Hexerei, mein Nachbar verzweifelt indeſſen nicht, daß ich doch am Ende werde Takt halten lernen. Wenn dies vorbei iſt, hab' ich Hoffnung über's Jahr dreſchen zu lernen.

Ich kann eben nicht ſagen, daß es das Nützliche iſt, was mir Intereſſe für alles das giebt; ſo wenig wie der Junge beim Zimmermeiſter ſich bewußt iſt, daß ohne ihn und ſeines Gleichen die Menſchen nicht wohl beſtehen könnten. Es iſt mir auch noch kein Schauder von Merveilleux über die Haut gefahren, daß ich hier den Q. Cincinnatus vorſtellte. Sondern ich befinde mich wohl und ruhig dabei, meine Kräfte wachſen, und ich kann heute thun, was ich geſtern nicht vermogte. Wir glauben alle dieſe Dinge ſeien höchſt mechaniſch, ich ſehe aber viel savoir faire dabei. Man mag es nun Uebung oder Vortheil nennen, wie's der gemeine Mann nennt, ſo iſt es die Frucht von ſo viel Zeit und Jahren; und dieß iſt immer eine Vorlage, die gemacht werden muß, ehe man an die Einnahme denken kann.

2.

Vom 27ſten März an denſelben 176...

Ich denke Ihr kämt jetzo zuweilen auch in die friſche Luft, Ihr Leute in der Stadt, ungefähr ſo wie Ihr Gott dient, alle vier Wochen Einmal. Wir leben wie die Fiſche in unſerm Element.

Unſere Gräben ſind rein gemacht, unſere Häge beſchnitten, unſere Bäume geputzt, ſchon ſo viel geackert, gedüngt, ſo viel Saame der Erde anvertraut. Und was habt Ihr wohl die Zeit über gethan? das Carneval beſchloſſen, den Arlequin glücklich begraben? Haben Eure Weiber ihre Abende auch ſo luſtig verſchwätzt, wie die unſern bei ihrem Spinnrade? die haben doch noch was fertig zu machen bis Oſtern. Ein groſſes Stück Leinwand für mich, damit ich meine holländiſchen Hemden in Kaſten legen kann, und die Manſchetten dazu; denn ein Menſch, der ſeine Fäuſte braucht und Manſchetten an hat, ſieht aus, wie ein Hanswurſt auf dem Catheder. In ohngefähr vier Wochen kommt zu uns, alsdann wird unſere kleine Haushaltungsmaſchine in vollen Schwingen ſein; unſer Vieh vollauf Futter haben, und wir unſer volles Tagewerk. Alsdann könnt Ihr mir auf dem Fuße nachfolgen, und ſehen was ich thue; oder Ihr könnt eure Empfindungen klein ſchneiden, und etwas ans Morgen- oder Abendroth zu Papiere bringen. Mir iſt, ſeitdem ich mitten in der Natur lebe, kein Wort noch zum Lobe der Natur eingefallen, und ich mag ebenſo lieb erbauliche Betrachtungen am 20ſten oder 30ſten März leſen, als eine von Euern neumodiſchen Hymnen. Wenn Einer den Frühling beſingt, ſo kommt mir's vor, als wie einer, der ein Carmen auf ſeine Frau machen will. — Wollt Ihr indeſſen Gott innerhalb vier Mauern dienen, ſo findet ſich auch Gelegenheit dazu bei uns, und vielleicht beſſer wie bei Euch. Denn in unſrer kleinen Kirche ſitzen doch die Menſchen wie in einer Stube beiſammen, wenn es bei Euch wie ein Amphitheater ausſieht; und die Menſchenköpfe, die man vor ſich hat, ſind auch genießbarer wie die Eurigen. Da ſitzen im Chor neben mir ein Paar Dutzend Greiſe und Männer mit hellen Augen und geraden Haaren, die wohl etwas mehr bedeuten, als Eure alten Peruquen mit ihren Lorgnetten und Tabatieren. Und die Jungen vor uns auf den Knieen mit ihren runden Köpfen, und die Mädchen, mit den niedergeſchlagenen Augen, und den ins Geſangbuch gefalteten Händen. Wenn unſer Pfarrer ſchmält, ſo können wir's doch hören; aber bei Euch fürchten ſie ſich laut zu werden. Bei Euch iſt eine Leichenpredigt was Unſchickliches; bei uns iſt's immer das Beſte. Wir ſehen auch noch unſre Todten begraben, und wiſſen wo man ſie hingelegt hat; aber bei Euch gehen ſie ſtillſchweigend's aus der Welt, als wenn ſie alle Schelme wären.

3.

So ſehr ich's wünſchte, Ihnen von meiner jetzigen Lebensart Nachricht zu geben, ſo ſchwer wird mir's. Meinem Nachbar, der ſeine zwei Säcke Getraide auf den Speicher trägt, ſoll's wohl eben ſo ſchwer fallen, zu erklären, wie und warum er ſo ſtark iſt. Wer von ſeiner Ehrlichkeit und Geſundheit, und von deren Herkommen und Abkunft viel Antwort und Rechenſchaft geben kann, mit dem mag ich's nicht theilen. Kurz und gut mir iſt wohl, und wenn ich ja etwas erklären ſollte, ſo wäre es dieß, warum's einem Andern nicht auch ſo wohl iſt. Die liebe einfache Nahrung, und die freie Luft, die wir hier athmen, mag auch das ihrige dazu beitragen. Aber das meiſte, was nämlich meine arme Seele zur Ruhe bringt, iſt der Taglohn, worin ich arbeite. Gottlob! ich weiß nun, daß ich mich zu Tiſche ſetzen, und meine Lampe mit gutem Gewiſſen anſtecken darf. Vorher wußt' ich warlich oft nicht am Abend, ob die Arbeit, die ich that, das Stümpfchen Wachslicht werth war, das dabei herunter träufelte. Aber das iſt nicht genug, daß ich unſerm Herrn Gott ſein Taglohn verdiene; ich weiß auch, daß ich ihm nicht mehr abnehme als ich ſoll, und daß ich alles Uebrige in Caſſa laſſe, was mir nicht zukommt. Deß mögen ſich wohl wenige von den Herrn rühmen, die, wie man ſagt, ihr Glück gemacht haben, und noch vielweniger diejenigen, die es noch machen wollen. Das iſt heut zutage die nobelſte Ambition, ſo viel von Geld und Anſehen unter dem Schein Rechtens zu ſich zu packen, als in die Taſche gehen will; und wer vollends recht klug iſt, der ſteckt den Kindern die Schubſacke von dem voll, was der Papa nicht tragen kann. Das aerarium publicum kömmt ihnen vor, wie die Elbe, die nach Hamburg fließt, und woven ein jeder Mittelmann ſein Tönnchen, dem Strom unbeſchadet, wegſchöpfen kann. Indeſſen ſollen irgendwo alle Tropfen gezählt ſein, und wer mehr genommen hat, als er ſoll, der mag ſich's ſelber zuſchreiben. Hierzu kommt, lieber Freund, daß ich alles öffentlich thun darf, was ich thue, ohne zu ſorgen, wie es wird aufgenommen werden. Wenn ich meine Hecken beſchneide, und meine Bäume pfropfe, ſo bin ich gewiß, man wird keinen Gift daraus ſaugen. Ich darf allen meinen Witz aufbieten, meine Wieſen zu wäſſern, oder mir neue anzulegen, und man wird es dem Fürſten nicht auf der ſchwarzen

Seite verſtellen. Vorher hätten ſie mich gern der öffentlichen Untreue beſchuldigt, wenn ſie mich hätten überführen können, des Jahrs hundert Thaler zurückgelegt zu haben. Nun darf ich mein Fuder Heu und Stroh öffentlich einführen. Wenn ich auf meinem Polſterſtuhle unter meinen Hausgenoſſen obenan ſitze, ſo wird niemand auf dieſe Ehrenſtelle Anſchläge machen; und hinter mir wird kein gepuderter Lakai ſeinen Cameraden über mich Geſichter zu ſchneiden, wenn ich einen guten Biſſen in Mund ſtecke.

So lange ſich noch das Wetter ändert, werd' ich nicht leicht über Einförmigkeit zu klagen haben. Denn es ſind wenig Wolken und Winde, die ich nicht nöthig hätte. Sie intereſſiren mich ſammt und ſonders, und der Krieg und Friede, den ſie reſpective führen, iſt ein ſo weitläuftiges Feld für mich, wie ehedem das Intereſſe der mächtigſten Häuſer. Sie thun mir auch wirklich mehr Schaden oder Nutzen, als die andern großen Herren, die mir als Dii minorum gentium unter jenen zu ſtehen ſcheinen.

Die Edukation meiner Kinder wird mir in keinem Betracht theuer zu ſtehen kommen; denn ich wüßte nicht, was ich hier zu verbergen hätte. Sie dürfen in alles ſehen. Weit und breit iſt, Gottlob, kein Buch und kein Schelm, den ich zu fürchten hätte. Mein Mädchen wird in die Höhe ſchießen, ohne Inclinationen gehabt zu haben; und, ohne zu wiſſen, wo ihr Cœur und ihre Couleur ſitzt, wird ſie zur Hausfrau geſchickt werden. Mein Junge wird mit Pferd und Geſchirr umgehen lernen, und wenn er 20 Jahr alt iſt ſeine Fäuſte wahrſcheinlich beſſer brauchen können, wie ſein Vater.

Vorher war meine Liebhaberei ein Ding, das ich treiben mußte, wie einer, der eine Maitreſſe unterhält. Wenn's herausgekommen wäre, daß ein Mann, der das Referat beim Fürſten hatte, ſich mit einer verdorbenen Stelle im Ariſtophanes eine ganze Stunde herumgeplackt hätte; oder wenn einer der Räthe, die ich zuweilen ausputzen mußte, den Pollux unter meinen Papieren aufgeſchlagen geſehen: ſo wär's um mein ganzes Anſehen gethan geweſen. Jetzo darf ich meine Liebhaberei öffentlich ſehen laſſen, wie eine angetraute Hausfrau: ich kann mit jedem davon reden, und jeder verſteht mich. Da ich nicht mehr im Empyräo des Intellektuellen wandle, ſo darf ich nicht mehr, wie ehedem, Monate lang auf einen vernehmlichen Menſchenlaut harren, ſondern, wo Erde iſt, ſammeln

ſich Menſchen zu mir, und ich ſehe alle Tage mehr, ſie ſind Fleiſch von meinem Fleiſch, und Bein von meinem Bein. Viele ſind eben ſo gut, wie ich, und gar viele geſcheuter. Dies iſt ein Troſt, der einem nicht eher zu Theil wird, bis man ihn wenigſtens zur Hälfte werth iſt. An einer Tafel mit drei Servicen lernt man nicht langſam kauen, und der Handwerkspurſchenmuth läßt ſich nicht in einer Berline à ressorts erjagen. Man muß hübſch zu Fuße mit dem Bündel auf dem Buckel reiſen, wenn man auf der Landſtraße ſingen lernen will.

IV.

Herr Oheim der Jüngere.

Eine wahre Geſchichte.

1.

Nicht weit von A. wohnte ein reicher Edelmann, der keine eheliche Kinder hatte, und im ledigen Stande beinahe grau geworden war. Da er Niemandem etwas ſchuldig blieb, ſo paſſirte er überall für einen rechtſchaffenen Mann, und weil er auch nicht leicht jemandem etwas gab, das er nicht ſchuldig war: ſo war er in allem Verſtande ein homme aisé, der immer mehr einzunehmen, als auszugeben hatte. Dies ſetzte ihn in den Stand, das ganze Jahr hindurch einen ſehr guten Tiſch zu führen. Es war wirklich eine Freude bei ihm zu eſſen, denn er hatte ſich allzeit vorher Mühe gegeben, ſeinem Gaſt Vergnügen zu machen. Keine Speiſe kam zum Vorſchein, die nicht von ihm angeordnet war, und deren Effect er auf ſeinem, als dem feinſten Gaumen nicht vorher ſcharf berechnet hätte. Er legte mit ſo viel Sorgfalt und Theilnehmung vor, und martete mit ſolcher Sehnſucht, wie bald einer es gut finden würde, daß jemand der hartherzigſte Menſch unter der Sonne hätte ſein müſſen, der ihn nicht alsbald davon benachrichtigt hätte. Indeſſen geſchah es doch, daß ihm ſeine gerechte Hoffnung fehlſchlug. Er lud zuweilen Leute ein, denen dies oder jenes Gericht ſo fremd war, daß ſie nicht wußten, ob ſie es gut oder böſe finden ſollten. Andere, wenn ſie's auch gut fanden, ſchämten ſich, es einzugeſtehen, oder ſie wußten nicht, ob es ſelten oder in dieſer Jahreszeit koſtbar war. Noch andere ließen ſich durch die gute Art, womit ſie behandelt wurden, zum Schwatzen verleiten, und vergaßen, daß ſie da waren, zu eſſen und zwar mit Ueberlegung zu eſſen.

Im Ganzen hatte er doch meiſt das Vergnügen, daß Jedermann gerne kam, der geladen war, und daß er in der ganzen Nachbarſchaft, auf ſechs Meilen in der Runde für denjenigen

Mann galt, der am beſten zu eſſen gebe, und der's wirklich verſtünde. Dennoch fügte es ſich zuweilen, daß das Wetter ſchlecht war, daß dieſer oder jener, der geladen war, ſelbſt Gäſte hatte, oder in Verrichtungen in der Stadt war, einige ins Bad gereiſt waren, oder zu bauen hatten. Dieſem Uebel, mit Niemand als mit ſich ſelbſt zu Tiſche zu gehen, hatte er dadurch abzuhelfen geſucht, daß er ſich einen Secretair hielt.

Der jetzige, den er hatte, hieß Strephon. Ein ſehr gutartiger junger Mann, der vor ohngefähr ſechs Jahren hübſche Studien auf Univerſitäten geſammelt, aber nur mit dem kleinen Fehler behaftet war, daß er alle neue deutſche Schriften las. Es hätte nichts zu bedeuten gehabt, wenn er ſie als ein anderer ehrlicher Mann ohne Schaden zu leſen verſtanden hätte, d. i. wie man eine ſchöne Gegend vorbeireiſt, oder in ein gutes Wirthshaus einkehrt, und morgen nicht mehr daran denkt. Aber jede Lectüre war für ihn von der äußerſten Wichtigkeit, und ſie hatte Einfluß auf ſeine Art zu denken und zu handeln. Die Helden der Romane dienten ihm wenigſtens auf vierzehn Tage zum Vorbilde, nach dem er ſein Leben einrichtete, und er machte ſich ihre Schickſale zu eigen. Daher waren die Feen- und Rittergeſchichten am unſchädlichſten, weil die Begebenheiten ſo wunderbar ſind, daß ſie nicht leicht ein erwachſener Menſch für nachahmenswerth hält. Hingegen die moraliſchen Romane, wo der Stoff aus dem bürgerlichen Leben genommen, und die Sitten mit der Denkart des Decenniums tingirt ſind, waren von großer Bedeutung, beſonders wenn die Scene mitten in Deutſchland lag.

Es fehlte dieſem jungen Manne nichts was zu einem bequemen Leben gereichen kann. Er hatte wenig Verrichtungen bei ſeinem Herrn, und dieſer war ſelten wunderlich, als wenn er ein wenig zu viel gegeſſen hatte. Er ſetzte das Präſentatum auf die Briefe die ankamen, ſchrieb auch zuweilen einige Antworten darauf, heftete die Urkunden zu den Rechnungen des Verwalters und der Handwerksleute in Einen großen Band, und war übrigens immer nicht weit weg, wenn man ihn brauchte. Er ging in den Keller wenn's verlangt ward, und auf den Boden wenn der Kutſcher den Hafer faßte. Der Garten ſtand auch völlig unter ſeiner Direction, und er war im Oculiren und Pfropfen ein großer Meiſter. Abends las er ſeinem Herrn vor, auch wenn er im Fußbad

ſaß und ſich die Nägel abſchneiden ließ; und wenn nicht geleſen wurde, ſo rauchten ſie auch eine Pfeife Taback zuſammen. Der Patron erzählte alsdann von ſeinen Reiſen, von Paris und Genua, von dem Hofe ſeines ehemaligen gnädigen Fürſten, auch oft von ſeinen Intriguen und Maitreſſen.

Dieſer Herr beſaß eine große Geſchicklichkeit im Vortrage der ſogenannten contes à rire, beſonders der franzöſiſchen. Wenn alſo zuweilen in dem tête à tête eine Bouteille Bourgogner oder Champagner extra unter beiden Theilen beim Deſert vorkam, ſo erzählte der gnädige Herr ungemein gut, und der Secretair hörte eben ſo gut zu. Der Herr lachte immer zuerſt ganz beſcheiden, und der Diener lachte alsdann ſo aufrichtig, als ob der conte nie gedruckt geweſen wäre, oder ihm jetzt zum erſtenmal zu Ohren käme. In den langen Winterabenden war freilich die Parthie ein wenig zu ungleich. Denn der Herr hatte beſtändig vorzutragen, und der Diener durfte es nicht eher, als bis es ſchlechterdings von ihm verlangt ward.

Indeſſen gewöhnte ſich ſein Herr nach und nach ſo ſehr an ihn, daß er ihn beinahe nicht von ſeiner Seite laſſen wollte. Zumal den Winter über, wo gar Niemand zum Beſuche kam, das ganze Feldgeſchäfte ſtille ſtand, und man weder in den Garten noch auf die Aecker gehen konnte, mußte Strephon über jede Stunde Abweſenheit Rechenſchaft geben. Sein Patron behandelte ihn zwar nach Maßgabe, daß er ſeiner nöthiger hatte, immer mit mehr Freundſchaft und Vertraulichkeit: aber es war doch am Ende nicht auszuhalten, ohne Aufhören mit ihm in einer Stube eingeſperrt zu ſein, mit ihm auf- und abzuſpatzieren, und ſich von ihm vorleſen zu laſſen, oder ſelbſt vorzuleſen.

In einem der Momente, wo Strephon das Elend der Sclaverei in ſeiner ganzen Stärke fühlte, fiel ihm der deutſche Merkur in die Hände, und er las die Geſchichte des Herrn Oheims, der ſich muthig entſchloſſen hatte, ſeine ganze Exiſtenz auf die Cultur der Erde zu bauen, ſeine Bedürfniſſe auf die natürlichſten einzuſchränken, und zu erwarten, ob ſeine Glückſeligkeit eher aus einer einzigen vollen Quelle herzuleiten ſein möchte, als aus ſo vielen tauſenden, die ſo leicht verſiegen. Die Erzählung dieſer Geſchichte, ſie mag nun wahr oder erdichtet ſein, wirkte ſo mächtig auf Strephon, als ob er ein Augenzeuge davon geweſen wäre. Der

Held ward alsbald ſein Muſter, und er fand, daß weiter nichts dazu gehörte, ihm ähnlich zu werden, als ſeinem Herrn aufzuſagen, und von ſeinen Erſparniſſen und dem Reſtchen ſeines väterlichen Vermögens ſich das nächſte beſte Bauerngütchen anzuſchaffen. Er trug dieſe Gedanken lange mit ſich herum, und ward nach und nach ſo zerſtreut dadurch, daß er oft nicht wußte was er that, oder was um ihn her vorging. Sein Patron ward dieſe Veränderung nach und nach gewahr, und ſchrieb ſie einer geheimen Inclination zu. In der Hoffnung, dieſe zu entdecken, ward der Patron endlich auch ſo vertieft, daß er zu ſeiner innerlichen Beſchäftigung nichts mehr als dies bedurfte, und dadurch ſeinem Secretair mehr Freiſtunden ließ, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Der erſte, zu welchem Strephon ſeine Zuflucht nahm, um ihm ſein Geheimniß zu entdecken, war der Pfarrer des Orts, den die Liebe zur Gärtnerei längſt mit ihm verbunden hatte. Er war ein junger geſcheuter Mann, der, weil er ſein Leben beſtändig in der freien Luft zubrachte, immer heiter und munter war. Zu allem was er unternahm hatte er Geſchick, und er war ein Tauſendkünſtler. Ohne ſich durch Projecte zu ruiniren, hatte er aller vierzehn Tage ein anderes; denn er trieb ſie nur bis auf einen gewiſſen Punct, wo die Ausführung thunlich, und die Ausgabe nicht beträchtlich war.

Seine Liebhabereien waren alle um ihn wie aufgeſtellt, und daher beſuchten ihn die Leute gerne, weil man in ſein Haus und in ſeinen Garten wie in einen Naritätenkaſten gucken konnte. Er hatte die ſchönſten Tulpenzwiebeln auf zehn Meilen in der Runde, und er theilte jedem davon mit, weil es ihn nichts als ſeine Zeit und ein bischen Sorgfalt gekoſtet hatte, die erſten, die er von dem Herrn Canonicus Spönla von Erfurt bekommen hatte, ins Unendliche zu vermehren. Er hatte ſich auf dem Brandflecken eines elenden Weinbergs ein artiges Bosquet von ausländiſchen Nadelhölzern angelegt, die er abzulegen verſtand; und den daranſtoßenden Abhang von Flugſand hatte er durch Elymus arenarius und Quecken haltbar zu machen gewußt. Er hatte eine kleine Plantage von Berberizen-Stauden, durch deren Saft er jeden Obſteſſig zu dem allerfeinſten acetum erhob, womit er den Salat für den Gaumen eines Hofmarſchalls anmachen konnte. Auf einer ſeiner Terraſſen war eine große Sammlung von Eſſig-Roſen, deren Blätter

von den Materialiſten ſo theuer bezahlt werden, um ſie unter das Rauchwerk zu miſchen. Durch dieſe Blätter allein führte er eine active Handlung zu Gewinnung ſeiner Sämereien. Auf einem andern Parterre war eine Anlage vom Wunderbaum, deſſen Oel ſo ſehr in der Ruhr geſchätzt wird. Wanderte man weiter, ſo kam man zu ganzen Quartieren abyſſiniſchen Graſes, nackten Hafers, türkiſchen Waizens, ſechszeilichter Gerſte, der verſchiedenen Arten Ringgraſes u. ſ. w. Er ſäete alle Jahre in ſein Miſtbeet die ausländiſchen Sämereien, und erhielt dadurch oft Pflanzen, die man nicht in hieſigem Clima geſucht haben würde. Er erklärte alle dieſe Dinge den Gäſten ſehr gerne und gut, ſo daß ſie in wenig Minuten viel von ihm lernen konnten, und, weil ſie ſich klüger glaubten, höchſt vergnügt von ihm weggingen.

Dieſer Mann umarmte unſern Strephon, ſobald er nur von ſeiner Entſchließung hörte, mit der innigſten Wärme und wünſchte ihm Glück dazu. Dazu ſoll bald Rath werden, ſagte er, wenn Sie nur Stand halten in dem edelmüthigen Entſchluſſe. Ich weiß in der Nachbarſchaft ein Hufengut von 120 Morgen Landes, deſſen Beſitzer nach Amerika gegangen iſt, weil er es nicht zu handhaben verſtand. Es wird jetzt Schulden halber verkauft, weil der Concurs erkannt iſt. Sie ſind ein glücklicher Mann, wenn ſie's bekommen. Sie können ſich da ausdehnen nach Herzensluſt. Beſchlafen Sie's nur, und morgen wollen wir zu einem meiner Nachbarn, dem Johannes Steiber, gehn, der eben ſo ein glücklicher Gutsbeſitzer iſt, als ich Ihnen zu werden wünſche, und der ſoll uns mit ſeinem guten Rath dienen. Sie können alles pflanzen, was Sie wollen. Sie haben alle möglichen Aspekten und Lagen: Ebenen, Thäler und Berge, und, was das beſte iſt, 21 Morgen Waldes, der Nadel- und Laubhölzer bringt. Sie können bauen, wie Sie's nöthig haben. Sie haben Leimen, Sand, Bruch- und Sandſteine, und Ihre eigene Fiſcherei an Krebſen und Forellen in Ihren Bächen. Kurz, Sie ſind ein glücklicher Mann, wenn Sie nur wollen. Wenn ich mich nur ausdehnen könnte, wie Sie alsdann ungeſtört vermögen, ich wollte bald die Gegend in ein Elyſium umſchaffen. Aber ich habe leider nichts gegen Sie, als einige Quadrat-Ruthen, und da bleibt alles klein und unbeträchtlich. Der Nutzen muß erſt im Großen ſichtbar werden. Ich bin wie ein Edelmann, der, zum Beſten Deutſchlands, den Fluß, ſoweit er in ſein

Dorf gemeinlich fließt, ſchiffbar zu machen unternimmt, oder durch ſeinen Schultheiſſen Placate über Aus- und Einfuhr anſchlagen läßt.

Den andern Tag ward der Beſuch zu Johannes Steiber unternommen.

Damit das Ganze eher einer partie de plaisir als einer andern Abſicht gleich ſehen möchte, ſo war der Oberſchultheiß mit ſeiner Frau dazu einzuladen. Frauen und Kinder wurden zuſammen auf einen Leiterwagen geſetzt, und die Männer ritten nebenher. Weil Johannes Steiber ein reicher Mann war, ſo machte man ſich keine Bedenklichkeiten, ihm mit ſo vielen Menſchen ins Haus zu fallen, ohne ihn davon vorher benachrichtigt zu haben. Man war eben mit Grummetmachen beſchäftigt, und der Hausvater kam mit ſeinen Söhnen und Knechten um vier Uhr zu Hauſe, als eben die Gäſte anlangten. Er war ein langer, ſchöner Mann, und ging ſo gerade, als ob er gedient hätte. Er eilte herbei, ſobald er ſie gewahr ward, um ihnen alle die Schlagbäume geſchwind zu öffnen, die den Weg zu ſeiner Hofreithe verſperrten, welche mitten in ſeinen Wieſen und übrigen Beſitzungen lag. Er gab jedem, Groß und Klein, nach einander die Hand, und hieß ſie von Herzen willkommen. Seine Söhne führten die Pferde ein. Seine Frau machte indeß die honneurs vom Hauſe, oder vielmehr vor dem Hauſe. Denn in die einzige große Stube, die ſie außer einigen Schlafkammern hatten, wollte Johannes Steiber die Geſellſchaft nicht eintreten laſſen. Es wurde alſo der große ſchöne weiße birnbaumne Tiſch aus der Stube in den Hof unter eine herrliche Linde geſtellt und rundum waren Bänke, oder auch Schnitzbänke, Stühle und ein Pflugſchaar, worauf man Platz nehmen konnte. Der Wirth war einige Zeit mit ſeinen Söhnen abweſend.

Indeſſen hatte die Mutter aufgetiſcht, was das Haus vermochte, friſche Butter, friſche Nüſſe, guten Käſe, Birnen und Aepfel, ſaure und ſüße Milch. Die Gäſte labten ſich nach Herzensluſt, fragten aber doch auch nach dem Hausvater. Dieſer erſchien bald wieder mit ſeinen Söhnen, und hatte ſeine Zeit indeſſen nicht übel zugebracht. Er hatte in ſeinem Bache Forellen gefiſcht, die ſeine Söhne in dem Hamen brachten, und er ſelbſt brachte einen ganzen Honigwaben, den er eben zum Beſten der

Gesellschaft ausgenommen hatte, und frisch aufsetzte. Hierauf ging er in den Keller und brachte einen sehr trinkbaren Wein. Er handelte selbst damit, weil er Credit hatte, den Weinbauern ihre Vorräthe abnahm, ihn einzeln an die benachbarten Landwirthe verthat, und wenn er von diesen das Geld eingenommen hatte, erst seine Verkäufer bezahlte. So trieb er auch einen ansehnlichen Handel mit Nüssen, die er oft viele Jahre aufspeicherte, bis sie Geld galten, und verkaufte sie alle nach Schlesien.

Diese patriarchalische Mahlzeit entzückte Strephon, und er ward so sehr gerührt davon, als ob er sie in dem besten deutschen Journale beschrieben gelesen hätte. Sein gnädiger Herr mit allen seinen Ragouts, seinem Capwein und seinem œil de perdrix, schien ihm ein armer Sire gegen diesen wohlhabenden Landbauer, der alles hatte, was er bedurfte und es holen konnte, wo und wenn er wollte, es mochte Krieg in Amerika sein oder nicht. Er ging in seinen Gedanken schon so gerade, wie Johannes Steiber, und nahm in seinem Enthusiasmus einen Heu-Rechen wie jener auf die Schultern und spazierte damit im Hofe auf und ab. Mitunter erblickte er seine zwei Uhrbänder in seinen Beinkleidern, und die ungeheuren Schnallen an seinen Schuhen, und sie kamen ihm lächerlicher vor als jemals.

Der Pfarrer brachte die Unterredung auf das verarmte Bauerngut. Johannes Steiber behauptete, es habe meist guten Boden, vieles Quellwasser, das man noch besser zusammensuchen könne, einen hübschen Wald, und eine ansehnliche Anzahl Wiesen, die durch Wässerung eines weit höhern Ertrags fähig seien. Nichts ist klüger, sagte er, als wir nehmen selbst den Augenschein davon ein, denn es liegt nur eine Viertelstunde von hier. Die ganze Gesellschaft machte sich also auf, und man langte bald vor der Hofreithe an. Es war ein aus tüchtigem Eichenholz gezimmertes Haus, das man leicht zu einem zweistöckigen erheben konnte; Stallung und Scheune waren auch in ziemlichem Stande. Im Hofe stand ein Brunnenstock, der Wassers die Fülle gab, und fürtreffliches Wasser. Das Haus lag schon ziemlich hoch, aber es wurde noch rund umher mit einer Anhöhe umgeben, auf deren Spitze einzelne kleine Wäldchen von Tannen stunden. Dies gefiel hauptsächlich dem Pfarrer, und er wünschte sich dieses Terrain, um seine Idee von einem großen Bosquet auszuführen, und die Gegend

bald mit lauter Edeltannen, Weimuthfichten, Lerchenbäumen und ſo weiter zu verſchönern. Rund um das Haus lagen in der Tiefe ohngefähr zwei Morgen Wieſen, die auf der einen erhabenen Seite mit einem Forellenbach begränzt waren, der dem Eigenthümer gehörte, und deſſen Waſſer alſo zu allen Zeiten den Wieſen zu ſtatten kommen konnte. Man beſuchte auch den Wald, der auf der Nordſeite die ganze Gegend beſchirmte. Hier ſtanden die ſchönſten Eichen und Buchen mit einander vermiſcht, und es verlor ſich hier eine Menge Quellwaſſer, deſſen Urſprung zwar anderwärts zu ſuchen, aber dem doch von dem künftigen Beſitzer die vortheilhafteſte Leitung auf ſeine Wieſen gegeben werden konnte. Das Ackerfeld beſtand meiſt aus Anhöhen, die aber doch wohl gegen die Sonne lagen, zu denen man gut kommen, und die man ohne allzugroße Beſchwerlichkeit mit Rindvieh bearbeiten konnte.

Strephon wurde durch den Anblick dieſer Ländereien in eine ſolche Gemüthsverfaſſung geſetzt, daß er nicht mehr ſah und hörte, und wenig Achtung auf dasjenige hatte, was Johannes Steiber zu ihrem Vortheile erzählte, ſondern ſich ſchlechterdings als den alleinigen Beſitzer betrachtete. Wo er ſeinen Fuß hinſetzte, da war die Erde ſein; und wo er mit dem Finger hindeutete, da wurde ſchon ein Graben gezogen, oder der Wald gelichtet, oder ein neuer Weg angelegt. Die von der wahren Beſchaffenheit des Guts als unterrichtete Perſonen weggingen, waren nicht eigentlich Er, ſondern der Pfarrer und der Oberſchultheiß, die die Sache gar nicht weiter intereſſirte. Das, was ihm feſt im Kopfe blieb, war ein dunkler Begriff von den Abgaben des Guts, die ihm höchſt mäßig ſchienen; und er rechnete ohngefähr, daß weniger als der halbe Ertrag einer Kuh überflüſſig dazu hinreichte. Man brauchte alſo nur eine Kuh mehr auf das Stroh zu ſtellen, und ſo war der Landesherr befriedigt. So viel Ruthen Aecker brauchten alſo nur mehr angeſäet zu werden, und ſo war das Cataſtrum gerade als wenn es gar nicht exiſtirte.

Als er nach Hauſe kam, war ihm der Kopf ſo warm, daß er ſich das Eſſen verbat und ſogleich zu Bette ging. Die Bedienten des Hauſes erzählten es dem Herrn, und zwar nach ihrer Art, als wenn Strephon ein wenig zu viel getrunken hätte. Dieſer war aber ſehr nüchtern; und ſeine Angelegenheiten ließen ihn ſo wenig ſchlafen, daß er, als er kaum eine halbe Stunde im Bette

gelegen, wieder aufſtand, ſich Feuer ſchlug und eine Pfeife anbrannte. Mit großen Schritten ward jetzo in der Stube überlegt, wie dieſer Entſchluß dem Patron beizubringen wäre. Dieſer ſchlief auch ſehr ſchlecht; denn da er den Abend allein gegeſſen hatte, ſo hatte er in Gedanken ſo viel zu ſich genommen, daß eine Indigeſtion erfolgte. Die Bedienten waren alſo die ganze Nacht munter, und es ging alles im Hauſe Treppe auf Treppe nieder.

Nach langem Ueberlegen fand Strephon, die einzige ſchickliche Art der Bekanntmachung ſei die ſchriftliche. Er ſetzte ſich alſo hin, und ſchrieb folgenden Brief an ſeinen Patron:

»Ew. verzeihen, wenn ich Ihnen eine der wichtigſten Entſchließungen meines Lebens bekannt mache, und ſowohl um Dero Rath als Einwilligung bitte.«

»Wenn der Menſch dazu geboren wäre, ewig müßig zu gehen, und dagegen von einem andern quartaliter richtig bezahlt und frei gefüttert zu werden: ſo wäre meine Lage die glücklichſte unter der Sonne. Allein ich bin in dem Falle ſo vieler braven Hofleute manches Fürſten, von denen man nichts fordert als ihre Gegenwart, denen man alles reichen läßt, was ſie bedürfen, denen man für ihre Perſon ſo viele Taſchengelder giebt als ein anderer Mann in der Stadt zum Unterhalt ſeiner ganzen Familie braucht, und die doch — höchſt elend ſind. Der Fürſt, dem ſie ſo vieles koſten, ahnet nichts davon, und ſo lange ſie den Fehler noch nicht begangen haben, ihm zu zeigen, daß ſie von ihm unabhängig ſein könnten, ſo ſpricht er zwar täglich von ihren Untugenden, aber er behält ſie doch ewig bei. Indeſſen bei aller unüberſchwenglichen Gnade, womit er ſie überhäuft, hat er ihnen doch ein Gut geraubt, oder ſie haben es ihm aus Uebereilung gegeben, weil ſie ſeinen Werth nicht kannten, und dies iſt nichts geringeres als die menſchliche Freiheit. Ihm iſt durch dieſes Opfer an ſeiner Exiſtenz nichts zugegangen, weil er ſo unendlich frei iſt, daß er keinen Maaßſtab dazu hat, und von ihnen iſt wieder bei ihm keine Vermuthung verhanden, daß ſeine Diener auf ſo etwas Anſpruch machen könnten.«

»Ew. erlauben, daß ich von dieſem Falle, der vollkommen der meinige iſt, in tiefſter Beſcheidenheit die nothdürftige Anmerkung machen darf.«

»Ich kann mit Zuverſicht hoffen, daß Ew. meine Perſon

beibehalten würden, so lange meine Buchführung keine gerechte Ursache in die Hand gäbe. Allein es ist doch der Fall möglich, daß Sie meiner ohne irgend eine angebliche Ursache nicht weiter zu bedürfen glaubten, und ich wäre immer ein fortgeschickter Diener, und zwar um desto mehr in den Augen der Welt fortgeschickt, weil sich's Niemand erklären könnte, warum. Gegen diesen Zufall wünschte ich mich durch keine Zusicherung einer hierauf beizubehaltenden Pension gedeckt zu wissen, weil die Erfahrung lehrt, daß die Dienste desjenigen, den man ohne Entschädigung nicht freiwillig fortschicken kann, von der Stunde dieser Zusicherung an, anfangen stinkender zu werden.«

»Ich habe überdieß den sonderbaren Fehler, die Dinge dieser Welt anders anzusehen als andere Menschen, und daher kommt es mir vor, daß die Dienste, die ich Ew. leiste, mit der Belohnung in gar keinem Verhältnisse stehen. Und zwar in dem umgekehrten Verstand, daß wenn andere glauben sie seien zu schlecht bezahlt, ich vielmehr glaube zu gut bezahlt zu sein. Es steht nicht in meiner Macht dieser Disproportion abzuhelfen, und so lange mich Ew. zu keiner wichtigern Beschäftigung anstellen, muß ich mich mit Besorgung des Kellers und Speichers begnügen, ob ich gleich die Ehre habe, Secretarius zu heißen. Ich verlasse Ew. Dienste nicht, um in irgend andere zu treten. Die Aussichten, die ich auf der Canzlei des Fürsten zu erwarten habe, können nach meinen Jahren nicht reizend sein. Da alle diese Leute nur natürlichen Todes sterben, so ist der Sold so beschaffen, daß man ohngefähr drei Viertel von demjenigen erhält, was unsre Vorfahren vor funfzig Jahren nöthig hatten. Nicht, daß man für das, was man thut, nicht hinlänglich und selbst überflüssig bezahlt wäre, sondern daß man bei weitem nicht so viel hat, als man höchst nöthig braucht, und daß man auf der Gotteswelt keinen Flecken sieht, wo man das Mangelnde hernehmen wollte.«

»Ich habe mich daher entschlossen, ganz der Dependenz eines dritten zu entsagen, und die wenigen Bedürfnisse, worauf ich meinen künftigen Unterhalt einschränken werde, schlechterdings nur der Erde abzufordern. Bei der einfachsten und nützlichsten Beschäftigung soll mein Geist, hoffe ich, hinlänglich unterhalten werden, ohne deßwegen peinlich angestrengt zu sein. Ich stehe künftig unmittelbar unter der Versehung; und ob ich gleich manchen Tiran-

nen von kalten und hitzigen Winden zu fürchten haben werde, ſo weiß ich doch, wenn er mir Schaden thut, daß kein böſer Wille dabei iſt. Unter allen Potentaten iſt es immer, für einen unbewaffneten Mann wie ich, am unſchädlichſten, ſich mit dem Mächtigſten einzulaſſen; und alſo will ich es lieber mit den Elementen zu thun haben, als mit den Königen. Jene gehen, wenn ſie incommodiren, wenigſtens gerade zu; und wenn ſie uns auch das Unſrige genommen haben, ſo machen ſie doch keine ausdrücklichen Verordnungen, worin feſtgeſetzt wird, wie es immer ſo ſollte und müßte fortgehalten werden.«

»Mein geringes Strohdach wird mich vor dem Neid und der Verläumdung ſchützen, und Ew. denken zu gerecht, um mir dieſes Glück durch Dero Einwilligung länger vorzuenthalten.«

»Ich bin u. ſ. w.«

Dieſer Brief that bei dem Patron eine außerordentliche Wirkung. Strephon erſchien von dem Augenblick an, da er nicht mehr dependiren wollte, als infam, und er hätte können eher geſtohlen haben, weil dieſer Caſus nicht ſo ſelten iſt, als ſo ganz unſinniges Zeug vorzutragen. Der Herr declarirte ſogleich vor allen ſeinen Bedienten, dieſer Menſch ſollte ſein Angeſicht nicht mehr ſehen! — eine der härteſten Strafen, die wirklich bei allen Souverains, ſo gut als eine Folter, abgeſchafft werden ſollte. Indeſſen ließ er Strephon gnädig grüßen und ihm ſagen, daß er eine ſehr üble Nacht zugebracht hätte, deren Folgen ihn hinderten, ihn, ſo angenehm es ihm wäre, für heute zu ſehen. Er mußte alſo für diesmal auf ſeinem Zimmer ſpeiſen. Zu gleicher Zeit wurde der Amtmann und der Oberförſter zum Eſſen gebeten, um wenigſtens aus dieſen Leuten irgend eine Nachricht zu ziehen, die das künftige Etabliſſement Strephons näher aufklärten. Denn in dem Briefe war alles höchſt unbeſtimmt angegeben.

Der Edelmann erwähnte nichts von dem Vorgang als bis zum Deſert, wo er eine treffliche Bouteille Capwein zum Beſten gab. Auf einmal brachte er den beiden Herren mit herzlichem Lachen die Geſundheit zu: Es lebe die deutſche Freiheit; Es lebe der Ackerbau! Obgleich die beiden Gäſte den ironiſchen Sinn dieſer Geſundheit nicht ſogleich einſahen, ſo tranken ſie doch rein aus, hielten die Gläſer feſt, und warteten auf eine Erklärung. Der Caſus ward nunmehr weitläuftig vorgetragen, und, wie man ſich

vorstellen kann, von Seiten der Zuhörer höchst lächerlich gefunden. Der Amtmann fand endlich den Schlüssel zu diesem Briefe in einer Erzählung des Oberschultheißen, der aus der Schule geschwatzt, und etwas von der Besichtigung des Guts verrathen hatte. So geht's, fieng der Amtmann an, mit den schönen Herren, die nichts gelernt haben, und denen nichts genug ist! Sie können dafür Schweinhirten werden! Wie sich der Mensch übers Sportuliren aufhalten konnte, wenn er zuweilen in mein Manual guckte. Wie ich mir jede Feder voll Tinte könnte bezahlen lassen, wie ich keinen Schritt umsonst thun wollte! Ich fürchte, er wird viele Schritte thun müssen, die ihm nicht bezahlt werden. — Der Oberförster, der etwas besser mit Strephon stund, fand doch unbegreiflich, wie er den guten Tisch habe verlassen können; er sei doch Secretarius gewesen; jedermann habe ihn dafür respectirt; jetzo sei er nichts, und stehe künftig unterm Schultheißen, der ihn schlechtweg als Gottlieb Leberecht Strephon würde citiren lassen; er werde mit Ehren keinen bordirten Hut tragen können u. dergl.

Ich fürchte, fing der Amtmann an, er wird künftig auch ein Manual führen müssen, wo die Butter- und Käseheller darinnen stehen. Er macht die Rechnung vor dem Wirth. Da hat er die Schriften der Pfälzischen Academie zu Lautern von dem Ertrag drei ganzer Morgen Landes gelesen, und schwört nun Stein und Bein darauf. Er wird's aber gewahr werden! In den Büchern ist's gut pflügen und säen; da regnet's und schneit's nicht hinein. — Es lebe die schöne Natur! brachte der Edelmann, als eine neue Gesundheit, in Capwein aus. Die Gäste stutzten, und erwiederten, als Chorus: Es lebe der klare Born!

Es fehlte zur Freude der interessirten Personen nichts weiter, als daß Strephon unsichtbar in ihrer Mitte gewesen wäre, und gehört hätte, was für Anmerkungen fielen. Man hätte gern erlaubt, wenn er an der Thür getauert, oder wenn ihm die Bedienten alles Wort für Wort zugetragen hätten. Diese stießen sich einander in die Ellenbogen, und, mit der Aufforderung eines gnädigen Blicks, that einer zuletzt den Ausfall: Herr Strephon würde wohl künftig das seidene Strümpfetragen einstellen müssen. — Die Gesellschaft war so lustig geworden, daß sie auch den Nachmittag zusammen blieben, und beschlossen ward im Garten eine Pfeife Taback zu rauchen. Der Edelmann kam immer wieder auf

den Erſten Discours, und wollte hauptſächlich wiſſen, wer eigentlich dem Strephon die tollen Gedanken in Kopf geſetzt habe? Der Amtmann meinte, es käme von dem verdammten Bücherleſen. Der Oberförſter behauptete auf ſeine Seele, es ſei niemand ſchuld daran als der Pfarrer. Der junge Menſch, fing er an, will alles verſtehen; weil er Raupen ziehen und Vögel ausſtopfen kann, ſo meint er, er ſei ein Forſtmann. Er ſollte bei ſeiner Bibel bleiben und den Bauern den Text leſen. Sie ſagen, er verſtünde die Nadelhölzer anzulegen; das mag der T..f.l glauben! Wenn er's wirklich kann, warum macht er ein Geheimniß daraus? Neulich war er ſo naſeweis, und wies mir einen Tannenbaum in ſeinem Garten, und fragte mich, was das für ein Baum wäre? Als wenn ich nicht wüßte was ein Tannenbaum iſt! Was geht's mich aber an, wie ſie's in England nennen? Er ſagte mir darauf mit großer Zufriedenheit, es ſei die Hemloks-Tanne. Meinethalben mag's die Heinrichs-Tanne ſein! Es iſt ein Baum wie ein andrer, und durch die Namen, wenn wir ſie zu tauſenden lernen, kriegt mein Herr keine Staude mehr ins Land.

Strephon ſaß indeſſen in ſeinem Stuhle und zog ein richtiges Inventarium von allem, was er an bereiten und unbereiten Vermögen beſaß, um zu überſchlagen, wie weit er im Stande ſein möchte, das vorgeſchlagne Gütchen ſogleich baar zu bezahlen. Sodann machte er die Berechnung was er an Pferden, Geſchirr, bäuriſchem Hausrath, Winterfutter und Stroh für ein Dutzend Kühe nöthig haben dürfte, und was ihm zu Ausbauung und Erweiterung ſeiner Hofreithe, zu Wieſenverbeſſerungen und auch zu Geſchenken und Kleidern für ſeine künftige Gehülfin übrig bleiben dürfte. Er ſah voraus, daß er im ledigen Stande ſeiner Wirthſchaft nicht vorſtehen könnte, und wenn auch dieſes möglich wäre, doch ein einſames Leben dieſer Art, ohne Plan und ohne Ausſicht in die Zukunft, für ihn eine ſchwere Laſt werden dürfte. Die Perſon, die ihm dazu tüchtig ſchien, war nicht weit zu ſuchen, denn er fand ſie in der älteſten Tochter des Oberförſters des Orts, der ſchon bei uns als ein Antipode dieſer neuen Lebensart aufgetreten iſt. Er war ein ziemlich guter Freund Strephons geweſen, und hatte es gerne geſehen, wenn dieſer, während daß er im Walde war, ſeiner Frau und ſeinen Töchtern die Zeit hatte vertreiben helfen. Es war aber auf beiden Seiten nie an eine Neigung, vielweniger eine ernſthafte Verbin-

dung gedacht werden. Jetzt fiel ihm dieses Mädchen, das gut zur Wirthschaft erzogen war, vor andern als eine Person ein, die sich zur Frau für ihn schickte. Er ging kurz und gut selbst hin, zu freien, und that bei der Mutter und Tochter seinen Vorschlag. Allein wie erstaunte er nicht, als man ihn kalt empfing und ihm besonders zu verstehen gab, daß man nicht einsehe, wie er seine künftige Frau standesgemäß zu ernähren vermögen würde. Als er hierauf erwiederte, daß er im Stande seie, das vacante Gütchen baar zu bezahlen, und ihm zu seinen übrigen Einrichtungen noch ein schöner baarer Pfennig übrig bleibe; so fragte man ihn, ob er denn ganz ohne Dienst leben wolle? Er bekannte frei, dies sei der eigentliche Plan seines Lebens und der Stolz seines Herzens, von Niemand als sich selbst abzuhängen. Darin sehe ich aber keine große Glückseligkeit, fing die Mutter an. Also meinen Sie, meine Tochter soll künftig noch weniger sein, als des Oberschultheißen Frau, deren Vater ein Oelmüller ist, und vielleicht gar des Schulmeisters Frau beim Abendmahl nachgehn? Das wäre doch schlimm, wenn man seine Kinder dazu großgezogen hätte! Ich habe nichts gegen Ihre Person, Herr Strephon, aber lassen Sie sich doch einen Charakter geben als Fähndrich oder Lieutenant beim Ausschuß. Sie werden sonst wahrlich als gemeiner Mann zum Amt commandirt, und ich sehe Sie schon mit den andern Bauern in Reihen und Gliedern vor das Amthaus auf die Wache ziehen.

Die Tochter ging zur Thür hinaus, und kam mit verweinten Augen wieder herein. Sie hatte im Herzen Strephon lieb, ohne daß dieser das geringste davon gemerkt hätte. Sie hätte sich ihm auch schon längst in die Arme geworfen, wenn er ein schönes Aemtchen in der Stadt gehabt hätte. Aber hier ewig im Gebirge zu sitzen, wo ihr schon die Zeit so lang geworden war, wo man kaum alle zwei Monate einen Galanteriehändler anklopfen hörte, und wo die Chaisen mit den geputzten schönen Leuten aus der Stadt nur von weiten schnell durchfuhren, das war ihr unerträglich.

Strephon verließ das Haus seines Patrons ohne ihn weiter zu sprechen, und die schreckliche Drohung, die ihm jener geschworen hatte, ging also wörtlich in Erfüllung. Er nahm schriftlich in den höflichsten Ausdrücken Abschied, und die Antwort war, da

man ihm die Schlüſſel abfordern ließ, die er noch in Händen hatte. Er logirte ſich indeſſen zum Pfarrer, bis der Tag der Verſteigerung des Gütchens kam, und da Er der einzige war, der darauf bot, ſo erhielt er's unter ſehr leidlichen Bedingungen. Sobald es ihm zugeſchlagen war, ließ er ſeine erſte Sorge ſein, wie er ſobald als möglich Beſitz davon nehmen wollte. Er kaufte von der Frau des Hauſes was ihm an tüchtigem Rindvieh anſtand, und da Schiff und Geſchirr auch noch in ziemlichem Stande war, ſo kam er auch hierüber mit ihr überein. Er dingte ſich einen Knecht und eine Magd, und fing noch vor Winter ſeine Haushaltung an. Der Pfarrer half ihm in allem, und rechnete ſchon im Voraus, was er hier für eine Menge Landes vor ſich fände, ſeine Pflanzungen weiter auszubreiten. In den erſten Tagen hatte das neue Beſitzthum einen außerordentlichen Reiz für Strephon. Er war wie ein König der Erde, wenn er ſein Vieh im Stalle blöken hörte, wenn er ſeine Lampe auf dem Tiſche brennen, und ſein Feuer auf ſeinem Heerde lodern ſah. Die Magd indeſſen, die er gemiethet hatte, verſtand ſich ſehr gut aufs Vieh, aber etwas ſchlechter für Menſchen, zu kochen. Er mußte auch, wie alle ſeine Nachbarn, ſein eigen Brod in ſeinem Ofen backen. Hierzu gehörte nun eine große Routine, oder etwas mehr chymiſche Principia, als die Köchin beſaß, um nicht für acht Tage ungenießbares Brod vor ſich zu ſehen. Er reducirte ſich, ſo oft dieſer Vorfall vorkam, auf abgekochte Erdäpfel, und trank ſeinen klaren Born dazu, der mitten in ſeinem Hofe nie ausblieb. Zuweilen fiel es ihm doch ein, daß es beſſer ſei, mit den Gliedern der menſchlichen Geſellſchaft in näherer Verbindung zu ſtehen; und lieber diejenigen, die eine gewiſſe Hantierung von Jugend auf gelernt hätten, für ſich ſorgen zu laſſen, als alles ſelbſt bereiten zu wollen, und mit Unbehaglichkeit unabhängig zu ſein. Das Brod vom Bäcker gebacken ſchmeckte doch beſſer, als das was in ſeinem eignen Ofen mißrathen war.

Er glaubte noch Zeit zu haben, ſein Winterfeld vor Eintritt des Froſtes zu beſtellen, und das Wetter war auch ſehr günſtig dazu. In der ganzen Gegend war man damit beinahe gänzlich zu Stande gekommen. Der Amtmann hatte darüber ſeinen Bericht erſtattet, weil man in der Stadt von Seiten der Chauſſee-Commiſſion gern wiſſen wollte, ob die Bauern noch die zur Win-

terrepavatur nöthigen Steine fahren könnten. Das ganze Amt war alſo aufgeboten worden, und Strephon ſtand mit auf der Liſte, auf deſſen beſondre Umſtände kein eigner Bedacht war genommen worden. Er erſchien nicht, weil er nach dem Rechte der Natur ſich ſelbſt der Nächſte ſchien, und der Schaden, der ihm aus Mangel der Winterſaat entſtünde, mit dem wenigen Nutzen, den er auf der Chauſſee ſtiften könnte, in gar keinem Verhältniſſe ſtand. Man hatte des Mißbrauchs wegen eine ſehr weiſe Verordnung gemacht, daß keine ſolche Landfrohnten mit Geld abgekauft werden ſollten. Er mußte alſo die Hälfte der Saat einſtellen, und für die Beſtellung der übrigen Hälfte ſo und ſo viel Execution wegen ſeiner Nichterſcheinung bezahlen. Seine Ochſen und ſein Knecht kamen hungrig zu Hauſe, ohne viel auf der Chauſſee verrichtet zu haben. Das ſchlimme Wetter trat ein, es regnete unaufhörlich, und alſo war die Hälfte der künftigen Erndte, die auf dem Papier geſtanden hatte, bereits durch einen landesherrlichen Befehl verloren gegangen.

Inzwiſchen dachte Strephon auf ein Mittel, wie er künftig ſeinen Viehſtand vermehren, und ſeine Wieſen verbeſſern könnte. Ihm kamen die Quellen in ſeinem eigenen Walde in Sinn, die er in den Bach leiten könnte, der neben ſeinen Wieſen floß, und wie er dadurch viel lebendiges Waſſer mehr erhalten würde. Er beſprach ſich mit den Teichgräbern, kam mit ihnen überein, und ging ſodann zum Feldmeſſer, der ſchon das Terrain abwägen ſollte. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er von eben dieſem Feldmeſſer hörte, daß dieſe Quellen nicht mehr ſein wären, ſondern daß man von Herrſchafts wegen darüber als über ein Regale disponirt hätte. Im Cammer-Collegio war ein Mann, der das beſondere Departement der Verbeſſerung der Landwirthſchaft hatte, und dieſer ſann beſtändig auf Mittel, wie er den Nahrungsſtand der Unterthanen und alſo dadurch auf eine erlaubte Art die Landesherrlichen Einkünfte vermehren könnte. Er hatte ſchon lange bemerkt, daß der Herrſchaftliche Beſtänder auf einer Mahlmühle, die eine halbe Stunde davon gelegen war, deßwegen nicht zurecht kommen könnte, weil ihm zu gewiſſen Zeiten das Waſſer ausging. Er hatte alſo darüber nachgedacht, wie man dieſem Uebel abhelfen und vielleicht auch einen neuen Nahrungszweig für dieſen brauchbaren und nützlichen Lehnträger erfinden könnte. Bei dieſen Ueber-

gungen war ihm jenes verlorne Quellwaſſer in die Augen gefallen, und mittelſt dieſer und einiger andern Quellen, die er noch genauer unterſuchen laſſen wollte, hatte er die Abſicht, eine Schlag- und Schneidemühle neben dem Mahlwerk zu errichten. Sein Vortrag war von dem Collegio genehmigt, und nächſtens ſollte Hand ans Werk gelegt werden. Der Feldmeſſer rieth Strephon an, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, verſicherte ihn, daß das Waſſer nach ſeiner Gegend ungleich ſchlimmer zu führen ſein würde, als nach jener, wohin es die Cammer beſtimmt hatte. Ueberdieß ſei es für einen Anfänger, wie er, eine bedenkliche Sache, einen Proceß mit der Cammer zu führen. — Im Grunde aber gefielen dem Feldmeſſer die Herrſchaftlichen Diäten bei dieſem Geſchäfte beſſer, als Strephons Anerbietung, die nicht anders als höchſt dürftig ausfallen konnte.

Da Strephon ſah, daß ſein jetziges Haus, zumal wenn er eine Frau und Kinder hätte, viel zu klein und unbequem ſein würde, ſo machte er einen Plan, wie er's mit einem zweiten Stocke verſehen könnte. Er dachte hiermit ſein eigner Baumeiſter zu ſein, ließ die verſchiedenen Handwerksleute kommen, und kam auch mit ihnen, nach ſehr billigen Ueberſchlägen, überein. Ueber die Materialien war keine große Berathſchlagung nöthig, denn Holz, Leimen, Sand und Steine hatte er alles ſelbſt auf ſeinem Boden in Ueberfluß; nur den Kalch mußte er aus der Nachbarſchaft holen. Ueber dieſer Beſchäftigung kam Weihnachten herbei. Er ging in ſeinen Wald, beſah ſelbſt die tüchtigſten Bäume und fand, daß er, ohne ſich zu ſchaden, noch drei ſolcher Häuschen bauen könnte. Allein fällen durfte er ſie nicht, bis er die Erlaubniß und die Anweiſung dazu von dem Oberförſter hatte. Als er zu dieſem kam, um ihn darum anzuſprechen, fand er ihn nicht zu Hauſe, ſondern er war im Amte herum, den gewöhnlichen Forſt- und Bußſätzen beizuwohnen. Nach den Feiertagen bat er ihn verſchiednemal inſtändigſt; allein der Oberförſter fand immer Mittel es abzuſchlagen. Indeſſen wurde er nach der Stadt abgerufen, ſeine Rechnung abzulegen. Als ihn Strephon nach ſeiner Rückkehr anlag, das Geſchäft vorzunehmen, ſo erhielt er den kurzen Beſcheid, daß ſeit vierzehn Tagen der Saft ins Holz getreten ſei und daß es jetzo gegen ſeine Pflichten laufe, die Anweiſung zu ertheilen.

Nun kam allgemach der Frühling herbei, die Tage wurden länger, die Luft heiterer, die Hecken und Sträucher fingen an in ihren Spitzen grün zu werden, und unter ihnen zeigten sich die ersten Blümchen. Strephon hatte auf dem Gipfel seiner Scheune ein Storchennest, dessen Bewohner, zu seiner großen Freude, auch seit kurzer Zeit mit seiner Gattin wieder angekommen war. Diese Gäste und einige Schwalben unter seinem Vordach waren jetzo in Stunden der Ueberlegung seine einzigen Gefährten und Gesellschafter. Er las von ohngefähr einige Beschreibungen des Lenzes, die er in den Dichtern seiner Büchersammlung aufschlug, und fand sie meist alle von müßigen Zuschauern und Spaziergängern verfertigt. Keiner von diesen ehrlichen Leuten schien ihm mitten auf dem Lande gewohnt zu haben: denn nirgends war unter allen ihren ländlichen Farben nur eine von den eigenthümlichen Hoffnungen und Beschäftigungen des Landmanns ausgedrückt. — Es müßte denn Virgil sein, der aber, weil er lateinisch geschrieben hat, jetzo nicht viel in Deutschland gelesen wird.

Ihm war der Anfang des Frühlings nicht so hoffnungsvoll, als ihm der Anfang des Winters gewesen war. Viele von seinen Planen, die er sich damals vorgemalt hatte, waren bereits unausgeführt geblieben, und manche von seinen Rechnungen hatten fehl geschlagen. Er hatte sich in seinem Wintervorrathe betrogen, der weit früher aufgefüttert war, als er vermuthet hatte. Es war überall Mangel an Fütterung im Lande, und er mußte nun alles um das Doppelte theurer anschaffen. Seine Scheuer und sein Futterboden waren ihm also ein lästiger Nachbar, und er wäre ihm gerne vorbeigegangen wie einem andern Gläubiger, wenn's möglich gewesen wäre. Seine Baarschaft, die er zum Hausbau bestimmt hatte, mußte zur Unterhaltung des Viehs angegriffen werden, und die Zeit, wo das Vieh sein Futter draußen finden würde, war noch lange hinausgesetzt.

Er fing nun an über seine neue Lebensart nachzudenken. Nichts war ihm noch begegnet, über das er sich eigentlich zu beklagen Ursach gehabt hätte. Kein Unglück, kein offenbares Unrecht, kein Betrug und keine Gewaltthätigkeit hatte ihm geschadet, und doch war er, wie es ihm schien, um so vieles zurückgekommen! Er ertrug's wie ein jeder kluger Mann zu thun pflegt mit dem Troste, daß es noch schlimmer hätte sein können.

Er hatte den Winter über nichts von seinen Steuern bezahlt, und man hatte ihn auch höflicherweise nicht darum gemahnt. Sie gingen indessen alle Tage fort, und wuchsen, noch schneller wie das Gras auf dem Felde, jeden Abend um ein beträchtliches höher. Strephon ging also zu dem Einnehmer, um mit ihm abzurechnen. Dieser empfing ihn freundlich, machte ihm einen Auszug aus seinen Registern, und präsentirte es ihm. Hier fand sich's abermal, daß er sich verrechnet hatte. So wie sein Futter gegen das Frühjahr zu kurz geworden war, so waren hingegen die Register zu lang. Von dem Ansatz der ordinairen Steuern, die sein Gütchen ertragen sollte, war er gehörig unterrichtet: nur auf die Reihe der außerordentlichen Steuern, die wie Kinder aus den Lenden der ordentlichen entspringen konnten, war bei Ausbietung des Guts kein Bedacht genommen worden. Und diese betrugen zufälligerweise dieses Jahr gerade so viel als die ordentlichen. Es war vor einigen Jahren ein Landtag ausgeschrieben worden, und hier hatten die verschiedenen Stände zum Theil neue Steuern verwilligt, zum Theil die alten außerordentlichen bestätigt. Man hatte sie aber bis jetzo noch nicht ausgeschrieben. Dem Landmann kam also davon nichts eher zu seiner Notiz, bis man's ihm wirklich abforderte. So hatte ein benachbartes verwandtes fürstliches Haus nach und nach sechs Prinzessinnen verheirathet, und an diesen Dotalgeldern, daran, nach Hausverträgen, dieses Land ein — Gewisses jedesmal zuschießen mußte, war seit vielen Jahren von dort aus nichts gefordert, folglich auch hier nichts bezahlt worden. Strephon fühlte also die Fruchtbarkeit dieses Fürstlichen Hauses in diesem Jahre sechsfach, und die Fruchtbarkeit seines Feldes, das dafür bezahlen sollte, war noch höchst unentschieden. Er that aber seine Schuldigkeit, berichtigte alle seine Register von A bis Z, und sahe nach und nach ein, daß viel dazu gehörte, wenn man ein rechtschaffener Bauer sein und bleiben wollte. Er hatte zwar ehedem zuweilen flüchtig darüber nachgedacht, wie nützlich der Landmann sei, und wie schwerlich die übrigen Stände des Staats ohne diesen bestehen könnten: allein er war doch nie so lebhaft davon überzeugt gewesen, als seitdem er zum Wohle des Staates so viel von dem Seinigen hatte entbehren müssen.

Er hatte aber kaum Zeit darüber nachzudenken, indem ein Gerücht entstanden war, es hätten sich Spitzbuben sehen lassen,

die ſich hierher ins Gebirge geflüchtet hätten. Die ganze Land-Mannſchaft ward alſo aufgeboten, und ſo mußte denn auch Strephon ſehen, wo ſein Degen geblieben war, ſeine Jagdflinte auf die Schulter nehmen, und Morgens in aller Frühe vor dem Rathhaus erſcheinen. Hier wurde die Mannſchaft gemuſtert, und unter Anführung eines Sergeanten, der ein ehrlicher Leinweber war, ward er mit einem Trupp ſeiner Nachbarn einen gewiſſen Weg durch den Wald hin detachirt, wo ſie Poſto faſſen mußten. Der Herrſchaftliche Befehl lautete, daß man bei Strafe der Execution acht Tage ſtreifen ſollte. Diejenigen, die ſchon mehr dabei geweſen waren, hatten ihre Futterſäcke mit trocknen Victualien mitgenommen. Allein dem Strephon, als einem Anfänger, fehlte dieſe Vorſicht. Gegen Mittag alſo mußte er ſich aufs Bitten legen, und gegen Abend änderte man glücklicherweiſe den Standpunkt um etwas, wo ſie ſich einer Köhlerhütte näherten. Hier fanden ſie wenigſtens Obdach, und auch zur Noth etwas fürs Geld.

Der Köhler, der wohl ſelbſt zuweilen die Spitzbuben aufnehmen mochte, hatte ſich zu einer Art von Wirthſchaft eingerichtet, und alſo ging ihm Bier, Brauntwein, geräuchert Fleiſch u. ſ. w. ſelten aus. Bei einem tüchtigen Küchenfeuer ward die Geſellſchaft laut, und der allgemeine Wunſch war, daß man — keinen Spitzbuben fangen möchte. Dafür hat's keine Noth, fing Einer an; denn ſie ſind um ein Gutes geſcheuter, als unſer ganzes Gericht. Meintet ihr, ſie würden da ſitzen bleiben bis wir kommen? Da behüt uns Gott vor, rief ein alter Mann aus, daß ſie uns in die Hände fallen, denn wir müſſen am Ende doch alles allein bezahlen, und das peinliche Gerichtsgeld ſteht ſo ſchon hoch genug.

Strephon fiel, da er auf dem Streh lag, auch zuweilen ein, daß die Soldaten in der Stadt ſich doch beſſer zum Streifen ſchickten als die Bauern. Allein dieſe Betrachtungen wurden von andern verdrungen, wenn er ſah, wie, ungeachtet des Drucks, den alle Stände gegen den einzigen Bauernſtand ausübten, dieſer bei dem allen doch noch beſteht — ſich mitten im Mangel ſo zahlreich fortpflanzt, und wie an Trotz und Muth und kühner Verſtellungskunſt der geringſte Bauer, wenn er ſeinen Herrn bezahlt hat, dem anſehnlichſten Bedienten nicht aus dem Wege geht. Alles, was er hier hörte, war ihm, wenigſtens der Verbindungsart nach, neu und man ſprach von Nichts auf eine ungereimte Weiſe,

weil man von Nichts ſprach, als was man wirklich verſtand, und was ganz nahe lag. Einer von der Geſellſchaft ſchien ſchlechter zu ſein als die andern, und die Urſache war leicht zu finden, weil er ein Proceßkrämer war, und ſich durch allerlei ſchiefaufgefangene Ideen den geſunden Menſchenverſtand um ein merkliches verdorben hatte. Die letzten zwei Tage gingen unter vergeblichem Hin- und Hermarſchiren vorbei, ohne daß man etwas anderes geſehen hätte, als Bäume und Wildprett; und nachdem der Vorrath, den jeder an Lebensmitteln und Gelde ohngefähr zu ſich geſteckt hatte, verzehrt war, kehrte man ruhig nach Hauſe.

Als Strephon in ſeine Thüre trat, ſahe er eine Nummer darüber, und da er ſich näher erkundigte, ſo betraf es die neue Brand-Aſſecuranz-Caſſe. So ſehr er ehedem dieſes gute Werk gegen Jedermann vertheidigt hatte, ſo fand er doch jetzt, wie ſehr jede neue Auflage, und wenn es auch eine noch ſo nützliche und billige iſt, denjenigen drücken müſſe, der ſchon ſo vieles geben muß, wovon er den Nutzen nicht einſieht. Zugleich lag eine Citation auf dem Tiſch, vermöge welcher er morgenden Tages auf dem Frohndquartal erſcheinen ſollte, wo das Vieh ab- und zugeſchrieben, und das verfloſſene Quartal an den Rentmeiſter bezahlt werden ſollte. Einen halben Monat hatte ſein Vieh und Geſchirr dieſen Winter über auf Landes-Frohnden verwenden müſſen, die nicht im Contracte begriffen waren; und alſo konnte man auf das andere halbe Jahr wieder einen halben Monat rechnen. Das Wohl des Ganzen abſorbirte alſo ein Zwölftheil ſeines Lebens und ſeiner Wirthſchaft, ohne daß der Landesherr nur im Mindeſten aus den Schranken des Contrakts getreten war.

Dieſes Zwölftheil, worauf gewöhnlich nicht gerechnet wird, machte wenigſtens ſo viel aus als die ordinairen Steuern, und alſo war ſein Beitrag nicht dupliert, ſondern triplirt. Er hatte ſich 30 Thaler Steuern geſchätzt, es waren aber deren noch einmal ſo viel außerordentliche, und nun betrugen die dreißig Tage Frohnden, an die Niemand gedacht hatte, gewiß 30 Thaler weiter. Er ging in der Beklemmung ſeines Herzens zum Oberſchultheißen, um ſich hier zu erkundigen, ob das alle Jahr ſo fortgehen würde, oder ob eine Erleiterung ſtatt fände?

Der Oberſchultheiß, ein luſtiger Kauz, ließ ſogleich eine Flaſche Wein holen, ehe Strephon ſeine Jeremiade beginnen konnte.

Dieser hatte, für Heu und Stroh, nicht daran denken können, sich selbst etwas zu gute zu thun, so lange es seinen Kühen fehlte; er fand daher dies Gläschen rauhen neuen Wein delikater, weil's ihm selbst gewonnen war. Sie kamen aber bald auf die Materie, weswegen er sich unterrichten wollte, und die Erläuterungen waren immer von einem Argumente hergenommen, das im Grunde keins von den tröstlichen war. »Haben Sie über Gewaltthätigkeiten »oder Drückungen zu klagen,« fing der Oberschultheiß an, »hat »man Ihnen die Justiz verweigert? Hat man Ihnen etwas von »Ihrem Eigenthum entzogen? Genießen Sie nicht des allgemei»nen Schutzes und des langen theuren Friedens, der nun schon »so viele Jahre lang unser Vaterland beglückt? Haben wir nicht »die gnädigsten Herrschaften? Genießen wir nicht die höchste lan»desväterliche Vorsorge in Allem, was nur zur Aufnahme der »Wissenschaften, des Gewerbes, der Industrie, der Landwirthschaft »gereichen kann? Werden unsre Kinder nach Amerika verkauft, »und mit unserm eignen Gelde montirt und armirt, damit sie »recht hoch können verkauft werden? Haben wir Opern, wovon »Eine Dekoration 10,000 Thaler kostet? Sehen Sie sich nur »einmal in der Nachbarschaft um, wo die Unterthanen ein Viertel»Jahr auf dem Treibjagen liegen, und die übrigen drei Viertel»Jahre dieselbigen Hirsche und Schweine bei Nacht hüten müssen, »damit ihnen das tägliche Brod nicht eher gefressen wird, ehe sie »den Zehnten davon gegeben haben? Haben wir Kopfgeld zu be»zahlen? Wird uns jeder Bissen Brod für Weib und Kind zur »Accise repartirt, und müssen wir's versteuern, wenn's auch nicht »alle gegessen worden ist? Ich kann doch Gottlob alles frei »einführen, was ich will, meinen Wein, Kaffee und meinen Ta»bak, ohne daß man mir alle Minuten die Taschen visitirt. Bei »uns ist doch nichts gestempelt als das Papier, und nicht die »Schuhsohlen, wie in andern Ländern. Ich kann doch meine »wollene Mütze aufsetzen, und meine Strümpfe anziehen, und weiß, »daß ich nicht fünfundzwanzig Procent dafür an den Accis»Pächter »bezahlen muß. Das sind gewiß göttliche Wohlthaten, und sie »gehören wie alle andere zu den unerkannten. Trinken Sie ein»mal, Herr Strephon, es wird Ihnen nachher besser werden. Neue »Schuhe, und wenn sie auch noch so gut gemacht sind, drücken »erst anfangs: das giebt sich in der Folge. Freilich wär's beque»

»mer, Sie wären Pfarrer oder Amtmann bei uns geworden; in»deſſen iſt die Unabhängigkeit auch ein Gut, das man nicht theuer »genug erkaufen kann.«

Behüte Gott, fing Strephon an, daß ich über meine Landesherrſchaft klagen ſollte! Ich ſehe ſie als Diener des Allerhöchſten an, und ſie ſind von ihm ſelbſt eben ſo gut beſtellt wie Sonnenſchein und Sturmwind. Das iſt allerdings eine glorwürdige Regierung, wo es ungleich ſchlimmer hergehen könnte. Ich beſchwere mich über Nichts, was von Obenher geſchieht, ſondern — ich fühle nur, was ich leide. Ich habe dieſen Winter über vier Kühe und zween Ochſen zu meinem großen Schaden gefüttert, und für die Erlaubniß, dieſe Speculation zu machen, habe ich 20 Thaler ordinaire und extraordinaire Beiträge zum allgemeinen Wohl abgegeben. Eben ſo habe ich ein Zwölftel meines Lehens an außerordentliche Landesfrohnden verwendet, und bin an Beſtellung meines Winterfeldes, ob zwar in regula, dadurch gehindert worden, wodurch mir auch ohngefähr ein Schaden von 100 Thalern erwächſt. Ich habe alſo ans Publikum ſtatt 10 Thaler, die ich dazu beſtimmt hatte, 130 abgegeben, die ich nie zurückfordern kann, die mir aber demohngeachtet am Ende des Jahres in caſſa fehlen werden. Hierdurch wird das ærarium ſo wenig wie der Rhein durch eine Tonne Waſſer reicher und mächtiger, und ich als Individuum gehe dabei zu Grunde.

Nehmen Sie mir nicht übel, verſetzte der Oberſchultheiß, Sie ſehen durch ein gefärbtes Glas. Nach Ihrer Berechnung ginge das ganze Land zu Grunde; und ich denke, wenn das Jahr um iſt, werden wir Alle beſtehen, und Sie mit uns. Sie müſſen ſich nur ein wenig rühren und auf etwas ſinnen, um Ihre Scharte auszuwetzen. Ein einziger Morgen Rübſen- oder Mohnſamen kann das alles wieder gut machen. Trinken Sie nur: Es lebe der Kaiſer! Der macht doch jetzo herrliche Anſtalten! Wenn nur erſt alle Mönche und Nonnen geheirathet ſind, wie wird nachher alles ſo wohlfeil werden! Denn in der Menge der Menſchen beſteht allein der Reichthum und der Wohlſtand eines Staates.

Strephon konnte ſich jetzt nicht auf die Ausſichten einlaſſen, die in unausſprechlichen Zahlen beſtehen, weil ſein Kopf mit ganz kleinen aber beſtimmten Verhältniſſen angefüllt war, die ihn ſelbſt nahe angingen. Daher rührt wohl auch die Dumpfheit aller Land-

leute für politische Einrichtungen; und das ewige Leben ist wohl das einzige Projekt, das sie sich noch aus der Rechnung des Unendlichen gefallen lassen.

Strephon befragte sich, ob es noch lange mit der Chausseefrohnde währen würde? »Mein Gott, klagen Sie nicht über die »Chaussee,« fiel der Oberschultheiß ein. »Es ist eine herrliche Einrichtung und giebt sogleich einem Fremden beim ersten Eintritt »ins Land die Nachricht, daß hier Vorsorge und Ueberſehung »herrscht. Warum haben die Franzosen Deutschland für ein barbarisches Land gehalten, worin man nicht fortkommen könnte, als »weil's uns an öffentlichen guten Straßen gebrach? Danken Sie »Gott, daß es so lange dauert, denn wenn man die Unterthanen »nicht hätte schonen wollen, so wäre die Chausseen längst fertig. »Jetzo klagen Sie nur nicht; es wird ganz anders werden, wenn »sie uns erst drei Stunden weiter weggerückt ist. Alsdann müssen »wir, unsere angewiesene Ruthen fertig zu machen, drei Stunden »weiter fahren, so wie es bisher Andere haben thun müssen. Dafür hat man aber auch von Obrigkeitswegen bisher die Einsicht »gehabt, den Unterthanen andere Lasten zu erleichtern. Der Wildzaun hätte schon vor fünf Jahren sollen umgesteckt und ausgebessert werden, und unsere Landbach, die uns für Ueberschwemmung im Gebirge rettet, ist auch so viele Jahre lang nicht ausgehoben worden. Das wird man nun aber, will's Gott, vornehmen, wenn erst dieses vorbei ist.«

Bei dieser Erklärung ward Strephon das Herz nicht um sehr vieles leichter. Er demenstrirte dem Oberschultheiß, daß er sein Gut alle Jahre vollständig nach der Morgenzahl versteuern müsse, ohne daß er's ganz benutzen könne. Das ist eine Fallacia im Schließen, fiel ihm dieser ein. Auf alles dies ist im Ansatz des Steuer-Capitals Bedacht genommen worden. Wenn Ihr Gut wirklich in der Lage wäre, alle Jahre durchaus gebaut und benutzt zu werden, so müßten Sie's auch dreifach höher versteuern. So aber geben Sie nur ein höchst Weniges.

Ich wünschte Sie redeten wahr, antwortete Strephon gelassen. Das was ich gebe, mag wohl gegen das Ganze nicht viel bedeuten, und in dem Ansatze der Bedürfnisse des Staats müssen wohl hundert Familien meines Gleichen arbeiten, damit so viel heraus

kommt, daß ein capabler Hofmarſchall davon kann aufgeſtellt und erhalten werden.

»Genug, Sie müſſen's geben, dafür iſt geſorgt, fiel der Oberſchultheiß ein, und alſo kann man's Ihnen nicht nehmen, wenn Sie überſchlagen, wie viel Bauern dazu gehören, ein Kutſchpferd zu erhalten, oder eine Kuppel Hunde zu füttern. Das Denken iſt ſogar im Brandenburgiſchen umſonſt, ſo ſehr ſie auch dort auf alles raffinirt haben. Wenn erſtlich die große Renovation eintritt, ſo werden Sie ſehen, daß keinem Menſchen Unrecht geſchieht. Man hat ſich bisher noch immer vor den Koſten geſcheut, weil's auf einen Morgen gegen 10 bis 12 Groſchen zu ſtehen kommen möchte. Dafür iſt aber auch Jedermann im Beſitz des Seinigen auf ein ganzes Jahrhundert geſichert, und er weiß nachher, daß, wenn der Staat fordert, er nicht mehr giebt als er geben ſoll. Ich fürchte aber, Sie insbeſondere werden alsdann nicht damit zufrieden ſein. Denn vor funfzig Jahren, da die alte Renovation geſchah, war dies Gütchen lange nicht ſo im Bau wie jetzt, man wußte damals nichts von Ribbs und Klee; die Brache war noch nicht abgeſchafft, und die garſtige Schafweide ſtand noch. Das iſt doch alles Gottlob zum Beſten der Unterthanen abgeändert.

So werde ich alſo künftiges Jahr vielleicht, fing Strephon ſeufzend an, 40 Thaler in fixo an die Renovation abgeben, damit ich künftig verſichert bin, ohngefähr ein Drittheil oder die Hälfte mehr zu geben. Er trank ſchwermüthig ſein Gläschen, das vor ihm ſtand, aus, nahm ſeinen Hut und ging aufgeklärter, aber nicht zufriedner nach Hauſe.

2.

Bei müßigen Stunden, deren Strephon viele hatte, fing er indeſſen an ſeine ökonomiſche Bibliothek zu nutzen, die in Syſtemen, Compendien, Dictionarien, Catechismen, academiſchen Aufſätzen, Preißſchriften, Acceſſits, Ueberſetzungen, Auszügen, Reiſebeſchreibungen u. ſ. w. beſtand. Er fand, wenn er ohne Endzweck las, vortreffliche Abhandlungen; ſobald er aber etwas ſuchte, worüber er ſich in specie berichtigen wollte, ſo war's nirgends zu finden. So ſuchte er z. B. vierzehn Tage lang über den wahren Werth von der Unterhaltung einer Kuh, und fand zum Theil die

lächerlichſten Verhältniſſe. Beſonders in Büchern, die vortheilhaft auf Academien recenſiret worden, waren nicht immer die beſten Berechnungen, z. E. daß zwei Malter Kartoffeln in der Fütterung ſo viel betrügen, als ein Malter Korn u. ſ. w. Er verfiel am Ende auf die Alten und entdeckte in den scriptoribus rei rusticæ, daß ſie im Ackerbau weit über uns hinausgegangen ſeien. Zu ſeinem großen Erſtaunen ſah er auch, daß das Gypsſtreuen, das vor zehn Jahren als eine nagelneue Erfindung von dem Herrn Pfarrer Meier zu Kupferzell war angeprieſen worden, ſchon im Plinius ſtand, der es ſchon zu ſeiner Zeit als eine alte Sache erwähnte, die von den Griechen nach dem unteren Italien wäre gebracht worden.

Zuweilen beſuchte Strephon ſeine Nachbarn, und aus dieſen lebendigen Autoren lernte er mehr als aus den todten. Die Erfahrungen waren aber nicht immer die aufmunterndſten. Er begriff nun auch nach und nach, wie die Bauern, die ſelbſt Alles thaten, doch zum Theil zu Grunde gehen mußten, ſobald ſie ein außerordentlicher Unglücksfall gedrückt hatte. Die Regierung hatte von jeher die weiſeſten Maßregeln eines Creditors ergriffen, um nichts an ihren Schuldigkeiten und Zinſen zu verlieren; denn das Land kann, wie man ſagt, nicht davon laufen. Allein, ob das Land, deſſen Qualität nun einmal im Cataſter ſtand, zweifältig, oder zehnfältig trüge — darnach hatte man ſo wenig Luſt zu ſehen, als ob der Bauer Brühe oder Brocken in der Schüſſel hatte. Die landesväterliche Vorſorge war in den Händen der Schultheiſſen, der Gerichtsleute, der Rentſecretarien und des Amtmanns. Dieſe Perſonen ſämmtlich hatten ein einziges Principium: ſie mußten leben, und dies Principium ging über alle andere. Die Reichen auf dem Lande kamen hier ſo gut fort, wie die Reichen in der Stadt. Gute und ſchlechte Jahre waren allein zu ihrem Vortheile. Alle Fehler, Verbrechen und Unglücksfälle ihrer Nachbarn kamen ihnen zu Gute. Gegen Weihnachten hatte meiſt der Arme oder Mittelmann kein Korn mehr. Er ging alſo zum Juden, oder zum Reichen, oder zum Rentſecretarius, und borgte Brod und Saatfrucht. War die Frucht beim Zahlungstermine wohlfeil, ſo mußte er Capital und Zinſen in Gelde, war ſie theuer in Natura entrichten. Kam ein Mann in Bezahlung ſeiner herrſchaftlichen Gelder in Rückſtand, ſo ging er zum Amtmanne, der

ihm Vorſtellungen gegen die Gebühr machte, und ihm ein Mora-
torium über das andere von der Regierung verſchaffte, — oder er
ſprach mit Schultheiß und Gericht, die es auch nicht ſo genau
nahmen, ſondern warteten, bis die Summe anſehnlich genug war,
daß man ihm einen Acker dafür wegſchätzen konnte, den einer
von ihnen, oder ihren Kindern um ein Billiges bekam. Indeſſen
war eine vortreffliche Juſtiz, und Jeder kam am Ende zu dem
Seinigen, nur aber nicht anders, als auf dem Wege Rechtens,
den der Beamte ſehr gut kannte, weil er ehedem Advocat in der
Stadt geweſen war. Niemand konnte ſich beklagen, daß etwas
überſchnellt worden wäre; und die Termine waren ſo ordentlich
eingetheilt, daß die Bauern gelehrt dabei wurden.

Strephon hatte den Gedanken noch nicht aufgegeben, ſich in
dem Hauſe des Oberförſters eine Frau zu ſuchen, ob er gleich nur
halb gut aufgenommen wurde. Das Mädchen war zwar nahe
genug an der einfachen Natur erzogen, es hatte aber doch einen
lüſternen Gaumen. Sie ſchätzte die italieniſchen Blumen über die
natürlichen, und die Bauermädchen in den Operetten mit ihren
roſenfarbenen Schürzen und großen Falbalas gefielen ihr beſſer,
als die Mädchen mit den großen weißen Hauben, und dichten
muſlinenen Halstüchern, die in der Kirche vor ihr ſaßen. Stre-
phon, der ſich nicht alle Tage puderte und keinen Burſchen hatte,
der ihm Weißzeug und Kleidungsſtücke in Ordnung hielt, bekam
ein immer roſtigeres Anſehen in ihren Augen, und wenn ein Ad-
vocat aus der Stadt oder ein Hofjäger in gewichſten Stiefeln durch
das Dorf ritt, ſo war das eine ganz andere Figur. Zudem hatten
dieſe Leute ein gewiſſes friſches Anſehn, das dem Strephon abging,
der, nach ſeiner Miene und Farbe zu urtheilen, die Geheimniſſe
des Staates trug. In ſeine ehrlichen und redlichen Abſichten war
kein Mißtrauen zu ſehen. Allein die Probität eines Individuums
iſt, wie ſchon Helvetius ſagt, nicht immer das, wonach man
fragt. Der Oberförſter aber war nicht gleichgültig dabei, ſondern
dachte ernſtlich darauf, ihm ſeine Tochter zu geben, vorher aber
ihn von dieſer ſeiner neuen Lebensart zu einer andern zu bringen.
Er bediente ſich dazu bald gelinder, bald ſchärferer Mittel, je nach-
dem er glaubte, daß die Abänderung der Methode nützlich wäre.
Anfangs, als Strephons Ideen noch ſtrenge an der häuslichen
Glückſeligkeit, an den Vortheilen der Independenz, der einfachen

Lebensart u. s. w. hingen, waren ihre Unterredungen sehr interessant und ein wahres Muster, wie Wahrheit pro und contra behandelt werden kann. Nach und nach schwand das hohe Colorit in ihren Dialogen, und Strephon hatte gegen die Erfahrungen seines Gegners, deren Stärke jener noch geschickt aufzustutzen wußte, nicht viel aufzustellen.

Als Strephon eines Abends sehr mißvergnügt über die Uebermacht der Beweisgründe des Oberförsters weggehen wollte, nahm ihn dieser bei der Hand und sagte: »Nur guten Muths bis nach »der Erndte, oder auch bis Michaelis, wo Sie Ihr Facit machen »können. Sie sollen mir jetzo nicht auf mein Wort glauben. »Aber alsdann sind Sie vielleicht meiner Meinung, daß es besser »ist, sich füttern lassen, als füttern. Sie müssen schlechterdings »wieder in die Stadt, es mag gehen, wie es wolle. Meinen »Sie denn, die Herren in den Collegiis hätten nicht auch Bücher »gelesen, wie Sie? Aber Sie wissen besser, was daran ist, an »der schönen Natur zu hängen. Davon kommt blutwenig auf »den Tisch und in den Magen. Die wissens anderswo zu holen, »als aus der Erde zu kratzen. Wenn einer Vormittags ein paar»mal seinen Namen schreibt und sich zwei oder drei Stunden auf »den blauen oder grünen Stuhl setzt, so ist das Malter Korn »verdient, und der Haser für die Pferde dazu. Das laß ich gelten, daß ein solcher Herr ein paar Löffel voll frischer Milch vor »der Stadt ißt, wenn er sich echauffirt hat, oder daß er im Grü»nen eine Quadrille spielt, oder ein Pfeifchen raucht. Aber das »gute Geld in Erdschollen zu verwandeln, da bedenkt sich Mancher »und lehnts ruhiger zu sechs Procent, wo er sein tüchtiges Unter»pfand hat, und wo kein Mißwachs in die Interessen kommt. »Da kann man ruhig schlafen, und braucht nicht immer nach der »Wetterfahne zu sehen und um Regen zu seufzen, wie Sie thun. »Geduld! ich weiß, es soll noch etwas aus Ihnen werden, aber »Sie müssen folgen. Schnell geht's nicht. Man muß abpassen, »und hauptsächlich muß Einer sein von den Großen, der sich »Ihrer annimmt. Denn wenn man Gold machen könnte, und »man hat keine Protection in der Stadt, so ist man halb infam.«

Die Saat stand im Monat Mai vortrefflich, und man versprach eine gesegnete Erndte. Diese Aussicht rührte indessen Niemanden, als den Armen, der Bäckerbrod aß; und die Herren, die

noch alte Frucht zu verkaufen und ihre beſtändigen Zinſen, Pächte oder Fruchtbeſoldungen einzunehmen hatten, hätten lieber geſehen, wenn das Korn in einen hübſchen Preis gekommen wäre. Das Schickſal, das immer da zulegt, wo ſchon etwas iſt, wußte es auch zum Beſten der Letzteren dahin zu verfügen, daß den dritten Junius ein Maifroſt fiel, der an vielen Orten ſolchen Schaden that, daß man das Korn ſchlechterdings als Fourage, oder gerade als Wirrſtroh abſchneiden mußte. In dem Lehrbegriff ſämmtlicher Cameralwiſſenſchaften, der ſelten von Strephons Tiſche kam, ſtand kein Wort von Nachtfröſten, die den dritten Junius einfallen könnten, und man kann ſich alſo die Beſtürzung des Theoretikus ohne weitere Beſchreibung denken. Der Schaden war ungleich. Nach der Höhe und Tiefe der Ländereien, nach der Lage der Berge und Wälder, war der Froſt zum Theil mehr oder weniger gebrochen worden. Diejenigen, die am wenigſten gelitten hatten, klagten am lauteſten und ſtürmten den Amtmann, daß er einen vortheilhaften Bericht um Nachlaß der Steuer an die Regierung für ſie einſchicken ſollte. Der Amtmann, der alles, was ex officio geſchehen mußte, nicht überſchnellte, wartete mit ſeinem Bericht, bis man ihn von der Regierung forderte, zumal da der Vortheil gnädigſter Herrſchaft nicht direct erforderte, daß berichtet wurde, und diejenigen, die das Recht zu reden hatten, ſchwiegen. Die unruhigen Bauern aber gingen ans Miniſterium und fanden einen rüſtigen Advocaten, der ihnen für doppelte Bezahlung eine meiſterhafte Klage gegen ihren Amtmann aufſetzte. Dieſe ward jenem communiciret, und er zur Exculpation aufgefordert. Der Amtmann zauderte nicht mit ſeiner Antwort und bat um eine Commiſſion zur Unterſuchung der Sache gegen ihn, die auch höheren Orts gebilligt wurde. Die Hauptfrage ward nun verlaſſen, die Unterſuchung des Wetterſchadens obiter behandelt und von den Inſinuationen, zu denen die Bauern in ihren Schriften Winke gegeben hatten, Gebrauch gemacht. Die meiſten dieſer Artikel waren ſo, daß ſie nicht bewieſen werden konnten. Es ward alſo einträglicher gehalten, die Sache zum Injurienproceſſe einzuleiten. Zum Schein ward der andere Theil der Indemniſation auch vorgenommen, und Mann für Mann zum Protokoll gefordert. Strephon ſtand auf der Liſte der Verunglückten, und er ward kurz nach Tiſche citirt, nachdem ſich die Herren Räthe benebſt dem

Actuarius ein erthes Kämmchen getrunken und sämmtlich ihre Pfeife angesteckt hatten.

Der Actuarius las: »10) Erschien der Einwohner und Gemeindsmann, Gottfried Leberecht Strephon und stellte vor....«

Sind Sie nicht, fragte der Regierungsrath, der das Präsidium führte, der Herr Secretarius Strephon? Ich glaube, ich habe die Ehre gehabt, Sie bei dem Herrn Baron von ** zu sehen. Und Sie wohnen jetzo hier?

Ja — war die Antwort.

Und gefallen sich in dem angenehmen Landleben?

Strephon. Aller Anfang ist schwer.

Haben Sie gesundes Wasser hier? Sie sehen etwas bleich. Es wird doch nicht noch vom Studiren herkommen? Haben Sie viel gelitten bei dem letzten Nachtfroste?

Strephon. Ich kann es so eigentlich nicht bestimmen; das meiste, hoffe ich, soll sich noch erholen.

Der Actuarius las: »und zeigte an, daß er keinen Schaden bei dem letzten Nachtfrost erlitten hätte, und nahm seinen Abtritt.«

Ihm folgte 11) Johann —

Gut, sagte der Regierungsrath, das kann stehen bleiben. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Secretarius, und wünsche wohl zu leben.

Strephon stürzte zur Thür hinaus und wußte nicht, wie ihm geschah. Als er noch in der Thüre war, hörte er ein lautes Lachen von den Herren Commissarien, die ihn als einen Pinsel zu behandeln sich berechtigt gehalten hatten.

Gegen Abend kam gewöhnlich der Oberförster zu den Herren, den sie alle wohl leiden mochten und spielte eine Parthie Quadrille mit ihnen. Dieser war den Tag vorher bei dem Kammerpräsidenten gewesen und hatte Gelegenheit gefunden, ein Wort für Strephon zu reden. Seine Excellenz hatten geäußert, daß Sie einen Menschen nöthig hätten, der Ihre Privat-Correspondenz führte. Sie hatten es sich zum heiligen Gesetz gemacht, jedem, der sich an Sie wandte, eben so schnell wie Seine Preußische Majestät zu antworten, doch so, daß der Supplicant den Brief ohne Gefahr aus der Tasche verlieren konnte. Sie hatten die Gabe mit einer anscheinenden Wärme eines Jeden Wohl und Wehe zu beherzigen, allein wenn man's genau betrachtete, so waren es schöne Varia

tionen Casuum. Ob man gleich nur in der Hälfte des Jahres stand, so klagten doch Dieselben, daß Sie vom ersten Januar an gegen das zweite Tausend in Ihren Antwortschreiben gekommen wären.

Der Oberförster versicherte, daß Strephon alle hierzu nöthige Talente hätte, und daß auch ihm hierdurch eine besondere Gnade geschähe, da er ihm seine älteste Tochter zu geben gedenke. Der Kammerpräsident, der, als ein lediger Herr, das Mädchen bei verschiedenen Treibjagen schon ganz artig gefunden hatte, wandte nichts gegen diesen Plan ein, sondern versicherte, daß ihm nichts angenehmer sei, als die Erinnerung eines Tages, wo er einem armen Schelm zu Brod geholfen hätte.

Als die Rede auf Strephon bei den Herren Commissarien fiel, erzählte der Oberförster etwas von seinem Anschlag, und fürchtete nur, der Mensch würde nicht dazu zu bringen sein, das Land zu verlassen. Brsch! rief der Actuarius, das hätten wir wissen sollen, ich hätte nicht sobald geschrieben »und nahm seinen Abtritt.« — Der kann's uns wieder beim Kammerpräsidenten reichlich vergelten! Was meinen Sie, wenn man ihn morgen ein wenig auf seinem Gute besuchte? Meinethalben, antwortete Einer von den Commissarien — der Teufel könnte freilich sein Spiel haben.

In dem Hause des Oberförsters war nichts als Jubel. Mutter und Tochter fielen Strephon um den Hals, erzählten ihm das Glück, das auf ihn wartete und baten ihn, um seinet- und ihretwillen dem Plane des Oberförsters zu folgen. Strephon hatte wirklich eine Herzstärkung nöthig und vielleicht war die letzte Scene, die er erlitten hatte, der stärkste Beweggrund, der ihn von der Liebe zur schönen Natur abmahnte.

Es wurden ernstliche Anstalten überlegt, ihn sobald als möglich Seiner Excellenz zu präsentiren. Er war aber schon leutscheu geworden, so wie seine Schuhschnallen und sein Degen nicht mehr blinken wollten. Es mußten ihm auch neue Schuhe angemessen werden, denn von den alten war nichts producibel. Man sagte ihm, er sollte nur seine Kleider schicken, die nachgesehen werden müßten, und wie's mit seinen seidenen Strümpfen und Manschetten-Hemden stände. Bei Tische trank ihm der Alte ein Glas guten 75ger zu und hieß ihn das Vergangene verschmerzen. »Geduld, aus Ihnen muß noch ein Mann werden, der die Leute ins

Vorhorn sagt. Nur frisch getrunken! Es lebe Seine Excellenz! Was meinen Sie, die Leute sollen schon in vier Wochen bei Ihnen antichambriren, und so gut, als Sie's jetzo thun müßten, wenn Sie nach der Stadt kämen. Es ist doch besser reiten, als geritten werden. Sie müssen nur Muth fassen. Der Herr Kammerpräsident sind ein trockner Herr. Sie meinen's aber doch redlich mit ihren Clienten.«

Strephon folgte in ein paar Tagen seinem Schwiegervater, der ihn bei seinem Gönner vorstellte. Es ist eine allgemeine Regel, daß man, um sein Glück zu machen, nicht einfaltig genug aussehen könne. Dieß bestätigte sich auch hier. Die viele Demüthigung, die Strephon erlitten, hatte den letzten Zug einer Selbstheit in seinem Gesichte verwischt, und er stand da, wie ein wahrer Knecht. Die Großmuth Seiner Excellenz ward rege, und ohne ihn weiter zu examiniren befahlen sie sogleich, daß er und der Oberförster für heute zum Essen bleiben sollten.

Bei Tafel sprachen Seine Excellenz von einer neuen Verordnung, die Sie zu machen gedächten; von den großen Gebrechen der Landesadministration vor Ihren Zeiten und von der allgemeinen Trägheit der Dienerschaft, die ohne Peitsche nie ihre Schuldigkeit thun wollte.

Nach Tische wurden Strephon ein Dutzend Briefe zur Beantwortung gegeben, wovon das Resultat der Beantwortung mit zwei Worten oben angemerkt war. Es ward ihm befohlen, jedem Menschen in den Curialien lieber etwas mehr als etwas weniger zu geben, allein sich auf die höflichste Weise in keine Art von Inhalt einzulassen. Bei den meisten ward nur der Empfang bemerkt, und daß man das Gesuch an die Behörden befördern würde. Schlüßlich war die Regel: hübsch grade und weitläufig zu schreiben und auf die Interpunction wohl Acht zu haben; denn Seine Excellenz sähen auf Accurateſſe. Glücklicherweise gerieth der erste Versuch so, daß Hochdieselben gestanden, Sie seien für diesmal wohlzufrieden, und fänden nichts auszustreichen. Er sollte sich ferner derselben Sobrietät befleißigen und nie zuviel avanciren.

Es ward bald in der Stadt ruchbar, daß Seine Excellenz einen Secretair angenommen hätten. Man fragte, wer er wäre, wie er aussahe, besonders, ob er noch unverheirathet wäre. Einige hatten ihn gesehen, andere nicht gesehen. Nun ward seine Ge-

ſchichte erzählt, wie er beim Herrn Baron geweſen, nachher das Gütchen gekauft und nun wieder dies Glück gemacht, und wer ihn dahin befördert hätte. Die Sache wurde verſchieden erzählt. Einige ſagten, er ſei ein guter Menſch, andere ein ſehr verſtändiger Menſch, andere ein ſehr verſchwiegener Menſch. Einige glaubten, er würde bald befördert werden, andere, daß es nicht ſobald geſchehen würde, zumal wenn ihn Seine Excellenz wohl brauchen könnten. Darin kam aber jedermann überein, daß es ein wichtiger Poſten ſei, daß ein ſolcher Menſch, wenn er nicht nützen wollte, doch allezeit ſchaden könne, und folglich ſehr zu menagiren ſei.

Man glaubte, daß er ſein Gütchen jetzo verkaufen wolle, und es fand ſich bald ein Mann dazu, der als Falſarius bei der Kammer einen böſen Proceß hatte. Dieſer ließ durch einen Juden darum handeln, doch aber ſeinen Namen nicht ganz verſchweigen, mit dem Bedeuten, daß er, weil ihm das Gütchen wohl gelegen ſei, auf eine Kleinigkeit nicht ſehen würde.

Strephon ward überall als der Abglanz ſeines Herrn behandelt. Man invitirte ihn zu Piquenicks, auf Bälle, zu Dejeuners u. ſ. w. Der Hofgärtner hatte gehört, daß er ein Liebhaber von Pflanzen ſei; es wurde ihm alſo mit einem Dutzend der rarſten Gewächſe aufgewartet. Auch war es einerlei, ob man eine Melone, oder eine Ananas mehr in des Herrn Präſidenten Haus bringen ſollte. Die Handwerksleute ſchätzten ſich glücklich, wenn der Herr Secretair was bei ihnen beſtellte, und verſicherten ſie würden die Rechnungen nachbringen. Wo er von ſeinem Herrn in ein Haus geſchickt wurde, wußten es die Nachbarn, und ſagten ſich's einander. Nun war's immer noch nicht entſchieden, ob es ein Beſuch oder eine Commiſſion geweſen war. Wenn man eine wichtige Begebenheit in Politicis ahnete, ſo wartete man auf die Augen des Herrn Secretairs; wenn er auch nichts davon wußte, und alſo nichts davon ſagte, ſo war doch das Stillſchweigen vieler Auslegung fähig. Noch war es nicht entſchieden, ob er heirathen würde, ob er eine Inclination, oder keine hätte, an welche Familie er ſich wohl wenden würde. Ein allgemeiner Donnerſchlag aber war es, als man hörte, daß er ein Mädchen vom Lande holte. Nun roulirte auf kurze Zeit die Geſchichte vom Oberförſter und ſeiner Patronanz in der Stadt. Die Advocaten, die immer am freieſten raiſonnirten, hatten gar in Entdeckung gebracht, daß der Herr

Kammerpräſident kein Koſtverächter wären, daß Sie die Frau Secretairin nicht erſt ſeit geſtern kennten u. ſ. w. Allein auch das ward bald vergeſſen.

Madame Strephon kam in die Stadt, und jedermann fand, daß man ihr keine Landmanieren anmerkte, und daß nur wenige Zeit dazu gehören würde, um ſie in den völligen bon ton zu initiiren. Im Hinterhauſe des Herrn Präſidenten war ein artiges Quartier für die junge Familie zurecht gemacht. Madame ſchickte ſich nach und nach recht gut darein, alles anzuhören und manches zu rapportiren. Das Publikum merkte, daß ſie Einfluß hatte und ward dadurch um ein Doppeltes biegſamer. Es ward allgemein gerühmt, daß man ſich bei dem Herrn Secretair ſehr wohl amüſire, daß alles elegant und anſtändig ſei, daß er ſich überall als ein Mann von Geſchmack zeige, daß er ſogar gut zu eſſen gebe u. ſ. w. Man zog ihn und Madame in die beſte Geſellſchaft. Selbſt der Oberförſter, wenn er nach der Stadt kam, ward an allen Fenſtern angehalten und zum Eſſen gebeten.

Strephon ſchlief, obgleich er manchmal gehudelt wurde, doch ruhiger als vorher. Alle ſeine Weſten wurden ihm in kurzer Zeit zu enge, und er ſah bald ein, daß es ungleich ſeliger ſei, zu nehmen als zu geben.

V.

Eine Landhochzeit.

Sie haben mich neuerlich von Univerſitäts-Feierlichkeiten in Ihrem letzten Briefe unterhalten, die mir ſo neu waren, als wenn ſie aus dem Monde kämen; dafür bin ich Ihnen die Nachricht von einer Land-Fete ſchuldig, die Ihnen vielleicht eben ſo fremd ſcheinen mag, der ſie unter Buchſtaben und Ideen wandeln, als mir's ſchien, da ich einen Haufen guter und zum Theil unverderbter Menſchen beiſammen ſah. Mein Nachbar, der reiche Müller Reuſch, hat kürzlich ſeine Tochter an den Rentſecretair des Amts verheirathet, und weil der Alte ſelbſt gekommen war, mich zu der Hochzeit einzuladen, ſo war's nicht möglich auszuſchlagen. Meine Gegenwart, als des Edelmanns, und des einzigen Staabsoffiziers auf zwei Meilen in der Runde, war ein Gericht, auf das man die Gäſte ſo gut eingeladen hatte, als auf den Wilden-Schweins-Kopf, der mit ſeinen Zitronen und den vergoldeten Lorbeerblättern im Maule am andern Ende der Tafel figurirten. Wir wurden ſogleich beim Ausſteigen aus dem Wagen von allen geputzten Stadtleuten in corpore empfangen. Der Herr Rentſecretair, der noch vor vier Jahren gerne meinem Verwalter die Milch- und Branntweinbrennerei-Rechnung hätte verſehen wollen, war in einen eleganten Frack von drap mouché und eine atlasgeſtickte Weſte und Beinkleider gekleidet, und der ganze Rücken des neuen Rocks war in einen großen halben Zirkel weiß gepudert, in welchem Nimbus der Eleganz in der Mitte ein höchſtſchmales Haarbeutelchen pendulirte. Er gab ſich die Ehre meine Frau die Stufen im Hof hinaufzuführen. Wir fanden beim Eingang des Hauſes die Braut in einer ſchönen Pikeſche couleur de puce, mit roſenfarbenen Tafft gefüttert, und auf der Bruſt und in der Taille mit den reichſten ſilbernen Drotteln beſetzt, worin mancher blanker

Thaler des alten Müllers ausgesponnen war. Der Vater der Braut war in seinem bläulichten müllerfarbenen Rock und seiner Weste, die mit kleinen Knöpfen gerade bis an die Knien reichte. Er hatte seine leinene Strümpfe sauber über die gelbledernen Beinkleider gewickelt. Sein munteres Aug' und sein graues kurzes Haar mit dem Kamme auf dem Kopf machten, daß ich ihm zuerst treuherzig die Hand schüttelte. Die Mutter mit ihrer schwarzen Sammethaube, und den langen seidnen Blonden drum, hatte ihre Hände querübereinander vor sich auf ihrer grautuchenen Weste liegen, wovon die Enden auf den vielen dicken Röcken abstanden, die sie heute übereinander anzuziehen für nöthig gefunden hatte. Der Sohn des Hauses war ein munterer Candidatus theologiæ, der Spitzenmanschetten von Göttingen mitgebracht hatte, und wohl wußte, daß es mit dem Spruche 1 Joh. 5. nicht ganz seine Richtigkeit hätte. Er war so elegant wie sein Herr Schwager, der Rentsecretair, angekleidet; nur war seine weiße Halsbinde um zwei Zoll stärker und höher, und der Cadogan noch nachlässiger und stärker aufgestrupft, als bei jenem. Uebrigens war ein Offizier von der Garnison, der Pfarrer, der Amtmann und seine Familie noch zugegen. Der Rest der Gesellschaft bestand aus braven Leuten, die alle munter, trotzig und alert aussahen, aber weder Puder noch Haarnadeln, noch seidene Strümpfe hatten, wie wir. Ihr Anzug und der Kontrast mit dem unsrigen machte wirklich, daß ich glaubte, Menschen aus zweierlei Jahrhunderten vor mir zu sehen. Aus diesen wackern Leuten hätte ich für ein historisches Gemälde aus A. Dürers Zeiten ein Abendmahl des Herrn mit einem Dutzend Aposteln, oder aus den Weibern einige brave Magdalenen und Marieen beim Grabe, finden wollen. Unsere Gruppe hingegen sah ärmlich aus, und sie war auch meist zu Karrikaturen nicht kräftig genug.

Der Pfarrer, ein langer schmächtiger Mann, der in der Stadt bei allen Bücherauctionen präsidirt, und einer von den 72 Mitarbeitern der Allg. Deutschen Bibliothek seyn soll, hielt eine kurze wohlanständige Rede, von der Bestimmung des Menschen und von den feinern Vergnügungen des Lebens, die aus dem wahren Adel des Herzens, und einem wohlgeordneten Gefühl der ganzen Seelenkräfte der Menschen entspringen. Er hütete sich sorgfältig, keinen Spruch zu berühren, und als er an die Kirchenordnung und

den darin enthaltenen moſaiſchen Fluch und Segen kam, ſo litt ſein Geiſt merklich: denn die Sprache nahm ab, und die Wörter artikulirten ſich nicht mehr.

Nach geendigter Ceremonie ging ich zum Alten und wünſchte ihm nebſt Andern Glück zu dieſer Verbindung. Er hatte alle Komplimente kalt, und oft mit Nehmung einer Priſe Taback erwiedert. Als ich mich aber näherte, reichte er mir die Hand, und ſeine Augen ſtunden ihm voll Waſſer. Ich kann nun ruhig ſterben, ſagte er, weil ich weiß, daß es nach mir in meinem Hauſe nicht ſchlechter gehen kann, wie jetzo. Mein Junge hat zuerſt ſeinen Vater verlaſſen, und er iſt auch ſchuld, daß meine Kathrine den Mann nimmt, den ich ihr habe geben müſſen. Die Leute in der Stadt haben meinen Kindern weiß gemacht, daß es ihnen nie fehlen könnte. Gott gebe, daß ſie wahr geſagt haben!

Es muß Sie freilich ſchmerzen, verſetzte ich, daß das ganze weitläuftige Gewerbe keinen Nachfolger in ihrer eigenen Familie haben ſoll. Gott hat Alles gut gemacht, antwortete der Alte. Wie geſagt, es wird's Niemand von meinem Namen auf dem Platze ſchlechter machen, wie ich, und ſo kann ich ruhig ſterben über das, wie's ein Fremder anfangen wird.

Auf Angeben des Rentſecretairs hatte man neben der großen Tafel für die meiſten Gäſte eine kleinere gedeckt, die ganz anders ſervirt war wie die erſte. Der Wein ſtand in keinen Karafen und die Teller waren von gelbem engliſchen Steingut. Ich merkte bald, daß dieß uns gelten, und daß ich und meine Frau hier mit dem Volke in ſeidenen Strümpfen vorlieb nehmen ſollten. Ich proteſtirte daher zum voraus gegen dieſe Einrichtung, und behauptete, daß man den kleinen Tiſch an den großen ſtoßen, und alſo aus dem Allen ein Ganzes machen ſollte. Den Landleuten gefiel's, daß ich die großen blankgeſchliffenen Flaſchen am andern Tiſche vorzog und mich für die Schüſſeln mit Hirſenbrei, dürren Pflaumen, Schweinebraten und in Ringeln gelegten vielerlei Bratwürſte declarirte. Wir ſetzten uns alle ſo untereinander wie ſich's traf. Ich hatte auf der einen Seite den Pfarrer und auf der andern den Alten neben mir; meine Frau nahm zwiſchen dem Rentſecretair und dem Kandidaten ihren Platz. Im Unglück kamen die Teller mit dem engliſchen Steingut an die Bauern, die herzlich erſchracken, wenn die ſilbernen Löffel auf dem Porzellain erklangen,

und die Leute daher fürchteten, es gäbe hier Stücken. Der Alte ſchnitt hurtig aber treuherzig vor, und man ſah ſeinem Schwiegerſohn an, wie er roth ward, wenn die Teller mit den groſſen Stücken Fleiſch herumgingen. Er hielt dies für ſehr unſchicklich, und ſo oft mich ſein Auge traf, ſprach es einige Entſchuldigung deswegen. Die Geſellſchaft ward laut und munter. Der Kandidat hielt ſich verpflichtet, meine Frau ſtandesmäßig zu unterhalten. Er ſprach von den ſchönen Promenaden um Göttingen, und wie man nicht weit nach Hannover und Kaſſel hätte. Beſonders aber gefiel ihm, daß Gotha nur neun Meilen ab läge, und daß das dortige Theater jetzo eines der blühendſten in ganz Deutſchland wäre. Er hatte öfters im Mohren logirt und fand, daß man da vortrefflich für ſein Geld bewirthet würde. Er hatte das Glück gehabt mit den berühmteſten ſchönen Geiſtern bei Herrn Ettinger zu ſpeiſen, und hatte auch Bekanntſchaft mit verſchiedenen Fräuleins gemacht. Er war ganz allein mit den Mecklenburgern liirt geweſen, und war auch in Göttingen auf die Reitbahn gegangen.

Der allgemeine Gegenſtand der Unterredung bei Tiſche war indeſſen das ſo auſſerordentlich fruchtbare Jahr, und die Landleute beſonders geſtanden alle ein, daß ſie nie dergleichen etwas erlebt hätten. Da dieſe Leute täglich in ihrem Gewerbe erfahren, daß ihr Wiſſen und Sorgen nichts hilft, wenn ihnen Sonne und Regen nicht günſtig ſind, ſo ſehen ſie alles als geſchenkt an, weil's ihnen ſo leicht kann genommen werden. Sie ſind daher die einzigen Menſchen, die von dem Segen Gottes noch mit Ueberzeugung ſprechen, und glauben alles aus ſeiner Hand unmittelbar zu empfangen.

Aber was hilft das meinem Herrn? fuhr ſie der Secretair an: Ihr möcht ſo viel haben als Ihr wollt, ſo mögt Ihr doch keine Steuern und Abgaben geben. Ich bin nun erſt ein halb Jahr im Amt, aber es ſoll mir bald anders werden. Die Liquidation muß heraus, und ſollten Oefen und Fenſter darauf gehen. Die Lumpen ſollen zum Land hinaus, mein Herr braucht keine. Jetzo haben ſie wieder ihre alte Exküſe; die Frucht gilt nichts, ſagen ſie, aber ins Wirthshaus können ſie gehen. Ich will ſie bald anders kuriren, wie mein Vorfahr; der ließ ſich von ihnen weiß machen, was ſie wollten. Das iſt ein ſtrenger Herr, lispelte mir der Amtmann über den Tiſch zu. Da er eines Bauern Sohn

iſt, ſo ſollte er doch aus Erfahrung wiſſen, was ein Gulden für ein unerſchwingliches Kapital iſt, wenn man's von einem Bauern zur Unzeit fordert. Das Eigenthum iſt ſo ſchon durch das viele Geben und die Auflagen ohne Ende ganz prekär geworden, und kein geſcheuter Mann könnte ſich ein Gut heutzutage auf die Bedingungen ſchenken laſſen, wie's der Bauer bauen muß. Sie geben alle, wenn man's beim Licht beſieht, ihre vierzig Procent vom Ertrag. Wie ich nachher erfuhr, ſo hätte der Herr Rentſecretair ſeine Kaution nicht zu ſtellen vermocht, wenn er dem, der ſie vorſchoß, nicht die heimliche Unterhandlung mit Müllers Katrinchen und ihrem Bruder dagegen hätte vorweiſen können. Der alte Müller mit ſeinem Heirathsſchatze war alſo wirklich der Patron, der dem geſtrengen Herrn Cyclopen, der die Bauern ſpießen wollte, zum Brod geholfen hatte.

Nach Tiſche ward unter den jungen Leuten eine Parthie Kegelſchieben vorgeſchlagen. Man ſah deutlich, wie der jungen Frau die Poſchen im Wege waren, denn ſie konnte ihre Ellenbogen nicht in die gehörige Richtung ſetzen, und die großen Schritte, die ſie noch aus ihrem alten Stande zu thun gewohnt war, paßten mit nichten zu der zierlichen Pikeſche mit den ſilbernen Drotteln. Die beiden Herren Schwäger hatten indeſſen Punſch in die Gartenhütte kommen laſſen, und waren mit langen Pfeifen in ihren Hemdärmeln. Eh' man ſich's verſah, gab es an einem andern Ende hinter der Hütte ein Lärmen, es klatſchte was, als man zuſah, war der eine Backen des Herrn Rentſecretairs roth, als wenn er gemalt wäre. Er hatte ſich in der Freude ſeines Herzens vergeſſen, einem hübſchen Bauermädchen in den Buſen zu greifen, und dieſe hatte die Kühnheit mit einer derben Ohrfeige erwiedert.

Der Pfarrer, der Amtmann und ich gingen mit dem Alten, ſeine ſchöne Einrichtung auf dem Hofe und in den Stallungen zu betrachten. Ich wußte ſchon längſt, daß er allein aus Maſtvieh jährlich ſeine baare tauſend Thaler herauszog. Ueberall war Ueberfluß, Ordnung, und die natürliche Folge davon, die höchſte Reinlichkeit. Das Geſinde war, ungeachtet des Lärmens im Hauſe, alles an ſeinen nöthigen Geſchäften. Ich hatte lang auf keinem Edelhof ſchöneres Vieh geſehen, und da er es nach und nach ſelbſt gezogen hatte, ſo ſah es aus, als wenn alles von einer Mutter gefallen wäre. Wir bezeugten denn alle unſere Verwunderung

darüber. Es kann Niemand ſo ſehr freuen als mich, wenn er's auch geſchenkt bekommen hätte, ſagte er, weil ich weiß, wie ſauer es mir geworden iſt zu erwerben. Ich habe die Hofraithe mit Schulden angetreten, und nun bin ich ſchon ſeit funfzehn Jahren frei, und mein Inventarium iſt verdoppelt. Aber es fliegt einem nicht an, und ich weiß gar wohl, wenn man nicht verderben will, daß man mit Glock zwolf zu Bette und Glock zwei wieder bei der Hand ſein muß. Da ich von Kindheit ſah, daß aus meinem Jungen nichts recht werden würde, ſo danke ich Gott, daß er geiſtlich ſtudirt hat. Wenn er nun die Ehe nicht bricht, und keinen todt ſchlägt, ſo müſſen ihn irgendwo der kleine Zehnte und die Pachtfrüchte wohl, wenn Gott will, zu Tode füttern.

Als wir zu den Pferden kamen, waren die Knechte im Abfüttern begriffen. Wir trafen den Sohn des Amtmanns, einen muntern Knaben von funfzehn Jahren, an, der ihnen half Heu verſtecken, und dieſe Beſchäftigung dem Kegelſchieben vorgezogen hatte. Mir fiel dabei mein alter Freund Horatius ein, ich rief ihm zu:

Imberbis Juvenis tandem custode remoto
Gaudet equis, canibusque et aprici gramine campi.

Der junge Menſch ſah mir ſtarr ins Geſicht, und ich merkte, daß er nicht viel davon begriffen hatte. Pſt! ſtieß mich der Pfarrer ſacht an die Seite; da war ihr Latein übel angewandt. Sie hätten den jungen Menſchen eben ſo gut koptiſch anreden können (Der Amtmann war eben mit dem Müller in einem Geſpräche begriffen und konnte uns nicht hören). So ein kluger Mann, als unſer Amtmann iſt, fuhr der Pfarrer fort, ſo wenig kann ich doch von der Erziehung ſeiner Kinder begreifen. Er hat ſeinen Sohn erzogen, als wenn er ein Bauer werden ſolle. Der fährt in Acker, geht hinter dem Pfluge, und letzt hab ich ihn ſchon mit dem Säetuche angetroffen. Das gefällt mir nicht übel, gab ich zur Antwort. Aber um Gotteswillen, verſetzte er, was ſoll aus dem Menſchen werden? Er weiß kein Latein, kein Wort Geſchichte, keine Mythologie, an Philoſophie gar nicht zu gedenken. Die weiß vermuthlich unſer Wirth, der brave Menſch, auch nicht, gab ich ihm zur Antwort, und iſt doch Gott und ſeinem Herrn ein nützlicher Unterthan. Da haben wir in der Stadt, fiel er mir ein, die trefflichſten Anſtalten, und unſer Amtmann hat das ſchöne

Vermögen, seinen Kindern was lernen zu lassen. Es ist eine Freude, wenn man den Lektionskatalogus sieht. Wenn man zu meiner Zeit die Jugend auf solche Weise angewiesen hätte, ich sollte wohl auch an einem andern Platz mein Leben zubringen, als hier auf dem elenden Dorfe. — Und ist Ihnen das Dorf nicht gut genug, wo der Segen Gottes auf allen Fluren lacht, und man noch obendrein so manch ehrliches Bauerngesicht in den Lauf bekommt, wornach so vielen honetten Leuten in der Stadt lüstet? — »Ja in der Barbarei lebt man, ich höre das Jahr über kein gescheutes Wort, als von Schafen, Kühen und Schweinen. Wenn ich nicht gut mit den Buchhändlern stünde, und der Inspekter und ich die gelehrten Zeitungen nicht für uns allein hielten, ich glaube, ich verginge.« — Nun hatte ich genug, und war froh, wie ich den Amtmann und den Müller auf uns zukommen sah.

Sie haben Ihren Sohn, fing ich an, allem Ansehen nach, wohl nicht zum akademischen Leben bestimmt? »Dafür hat die Natur gesorgt,« gab er lächelnd zur Antwort, »und wenn ich auch einen tollern Einfall gehabt hätte. Unter tausend Vortheilen, die wir auf dem Lande haben, und die man in der Stadt als Unbequemlichkeiten ansieht, gehört auch dieser, daß wir unsere Kinder selbst erziehen können, oder daß sie uns nicht von andern erzogen werden. Der Junge war von Jugend auf der anstelligste unter meinen Kindern. Ohne einen Gran von Imagination, wußte er immer wo zu helfen war, und wo's was zu thun oder zu rathen gab, ward er gerufen. Sein Sinn für Kraft, Gewicht, Entfernung, Maaß, Größe u. dgl. ist außerordentlich scharf. Er war immer der Liebling des Gesindes, so wie die Thiere seine Lieblinge waren. Ich ließ ihn also sehen, versuchen, handthieren was er wollte. Gottlob, daß bei uns auf dem Lande alles, was nützliche Beschäftigung ist, nicht mit dem Worte niedrig kann gebrandmarkt werden; und daß wir mit den Menschen, die uns die Nahrung des Lebens verdienen helfen, in einem Stande von Gleichheit zu leben gewohnt sind.« — Aber was soll aus dem allen werden? fiel der Pfarrer ein, Sie werden doch Ihr liebstes Kind nicht aus der menschlichen Gesellschaft ausstoßen, und zum Bauer erniedrigen wollen?

Warum nicht? fing der Amtmann an. Die menschliche Gesellschaft besteht wohl nicht allein aus Leuten, die Papier beschrei

ben. Er kann, wenn er ein Landmann wird, das mit Nutzen treiben, was so oft der Edelmann mit Schaden treibt. Und läßt ihm sein Vater Vermögen zurück, so denk ich er wird, ohne zum Zusammenscharren verdammt zu werden, reicher, so wie er mehr arbeitet und weniger bedarf. Es treten ja jährlich so viele Leute aus dem Bauernstande in die Klasse derjenigen über, die am Aerario publico nagen wollen, daß es billig ist, daß zum Ersatz wieder andere in die natürliche Klasse zurücktreten. Schlimm genug, versetzte der Pfarrer, daß so viele Leute studieren, die nicht das Vermögen dazu haben; aber denen es Gott gegeben hat, die sollten's auch zum Studieren anwenden. Wo steht das geschrieben? fiel der Amtmann ein. Ich denke derjenige Beruf ist wohl der sicherste, wo ich mir meine Bestimmung selbst geben kann, und sie nicht erst aus fremden Händen erwarten darf.

Aber wie können Sie das bei Gott und Ihren Anverwandten verantworten, fiel der Pfarrer ein, gar nichts für Ihre Kinder gethan zu haben?

»Ich thue also nichts für sie, nach Ihrer Meinung, wenn ich ihnen ein sichres Eigenthum übergebe, und sie von Jugend auf dazu vorbereite, es mit Nutzen zu genießen, und sich ihren Unterhalt standesmäßig zu erwerben? Sie lachen hier über das Wort standesmäßig; aber wahrlich ist es nie in einem ernsthaftern und würdigern Sinne genommen worden, als ich's hier nehme, wenn von der Klasse derjenigen Menschen die Rede ist, die so viel geben und so wenig fordern.«

Sie sehen die Sache sehr sublim an, versetzte der Pfarrer, wenn der Mensch nah am Thiere lebt, und uneingedenk seines intellektuellen Werths, alle seine Seelenkräfte in ewiger Unthätigkeit läßt?

»Ich sehe wohl, mein Sohn soll ein Virtuose werden, der Talente aus der Tasche spielt, und nachher den Hut gegen die Umstehenden aufhält, zu sehen, was ihm jeder nach seinem guten Willen dafür geben will. Nein, lieber mag er selber einer von den Umstehenden sein, und sollte er auch das Talent so starr angaffen als die übrigen, wenn ihm nur was zu geben übrig bleibt. Ihr Herren, noch nie haben Eure Modeschreibenten so viel von Freiheit, Independenz und Thatkraft geschwatzt, und keiner hat doch den Muth, sich einen Beruf zu wählen, wo man, fern von Kre-

bit, und Sorge, und gutem Willen Anderer, ſein Brod in Ruhe und Gewißheit findet und verzehrt.«

»Ich weiß aus eigener Erfahrung was es heißt, als Diener von der Konſtitution abzuhängen. Dieſe fordert viel und giebt wenig, an Ehre, Einkünften oder Einfluß. Ich werde mich nie über die Regierung insbeſondere beſchweren, unter der ich diene. Sie iſt weder ſchlimmer noch beſſer als ihre Nachbarn, und derjenige iſt ein Thor, der ſich aus einer in die andere flüchtet, um ſein Heil zu finden. Aber das iſt doch wahr, daß es ewig ein bloßer Herrendienſt bleibt; und daß wir, die wir fern vom Hofe, mitten im Lande arbeiten, eben die Vergeſſenheit und den Undank zu erwarten haben, wie Hofleute, ohne den Vortheil eines Leibdieners zu genießen, der dem Fürſten von Angeſicht bekannt iſt, und an dem und ſeiner Familie der Fürſt deswegen Antheil nimmt, blos weil er ſie geſehen hat. Geſchäfte und Hof bleiben in der ganzen Welt ewig getrennt; und die Leichtigkeit, womit alles dem Herrn auch von dem beſten Miniſter muß vorgetragen werden, erzeugt eine Idee von Geringfügigkeit der Dinge. Es geht alles vor ſeinen Augen wie Bilder in der Laterna magica vorüber, wenn auch gleich nicht das geringſte falſche Licht darüber verbreitet iſt.«

»Und dann die Kollegia, von denen wir abhängen, wie wenig ſind dieſe von dem inſtruirt, was ſie uns ſo oft vorzuſchreiben für gut befinden?«

»Doch das ſind politiſche Lieder; und dieſe können nie kurz genug ſein. — Alſo, Meiſter Reuſch, haben Sie meinen Vorſchlag überdacht, den ich Ihnen eben gethan habe? Für eins von meinen Kindern hab ich ein ſichres Gewerbe nöthig, und die Ihrigen richten ſich ſo ein, daß ſie wahrſcheinlich künftig Geld brauchen. Könnten wir wohl bald unſern Tauſch treffen, wenn Sie Ihren Anſchlag billig einrichten? Mein Junge tritt bei Ihnen in die Lehre, und es iſt wohl nicht ungereimter, daß des Amtmanns Sohn ein braver Müller wird, als des Müllers Sohn ein unnöthiger Amtmann.

Top! ſagte Reuſch, und ſchob den Hut aus der Stirn, ſchicken Sie mir ihn nur, und wir wollen verſuchen, wie er ſich anſtellen wird, wenn wir zu Markte fahren.

Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß es unſchicklich befun-

den ward, an das Tanzen zu denken, weil die Gesellschaft so meliert war, und die saubern Leute aus der Stadt sich nicht mit dem Landvolke beschmutzen wollten. Es ging also den Abend an eine neue Mahlzeit, wo ich sah, daß die Bauern nicht bestehen konnten, sondern die meisten sehr schläfrig aussahen. Ich retirirte mich zeitig, so wie ich mich vielleicht bei Ihnen auch zeitiger hätte retiriren sollen. Leben Sie wohl u. s. w.

VI.

Vermiſchte Aufſätze

zur

Literatur und Kunſt.

Antrag
auf Errichtung eines Poetenstifts.

An den Herausgeber des T. M.

Ich wende mich an Sie, um eine Antwort auf eine Frage zu bekommen, die vielleicht Niemand beſſer beantworten kann, als Sie ſelbſt. Es iſt eine Familienfrage, und betrifft nichts geringeres, als Ihre Herren Mitbrüder in der Poeſie, oder vielmehr diejenigen, die alle zu dieſer Familie gehören möchten, ob ihnen gleich die Ahnenprobe ſchwer zu erweiſen fallen dürfte. Sie werden mir verzeihen, daß ich Sie an das traurige Heer aller dieſer Prätendenten erinnere, von denen Sie als Bruder gegrüßt werden. Ich ziehe den Vorhang über das Univerſum von Autoren, zu dem Sie doch auch gehören, und wovon Sie alle Minuten in Gefahr ſtehen, ein Individuum zu Geſicht zu bekommen, das Ihnen mit ähnlicher Vertraulichkeit begegnet, bloß weil ſie beide zu einer Klaſſe von Menſchen gehören, die Papier beſchrieben haben, das nachher gedruckt worden iſt.

Meine Frage betrifft das Warum von einer leider höchſt betrübten Erfahrung. Ich habe noch neulich die Beobachtung gemacht, daß die meiſten Poeten traurig, träge und mißvergnügt, und hingegen ſo viele andre Gelehrte (nämlich ſolche, die den Namen verdienen) munter, behend und ſtets gegenwärtig ſind. Die Herren dieſer Art ſind faſt alle mißvergnügt mit dem Lande, wo ſie wohnen, noch mißvergnügter mit dem Herrn, der's regiert und am mißvergnügteſten mit dem, was ihnen am liebſten ſein ſollte, mit der Haut, die ſie umgiebt, oder, wie man's nennt, mit ihrer eignen Situation. Sie gehen herum, abgeſpannt und kraftlos, dumpf und niedergeſchlagen, wie Menſchen, die entweder durch Leiden oder Freuden ſich erſchöpft haben. Und wenn man ſie genauer

nach ihren Umſtänden fragt, ſo iſt ihre poetiſche Debauche längſt vorüber, und ſie hätten ſich oft ſchon Jahrelang davon erholt haben ſollen. Einen geheimen Gram merkt man ihnen auch oft an, daß ſie die Sünde nicht ſo gut fortſetzen können, wie ſie wünſchten. Denn ſie weiſen oft einzelne Arme und Beine vor, von dem Körper, den ſie noch zuſammenſetzen wollen, und wovon ſeit Jahren das Ideal in ihren Köpfen ſteht, ohne ſich zu rühren.

Ich habe ehedem andre Begriffe von der poetiſchen Stimmung gehabt. Ich dachte, es wäre ein Ding, wie das Schwimmen, das man nie wieder verlernt, wenn man's einmal kann; oder wie das Schrittſchuhlaufen, das heut zu Tage auch zur Poeſie gehört; oder wie die Ehrlichkeit, die einen auch nicht leicht verläßt, wenn man ſie einmal gehabt hat. So ſehe ich aber, es geht mit der Poeſie, wie mit der Liebe. Es iſt ein Zuſtand, der nicht dauern kann, und deſſen traurige Folgen auf das ganze Leben des Menſchen ernſthafter ſind, als man oft im Anfange überlegt, wenn man ſich hineinbegiebt. Man verliert mit dieſer Dulcinea ſeine beſten Jahre, ſetzt Nervenſaft, Geld, Zeit und Glück mit ihr zu, und wenn am Ende die Obrigkeit ſich einmiſcht, und ſie einem zur beſtändigen Geſellſchafterin des Lebens aufdringt: ſo ſieht man, daß ſie dazu nicht taugt, und daß ganz andre Eigenſchaften dazu gehören, die man ſelbſt erſt zu ſpät zu ſchätzen anfängt. Indeſſen ſollten's die Herren Poeten machen, wie ſo viele andre Leute, wenn ſie betrogen ſind. Sie ſollten aus dem Ding ſchnitzen, was das Zeug halten will. Denn das Wimmern hilft nicht viel, wenn man vorwärts zu marſchieren hat.

Ich muß geſtehen, daß ich vordem einige gekannt habe, von denen ich wohl behaupten wollte, daß es rechte Poeten waren. Dem Aeußerlichen nach kann ich ſie ſo recht nicht beſchreiben. Sie waren in allerlei Ständen zu Hauſe. Es gab recht Reiche und Wohlhabende unter ihnen, und wieder ſo Blutarme! aber bei denen es einem nicht einfiel, daß ſie arm waren. Denn die Dürftigkeit war ihnen ein ſo bequemer alter Rock, der ihnen wie angegoſſen ſchien, und weil ſie ſo luſtig, wie reiſende Handwerksburſche auf dem Pfad des Lebens einhertraten, ſo fiel es keinem Menſchen ein, zu fragen, warum ſie nicht beſſer angezogen wären. Mit den Reichen merkte man's auch nicht zur Ungebühr, daß ſie reich waren. Denn ſie genoſſen von dem Leben grade nicht mehr, als was

ein andrer Menſch auch genießen kann, Sonnenſchein, und heiteres Wetter, frohen Muth, und Freundſchaft und Treue. Das übrige, was ihnen der Reichthum gewährte, ließen ſie ſo nebenher geſchehen; ob ſie gleich vom Gelde einen höchſt richtigen Begriff hatten, wenn ſie's andern Leuten ſchuldig waren, oder mitzutheilen für nöthig fanden. Alles hatte ſie lieb, wo ſie hinkamen, Kinder und Mägde, Philiſter und Miniſter, Alt und Jung, Offiziere und Schwarzröcke, Matronen und Jungfrauen. Wer ſie ſah, war vergnügt; einer wiſchte ſich über ſie den Mund, der andre nahm eine Priſe Taback, der zog ſich die Hoſen in die Höhe, jener ſchlug ſich Feuer zu ſeiner Pfeife, der drückte den Hut in die Augen, oder dem Nachbar die Hand unterm Tiſch; die Weiber ſahen nach ihrer Prätenſion, oder vergnügter in den Spiegel; dort ſtutzte einer mit dem andern, oder behielt den Mund offen, und die Karten in der Hand, die er miſchen wollte. Kurz, ſie machten's wie die ächten großen Herren, und ſetzten alle arme Teufel à leur aise, wie man's nennt.

Und doch ſahe man nicht, daß ſie ſich rührten. Die Wirkung war wie ohne Abſicht. Sie producirten ſich, ohne zu wollen, und ſie theilten ihre Stimmung mit an alle, die in ihren Cirkel traten. So wie ein Sonnenſtrahl auf eine Gegend fällt, ſo war ihre Ankunft, und wenn ſie ſchieden, ſo war's wieder, als wenn die Sonne weg iſt. Und unter dieſen Menſchen waren viele, die Poeſie *trieben*, ohne Poeſie zu *ſchreiben*. — Auch bei denen, die geſchrieben haben, waren die Momente ihres Lebens oft die koſtbarſten, wo ſie nicht geſchrieben; und ich kenne Einen, der oft in zwölf Stunden des gemeinen Umgangs mehr gute Dramata machte, als die Welt auf dem Papier von ihm bewunderte.

Aber wie ſieht's mit den **pauvres honteux** aus, die ſo ungern incognito reiſen, und die glauben, man habe ihnen etwas aus der Taſche geſtohlen, wenn man ſie nicht ſogleich gerade oben anſetzt? Die auf alle herab ſchielen, die beſſer angezogen ſind; alle Leute für Schurken halten, die in Kutſchen fahren oder ihr gutes Auskommen haben? Ich dächte, man müßte ſie beſchäftigen, wie man in Potsdam thut, wo man die Glieder von der Oppoſitionspartei zum Flintenriemenputzen und zum Weſtenanſtreichen anhält. Ich höre aber, dieſer Vorſchlag ſoll großen Schwierigkeiten unterworfen ſein, und man ſoll es ſchon in manchen Ländern bereut

haben, wenn man ihnen bürgerliche Bedienungen anvertrauet hat. Man ſagte, ſie hätten auf Univerſitäten, ſo wie die großen Herren auch, verſäumt, ſich im jus naturæ feſtzuſetzen; und, ohne eben geradezu gefährliche Principien zu verbreiten, lebten ſie doch ſo, als wenn die Obliegenheiten des Vertrags nur einſeitig wären, nämlich derjenige ſei der edlere Theil, der empfängt, und jener, der giebt, der unedlere. Als Poeten geht ihr Haß gegen die Proſa oft ſo weit, daß ſie keine Quittung ſchreiben, wenn man ihnen Geld ſchickt. Manche führen in ihren Handlungsgeſchäften gar kein Buch, oder führen's ſo, daß das Haben für ihre Freunde ganz in bianco ſteht. Dieſes muß nun freilich am Ende etwas auf das Gemüth wirken; und einer, der auf dem Sprung ſteht, umzuwerfen, oder um einen salvum conductum zu bitten, kann freilich die Geſellſchaft nicht aufmuntern.

Dieſe Abgeſpanntheit, uneasiness, und Mißvergnügen an allem, was uns umgiebt, trifft aber nicht allein die Poeten ſelbſt, ſondern auch ſehr viele von denjenigen, die in ihrer Jugend nur Poeſie ſtudirt haben. Und dieſes Studium iſt allgemeiner, als man glaubt. So wie ſich die Eltern zu Hauſe nicht träumen laſſen, daß auf einer berühmten Univerſität, wo man tauſend Studenten zählt, immer zweihundert zu Pferde ſind, die nur dadurch zum gemeinen Beſten beitragen, daß ſie das Wege- und Chauſſeegeld und die Conſumtionsaccife erhalten helfen: eben ſo bereiten ſich viele junge Leute zu Erfüllung aller Pflichten dadurch, daß ſie Verſe leſen. Da nun bekanntlich die Reſcripte, Verordnungen und Protocolle nicht in Verſen abgefaßt ſind, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie nachher an allen Dingen den Rythmus vermiſſen, und den Miniſter des Departements, wozu ſie gehören, und der lauter Proſa ſchreibt, ſo gut taxiren, wie jener Tanzmeiſter, der dem Geſandten an der Naſe anſahe, daß er nichts gelernt hatte, weil er den Menuet ſchlecht tanzte.

Da es nun einmal feſtgeſetzt iſt, daß dieſe Herren ſammt und ſonders nicht, wie wir andere ehrliche Leute, in dem Eiſen gehen und an der politiſchen Karre drücken wollen, auch es beinahe von Jedermänniglich anerkannt iſt, daß ſie dazu nicht taugen, ſo dächte ich, Sie ſchlügen ſich ins Mittel, und thäten einen Vorſchlag zur Güte. Freund und Feind behaupten einmal, der teutſche Merkur hätte die Leſer zu Tauſenden, (von den Käufern hat man frei-

lich eine andere Bilanz), und alſo wäre Ihre Monatſchrift wohl der ſicherſte Weg ein Wohlthätigkeitsproject der Welt ans Herz zu legen. Ob es viele Millionen erfordert, wie jenes, das voriges Jahr zum Vorſchein kam, wird die Zeit lehren: indeſſen wäre immer der gute Wille zu loben. Die großen Herren machen überall milde Stiftungen für Perſonen, die nicht arbeiten können, wie Findlinge und Fräulein, warum ſollte man nicht ein Poetenſtift errichten können? Der Gelübde dürften nicht mancherlei ſein, weil die Candidaten nicht viel von Obliegenheiten halten; und wenn man für Raſenplätze, freie Luft, Schatten und gutes Eſſen und Trinken geſorgt hätte, ſo glaubte ich, auch ſie würden dem Umgange mit der Welt, beſonders mit geſchäftigen Leuten, die ſie ohnedieß von Herzen verachten, gern entſagen. Dem ohngeachtet müßte den fremden Durchreiſenden vergönnt ſein, ſie zu beſehen, beſonders in der erſten Zeit des Eintritts, weil ſie daran gewöhnt ſind. Allein freilich müßte der Superior ein Mann ſein von großer Klugheit und Wachſamkeit, ſo wie überhaupt in der ganzen Einrichtung der Wohnungen ſchon zum Voraus für Frieden und Einträchtigkeit müßte geſorgt werden. Da beſonders die Berühmteſten unter ihnen keinen Obern erkennen, ſo wäre wohl der Vorgeſetzte aus dem Proſaiſtenſtande zu wählen; in dem die Politiker längſt ſchon als ausgemacht angenommen haben, daß der blindeſte Gehorſam bei der herzlichſten Verachtung desjenigen, der zu befehlen hat, gar wohl beſtehen kann. Diejenigen Perſonen, die durch fleißiges Leſen der poetiſchen Schriften ganz untüchtig zu andern Geſchäften geworden ſind, wären ohnmaßgeblich als frères servans anzuſtellen; doch nur bei Geſchäften, wo der Schaden der Ungeſchicklichkeit und Nachläſſigkeit nicht ſo hart auffällt; und wären daher die Bäcker, Köche und Kellner immer noch aus derjenigen Klaſſe von Menſchen zu wählen, die ſich hierin nichts haben zu Schulden kommen laſſen; und gewiß würden die Mitglieder des Stifts in dieſem Fall ſelbſt gegen jene proteſtiren.

Ich hoffe, daß Sie dieſen meinen wohlmeinenden Vorſchlag Ihren Blättern einverleiben, und glauben werden, daß ich ſei u. ſ. w.

Ueber

den engherzigen Geiſt der Deutſchen

im letzten Jahrzehend.

An den Herausgeber des T. Merkurs*).

Es hat nicht allein jedes Jahrhundert, ſondern jedes Jahrzehend ſeinen beſondern Geiſt, der das ganze Meer menſchlicher Meinungen und Neigungen bewegt, und entweder macht, daß alles tobt oder ſtockt. Politik, Religion, Moral, Literatur, Induſtrie, Kommerz, Kultur hängen alle ſo genau zuſammen, wie die ganze Kraft der menſchlichen Seele, ob man ſie gleich den Namen nach trennen muß, um verſtändlich zu ſein, — ſo wie man von Geiſt und Leib, Verſtand und Willen, höhern und niedern Seelenkräften als verſchiedenen Dingen ſpricht. Keins von allen kann ſeine beſondere Richtung nehmen, vorzüglich bearbeitet oder vernachläßigt werden, ohne daß das Ganze eine Veränderung leide.

Wie es in Anſehung des Intellektuellen mit uns ſtehe, ob die dermalige Menſchenrace der andern auf die Schultern ſteige, ob wir vor- oder rückwärts gehen, oder ob wir beſtändig beſchäftigt ſind, ohne etwas zu produciren, dieſe Frage bedarf Erörterung. Sie iſt nicht ſo leicht entſchieden; allein über die Zuſammentreffung gewiſſer Phänomene in der jetzigen intellektuellen Welt laſſen ſich wohl einige Worte verlieren.

Es ſcheint ſich ein cyniſcher Bonſens des Ganzen bemächtigt zu haben, der alles Verhältniß von Groß und Klein zerſtört, im Empyräo des allein Nützlichen wandelt, über alle Theorien ſpöttelt,

*) Dieſer Aufſatz iſt mir von unbekannter Hand zugeſchickt worden. Er hat keine Rubrik; aber es ſind, wie Salomo ſagt, güldene Aepfel auf einer ſilbernen Schale, und ich finde weiter nichts daran auszuſetzen, als daß er zu bald abbricht. M.

nichts glauben will, was er nicht mit Händen greifen kann, und alles Edle als unnütz angrinzt. Der Strom der Wiſſenſchaften ſcheint nicht mehr in einem ſichtbaren, tiefen Bette fortzufließen, man hat ihn gedämmt und durch encyclopädiſche Bemühung in tauſend Kanäle und Rinnen abgeleitet, ſo daß jeder ſeinen Antheil an der Gemeinheit hat, — allein dafür iſt er bis auf den Namen im Sande verſiegt und fürs Ganze verloren.

Vor ohngefähr funzig Jahren ſpintiſirte man über Religion. Die Halliſche und Wittenbergiſche Schule erregte Aufſehn. Fürſten und Grafen waren aufmerkſam auf das, was Spener oder Franke decidiren würde. So klein uns dies vorkommt, ſo klein iſt aber doch nicht der Eifer und das Forſchen nach Wahrheit und Gewißheit im Guten, das damals alle Gemüther beſchäftigte. Es hatte Einfluß auf Sittenmaſſe und Gewiſſen, und ſo lange Groß und Klein über alle Festucas der Dogmatik ſpintiſirte, glaubte auch Groß und Klein an eine Allgegenwart Gottes. Jetzo haben wir immer die Freiheit, öffentlich nichts zu glauben, als was erwieſen werden kann. Man hat der Religion alles Sinnliche, das iſt, das Genießbare genommen. Man hat ſie in ihre Beſtandtheile zerlegt, Farbe und Licht daran ſkeletirt, und weil man nun weiß, wie viel Acidum und Alcali ſie enthält, ſo ſteht ſie oben in einer Büchſe und kein Menſch will davon koſten. Zum Glück daß der Theil der Welt, der dadurch verſchlimmert iſt, bei weitem den kleinern ausmacht, nicht in die producirende, ſondern in die verzehrende Klaſſe des Herrn Schlettwein gehört, um deßwegen weder Pflug noch Rad ſtill ſteht.

Indeſſen bei allgemeinen Weltbegebenheiten, bei Umwandlungen ganzer Völker, bei innern neuen Einrichtungen einzelner Staaten bemerkt man deutlich, daß der Geiſt der Independenz dictirt, und daß man ſo ziemlich verſichert iſt: qu'on peut tout oser. Vor Zeiten zog man noch ein lächerliches jus gentium et naturæ zu Rathe, und man würde ſich vor hundert Jahren erſt erkundigt haben, was Pütter dazu ſagen würde, ehe man eine offenbare Ungerechtigkeit beging. Es mußte allerdings reſpectirt werden, nicht wie die gelehrte Arbeit eines einzelnen Mannes, ſondern wie die laute Stimme der Menge, die durch dieſe Gründe ihr allgemeines Intereſſe vorgetragen fand, und Nahrung für ihr Wohl und Wehe, für ihre Zu- oder Abneigung ſaugte. Da es uns

aber jetzo weder wohl noch wehe iſt, Niemand weder Thatſachen noch Gründe prüfen kann oder mag, ſo hilft man ſich durch einen locus communis, und glaubt, es ſei zu allen Zeiten nicht viel beſſer geweſen.

Der Geiſt der Ordnung, der in allen innern Einrichtungen herrſcht, hat zwar einen geſchwinden Umlauf der Geſchäfte hervorgebracht, und das bewirkt, daß jeder es ohngefähr ſo macht, wie der andre, und das ganze Departement, ſo gut wie das Bataillon, ſein Gewehr in einer Linie, und in einem Tempo präſentirt. Allein der tabellariſche Geiſt hat hingegen den individuellen verdrängt. Und da es jeder gleich gut machen ſoll, ſo macht es nicht leicht einer beſſer als der andere. Jedes Mannes Gewalt und Redlichkeit iſt ſo eng controlirt und jeder ſo ſubaltern von dem andern, daß es kaum der Mühe lohnt, das Zutrauen zu verdienen, das man ihm zum Voraus verſagt hat. Man glaubt auch hier nicht an das Unſichtbare, nicht an alle Hinderniß und Fortgang, den guter und böſer Wille bewirken, nicht an das, was weder beſtraft noch belohnt werden kann: allein dafür iſt der Erfolg der Einrichtung auch ſo ſicher, wie die Bilanz einer preußiſchen Populations- oder einer ruſſiſchen Zolltabelle. Dazu kommt die edle Sparſamkeit des Staats, wo jeder Thaler, der ausgegeben wird, nur mit einem ſichtbaren und atteſtirten Dienſte in Ausgabe paſſiren ſoll. Auf große Einrichtungen, die erſt eine ſpäte Ausbeute geben, wird nicht leicht etwas verwandt, und auf den Fortgang einer Wiſſenſchaft, oder auf das Aufkommen eines einzelnen eminenten Kopfs nicht geachtet. Wie klug würde nun bei uns in unſern kleinen Staaten darüber gelacht haben, wenn einer dafür bezahlt werden ſollte, daß er Mayeriſche Mondstabellen oder Euleriſche Courben berechnet, indeß England nach den Formeln dieſer Müßiggänger ſeine Marine einrichtet und die ganze bewohnte Welt den wohlthätigen Einfluß ihrer Nachtwachen verſpürt.

Noch nie hat man ſich ſo über Syſteme ereifert und luſtig gemacht, als jetzo — da keine mehr gemacht werden, — ſo ſehr man die Toleranz erhebt, da keine mehr nöthig iſt. Wär' es Leibniz und Newton nicht um Feſtſetzung einiger Wörter, nicht um neue Bezeichnung einiger Ideen zu thun geweſen, ſie würden das nicht geleiſtet haben, was man an ihnen bewundert. Dank ſei es den Syſtemen und Hypotheſen, daß wir ſo viele nützliche

Beobachtungen und Verſuche kennen! Und wo iſt der groſe Mann, der je Epoche und Umwandlung bewirkte, deſſen ganze Seele nicht an einen ariadniſchen Faden irgend einer goldenen Hypotheſe durch das Labyrinth menſchlicher Meinungen ſich durcharbeitete? Unſre heutigen Philoſophen aller Stände, die ſo gar nichts nöthig haben — den ganzen Schatz menſchlicher Kenntniſſe ſo vieler Jahrhunderte als bekannt, oder unnütz bei Seite legen — was werden ſie wohl am Ende hervorbringen? Vor Zeiten war Wiſſenſchaft und Kunſt nur das Eigenthum Weniger. Man hielt es für eine Art Zauberei, und der Nimbus, der die Gelehrſamkeit umgab, brachte ein ſtilles Anſtaunen hervor, das in eine thätige Bewunderung und wohlthätige Dankbarkeit der Welt überging. Jetzo aber iſt der Tempel ein öffentliches Haus geworden, wo jeder ein- und auslaufen kann, jeder Trepp auf- und abgeht — aber dafür wenige darin dienen und wohnen. In der frühen Jugend hören Menſchen von allen Ständen das Geklimper von Kunſtwörtern, ihre Lehrer erklären ſie, thun ab und hinzu, zeigen das Mögliche und Wirkliche jeder Kunſt, die Entſtehung jedes Genius, und die Analyſe jeder Schönheit insbeſondere. Die Charakteriſtik wiegt jeden eminenten Menſchen bis auf ein Loth ab, zeigt die Revolutionen, die er bewirkt hat, und bewirken hätte können, entdeckt die ewige Kette zwiſchen Urſache und Wirkung, und richtet in der Literar-Geſchichte mit ihrer pragmatiſchen Behandlung daſſelbe Elend an, worunter die politiſche ſeufzt.

Hierzu iſt die Menge der Journale eine ewige Fundgrube, wo jedes kleine und groſe Ereigniß, mit der wahren Behändigkeit einer commère von Haus zu Haus fortgetragen wird. Keine Nation iſt ſo kritiſch wie wir, keiner wird von ihren Vorſchreiern die Meinung, die ſie haben ſoll, ſo vorgekaut, aber auch keine hat ſo wenig eigne Meinung, wie die unſre. Mit ſtillem Bedauern bemerkt man ſo oft, wie beinahe alles verkannt wird — das mittelmäſigſte Produkt wird mit eben dem Willkommen empfangen, wie das trefflichſte ſeiner Art, und das Tragen und Triumphiren dauert ſo lange, bis es irgend einem Schreier gefällt, die Sache zu verbieten. Alsdann legt ſich der Tumult und jeder ſieht wieder gutmüthig ein, daß er ſich geirrt habe.

Jede Nation hat in Wiſſenſchaft und Kunſt eine Art von Naturqualität, unter der nichts gearbeitet werden darf. So haben

in Frankreich und England die Schriften, die zur Lectüre dienen, daher immer eine gewiſſe Art von Werth. Dieſes zeugt von einer Kultur der Nation im Ganzen, und von einer Homogenität der Empfindung. Wir haben aber hierin noch nichts Beſtimmtes und es erſcheinen alle Tage Produkte, die nirgendswo nur in die Hand genommen würden, als bei uns. Die Dramas und Monodramas und Romane der Jahre ſeit Anno 1773 ſprechen hierin mit tauſendfachen Zungen Beweiſes genug. Und wie mit weniger Unterſcheidung wird hingegen den Edlen begegnet, die dem Gefühl und Geſchmack der Nation eine wahre und beſſere Richtung gegeben haben! Wird wohl je die Anekdotenſucht in einem Lande weiter getrieben, als bei uns? Leute, die ſich Einſicht und Beurtheilungskraft zuſchreiben, hören mit Wolluſt den erſten Verläumder und Taugenichts an, der durch irgend eine Lüge oder ein verdrehtes Faktum das Publikum zu bereden ſucht, es ſei mit dem Manne, dem man nun einmal ſo viele Talente anerkennen müſſe, doch im Grunde ſchlecht beſchaffen. Welcher edeldenkende Menſch wird nicht zum Voraus dem Verläumder das Maul ſtopfen, ſobald er ihm beweiſen will, der ehrliche Mann ſei ein Schurke? Denn gewiſſe Dinge müſſen ſchlechterdings als unwahr verworfen werden, ſobald es den Leumund eines anerkannt würdigen Mannes angeht, oder es bleibt weder Glaube noch Liebe in der Welt.

Und dann, wie betragen ſich unſre Geſchäftsleute bei dem ganzen Werk der Literatur? Sind die Reichen und Mächtigen des Volks in ihren ſo vielen müßigen Stunden — wahre Dilettanten und Beförderer der Wiſſenſchaft? Haben wir viele Ducs, Grafen und Mylords unter den Schriftſtellern der Nation? Candidaten der Theologie ſchreiben bei uns über Staats-Intereſſe, Commerz, Induſtrie; und Studenten erkühnen ſich, die Tableaux unſrer ſittlichen Welt auszufertigen, indeß daß ihnen noch kein gutes Haus offen ſtand, ſie keinem Manne von Werth, und keinem Frauenzimmer von Verdienſt nahe gekommen ſind. Man prätendirt von uns Sterne's, Richardſons, Fieldings, Shakſpeares, und, Gott weiß, was für Etres mehr — und mancher Mann vom Stande würde erröthen, wenn es auf ihn herauskommen ſollte, daß er dieſem oder jenem Literator einen Stuhl geſetzt hätte.

Und ganz Unrecht haben die Leute von Stande nicht, denn in der ſchrecklichen Menge des ſchreibſeligen Volks, was ſind da

nicht für falsche Prätendenten an Witz, Welterfahrung, Laune, u. s. w., die dem Weltmanne darum um so viel ekelhafter vorkommen müssen, weil sein ganzes thätiges Leben ihn hierin zum feinsten und strengsten Richter geübt hat. Es schreiben daher diejenigen meistens, die keinen Beruf hatten; und hingegen schweigen viele von denen, die die Natur mit allem ausgerüstet hatte, was nöthig war, ihre Zeitgenossen zu belehren, oder zu vergnügen — weil sie es bedenklich finden, die bequeme Lage der Unbekanntheit zu verlassen, und sich dafür der Gefahr auszusetzen, von jedem, der's unternehmen will, im Guten oder Bösen verurtheilt zu werden.

Die Undankbarkeit, womit verdiente Genien, deren Werke zuversichtlich auf die Nachwelt kommen müssen, noch bei ihrem Leben behandelt werden, ist darum bei uns eine bedenkliche Erscheinung, weil man den Grund davon nicht so leicht einsieht. Würde die Saite des Enthusiasmus anfangs zu hoch gespannt, so müßte man sich's gefallen lassen, daß sie mit der Zeit nachgäbe. Aber so wie die Dinge bei uns stehen, giebt jeder von seinem Bischen Achtung so wenig her, als er kann; und er fürchtet, so viel von seinem eignen Werthe zu verlieren, als er dem Andern an dem seinigen zusetzt. Daher ergreift man auch die erste Gelegenheit, die sich vorfindet, den Vorschuß wieder einzuziehen, so bald sich irgend ein Bube findet, der öffentlich ausruft, es sei im Guten zu viel geschehen.

In England würde bei der Vorstellung eines Lieblings-Drama's mancher edle Mann erröthen, wenn einer entdeckte, daß er aus Liebe zur Kunst auf einmal so viele hundert Billets habe holen und zernichten lassen. Bei uns hingegen erinnert man sich noch Jahre lang, wie viel ein einziges Billet vor Zeiten gekostet habe, und sieht den Autor, der durch sein Talent längst saldirt hat, als einen Menschen an, dem man ein paar Thaler habe zufließen lassen.

Steht er endlich in einer politischen Verbindung (und wo ist bei uns ein Apostel, der nicht zugleich Teppichmacher sein müßte?), so wird ihm nicht allein das Wenige aus dem gemeinen Schade, woran so viele nagen, höchst sparsam zugemessen: sondern er darf auch sicher rechnen, daß seine ganze Art zu sein und zu leben, die ohnmöglich förmlich sein kann, mit dem Richtscheid des Lächerlichen abgestrichen wird. Groß und Klein erkennt bei uns keine

andere Virtuosen, als Geiger und Tänzer, denen man ihre große Pension und ihre Abschweifung von der gemeinen Linie verzeiht. Die Wohlthat einer neuen Vorstellungsart, eines einzigen practischen Grundsatzes, oder was das Unschätzbarste ist, die gute Laune, die ein Schriftsteller über sein ganzes Zeitalter ausgebreitet hat, wird bei uns nur als Beitrag zur Lectüre geschätzt, und man spricht davon, wie von einer Cadenz — und deßwegen erlaubt man sich auch, das Talent von dem Manne zu trennen und entblödet sich nicht, den Charakter, der doch eigentlich die Quelle von dem allen war, zu hudeln, oder wenigstens in der Achtung zu vernachlässigen.

Die Dichterei verhält sich ohngefähr wie der Wein. Die meiste Nachfrage darnach ist immer da, wo er nicht mehr wächst. Die nordischen Völker sind von jeher dafür bekannt gewesen, daß sie dieses fremde Produkt zur Herzstärkung nöthig hätten, da man hingegen in den Ländern, wo man von Natur lacht und singt, sich mit Wasser behelfen kann. Bei uns muß die Stirn vom Weingeist warm sein, wenn man ein Vorübergehen von Sorglosigkeit und Heiterkeit darauf bemerken will. Der arme Franzose und Savoyarde ist aber den ganzen Tag über so gestimmt, und sein poetisches Leben fängt an, wenn er aus dem Bette springt. Bei uns ist die Sinnlichkeit ein Rausch, und wir schämen uns ihrer, wenn sie vorüber ist. Ist es also ein Wunder, wenn wir die Existenz eines Menschen, dessen ganzes Leben ein Rundtanz solcher Empfindungen ist, schief beurtheilen? Daß wir das Müßiggang und Zeitverlust nennen, wenn bei ihm das Samenkorn zu künftigen herrlichen Erscheinungen schläft und erstirbt? Er soll sein Tagewerk verrichten und zeigen, wie er seine Zeit angewendet hat!

Wir Deutschen sind zu allen Zeiten rechtliche Menschen gewesen, und wir sind zufrieden, wenn man uns nichts nachsagen kann. Wir erlauben wohl die Liebe zur Kunst, wie (in den Leiden des jungen Werthers) jener Vormund seinem Mündel ein Mädchen; nur im gehörigen Maaß, und daß nichts wichtigeres darüber versäumt werde! — Zu gehöriger Zeit gegessen, getrunken, gearbeitet, und gegen Abend das Mädchen besucht — aber daß kein Mißbrauch daraus entsteht!

Ueber

den Mangel des epiſchen Geiſtes

in unſerm lieben Vaterlande.

Es war vor ohngefähr zehn Jahren eine allgemeine kritiſche Klage, daß wir lieben Deutſchen allen andern Völkern des Erdbodens darin nachſtänden, daß wir unter unſern Produkten der Einbildungskraft ſo gar nichts hätten, das wir einen guten Roman nennen könnten. Große und kleine Meiſter beherzigten dieſe Beſchwerde, und man beſchenkte uns bald mit einer ziemlichen Anzahl dergleichen Weſen, die man erfundene Geſchichten, vulgo Romane betitelt. Selbſt bei den beſten ihrer Art, die wir mit Ehre den Ausländern an die Seite ſetzen können, zeigte ſich indeſſen gar bald, daß der Boden, worauf ſie gedeihen könnten, entweder ausländiſch, oder antik, oder utopiſch ſein müßte. Man ſtellte darüber Betrachtungen an, fand den Mangel des Produkts bald in unſerer Conſtitution, Organiſation u. ſ. w. Da hatten wir keine Hauptſtadt, wo ſich die Sittenmaſſe ſammeln, und zum epiſchen oder dramatiſchen Extrakte reifen könne; da war unſer Charakter zu einſchichtig, unſre Regierungsform zu despotiſch; tauſend Dinge, die, halb wahr und ganz wahr nebeneinander entſtehen und beſtehen können, ohne daß eins die Quelle des andern iſt. Kurz, das Ding war nicht da; und weil das Kunſtwerk nicht gelang, ſo waren Pinſel, Palette und Cannevas Schuld daran — ohne daß man an den Künſtler dachte. Man verglich den Charakter in der Natur bei uns mit dem was ſie in der Nachbildung bei den Ausländern waren, und da fand ſich freilich, daß die Scene in Deutſchland nicht wie bei Fielding in der Küche vorgehen konnte, daß wir keine Parlamentsglieder, wenig Prieſter mit zwanzig Pfund jährlicher

Einkünfte, keine Marquis, keine Abbés hatten, daß bei uns Converſation und Umgangsfreiheit eines andern Schnitts war, daß unſre Köpfe ſich um andre Ideen und unſre Herzen um ein ganz andres Intereſſe drehten. Eben das, was uns hätte aufmuntern ſollen, machte uns muthlos. Die Bemerkung, daß unſer eigenthümlicher Charakter ſo unterſchieden von dem andrer Völker wäre, zeigte uns eine neue Fundgrube an, wo wir Gemälde, Situationen, Theatercoups, Charaktere, und wie all der epiſch-dramatiſche Hausrath heißen mag, mit leichter Mühe aufgreifen konnten. An Aufforderung dazu hat es nicht gefehlt. Alle unſre Kritiker, ſie mochten Ausſichten über das ganze Feld der Literatur oder wöchentliche Zeitungen ſchreiben, ruften zu: deutſch, deutſch, deutſch müſſen unſre Produkte ſein!

Allein wie gelang's? Man hatte dem Schriftſteller lange vorgebetet: nichts ſei ſo elend und fade, als eine Anreihung wunderſamer Begebenheiten und Aventuren, die, in einem flüchtigen Tone erzählt, ebenſo ermüden, als wenn man gewaltſam durch eine Bibliothek oder Gallerie geführt wird, wo man viel ſieht und nichts genießt. Man hatte ihnen auf der andern Seite vorgeſtellt, nichts ſei mißlicher, als die Feſtſetzung eines gewiſſen Charakters, den man durch alle Situationen durcharbeite. Sie hatten gehört, es müſſe viel Detail in der Darſtellung ihrer Gemälde ſein; überdieß ſei es nöthig, daß der Autor in einer gewiſſen Stimmung ſei, die dem Ganzen Farbe und Ton gäbe, wie man ſichtbarlich an allen Meiſterſtücken wahrnehme u. ſ. w. Sie nahmen dieſe Wahrnehmungen zu Herzen, hüteten ſich, Charaktere auszuarbeiten, ſchufen ſich ein Detail das ſie nie geſehen hatten, und ſetzten ſich in eine Stimmung, die weder Krankheit noch Geſundheit, ſondern eine gemachte Indispoſition war. Daraus entſtanden denn alle die neuern epiſch-dramatiſchen Werke, wo unter zehn nicht eines an die Güte der Schwediſchen Gräfin reicht, die ſogar für keine Leſer gemacht ſind, denen man ſo deutlich die Aengſtlichkeit ihrer Entſtehungsart anſieht, daß die aſiatiſche Manier ſelbſt in einer kenntlenteren Manier gearbeitet iſt. — Niemand kann die Dinge leſen, als junge Leutchen, die ſich mit der Tradition der neueren ſchönen Schriften ſchleppen. Dem Publiko der Weltleute, für die man eigentlich zu ſchreiben hätte, iſt's, wie billig, das ekelhafteſte Gericht, weil aus der ganzen Reminiscenz ihrer Erfahrungen nichts

dem ähnlich ſieht, was man ihnen hier auftiſchen will. Die verfeinerte Welt der höhern Stände, die man mit der deutſchen Literatur ausſöhnen wollte, ſieht ſich geäfft, und wird nicht ſobald dahin zurückkommen, wo man ſie ſo ſublim ennuyirt hatte. Die meiſten dieſer Herren helfen ſich mit dem Mantel der Anonymität, wenn ihre Palliaſſenſtreiche übel aufgenommen werden. Es wäre daher zu wünſchen, daß man ihnen dieſen Mantel abnähme, und daß ſie in kurzer Kleidung erſcheinen müßten, wie wir andere ehrlichen Leute, wenn wir etwas thun wollen. Auf dieſe Art wären ſie doch ſelbſt dabei, wie die ſchlechten Acteurs, und müßten zuſehen wie ſie ausgepfiffen würden.

Man hat noch nie ſoviel vorgegeben, daß man die Alten ſtudiere, als jetzo, und doch hat ihr Beiſpiel, die Sobrietät ihrer Empfindungen, die Keuſchheit ihres Ausdrucks, die ganze Kunſt ihrer Compoſition ſo wenig Einfluß auf unſere Schriftſteller. Fühlen dieſe Herren wohl in ihrem Vater Homer den ganzen großen Umfang ſeines Mährchens, die beſtändige Gegenwart des Subjects, daß Alles vor ihren Augen entſteht, und die Handlung mit eben der Langſamkeit und Zeitfolge fortrückt, wie in der Natur; nichts vergeſſen wird was da ſein ſollte, nichts da iſt was nicht dahin gehörte, niemand zu viel noch zu wenig ſagt, alles von Anfang bis zu Ende ganz iſt, niemand den Erzähler hört, nichts von ſeinem eignen Medio zum Vorſchein kommt, ſondern alles grade weder größer noch kleiner erſcheint, wie es jedermann mit ſeinen eignen Augen geſehn zu haben glauben würde? Dieſer große Charakter des Dichters, wo iſt der, und wie erwirbt man ſich den?

Die jungen Herren wollen, wie gewöhnlich, nicht anfangen von unten auf zu dienen. Daher ging's hier, wie in allen Verrichtungen des Lebens, ſie waren nicht zu brauchen. Hätten ſie ihre Meiſter gefragt, durch wie viel vorläufige Studien, vergebliche Verſuche, durch wie viel Ausharren, und nach wie viel vernichteten Werklein endlich das entſtanden iſt, was man jetzt mit Recht in ihren Produktionen allgemein bewundert: ſo würden ſie geſehn haben, daß eine Frucht, die der Reiz aller Gaumen iſt, von vortrefflichem Keim ſein, und doch nur langſam gedeihen könne.

Zum epiſchen Weſen gehören wackre Sinnen. So ſehr man jetzo von der Liebe der Natur ſchwatzt, ſo ſind doch wenig der Herren Poeten, die ſo ganz von Natur durch die Gegenwart eines

lieben Raumes zur Serenade erweckt würden, wie Freund Aemut. Bei den Meisten iſt's garſtige Tradition, und ſie lieben die ſchöne Natur, weil ſie iſt beſchrieben und beſungen worden. Außerdem trennt ſie die Sekte der Empfindſamkeit und des Genieweſens von allen ihren Brüdern. Was ſollen ſie an Menſchen ſehen können, deren ganzes Spiel von Leidenſchaften ihnen zu alltäglich, allzuphiliſterhaft vorkommt, als daß es aufgenommen zu werden verdiente? Ehedem glaubte man, um ſeine Kunſt in Schilderungen zu zeigen, man müſſe alles in der Farbe des Lächerlichen malen. Man wählte ſich alſo ſeine Perſonage, behing ſie mit allen Schellen der Karikatur, führte ſie durch allerlei Situationen durch, erhöhte was da war, verbarg was man wollte, und ſo entſtand das pikante Produkt, das man Satyren nennt, die aber niemand heutzutage mehr mag. Der Grund davon iſt deutlich einzuſehen, weil alles übertrieben und nichts zum Menſchlichen oder zum Momentanen herab gemildert iſt.

Jedermann ſchwatzt von der Gutmüthigkeit Shakſpeares, als dem erſten und weſentlichſten Ingredienz ſeines großen dramatiſchen Charakters: und vielleicht iſt dieſe Qualität doch noch nie recht erwogen worden, wie ſie ſein ſollte. Gewiß derjenige, welcher ein Gemälde menſchlicher Sitten liefern will, muß eine große Doſis davon haben, wenn er ihnen überall nachſchleichen, ſie in allen Masken und Verkleidungen doch immer als menſchlich und nicht phantaſtiſch aufgreifen will. Er muß den Glauben haben, überall etwas Merkwürdiges aufzufinden, ehe er darnach ausgeht: und ſo wird ihm bei jedem Schritte etwas aufſtoßen, das er, in ſeiner Manier erzählt, darſtellen kann. Ueberall iſt Spiel menſchlicher Leidenſchaften, wie überall Spiel Schattens und Lichts; nur gehört der Hohlſpiegel und die Camera obſcura dazu, den Unachtſamen zu überführen, daß es wirklich da iſt.

Aber was ſieht die kränkelnde Intoleranz des gemeincultivirten Kopfs auf ſeiner Reiſe durch die Welt? Grade ſo wie der Mann von Stande, der ſich überall inkommodirt fühlt, in ſeinem bequemen Wagen ſchläft, oder ankommen will, nichts findet wie zu Hauſe, und deßwegen nichts des Anblicks würdigt. Man vergleiche damit die Naivität des gemeinen Mannes, des wirklich ſinnlichen Menſchen. Seine Gabe zu ſehen macht ihn zum beredteſten Erzähler. Seine Einbildungskraft iſt roh, durch Vergleichungen

ungebildet. Das Gegenwärtige iſt ihm daher immer groß und anziehend, weil's von allen Seiten Eindruck auf ihn gemacht hat. Man höre ihm nur zu, wenn er die geringſte Stadtbegebenheit, einen Todesfall, eine Familiengeſchichte erzählt. Er eilt nicht ſchnell zum Schluß, wie der philoſophiſche Erzähler, er drängt keine Begebenheiten, er malt aus. Jeder einzelne Eindruck iſt ihm koſtbar, er ſucht ihn wiederzugeben. Daher das Umſtändliche, das den Gelehrten ſo läſtig iſt, und das doch eigentlich das Ding zu einer Begebenheit macht. Man höre nur auf die Converſation eines Jägers, eines Soldaten, eines Weibes, und man wird eine Gabe zu erzählen finden, die dem Scribenten nachzuahmen unmöglich fallen wird.

Die Brocken kleiner Begebenheiten, die, unter den ſeltſamſten Sprüngen der Laune, Yorick's Werken eingewebt ſind, bleiben ſie nicht für den Liebhaber die koſtbarſten Reſte ſeiner Erfindungskraft. Was iſt an allen dieſen Geſchichten der Werth, wenn's nicht das Umſtändliche iſt, das alle Geſchöpfe ſeines Hirns beinahe zu lebendigen Perſonen macht? Wer giebt eine einzige ſolche Scene, wo ſich die Arme und Füße Trim's oder der Madame Wadmann bewegen, gegen eine Schatzkammer der herrlichſten Sentiments? Man frage doch unſere jungen Herren, die uns ſo reichlich mit Dramen und Begebenheiten beſchenken, wie weit ſich ihre Reiſe durch das Leben erſtrecke, wie viel ſie davon durchgeſchlendert, wie viel ſie beſucht und begafft haben! Ob's nicht Alles von Hörenſagen, ob's nicht Alles geleſen iſt! Sie ſollen ſich nur üben, einen Tag oder eine Woche ihres Lebens als eine Geſchichte zu beſchreiben, daraus ein Epos, d. i. eine leſenswürdige Begebenheit zu bilden, und zwar ſo unbefangen und gut, daß nichts von ihren Reflexionen durchflimmert, ſondern das alles ſo daſteht, als wenn's ſo ſein müßte. Alsdann, wenn ſie darin beſtehen, wollen wir ihnen erlauben, uns mit größern Werken zu beſchenken; dann ſollen ſie Befugniß haben, ihre Prinzen und Prinzeſſinnen zu produciren, und ſie mit allem auszuſtatten, was ihnen gut deucht. Bis dahin aber wollen wir uns ihre Erſcheinung noch verbitten.

Außerdem wäre zu bedenken, daß unter dem nichtſchreibenden Publikum zuweilen Perſonen auf den Bänken des Parterre ſitzen, die ſelbſt das gethan und gewirkt haben, was hier vor ihren Augen von den Marionetten des Verfaſſers tragirt wird, und daß

dieſe Zuhörer noch weit mehr zu reſpectiren ſind, als die gemeinen Feld- und Feuerſchreier des gelehrten und ſchreibenden Theils. Sie haben bisher mehr zu thun gehabt, als dies müßige Handwerk zu treiben, und von ihnen gilt das, was der treuherzige Götz von Berlichingen von ſich in ſeinem hohen Alter prädicirte: daß er nun zu ſchreiben anfange, weil er zu ſonſt nichts mehr tauge.

Einige Rettungen

für

das Andenken Albrecht Dürers gegen die Sage der Kunst-Literatur.

In keinem Theile der Wissenschaften ist die sogenannte Kritik oder Charakteristik ein schädlicher Ding, als in Werken der Kunst. Sie schneidelt so lang an dem gesunden Wuchse des schönsten Baumes, bis sie aus der herrlichen Krone eine Pyramide oder eine Kugel, einen sitzenden Hund oder einen aufwartenden Affen herausgedrechselt hat; je nachdem das Urbild ihr verstand, dem nun das Verdienst des Mannes, den sie meistern will, ähnlich sein sollte. Damit ja die Vergleichung rund wird, so wird abgeschnitten, hinzugelogen, verstellt und versteckt, was man für gut findet; und so entstehen die loci communes, die dem Fortgang des wahren Geschmacks und Gefühls bei dem großen Haufen so viele Hindernisse in den Weg legen. Weil die meisten großen Künstler instinktmäßig arbeiteten, ihr Tagewerk als eine Pflicht thaten, oder als einen Spaß trieben, ohne an den Popanz der Nachwelt zu denken: so haben sie weder von ihren Werken, noch von ihrem Leben selten selbst Etwas niedergeschrieben; und also war es jedem erlaubt, aus Traditionen und Familienmährchen, oder was sich von Gesellen auf Gesellen fortpflanzte, Etwas niederzuschreiben, wie es ihm beliebte. Keine schriftliche Urkunde war da, die widersprach, und also blieb die Fabel so lange Wahrheit, bis sich von ungefähr hier und da, durch ein Bruchstück von aufrichtiger Nachricht, ein Irrthum aufklärte.

Das vorgeschriebene Urtheil über das Verdienst eines Mannes, ist für die Nachbeter auch so bequem, daß es sich Jahrhun-

derte erhält, oder man hält es auch nicht der Mühe werth, es zu widerlegen. Es muß dann in einem Winkel irgend Einer erwachen, der, durch einen langen vertrauten Umgang mit den Werken des großen Mannes, so voll seiner Größe wird, daß er es unternimmt, seinen Manen ein Opfer zu bringen, und dem dunklen Gesumse der großschwätzenden Menge eine andere Richtung zu geben.

Es ist kein Ort in der Welt wie Paris, wo von einzelnen Reichen und schwer zu befriedigenden Kennern dem Andenken der alten Meister so wahr und aufrichtig gehuldigt, und wo zugleich dieser Geschmack von dem großen Haufen der lebenden Künstler, die jetzt sich an ihrem Zeitalter bereichern, so lächerlich gemacht, und ihm so geradezu entgegen gehandelt wird. Eben derselbe Mr. Vasan, der sich nicht entblödet, für ein Blatt von Albrecht Dürer jetzt zwanzigmal mehr zu fordern, als der alte Meister zu seiner Zeit für seinen ganzen Kupferdruck empfing, sieht es als eine nützliche Tradition an, die ihm Geld bringt, lacht aber innerlich über das gothische Steife und Harte, und schimpft im Allgemeinen öffentlich dagegen. Die Seltenheit der alten Blätter sieht er als den einzigen Reiz an, der die Eitelkeit der Menschen fesle, Etwas zu besitzen, was Andere entweder aus Mangel des Geldes oder der Gelegenheit sich nicht zu verschaffen vermöchten.

Unter allen den großen Männern, die dem Gerücht irgend einer schiefen Kritik, oder der Tradition über ein gewisses Zeitalter untergelegen haben, ist wohl keiner, der sich über diese Ungerechtigkeit mehr zu beklagen hat, als unser Albrecht Dürer. Man gesteht ihm wohl etwas Ausdruck und richtige Zeichnung zu, allein dagegen wirft man ihm eine gothische Manier, häßliche gemeine Natur darzustellen, eine trockene kleinliche Art zu drappiren, einen Mangel der Haltung, und Gott weiß was für Härte im Ganzen, vor.

In allen diesen Urtheilen ist etwas Wahres, das so zu sagen der Keim der Sage bleibt; allein so wie sich die Sage jetzt in Jedermanns Munde findet, ist sie ungereimt, und, näher betrachtet, höchst ungerecht und beleidigend für das Andenken eines so großen Mannes. So viel ist richtig, daß Albr. Dürer dieses Gefühl von Haltung nicht hatte, das sich später in der flamändischen und lombardischen Schule entwickelte. Man wußte dazumal

nicht, den Zuſchauer durch den ganzen Ton der Tafel ſelbſt von weiten ſchon zu einem dunklen Vorgefühle deſſen zu bereiten, was er bei näherer Betrachtung als Geſchichte darauf ausgeführt finden würde. Allein ſo war einmal der Styl ſeines Zeitalters, und auf dieſe Art wird man auch keinen Totaleindruck von den Werken Raphaels ſelbſt zu rühmen wiſſen. Es ſtund, ſo zu ſagen, kein Medium zwiſchen dem Object und den Augen des Künſtlers; Alles ward einzeln mit dem ganzen Reichthum ſeiner Individualität vorgetragen; und da man von ſo vielem Studium und ſo manchen Nachtwachen Rechenſchaft gab, ſo war man über den Schleier, der dem Ganzen übergeworfen werden ſollte, deſto unbekümmerter. Heut zu Tage, da man nicht mehr viel lernen und arbeiten mag, begnügt man ſich mit Aufſtellung eines quid pro quo, wo immer das Detail fehlt, das man nicht weiß; und unter dem Mantel des Genies und der Anmaßung einer feurigen Einbildungskraft, die keinen Aufenthalt auf Kleinigkeiten zulaſſe, liefert man einen Traum ſtatt einer Geſchichte, und Geſpenſter ſtatt Geſtalten. Man brandmarkt durch Fleiß und Aengſtlichkeit alle Ausführung, ohne die doch nie der Zuſchauer die wahre Gränze von dem Talent des Künſtlers beurtheilen kann.

Man wirft Dürern in ſeiner Zeichnung eine plumpe, gemeine Natur vor. Es iſt wahr, ihn inſpirirte keine andere menſchliche Geſtalt, als die ihn umgab; er zeichnete ſie aber nach aller Wahrheit der Temperamente, der Lebensart, des Standes und Alters, mit einer Treue und Beſtimmtheit, die ſeine Figuren noch immer zu ſchätzbaren Zeugniſſen ſeines großen Studiums macht. Sein Zeitalter und Klima brachte aber nicht die ſeelenvollen Geſichter und den Abdruck einer hohen Denkart hervor, die unter einem mildern Himmel Raphaeln in großer Menge begegnen mußten. Bei näherer Betrachtung der Raphaelſchen Figuren wird man eben dieſelbe Betrachtung zu machen gezwungen ſein, daß ſie nicht ſowohl Abdrücke von dem aus dem Anblick der Antike entſprungenen Ideen, als vielmehr Abbildungen der ihn umgebenden Natur waren. Seine herrlichſten weiblichen Bilder, von der Antike drappirt, haben immer Portraitköpfe; und woher entſpränge die große Mannigfaltigkeit der ſo beſchränkten Köpfe in ſeinen Soldaten, Mönchen, Matroſen, Trägern u. ſ. w., wenn er ſie nicht auf der Straße davongetragen hätte? In vielen ſeiner Figuren hätte Dürer

allerdings die Gebrechen des Vorbildes verbeſſern, und z. B. ſeinen Weibern die Zeichen einer vielmaligen Schwangerſchaft in den Hängebäuchen, und die magern Arme und Schenkel anders bilden können. Allein ich weiß nicht, ob ich dies nicht lieber dulden will, als einen Jahrmarkt, oder ein Gericht von fünfhundert Römern, die von unſern neuern Antiquaſtern alle wie Kugeln aus einer Form gegoſſen werden, und die durch Nichts unterſchieden ſind, als daß die Einen vorwärts, die Andern rückwärts, und wieder Andere von der Seite zu ſehen ſind. Seine Drapperie iſt nicht nach dem antiken Geſchmack; ſie läßt wenig von der reizenden Geſtalt des Nackenden ſehen; allein ſie iſt nicht, wie die Kunſttradition lautet, nach naſſem Papier gearbeitet, und ſeine Falten fallen nicht (wie irgend Einer ſagt, der es den Franzoſen nachſchwatzt) nebeneinander wie Stricke herunter. Der Stoff ſeiner Bekleidungen iſt nicht ſchwer, allein doch ſind die Brüche ſeiner Falten wahr; die Formen, die ſie bilden, gewiß; und muß man über gewiſſe Schnörkel, die ſie in ihren äußerſten Winkeln bilden, wegſehen. Paul Veroneſe empfand ihr Verdienſt, und er hat ſich nach dieſer Großheit gebildet, ohne die Schnörkel, die man als den Styl und Charakter des damaligen Zeitalters der deutſchen Schule anſehen muß, nachzuahmen. Seine fünf Apoſtel ſind indeſſen ſo groß und einfach drappirt, als irgend eine Raphaeliſche Figur, und unter ſeinen Madonnen ſind Einige, beſonders die vom Jahre 1514, die, neben der edelſten griechiſchen Bildung, in einem ſo großen Geſchmack bekleidet iſt, daß ſie der römiſchen Schule Ehre machen würde.

Ueberhaupt gehören ſeine Marienbilder unter ſeine liebſten und ſchätzbarſten Werke; und ſie ſind ſo wenig, wie die Tradition der Kunſt-Literatur lügt, nach ſeiner garſtigen Agneſe gearbeitet, daß vielmehr unter ſeinen vielen Madonnen in Kupfer, Holzſchnitt, Zeichnungen, Gemälden und Bildſchnitzerei, nicht leicht eine der andern ähnlich iſt, ſondern ſie enthalten jede einen eigenthümlichen Charakter, ſowohl in der Figur als im Ausdruck des Affekts. Sie ſind keine himmliſche Erſcheinungen Raphaels, oder Guido's, aber Alle — Darſtellungen inniger, deutſcher Mutterliebe; und meiſtens Weiber von geſetzterm Alter, ſehr wenige von jungfräulicher Zärtlichkeit. — Der gemeine Vorwurf, den man Dürern im Ganzen macht, iſt dieſer: daß er die Abſetzung der Farben, oder die Luftperſpektive nicht verſtanden habe; daß ſeine Zeichnung in den Um-

riſſen zu trocken und hart ſei, und ſich nicht ſanft genug gegen den Grund verſchmelze. Die allzugroße Beſtimmtheit und ſichtbare Angebung auch des kleinſten Details, war der allgemeine Charakter des damaligen Zeitalters; und dieſer Vorwurf, wenn es einer ſein ſoll, trifft nicht allein ihn, ſondern alle ſeine Zeitgenoſſen, wie ich ſchon oben berührt habe. Ob er aber ein richtiges Gefühl von Haltung gehabt habe, dies bedarf nun einmal weder Frage noch Beantwortung, wenn man nur die reinliche und charakteriſtiſche Art betrachtet, womit Alles in ſeinen Werken ausgeführt iſt. Seine berühmteſten Blätter ſind alle, und zwar ſehr oft, von den geſchickteſten Meiſtern nachgeahmt worden, ſo daß für ein Auge, das kein Gefühl von Haltung hat, Original und Copie ſchwer von einander zu unterſcheiden ſind. Bei der ſo eingeſchränkten Manier der damaligen Zeit, bloß auf Goldſchmidts Art zu ſchraffiren, und weder breite noch tiefe Striche zu wagen, geht Alles bei ihm auseinander, jedes weicht auf ſeinen Grund zurück, keines klebt an dem andern, oder fällt über das andere vor. Welcher Unterſchied aber in den herrlichſten Copien! wo zwar, dem äußern Anſehen nach, beinahe kein Strich anders iſt, als im Original, alles in den geringſten Kleinigkeiten ausgemeſſen und gezirkelt iſt: aber der Geiſt des Meiſters und ſein Gefühl von Haltung mangelt, das durch die unſichtbare Leitung der Hand Wunder im Stillen thut. Der Troß von Liebhabern behauptet gemeiniglich, bei Abdrücken von Dürers Werken komme es nicht, wie bei Rembrands Blättern, auf die Güte der Abdrücke an. Ich behaupte dagegen, es kommt für denjenigen, der Augen zu ſehen hat, ſo viel darauf an, daß von ihnen allein das Urtheil über das wahre Verdienſt des Meiſters abhängt. Die gut aufgeſtochenen Blätter und die vortrefflichen Copien ſeiner Werke haben eben gerade die Tradition von Härte erzeugt, die man in ſeinen Arbeiten will wahrgenommen haben. Man vergleiche nur die mancherlei vortrefflichen Copien und die ſo oft und zu ſo verſchiedenen Zeiten aufgeſtochenen Platten des Hieronymus im Gehäus und des Ritters Tod und Teufel mit den beſten Original-Abdrücken, und man wird Wunder der Haltung und das tiefſte Gefühl im Ausdruck der unbedeutendſten Kleinigkeiten wahrnehmen. Man trägt ſich gemeiniglich mit der Sage, als ob Marc Antonio die Holzſchnitte der kleinern Paſſion ſo glücklich in Kupfer gebracht habe, daß ſie

vom Original nicht zu unterſcheiden geweſen wären. Aber fürs Erſte iſt es beinahe unmöglich, dasjenige, was mit wahrer Kunſt in Holz geſchnitten iſt, mit derſelbigen Wirkung ins Kupfer überzutragen; fürs andere ſind dieſe Copien ſo ängſtlich, ſteif und kalt gerathen, daß nichts als der todte Buchſtabe des Conturns ſtehen geblieben iſt; keine einzige Schraffirung thut dieſelbe Wirkung, ſondern was dort im Holz leicht und verblaſen iſt, iſt hier ſchwer, ohne gehörigen Anfang und Ende.

Man ſucht ſo verſchiedene Hände in ſeinen Holzſchnitten; und doch hat das unaufmerkſame Auge des großen Haufens alles bisher für ſeine eigene Arbeit gehalten, was nur mit ſeinem Zeichen bemerkt iſt. Es wird immer ſchwer bleiben, allezeit zu entſcheiden, wo er ſelbſt geſchnitten hat. Allein man kann, wie mich dünkt, von der kleinen Paſſion ausgehen, um den Charakter ſeiner Hand feſtzuſetzen. Dieſe iſt die einzige Sammlung, wo alle Blätter durchaus rein ſind, und eins wie das andere gearbeitet iſt, und wo man immer dieſelbe Hand wahrnimmt. Hierzu kommen die guten Blätter aus der großen Paſſion, und (bis auf einige wenige) das Leben der Maria, nebſt andern einzeln herrlich ausgeführten Blättern. Ueberhaupt hat kein Meiſter je ſo tief empfunden, was man eigentlich in Holz ausdrücken könne, als Er; und oft iſt die feinſte Abweichung der Tinten und der Charaktere der Localfarben mit wundernswürdiger Kunſt angegeben, wie z. B. in dem trefflichen Blatt der Höllenfahrt des Erlöſers in der großen Paſſion. Die Anordnung der Schraffirungen macht eigentlich den Formſchneider, und man kann dreißig Jahre geſchnitten haben, ohne eigentlich zu wiſſen, was man in dieſer Materie darſtellen könne. Wir haben noch neuerlich deutliche Beweiſe davon von neuern Künſtlern erhalten. Diejenigen Blätter, die ſo ganz ohne alles Gefühl von Haltung gearbeitet ſind, ſind wahrſcheinlich aus flüchtigen Handzeichnungen entſtanden, wo die Künſtler, die er in ſeinem Hauſe unterhielt, auf Gerathewohl die Breite der Striche des Conturns ſowohl, als den Gang der Schraffirung nach ihrer eignen Einſicht gehandhabt haben. Denn oft ſind ſie ganz gegen allen Verſtand geführt, und der Anſatz des Meſſers fängt gegen die Lichtſeite mit ſeiner Stärke an, und hört gegen den Schatten auf.

Es iſt zum Erſtaunen, daß wir ſo wenig einzelnes Wahres von der Geſchichte dieſes großen Mannes wiſſen; und wir werden

noch lange in dieſer Unwiſſenheit bleiben, wenn uns nicht Herr von Murr entweder in einer eignen Abhandlung, oder in einzelnen Aufſätzen dieſe Zweifel aufklärt. Aus dem eignen Reiſe-Journal Dürers, das dieſer Gelehrte neulich in dem ſiebenten Theile ſeines Journals bekannt gemacht hat, ſieht man den Ungrund des Mährchens, als ob Dürer die Reiſe nach den Niederlanden aus Widerwillen gegen ſein böſes Weib unternommen habe; denn ſie iſt ſeine Geſellſchafterin geweſen. Auch fällt ſeine ehemalige und lange Freundſchaft mit Lucas von Leiden weg, der ihn zu dieſer Reiſe ermuntert haben ſoll; denn er beſchreibt ihn als einen Mann, den er hier zuerſt im Jahr 1520 von Geſtalt habe kennen lernen.

Das Tröſtliche für alle große Leute, die ein gleiches Schickſal haben, iſt der Schluß ſeines Journals, wo er ſagt: »Ich hab' in allem meinem Machen, Zehrungen, Verkaufen und andrer Handlung Nachtheil gehabt in Niederland in all mein Sachen, gegen großen und nidern Ständen, und ſonderlich hat mir Frau Margareth*) für das ich ihr geſchenkt und gemacht hab, nichts geben.«

Er bot ihr das Portrait von ihrem Bruder, dem Kaiſer, an: ſie fand es aber wahrſcheinlich zu theuer. Und am Ende heißt's: »Ich vertauſche mein Kaiſer und ein weiß Engliſch Tuch.«

»Ich bat Frau Margareth und Meiſter Jakobs**) Büchlein, ſie ſagte aber, ſie hätte es ihrem Mahler zugeſagt.«

Die Preiſe überhaupt, wofür er ſeine Kunſtſachen an ſeine Zeitgenoſſen überließ, rühren zu Thränen, und man erinnert ſich dabei des Schickſals des Coreggio. — Er kaufte ein Meerkätzlein um vier Goldgulden. Er verkaufte hingegen ſechszehn Exemplare von der kleinern Paſſion um vier Gulden. Mehr, zweiunddreißig große Bücher pro acht Gulden. Mehr, ſechs geſtochene Exemplare der Paſſion pro drei Gulden. Mehr, zwanzig halbe Bogen aller Gattung gleich durcheinander pro ein Gulden. — »Item, meinem Wirth habe ich zu kaufen geben auf ein Tüchlein ein gemahlt Marienbild um zwei Gulden Rheiniſch,« u. ſ. w.

Das dem Reiſe-Journal angefügte Gebet, um Dr. Luthers Erhaltung, iſt mit wahrer Salbung aufgeſetzt, und die aufge-

*) Des Kaiſers Schweſter, Statthalterin der Niederlande, eine große Kunſtfreunderin.

**) Jakob Cornelisze.

gebnen Verſe Dürers, in dem Wettſtreit mit Pirkheimer, ſind voller Geiſt und Leben, dahingegen die Arbeit des Gelehrten nichts als ein Geklingel von leeren Tönen ausmacht.

MANIBUS DÜRERI SACRUM.

Ueber

die Landſchaftsmalerei.

Sie müſſen aus langer Erfahrung wiſſen, daß bei dem literariſchen Handel und Wandel noch etwas mehr und beſſers herauskomme, als daß man ſich an Ehre und Lob, kaufmänniſch zu reden, den Sack fülle. Die Freude, zur Circulation des ganzen Staatsvermögens etwas beigetragen zu haben, iſt doch auch zu rechnen, und dies iſt eigentlich was den Großhändler vom Krämer unterſcheidet. Ihre Entrepriſe von Fuhrwerk, das wir den Teutſchen Merkur nennen, muß ihnen auch darum lieb bleiben, weil's einmal im ganzen Reiche durchgeht; und wenn's auch nicht allzeit, da es wie andre Poſtwägen zur beſtimmten Zeit abgeht, vollkommen Fracht vorfindet, ſo bringt es doch zuweilen Rückfracht mit, die einigermaßen für die erſte leichte Ladung entſchädigt. Eine Idee erweckt die andere, und oft braucht's keine andere Magie, als von einem Dritten gedruckt zu leſen, was wir ſelbſt längſt dunkel über eine Materie gefühlt haben, um uns zur Entwicklung dieſer Ideen zu ermuntern. So ging mir's mit dem Brief eines Ihrer Freunde, den Sie im Monat Julius über den Geſchmack Deutſchlands an der Kunſt, oder wie es heißen mag, einrückten *). Es liegen, deucht mich, in den paar Seiten manche Ideen in Windeln gewickelt, die einer nähern Beſchauung werth wären. Der Mann hat alle ſeine Deſideria, weil er deren viele hatte, gedrungen und kurz ausgeſchüttet, und es dünkt mich nicht ſehr unrecht, wenn man einige davon dem lieben Publiko deutſcher Nation

*) Man ſehe Wielands T. Merkur von 1777. III. S. 49 — 60.

näher zur Vervollkommnung vorlegte. Dasjenige, was der Verfaſſer von dem Studio der Landſchaft ſagt, ſcheint mir äußerſt wahr, und kann nicht oft und nicht nachdrücklich genug geſagt werden. Es gehört unendlich mehr poetiſches Gefühl dazu, als zu andern Theilen der Kunſt, eben gerade deswegen, weil ſo alles beinahe nur dem Geſchmack und Gefühl überlaſſen, oder, wie der Thor ſagt, willkührlich iſt, und die wenigen Regeln ſo trockne Artieme ſind, daß ſie längſt als höchſt wahr anerkannt, und eben deswegen ſo wenig erwogen werden. Die meiſten unſrer Kunſtbücher ſind in dieſem Stücke nichts weiter als Aeſthetik, Redekünſte, Institutiones styli, Poetiken u. ſ. w. Es iſt nur immer die Rede davon, wie man die Verſe machen müſſe, aber wie der Poet, der ſie machen ſoll, gebildet werde, kein Wörtchen, das inſtructiv wäre! Eben darum, weil's ſo leicht ſcheint, ein Ding zu componiren, das (wie Hagedorn ſagt) einer Landſchaft ſo ähnlich ſieht, wie der Affe dem Menſchen, ſo wagt ſich mancher dran; und da, dünkt mich, wäre Verdienſt genug, wenn man mit wenigem zeigte, wie ſchwer das Ding wäre, das ſo leicht ausſieht.

Fürs erſte gehört wohl eigentlich das groſſe poetiſche Gefühl dazu, alles, was unter der Sonne liegt, merkwürdig zu finden, und das geringſte, was uns umgiebt, zu einem Epos zu bilden. Dies Hängen am Alltäglichen, am Unbedeutenden, wie's ſo viele Leute nennen, das Bemerken, was ſo viele andere mit Füßen treten, die botaniſche Jagd, wo ſo alle nur Gras ſehen, und das Auffaſſen deſſelben — was den Charakter von ihres Freundes Göthe Schriften und Denkart ausmacht — dies iſt wohl die erſte und diſtinctive Grundanlage des Landſchafters. Wenn der Jüngling nicht in ewigen Träumen von Helldunkel gewiegt wird, wenn er nicht ſtundenlang an einem Bache ruht, oder von Wolluſt trunken das hohe Gewölbe des Waldes mit allen Geſpenſtererſcheinungen von Streiflichtern und Schlagſchatten anſtaunen kann; wenn er nicht, von Spähſucht befallen, die dunkeln Gewölbe der Brücken und Kreuzgänge durchwandelt, oder nach der Dämmerung läuft, die ſo alles, was von Licht und Schatten zerſtreut war, in einen Bündel bindet — ſo iſt er wohl zu ſeinem Beruf verſtümmelt, und weg mit ihm zu einer andern Beſchäftigung!

Das zweite Merkmal, das den Landſchafter charakteriſirt, iſt wohl dieſes: wenn er ſich lange an einem Gegenſtand nähren,

ihn mit Liebe umfangen, und ſich auf viele Monate oder Jahre ſeine Hütte darunter bauen mag. Bloße flüchtige Entwürfe von einem gewiſſen Moment der Beleuchtung, oder einer Anſicht aus einem fixen hohen oder niedern Augenpunkt geben nur grobe Ideen von Haltung an, und verführen leicht den Compoſiteur, nachher die Natur ohngefähr mit drei Tinten darzuſtellen. Zufrieden mit dem Ausdruck des Hauptgedankens, denkt er den Zuſchauer durch Effect zu blenden; allein der Kenner, der mehr ſieht als Dekoration, forſcht bald nach der Wahrheit des Detail, ob dieſes nicht mangelt. Wird aber ein Gegenſtand, und auch der dürftigſte oft und lange beſucht, von allen Entfernungen und Augpunkten betrachtet, zu allen Tag- und Jahrzeiten umgangen, ſo merkt man bald, was an ihm abſtrakt, und was zufällig iſt. Das einzige Mittel, das Auge für Luft- und Linienperſpektiv ſchnell und ſicher zu bilden! Alle Geheimniſſe und feſten Geſetze der Natur werden enthüllt, und man lernt alsdann beleuchten wie ſie, Mannigfaltigkeit und Magie über ſchon tauſendmal geſehene Dinge verbreiten, und dadurch den Ekel des Einförmigen vermeiden. Außerdem welche Einſichten in die Gränzen der Kunſt, von dem was darzuſtellen und nicht darzuſtellen iſt, wenn man hartnäckig bei Einem Gegenſtand ausharrt! welche Uebungen für die Hand, welcher Schritt zur feſten Manier, und zur Erkenntniß der Wahrheit und des Charakters jedes Dinges! Auch der ſogenannte Fleiß in der Ausarbeitung, der ſo vielen Nichtkennern oft das ſchätzbarſte iſt, ohne daß ſie wiſſen warum, wird dadurch mit Weisheit zum Zweck geleitet, durch die Geſetze der Haltung genährt, und in Schranken gehalten. Denn durch das öftere Wiederkommen und Verſuchen hat man ſchon manches weg, worauf jetzo nicht mehr Acht zu haben iſt, und der Eindruck und Ausdruck des Enſemble entſteht alſo natürlich. Die meiſten ſtellen ſich aber thörichter Weiſe die Entſtehung dieſes Begriffes als vorgängig vor allen Studiis vor, da er doch nichts als eine Folge davon iſt. — Indeſſen hindern ihn dieſe umſtändlichen Studien nicht, zuweilen flüchtige Entwürfe zu machen, oder eigentlicher zu reden, den Contur jedes Dinges mit nackten dürren Linien ohne alles Clairobſcur zu packen zu ſuchen. Und gewiß muß ihn dieſes Gelüſten oft genug anwandeln, wenn Muth zur eignen Manier bei ihm entſtehen will. Nur ſei dies eine Frucht ſeines Fleißes, und eine Kenntniß, die

ihm jedes Werk der Natur nach einem langwierigen Studio deſſelben eingeflößt hat.

Auch wär' ihm zu wünſchen, daß er oft, ſatt von der Natur, ganze Zeiten lang ruhen könnte, ohne nachzubilden; daß er wie die Biene ſammle, ohne Honig zu liefern, wenn ihm der Crayon zu ſchwer wird, und ihm zum arbeiten, ſo zu ſagen, Hände und Füße gebunden werden. Nur das Nongenie hat immer das Jucken zum Zeugen, oder ſich Spaß zu machen. Wer aber produktive Kraft beſitzt, deſſen Seele ruht, und ſammlet ohne zu wiſſen wie, wie die Natur im Winter. Und dann ſo däucht mich dies eine glückliche Vorbedeutung in ſeinem Studio zu ſein, wenn anfangs ſeine Thaten dasjenige haben, was man unbeſtimmt nennt. Dies heilige Gefühl für die ſanften Uebergänge der Natur, das ihn überall leitet, da keine Gränzen und Linien zu ziehen, wo die Natur ſie nicht abgeſchnitten hat, beſtärkt ihn immer weiter in dieſer Ehrfurcht, hindert ihn aber, ſo bald, beſonders dem profanen Auge, etwas Sehenswürdiges zu liefern. Denn die Erhaltung des Moments der Betrachtung, was die Ausſicht oder den Gegenſtand zu dem macht, was er iſt, iſt mehr werth, ſo implicit ſie auch ausfallen mag, als die lügenhafte deutliche Compoſition. Wer Wahrheit liebt und verehrt, iſt nicht immer der fertigſte Scribent, und in deſſen Kopfe eine Welt von Ideen ſich untereinander wälzt, kann oft kein Muſter des Style, aber wohl ein Mann ſein von der Art wie Freund Hamann. Reichthum von ungeordneten Ideen iſt wohl alſo hier, wie überhaupt, ein ſichreres Prognoſticon des Genies als Ordnung. Das Beſtimmte findet ſich gewiß nach und nach, und man muß nicht daran verzweifeln, wenn man nur treu und fleißig geweſen iſt. Derjenige, der das Studium des Jünglings dirigirt, muß nicht ein Gärtner ſein, der dies Gefühl im Treibhauſe erziehen will, ſondern er muß warten bis es unter Gottes Händen gedeihen will. Dies ewige Vorſchlagen und Ermuntern zu einer gewiſſen Manier, das unzeitige Verhalten ſo vieler Andern, die auf ihrem Wege glücklich geweſen ſind, hat uns ſchon manchen jungen Künſtler verſtümmelt, weil man ihn zwang zu fliegen, ehe ihm die Schwingen gewachſen waren. Dies Aufforderm bildete Künſtler à la Weirotter, die alles mit einer gefälligen leichten Schreibart darſtellen, alles aber auch in einerlei Art ſagen, und in 200 Blättern, wie das Oeuvre dieſes berühmten

Meiſters, nicht ſo viel vorbringen, als in einem einzigen Blatt der ältern Landſchaften enthalten iſt. Manier ſoll und muß werden, aber ſpät, wie bei Jean Jaques Rouſſeau, der im vierzigſten Jahre zu ſchreiben anfing. Wo ſie zu früh entſteht, iſt's Selbſtbetrug, verkleidete Armuth unter reichem Ameublement, und Irrigkeit ohne Wiſſenſchaft. Wer viel nach dem Blatt und der Leinewand ſtudiert hat, iſt wie der, der viele Bücher geleſen hat. Er mag ſie dann erſt leſen, wenn er ſelbſt was iſt, und wenn er auf eignem Wege verſucht hat, das zu werden, was jene Meiſter auf dem Ihrigen geworden ſind; dann weiß er das Wahre der Mittel- und Hintergründe zu betrachten; dann ſieht er die Kunſt, das Wirkliche zum Dramatiſchen umzubilden; und hat er erſt ſein Portefeuille mit ausführlichen Studien des Einzelnen angefüllt, dann beurtheilt er auch, ob die Arbeit der Vordergründe nur angereihte Compilation, oder ſchöpferiſche Bildung zum Ganzen ſey.

Das letzte und ſicherſte Merkmal iſt dieſes, wenn der junge Künſtler es ſich lange ſagen läßt, ehe er ein Gemälde ſeiner Compoſition ausführt und aufſtellt. Dieſe Sucht, brilliren zu wollen, iſt, was die allgemeine Schreibluſt werth iſt. *Studieren iſt einem Jeden erlaubt, aber nicht ſchreiben.* Ein ausgeführtes Gemälde iſt ein ſo edles Ding, wie ein Buch. Eben weil's ſo leicht einen Raum Leinewand oder Papier nach ſeinen Quadratzollen ſcheint mit ſo etwas zu füllen, das wie Wolken, Bäume, Waſſer, Kraut und Gras ausſieht, und weil da nicht jeder Kenner ſein Lineal von Verhältniſſen anſchlagen kann, ſo iſt die Verſuchung ſehr groß. Aber wer nur einmal verſucht, einen Eichenſtamm mit aller ſeiner individuellen Wahrheit nachzubilden, nur einen einzigen Zug Wolken mit allen ihren Reflexen, ein Felſenſtück nach ſeinen Schichten und Brüchen, einen Baumgipfel nach allen Lichtern und Schatten und Widerſcheinen, die ſich durch Aeſte und Zweige ſchleichen, und dadurch Form und Charakter bilden, nur die ewigen Geſetze der Haltung inne wird, die alles bindet, und auf ſo verſchiedenen Wegen, nach Tagen und Jahreszeiten: für den wird das Willkührliche nach und nach verſchwinden. Er wird zittern, wenn er verkleiſtern, ausfüllen, verſchneiden und anpappen ſoll, weil er jedes Dings nothwendige Verbindung mit dem andern innigſt fühlt. Er wird daher auf nackte Felſen keine Kräuter ſetzen, die er in fetten feuchten Thälern gezeichnet hatte, keine Sandhügel neben Leimbergen,

wenn ſie auch in der Natur verbunden wären. Jeder Baum in ſeinen entblößten Wurzeln iſt ihm nicht gleichgültig, ſondern ſchon charakteriſtiſch, jeder Wurf von Aeſten individuell; und ſo wird ſein Gemälde voll von dem, was die Kenner ſchöne Natur nennen. Dieſes Finden der ſchönen Natur entſteht aber nicht dadurch, daß man, ohne zu ſtudieren und ſich daran zu üben, ſchon zum Voraus auswählt, was ſchöne Natur iſt, und das andere aus dem Studio wegläßt; ſondern der Begriff deſſelben entſpringt eigentlich aus der Kenntniß aller Theile. Denn Charakter oder Wahrheit iſt nur ein andres Wort für ſchöne Natur, und der Ausdruck deſſelben wird nur durchs Forſchen hervorgebracht.

Verzeihen Sie ꝛc.

Ueber

die bei Kunſtwerken objectiv gleichgültige Abſicht der Urheber.

Wertheſter Herr und Freund.

Ich gehöre, wie Sie wiſſen, unter den Literatoren, nach der beliebten Schlettweiniſchen Eintheilung, nicht zu der productiven, ſondern zu der ſterilen Claſſe. Ich ſollte alſo, da ich als ein bloßer Leſer nur zum Aufzehren beſtimmt bin, die berühmte Fahne des Bon-Sens ausſtecken, Großes und Kleines in der Welt in einen Topf werfen und mit einer verächtlichen, wenigſtens gleichgültigen Miene auf alles das herabſehen, was ich nicht zu leiſten vermag. Allein ohngeachtet meines böſen, oder, wenn Sie wollen, guten Gewiſſens, das mich ewig verſichert, daß ich nichts in der Welt vorſtelle, habe ich eine aufrichtige, gute Meinung von großen Männern, und bin allen denen, die beſſer ſind, als ich, von ganzem Herzen zugethan. Ich glaube auch an den Wind, obgleich ich nicht weiß, woher er kommt, und wohin er fährt, und an die Luft, die mich umgiebt, ob ich ſie gleich nicht mit Händen greifen kann, wie das Waſſer in meiner Badewanne. Eben ſo glaube ich auch an Euch alle, Ihr großen und eminenten Menſchen, die Ihr in der intellektuellen Welt, zuweilen als Engel an den Teich Bethesda kommt, und das Waſſer bewegt, damit wir andern lebensſiechen Leſer, die wir an ſeinen Ufern ſchmachten, hinabſteigen, und alsdann geſtärkt davonlaufen können. Ich glaube auch an die Nachwelt und an ihren billigen Richterſtuhl, und ich denke daß dem Werthe manches Mannes, dem jetzo Unrecht geſchieht, durch ihr unpartheiiſches Urtheil eine ehrenvolle Reviſion zugetheilt

werden wird. So gut wie Homer und Shakespear müssen gewisse Genien dieser Zeit, noch lange Jahrhunderte fortwirken, sofern die Gemälde, die ihre Schriften ausstellen, eben die richtige Zeichnung und das wahrhafte Colorit enthalten, so man an jenen bewundert.

Dem ohngeachtet zweifle ich, ob die Producte des Witzes und der Kunst, die diese Wirkung hervorbringen, und hervorbringen werden, mit der deutlichen und bewußten Absicht entstanden sind, auf das Zeitalter zu wirken, oder der Nachwelt diesen Schatz nachzulassen.

Ich finde die beiden Musen Klopstocks in einem göttlichen Wettstreit:

»Ich lieb' nichts heißer, als die Unsterblichkeit,
Und jene Palmen! rühre dein Genius
Gebeut er's, sie vor mir, doch faß' ich
Wenn du sie fassest, dann gleich die Kron' auch.

Und o wie lieb' ich! o ihr Unsterblichen,
Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel!
Dann mag, o dann, an meine leichte
Fliegende Locke, dein Athem hauchen.

Dies sind sehr schöne, ätherische Gestalten, die im Purpurlichte wandeln. Und doch wünschte ich sie verkörpert zu sehen. Nicht um ihnen den Werth eines Pfennigs an ihrem Ruhme und Glanze zu beschneiden, sondern um die eigentliche Lage des Verfassers in dieser körperlichen Welt zu wissen, als sein Geist dieses Wunderding hervorbrachte. Es würde instructiver sein als zehn dergleichen Pindarische Vorstellungen, und die gaffende Welt würde noch zu innigerer Bewunderung dieser großen Talente gezwungen werden: wenn sie sehen müßte, wie das unerbittliche Schicksal auch die größten Menschen behandelt, die es sich zu Werkzeugen auserkohren hat, seinen Willen zu vollführen. So wie es dem großen Manne nichts benehmen kann, wenn man weiß, daß er in einem Stall geboren ist, und zwischen Ochs und Esel in Windeln lag: so würde auch das Genie dadurch nicht kleiner, wenn der geringfügige Endzweck entdeckt würde, zu dessen Erhaltung er etwas Großes begann. Man kann die edelste Absicht haben, ein ganzes Volk zu beglücken, seinem Zeitalter selbst eine andre Stimmung zu geben, und — doch nur einen Marmontelschen Belisaire, oder eine Ramsaysche Cyropädie zur Welt bringen.

Aber, wenn groſse Kräfte in Bewegung geſetzt werden, ſo mag der Endzweck profan, oder heilig ſein, es werden allzeit groſse Reſultate davon entſpringen. So gar um Geld zu machen, das doch ſo vielen Leuten das Ekelhafteſte iſt, das man denken kann, glaube ich, kann Einer, der epiſche Kräfte hat, ein epiſches Gedicht hervorbringen. Homer's Abſicht war's wahrſcheinlich nicht, allein er hatte auch viele andre Abſichten nicht, die doch einen Erfolg gehabt hätten, wenn ſie in ſeinem Plane begriffen geweſen wären, z. B. dieſe, in Kimmerien nach einigen tauſend Jahren verſtanden, commentirt, und bewundert zu werden. Ob Voltaire ſich hätte träumen laſſen, daſs er von einer Rotte unbärtiger Knaben in Deutſchland, die ſich für Kinder der Propheten ausgeben, Kahlkopf geſcholten würde, weiſs ich nicht: aber das weiſs ich, daſs manches fürtreffliche Product ſeines Kopfes, das noch lange bei der Nachwelt bleiben wird, wenn dieſe Knaben vergeſſen ſind, in der unlautern Abſicht zur Welt kam, Geld hervorzubringen, und, was noch unlauterer iſt, dies Geld ſogleich ſicher anzulegen.

Ich begreife wohl, wie die Welt, die einmal ſieht, was ein Mann von Genie in dem intellektuellen Cirkel für Kräfte bewegt, ihn gerne aus dem phyſiſchen ausſchlieſsen möchte, aus Furcht, er möchte zu übermächtig werden. Die Apoſtel ſollen, wenn ſie auch das Teppigmachen gelernt haben, das Handwerk des Teppigmachens doch nicht treiben, ſondern ſich ſchlechterdings vom Evangelio nähren! Allein es ſollte einem Manne doch nicht übel ausgelegt werden, zehntauſend Verſe abzuſingen, um eine Penſion zu erhalten, ſo wnig es einem andern verübelt wird, der Urkunden geſammelt hat, um Reichshofrath zu werden. Zumal da bei uns die Leute von Genie kein hohes Alter erreichen, und ihre Reputation nicht über zehn Jahre lang genieſsbare Früchte trägt. Es bedarf nur einiger Knaben, die ſich für Prophetenkinder ausgeben, ſo glaubt das liebe Publikum, der Mann ſei wirklich ſchon ſo alt, als ihn die Kinder ausgeſchrien haben.

Einem Menſchen, der gar nichts weiſs, ſtehen tauſend Freuden bevor, die weder er, noch irgend jemand berechnen kann. So ging mirs neulich, als ich las, wie die Londener Societät entſtanden iſt. In der treuherzigen Meinung, daſs Sie's auch nicht wiſſen ſollten, will ich Ihnen meinen Fund kürzlich entdecken. Joh. Wilkins, der Verf. des Essay towards a Real Cha-

racter and a philosophical Language*), ein presbyterianischer Geistlicher, der gelehrteste Mann seiner Zeit, und Schwager des alten Cromwell, war der Regierung des Richard müde, und sann auf Mittel, die königliche Familie wieder ins Land zu bringen. Er gab daher den ersten Gedanken zu Errichtung eines Clubbs auf einem Kaffeehause, und man bediente sich dieser Maske, als ob man wegen der Wissenschaften zusammen komme, um alle Königlichgesinnte ohne Verdacht zu versammeln, so oft man wollte. Der General Monk und viele Militairpersonen, die wenig mehr als ihren Namen schreiben konnten, waren Mitglieder der Gesellschaft. Anfangs las man zum Scheine etwas von Wissenschaften in der Versammlung vor, nachher besprach man sich von Staatssachen, und vom Interesse der königlichen Parthei.

So weltlich und unkosmopolitisch also auch die Absicht dieser Gesellschaft anfangs war, so besteht sie doch noch auf den heutigen Tag und noch besser, als eine deutsche Gesellschaft der Wissenschaften bestehen würde, die von dem reichsten Churfürsten mit hunderttausend Fl. jährlicher Unkosten, in den menschenfreundlichsten Absichten, gestiftet und unterhalten wäre.

Ich freue mich recht sehr, wenn ich höre, daß Wouvermann seine fürtrefflichen Bilder blos aus Gefühl des Schönen und Liebe, solches nachzuahmen, hervorgebracht habe; daß sie aus seinem Pinsel geflossen, ohne daß er überlegt, was für Ehre und Vermögen dabei zu erringen sein möchte. So unwissend, wie Correggio, über seinen eignen Werth, und doch so reich an Schöpfung, und fleißig im Hervorbringen, — diese Züge verherrlichen seinen Charakter doppelt! — Aber wird Rembrand zum Handwerksmann, weil man weiß, daß ihn die Liebe zum Gelde besaß, und daß wir dieser Schwachheit sowohl seine meisten radirten Blätter, als seine viele Staffelei-Gemälde zu danken haben? Wie viele Bücher, wie viel Werke der Kunst würden wir entbehren müssen, wenn ihre Ver-

*) Dieses Buch ist vielleicht die gescheuteste Encyklopädie, die je, und zwar von einem einzigen Manne entworfen worden ist. Sie ist der Inbegriff aller menschlichen Kenntnisse damaliger Zeit, und es ist noch unbegreiflich, wie ein einziger Mensch so viele tausend Kenntnisse in seiner eignen Ordnung fassen konnte. So gelehrt er war, fehlte es ihm an der behörigen Weltklugheit nicht. Als es Zeit war, verließ er unter der Regierung Carls II. die Presbyterianische Parthei, und ward von diesem zum Bischof ernannt.

faſſer weniger wirkliche oder eingebildete Bedürfniſſe hätten! Haller ging von Göttingen weg, weil er ſeine Einrichtungen ſo gemacht hatte, daß er dort nicht leben konnte. Er ging in ſein Vaterland, um eine von den erſten Landvogtheien zu erhalten. Hier fiel er aus, und da die Rathhaus-Ammannſtelle ledig ward, ſtellte er ſich zum Spaß mit zum Candidaten aus, in Hoffnung, daß ihn auch hier die Kugel nicht treffen würde, wie das erſtemal. Allein diesmal ſuchte ſie ihn, und er nahm dieſe geringe, jedoch einträgliche Stelle an. Wäre er ſogleich Landvogt von Lauſanne oder Aran geworden, er würde wahrſcheinlich ſeinen erſten aphoriſtiſchen Styl beibehalten, und wir würden ſo viele voluminöſe, aber treffliche Werke von ihm nicht aufzuzeigen haben.

Wie viele Compoſitionen von Rubens würden wir entbehren müſſen, wenn nicht dieſer Mann ſo vieles Geld zu ſeinem Marſtall und zu ſeiner Tafel nöthig gehabt hätte? Er lebte, wie ein Fürſt, und alſo war es ihm erlaubt, hierzu die Welt ein wenig contribuabel zu machen, und die Fabriken von Gemälden anzulegen, die man heutzutage, in allen Gallerien von Europa, die Rubenſiſche Schule nennt.

Ueber

die letzte Gemälde-Ausstellung in **

Ich bin Ihnen, mein Herr und Freund, die Nachricht von der letzten Gemälde-Ausstellung zu ** noch schuldig. Es war, die letzten vierzehn Tage über, ein angenehmes Schauspiel, zu den bestimmten Stunden alle Stände dieser zahlreichen Stadt nach und nach und unter einander erscheinen zu sehen. Bei dieser angenehmen Mischung bemerkte man mitunter die verschiedne Art zu leben und sich zu kleiden; und ich muß gestehen, mein Begriff von der großen Einförmigkeit unsrer Sitten hat sich um vieles dadurch berichtigt. Man hielt sogar gewisse Stunden; und gewisse Stände begegneten einander beinahe gar nicht. Alle Leute von Ansehn widmen zu dergleichen Zerstreuungen gemeiniglich die Vormittagsstunden, und zwar ehe sie an ihre Toilette gehen; und die meisten Personen bürgerlichen Standes wählen daher den Nachmittag dazu. Da nun der Mittag beim Adel beinahe noch nicht eingetreten ist, wenn diese lange abgespeist haben, so sitzen jene kaum bei Tische, wenn diese längst zum Ausgehen geschickt sind. Es traf sich aber doch bisweilen, gegen Abend, daß die brillanten Herren vom Hofe, wenn sie von der Aufwartung entlassen waren, doch noch auf der Gallerie nachsehen konnten, was sich für hübsche Bürgermädchen indessen eingefunden hatten.

Mir gefiel insbesondere die Wohlhabigkeit des Mittelstandes, und die Sobrietät sich zu kleiden, ungeachtet der großen Ebbe und Fluth unsrer Moden. Ich bemerkte noch unter den reichen Kaufleuten dicke Perucken, rothe Nasen und rothe Ohren, lange Westen, schwarze Strümpfe bei farbigten Beinkleidern, und was der-

gleichen gute Kennzeichen mehr ſind, welche wahrnehmen laſſen, daß man noch nicht ganz mit dem Strome ſchwimmt. Unſre Offiziers, Pagen und Kammerjunker waren auch nicht ſo ganz dumm. Sie ſahen zwar mehr nach den Bürgermädchen, als nach den Skizzen die an der Wand hingen, und ziſchelten ſich einander franzöſiſch ins Ohr, wie dieſe ſo gar freundlich wäre, jene ſo übel marſchirte, und die andre ihre Hände ſo gar weit vorwärts trüge. Indeſſen thaten ſie doch alle, als wenn ſie in der Jugend zeichnen gelernt hätten, unterhielten ſich mit dem Herrn Gallerie-Inſpektor über dies und jenes Gemälde, fragten beſcheiden nach dem Meiſter, und lockten dadurch einem alten Profeſſor, der lange in Italien geweſen war und gern erklärte, manche lange Tirade von Kunſtwörtern ab. Sie blieben zwar alle um den Propheten ſtehen; der Eine ſah aber auf ſeine Schuhſchnallen, ein Andrer an den Plafond und der Dritte guckte ins Kamin, wie das Feuer ſo ſchön brannte.

Ich konnte anfangs nicht begreifen, warum die geiſtlichen Gegenſtände alle ſo kalt aufgenommen wurden, und ich war ſo gutmüthig zu glauben, die Schuld liege daran, daß die meiſten Einwohner der Stadt Proteſtanten wären. Ich ſahe aber bald recht gute Katholiken eben ſo gleichgültig vorüber gehen. Der franzöſiſche Geſandte mit ſeinem Neveu, einem jungen Herrn von ſechszehn Jahren, fand eine gute Copie nach einer Raphael'ſchen Madonna höchſt ridicül, und ihre Stellung äußerſt agnès. Und da der Neveu bemerkte, daß er die fille aux yeux cassés von Mr. Greuze weit artiger fände, ſo war die Antwort: Vous avez raison, mon ami, cela parle au moins aux sens.

Die Studenten von L. blieben alle vor zwei Portraiten von Mendelſohn und Kammlern ſtehen, die nach Graf copirt wurden.

Der alte Oberſtallmeiſter von G. fand eine Reitſchule von einem jungen Menſchen, der nie etwas zu Stande bringen wird, vortrefflich, weil das Pferd gehörig mit der Croupe an der Wand ging, und die Hand des Reiters mit der Wade in dem wahren Verhältniß ſtand. Hingegen war einer der ſchönſten Wouvermanns in der Gallerie von dem jungen Müller da, wo die Copie beinahe die Gegenwart des Originals vertragen konnte. Das Flaue der Landſchaft, die große Harmonie des Colorits, die ſanften Uebergänge, alles ward überſehen, und man blieb dabei, daß die Pferde für Jagdpferde unbeholfne ſchwere Geſchöpfe wären.

Eine Scene wünſchte ich Ihnen wiederzugeben, ſo wie ich ſie erlebt habe. Allein ich zweifle, ob es mir glücken wird. Den letzten Tag der Ausſtellung kam die alte Gräfin von R. an, und hatte einen Abbé, einen Caſtraten, und zwei junge Fähndrichs in ihrem Gefolge, die eben aus den Cadets entlaſſen waren. Sie war ſo munter gekleidet, als ob ſie Annette mit Lubin vorſtellen ſollte, und von hinten war ſie für Jedermann eine angenehme Illuſion. Der Abbé führte ſie ſogleich vor eine Dame, die allgemein bewundert ward, und ſetzte ihr den Stuhl. Sie nahm Platz und die Converſation über das Stück begann. Da die Dame ganz nackt war, ſo gab der Abbé zu bemerken, daß wenigſtens gegen das Coſtüme nicht gefehlt wäre. Die Gräfin that anfangs, als ob ſie den indecenten Anblick nicht ertragen könnte; ſie nahm aber eine tüchtige Priſe Taback, und ihre Augen fanden ſich nunmehr geſtärkt. Der Caſtrate, ein dicker, hübſcher Mann, behauptete: daß er nie bemerkt hätte, daß eine Donna den goldnen Regen in einer ſo kalten Stellung erwartet hätte, und der rechte Fuß ſtehe, als ob ſie ſich die Nägel wollte ſchneiden laſſen. Der Abbé fand ſie überhaupt zu weiß, und ſagte den Fähndrichs ins Ohr, daß ſie hier ihre Imagination verdürben; er wiſſe wohl, was man dem Ideal eines Künſtlers zugeben müſſe, mais qu'il n'était pas permis d'être si blanche même en peinture.

Die Geſellſchaft ward durch den alten dicken podagraiſchen Leibmedicus vermehrt, der wie ein Luchs überall umherſchlich, um wo er ein Fleckchen nacktes Fleiſch erblicken konnte, ſeine Augen zu weiden. Er ſtand mit der ganzen Gruppe in der genaueſten Bekanntſchaft, und ſie ſahen ihn in zeitlichen Dingen als ihren Mentor an Man appellirte an ihn, als an den excluſiven Richter über die Lehre von den Muskeln. Er nahm ſein Glas, und declarirte heilig, daß hier die gröſte Ignoranz herrſche, und daß nicht die Hälfte der Muskeln angegeben wären, wie ſie ſich in der Natur zeigten.

Der Gallerie-Inſpector ward aufmerkſam, trat herbei und machte einige Einwürfe. Er ſprach von der Schönheit und Gröſe der Formen, wie dies oder jenes unter dieſem Augenpunkte nicht erſcheinen könne, von der nöthigen Verkürzung u. ſ. w. Der Leibmedicus aber legte ſeinen Stock an und wies ihm alle Muskeln des Unterleibes auf lateiniſch. Die Scene endigte ſich auf Koſten

beider; die Gräfin ſtand auf, gab dem jüngſten Fähndrich den Arm, und der Abbé und der Caſtrate waren eins, que pour jouir, il ne fallait ni de la Mythologie, ni de l'Optique.

Die Geſellſchaft verlor ſich dieſen Tag zeitiger als gewöhnlich, weil die lebensgroßen aus lauter kleinen Muſcheln verfertigten Puppen ſollten eingepackt werden, die der Bambergiſche Künſtler auf die Meſſe gebracht hatte, und deren Ankunft nicht zeitig genug war bekannt worden. Es ſtürzte alſo Alles aus der Gallerie, um dieſen letzten Augenblick noch zu nutzen, beſonders weil der König von Preußen zu Pferde darunter war.

Ich fand in einem Nebenzimmer meinen Vetter, den jungen Schle..l noch zurück, der mit dem Obriſtlieutenant unter der Garde, dem jungen Grafen von W. in einem eifrigen Geſpräche begriffen war. Dieſer junge Mann verſpricht einen der eminenteſten Künſtler ſeines Vaterlandes. Der Hof hat ihn einige Jahre in Italien unterhalten; allein da ſeine Zeit vorbei iſt, ſo mußte er ſo gut wie ein anderer Convictoriſt nach Hauſe kommen. Die Zeit iſt nur auf zwei Jahre beſtimmt; und wenn dieſe um ſind, ſo tritt ein Andrer ein, grade ſo, wie die Schildwachen an den Thoren wechſeln. Es iſt alsdann nicht die Frage, ob derjenige, der abgerufen wird, nicht verdient hätte, zehn Jahre auf Koſten des Hofes zu ſtudiren und derjenige, der ihm folgt, nicht beſſer gethan hätte, ein Rath, oder ein Holzhacker zu werden. Genug, die Zeit iſt da, und die Verordnung lautet.

Alle jungen Leute ſeines Alters beneiden ihn, obgleich er das elendeſte Leben führt; Jedermann will von ihm portraitirt ſein, und das Geld fliegt ihm von allen Seiten zu. Er verlangt aber kein Geld, ſondern nur Muße zum Studiren. Dies iſt freilich für Viele ein unbegreifliches Ding. Er wäre mit einer Kapuzinerkleidung und auch mit Kapuzinerkoſt zufrieden, wenn er nur in Italien, mitten unter den größten Werken der Kunſt, leben könnte.

Dieſe Stimmung giebt ihm einen Mißmuth, der ſich über ſein ganzes Aeußere verbreitet, und ſeine Urtheile werden daher kauſtiſch, ſcharf und oft einſeitig.

Ich trat eben herzu, als mein Vetter an dem Ende einer langen Tirade war. Er bewies dem Grafen, der ein guter, kalter, aufgeklärter, mathematiſcher Kopf iſt, daß man die Schönheit nur in Italien und Griechenland — kurz, unter einem viel mil-

dern Himmel, als dieſſeits der Alpen ſuchen müſſe. Dem Grafen ſtand dieſe Behauptung nicht im mindeſten an, und er war der Meinung, die Natur ſei überall dieſelbe in ihren Kräften. Das gebe ich Ihnen zu, verſetzte ihm mein Vetter heftig, daß es möglich iſt, daß eine Niobe auf der Inſel Rügen erzeugt werde. Aber die Frage iſt, ob man ſie ſo leicht da, wie auf der Inſel Sicilien finden wird, wo ſie mir vielleicht alle Abende bei einer Quelle am Fuße des Aetna begegnen kann? — Ein Setzling von der Traube von Schiras, wird bei Naumburg und Meißen Wurzeln, Blätter und Knospen gewinnen, aber nichts als — Meißner und Naumburger Wein geben. Gerade ſo iſt's mit dem Menſchen.

Die Erfahrung beſtreitet Ihren Satz, verſetzte der Graf: der Weinſtock gehört nicht unter jeden Himmelsſtrich, aber der Menſch unter alle, weil er unter allen fortkommt.

Gerade das läugne ich, fiel Schle..l ein. So wenig als das Wein iſt, was die Naumburger Wein nennen, ſo wenig ſind das Menſchen, was man an ſo vielen Orten Menſchen zu nennen beliebt. Sie treiben Wurzeln, Blätter und Knospen, aber ſie werden nicht reif zum Genuſſe und zur Freude des Lebens. Wer wird ihrer begehren? Wer wird ſich mit ihnen berauſchen?

Dieſe Geſtalten waren es, die Winkelmann wie Furien nach Italien zurückpeitſchten, und ſeine Angſt, ſie zu ſehen, läßt ſich nur von demjenigen begreifen, der an das Beſſere gewöhnt iſt. — Kurz, Ihnen ein höchſt begreifliches Beiſpiel zu geben, gehen Sie nur alle unſere Madonnen hier auf der Gallerie durch, wie Sie ſie in den verſchiedenen Schulen finden. Die von Albrecht Dürer und ſeinen Zeiten ſind wie gute Metzger- und Beckerweiber, wie ſie Sonntags zur Kirche gehen; die von den Franzoſen, wie ihre Weiber, wenn ſie an der Toilette ſitzen, oder wie ſchlaue Bauernmädchen, die die Niaiſe in ihren Operetten vorſtellen ſollen. — Nur die Italiener ſtellen Geſtalten voll Unſchuld, voll Seele, und tiefen Gefühls dar.

Ich muß Ihnen geſtehen, fiel der Graf ein, Sie citiren hier Beiſpiele, die ich ſo gradezu nicht paſſiren laſſen kann. Ich verſtehe nichts von der Kunſt, aber ich rede nach meinem Gefühl. Und von Menſchengeſtalten zu urtheilen, dünkt mich, darf man nur ein Menſch ſein. Alle Ihre italieniſchen Gemälde widerſtehen mir. Es iſt ſo was Schwarzes, Unklares, Guindirtes, Gemachtes

darin. Ich muß Ihnen ſagen, eine Madonna von Grundmann iſt mir lieber, als die von Leonardo da Vinci, die wir hier vor uns haben.

Ich freue mich, verſetzte ihm mein Vetter, über Ihre Aufrichtigkeit. Dieſer Ihr frei eingeſtandener Stumpfſinn (erlauben Sie, daß ich's ſo nennen darf), Herr Graf, iſt mir lieber, als wenn Sie mir in einem Schwall übel zuſammengereihter Kunſtwörter ein lügenhaftes Gefühl hätten weiß machen wollen. Gott erhalte Sie in Ihrer Ehrlichkeit, aber nicht in Ihrem Glauben über das Schöne, der wirklich noch einige Aufklärung, und zwar zu Ihrem eignen Beſten, bedarf.

Da Sie ſo gutmüthig an meiner Aufklärung arbeiten wollen, ſo muß ich Ihnen allerdings, verſetzte der Graf, eben ſo viel Intoleranz zu Gute halten, wie andern Bekehrern. Und damit ich Ihrem Eifer Ehre mache, ſo muß ich Ihnen bekennen, daß ich äußerſt verderbt bin. Sollten die Augen des Künſtlers die einzigen ſein, die nur ſehen könnten, was der Schöpfer zur Liebe und Anerkennung für Alle ausgeſetzt hat? Ich gebe Ihnen zu, daß Sie an einem Kunſtwerke mehr genießen, als unſer einer. Sie gehen dem Meiſter in allen ſeinen Wegen nach. Sie genießen das, was man plaisir réfléchi nennt. Sie ſehen's entſtehen, kommen; Sie ſetzen ſich an des Meiſters Stelle, vergleichen, wie Sie's gemacht hätten, wie es Andre gemacht haben würden, und wie es ſchon längſt gemacht, oder nie gemacht worden. Aber das Vergnügen des Eindrucks, des Anblicks haben Sie nicht mehr als wir; oft gar minder als wir; weil ſich in Ihre Urtheile ſo viel Conventionelles miſcht, wovon wir glücklicherweiſe nichts wiſſen. Wir, als freie Naturmenſchen, genießen, ohne alle Vergleichung, ohne allen Verdruß, und ſind zufrieden mit dem, was wir vor uns haben.

Verzeihen Sie, Herr Graf, fiel ihm Schle..l ein, daß ich Sie hier unterbreche. Ihre Zufriedenheit mit dem Objecte der Kunſt, das Sie vor ſich haben, beweiſ't nicht mehr die Güte des Werks ſelbſt, als die Zufriedenheit des Naumburger Bürgers die Güte ſeines Weins beweiſ't. Und wollten Sie den für nichts anders, als intolerant halten, der am Cap oder in Sicilien beſſern Wein gekoſtet hätte?

Sollten wir, die wir unſer ganzes Leben auf die Erforſchung

des Schönen in allen ſeinen Theilen verwendet haben; mit allem unſerm guten Willen, bei gleichen Talenten, nicht auch ſchärfere Sinnen erhalten? Man glaubt immer, unſer Ideal ſei ein Hirngeſpinſt, weil wir deſſen Anerkennung Andern nicht ſogleich mittheilen können; und es iſt ein Reſultat von ſo vielen jahrenlangen Erfahrungen und Beobachtungen, — die Andre nicht gemacht haben, — die man uns aber nicht abläugnen kann, daß wir ſie gemacht haben. Die hohe Schöne iſt leider ein Abſtractum, das der Schöpfer nicht über den ganzen Erdboden mit gleich freigebiger Hand ausgeſtreut hat, aber ſie wäre auch das Göttliche nicht, das wir in ihr verehren, wenn ſie, wie Waſſer zu jedem Gebrauche bereit ſtände, und ſo verſchwendet werden könnte.

Ich muß glauben, verſetzte der Graf, daß die Künſtler eine Art von Inſpirirten ſind, deren Sprache Niemand begreift, der nicht in ihre Geheimniſſe eingeweiht iſt. Ich erinnere mich gar wohl, daß ich mich vor einigen Jahren in dem Antikenſaal in Mannheim befand, wo mich der Maler Müller herumführte. Ich ſah wohl einen Unterſchied unter dem Hercules Farneſe und unter dem Apollo. Allein, da er mir das Charakteriſtiſche von dem Körper des Antinous und des Apollo erklärte, ſah ich nichts mehr, als die Verſchiedenheit ihrer Stellungen. Eben ſo ward mir's, als ich das Schöne in dem Borgheſiſchen Fechter von dem im ſterbenden unterſcheiden ſollte. Ich half mir am Ende damit, daß ich das auf ſeiner Seite für Phöbus hielt, was es nur mir war, weil ich's nicht verſtand.

Dies iſt ſo oft unſer Fall, fiel Schle..l ein, wenn wir mit den Laien von der Kunſt reden. Der Botaniker paſſirt doch für keinen Inſpirirten, wenn er Geſchlechter und Arten, und Zueignungstheile ſieht, wo Andre nur Gras und Unkraut erblicken; und uns will man nicht erlauben, daß wir durch lebenlanges Studium etwas erworben hätten, was Andre nicht beſitzen.

Schle..l war eben im Begriff eine lange Declamation zu beginnen, als ich näher trat und ihn erinnerte, es ſei Zeit, daß die Thüren geſchloſſen würden. Der Aufwärter, der nichts davon hatte, und im Saal fror, hatte mich ſchon verſchiedenemal angegangen, daß ich der Unterredung ein Ende machen ſollte. Der Hofmarſchall (ziſchelte er) iſt ein accurater Mann, und wenn ſie ſich bei Hofe zum Spiel ſetzen, und er hier vorbei nach Hauſe

fährt, und ſieht, daß die Läden offen ſtehen, ſo habe ich's nachher auszubaden. Er weiß aus dem Thorzettel, daß jetzo kein Fremder in der Stadt iſt, der die Gallerie ſehen will. Die beiden Unterredner ließen ſich's gefallen aus dem Saal zu treten, allein auf der Treppe ſetzten ſie ihre Materie fort, und merkten im mindeſten nicht, daß überall die Lichter brannten, und es hohe Zeit zum Gehen war.

Als mein Vetter und der Graf die Treppe hinunter auf den großen Gang gekommen waren, wollte ich mich von ihnen ſcheiden. Bleiben Sie, fing der Graf an, noch einen Augenblick, und ſein Sie Zeuge, ob mich Ihr Vetter bekehrt oder unbekehrt nach Hauſe ſchickt.

Auf dem Gange hingen ein paar große Stücke von Chevalier Liberi und Roſa da Tivoli, wovon das letztere beſonders ſehr nachgeſchwärzt hatte. Die Lampe, die den Gang erleuchtete, that dem Bilde noch mehr Schaden, indem ſie gerade ihr Hauptlicht auf die ſchattigen Parthien warf. Der Horizont war ſehr hoch gewählt, und wir ſtanden ſehr tief, folglich war die Wirkung doppelt widrig. Sie müſſen mir doch eingeſtehen, fing der Graf von neuem an, daß dies keine Natur iſt, was uns ſo viele Herren Italiener dafür verkaufen wollen; ſo colorirt die liebe Sonne die Gegenſtände nicht. Das iſt ja Alles, als wenn's in Kienruß erſoffen wäre. Wahrheit! Wahrheit! meine Herren, auch in der Kunſt, auch bei der Nachahmung des Schönen, und wenn ſie mir dieſe zeigen, ſo bin ich der Erſte, der ſein Knie davor beugt.

Auch ich bin Ihrer Meinung, fing mein Vetter an: Ich lechze ſo ſehr nach Wahrheit, als der ſtrengſte Philoſoph. Aber woher wird ſie kommen? Aus den Händen Ihres großen Urhebers ſelbſt, oder wird ſie uns durch Menſchen zugebracht? Und ſo lange dies iſt, wird ſie von der Farbe des Mediums annehmen, wodurch ſie gegangen iſt. Was haben Sie in Ihrer Philoſophie ſelbſt mehr als Syſteme? Wo haben Sie eine Wahrheit, die nicht hieße Leibnizens oder Newtons Wahrheit? Dieſer Fall paßt nicht, verſetzte der Graf. In der Philoſophie beſchäftigt man ſich mit intellectuellen, unſichtbaren Gegenſtänden, und ihre Beziehung muß allerdings mangelhaft ausfallen. Aber bei der Kunſt hat man mit lauter Dingen zu ſchaffen, die in die Sinne fallen. Man macht nichts, als was man ſieht.

Und glauben Sie, Herr Graf, fing mein Vetter an, daß das Sehen sobald gethan ist? Das Sehen ist bei uns Künstlern, was die Kunst zu leben bei den Menschen überhaupt ist. Mancher geht aus der Welt, ohne je gesehen zu haben, mancher sieht halb, mancher wird blind und stirbt darüber.

Der Graf. Das will ich Ihnen wohl gerne glauben, daß Mancher nur halb sieht: denn woher käme sonst die wunderliche, abenteuerliche Art zu coloriren und zu zeichnen aller dieser Schulen? Wenn ich in eine Gallerie trete, so ist's mir wie eine Sprachverwirrung bei dem Thurmbau. Immer die Abbildung desselben menschlichen Geschöpfs, und das in so mancherlei Begriffen von Schönheit, so vielen Manieren, daß man tappt und tappt, um am Ende zu wissen, welche die beste ist.

Sch. Bei großen Meistern ist keine die beste, sondern sie sind alle gut.

Der Graf. Die Wahrheit ist immer dieselbe, und zu ihr muß nur ein Weg führen, und das ist der kürzeste.

Sch. Und so bald einer ein großer Meister zu heißen verdient, so hat er diesen kürzesten Weg gefunden, aber zu seiner Zeit und auf seine eigne Weise.

Der Graf. Und so wäre denn das Colorit von Rubens, von Titian, von Rembrand, von Spagnolett, von Guercino alle Eins und gleich gut, gleich natürlich? Ich wäre sehr neugierig, zu sehen, wie Sie mir dieses erklären wollten.

Sch. Einem Künstler würde ich's sehr leicht begreiflich machen, aber nicht sowohl einem Laien. Verzeihen Sie mir, mit Ihnen muß man immer wieder von dem A B C anfangen, wenn man sich verständlich machen will, und ich habe mein A B C so lange her schon gelernt.

Der Graf. Und daher vielleicht schon wieder verlernt.

Sch. Das nicht: aber ob ich gleich noch lesen kann, so fehlt mir vielleicht die Gabe, es Andere zu lehren.

Der Graf. Diese Gabe mag vielen Ihrer Mitbrüder fehlen.

Sch. Vielleicht, und es hat auch nicht viel zu bedeuten. Es ist eine Schulmeistergabe. Man kann auf die Nachwelt kommen, ohne sie zu besitzen, und man will überhaupt die Anmerkung gemacht haben, daß diejenigen, die am besten schwatzen,

am ſchlechteſten arbeiten. Iſt es in der Wiſſenſchaft nicht auch ſo, Herr Graf?

Der Graf. Es iſt möglich. Aber wieder auf Ihre Behauptung zu kommen, wie getrauen Sie mir das darzuthun. — Alle Manieren ſeien gut? Manier iſt keine Natur.

Schl. Ja wohl, ſo wenig Leinwand und Farbe Fleiſch iſt, und Züge von Linien Körper ſind. Sie iſt das Suppoſitum, ſie iſt das Phantom der Natur. Und mehr verſprach wohl der Künſtler nicht zu geben, als Phantom.

Der Graf. Das iſt eine traurige Wahrheit, die Sie mich zu lehren ſuchen.

Schl. Und ſuchen Sie mehr in der Kunſt, liebſter Herr Graf, ſo war's eine falſche Prätenſion und dafür müſſen Sie büßen.

Die Natur iſt unerſchöpflich in ihren Werken, aber nicht der Menſch. Seine Kräfte ſind eingeſchränkt, mangelhaft und gebrechlich, warum ſollten es die Producte nicht ſein, die durch dieſe Werkzeuge hervorgebracht werden? Die Kunſt im Ganzen iſt ſo gut ein Ocean als der Inbegriff der Wiſſenſchaften auch. Man hält ſchon den für einen großen Gelehrten, der in Einem Fache etwas geleiſtet hatte, warum nicht in der Kunſt? Und man behauptet, daß gewiſſe intellectuelle Talente nur auf Koſten und Vernachläſſigung von andern erworben werden: warum will man dieſes traurige Vorrecht bei dem Künſtler nicht gelten laſſen?

Der Graf. Alſo ſoll ich das für ein gutes Werk erkennen, daß zum Beiſpiel herrlich gezeichnet, aber elend colorirt iſt?

Schl. Das nicht. Aber Sie ſollen dasjenige bewundern, wo Ein Theil der Kunſt im höchſten Grade erreicht iſt, und wo andere Theile dieſem untergeordnet ſind.

Der Graf. Es wäre aber doch beſſer, wenn alle Theile gut erreicht wären.

Schl. Freilich wär' es beſſer, wenn der Menſch ein Gott wäre. Aber da dieſes eine Läſterung iſt, ſo wollen wir uns mit dem begnügen, was er ſein kann. Wer nach allen Endzwecken jagt, erreicht keinen. Nun muß man fragen, ob der Künſtler den Endzweck erreicht habe, den er ſich vorſetzte: und alsdann iſt er, wenn dieſer einzige Endzweck der Kunſt entſpricht und würdig iſt, ein großer Meiſter. Wenn Rubens eine Göttermahlzeit darſtellt,

so fordern Sie von ihm doch nicht die Wahrheit des Fleisches von van Dyk. Aber Sie werden diese Wahrheit mit Vergnügen wieder finden in einem Gemälde, wo Niemand als er, seine Frau und Kinder und sein Hund stehen sollten.

Der Graf. Ich merke den Gang, den Sie mit mir nehmen. Ich soll alle ihre verschiedenen Secten in der Kunst respectiren, wie die Secten in der Philosophie.

Schl. Warum sollten Sie das nicht mit gutem Gewissen thun können, insofern jede Secte eine einzelne Spaltung des ganzen Lichtstrahls der Wahrheit faßt? Jede Schule bei uns hat ihren eigenen Endzweck, so wie jedes Jahrhundert den seinigen hat, und jeder Meister hat nach seinen Kräften, Fähigkeiten, Organen seinen besondern. Und haben Sie diesen ausfindig gemacht, und beurtheilen ihn dennoch, so ist Ihre Kritik gerecht.

Der Graf. Ich weiß gar wohl, was Vergleichung für ein schädliches Ding ist, und wie man auch dem größten Verdienste dadurch eine tödtliche Wunde schlagen kann. Aber davon wimmelt's in allen Kunstbüchern, in allen Beschreibungen von Italien, in Kritiken von Gemälde-Ausstellungen, raisonnirenden Catalogen von Gallerien u. s. w.

Schl. Man würde von diesem Uebel nichts wissen, wenn diese Bücher von Künstlern geschrieben wären. Aber so schreiben sie sich von dem amphibischen Geschlechte der Kenner her, die weder auf dem Wasser noch auf dem Lande leben können. Alle Künstler sind tolerant in ihren Urtheilen, grade weil sie wissen, was man leisten kann.

Der Graf. Wir wissen's freilich nicht. Aber könnte man's uns nicht lehren, wenn Ihre Künstler schreiben wollten?

Schl. Verzeihen Sie mir, Herr Graf, ich kann mir nicht helfen, Sie kommen mir hier vor, wie der letzte König von Preußen.

Der Graf. Erklären Sie sich deutlicher, worin besteht das, was ich mit diesem sonst großen Manne gemein haben soll?

Schl. Wenn Sie Geduld genug haben, will ich es Ihnen erzählen. Sie wissen doch, daß er Wolfen aus dem Lande trieb, weil ihm böswillige Leute glauben gemacht hatten, Wolf lehre die Harmonia præstabilita, und das sei die Ursache, warum die Bursche desertirten. Als er nachher seinen Irrthum einsah,

und ihm einer seiner Minister bewiesen hatte, Wolf lehre die Kunst zu denken; so rief er aus: Er soll wieder kommen, und er soll Brod bei mir haben. Meine Pagen und Cadets machen so dumme Streiche genug, er soll ihnen die Kunst zu denken lehren. Sogleich werden sechs maitres de Logique angesetzt, um die Pagen denken zu lehren, und aus diesen maitres entstanden die Professoren im Cadetten-Hause, wovon Rammler wirklich noch Einer ist.

Der Graf. Ich begreife das medium comparationis. Sie fürchten, wir würden so gut sehen lernen, als die Pagen vernünftig wurden.

Schl. Warum das nicht, wenn Sie es anders anfingen, als die Pagen? Wenn Sie einen Theil Ihres Lebens so gut dem mechanischen Unterricht, und der mechanischen Praxis widmen wollten, als wir es thun mußten; wenn Sie unsre Schulen besuchten, sich auf unsern Bänken niederließen, und Kinder mit unsern Kindern würden. Einige von ihnen haben es gethan, und sie sind uns dadurch doppelt ehrwürdig geworden. So wie Cochin und Falconet schreiben gelernt haben, haben jene zeichnen gelernt, und wenn Caylus, und Hagedorn diesem ihrem Maaß von Kenntnissen gemäß über Werke der Kunst urtheilen, bleiben sie uns würdige Lehrer. Aber sie müssen aus diesem Cirkel nicht herausgehn. Haben Sie z. E. nicht lebenslang in der Kunst des Colorits, so gut, wie wir, vergebliche Versuche gemacht: so wird Ihr Rath hierüber zu kurz fallen; Sie werden, statt in die Materie, um dieselbe herumgehen, und was so viele Richardson's und ihres gleichen gethan haben, einseitige Urtheile für Orakelsprüche verkaufen.

Der Graf. Erklären Sie mir aber doch die Wuth so vieler Kunstkenner, so vieler Gemäldesammler, die keinen Strich zeichnen können.

Schl. Es ist eine blinde Wuth, Herr Graf. Es ist ein Fieber, das kommt und vergeht, ohne daß diejenigen, die es nähren, wissen, wie's zugegangen ist. Es ist außerdem ein epidemisches Fieber. Es muß in der Luft liegen, denn es könnte sonst nicht so viel ganz heterogene Menschen ergreifen. Wir können seinen Gang mit Gelassenheit ansehen, denn es befördert in Etwas den Umlauf der Kunstwerke; und so wie die blindeste und thörichteste Religion die Verehrung des höchsten Wesens darstellt,

ſo iſt auch dieſer Köhlerglaube immer eine Apotheoſe des Verdienſtes. Zum Glück, daß es meiſt reiche Leute trifft, die durch Erbe, Betrug oder Gewalt das Theil ihrer Nebenmenſchen mit Unrecht verpraſſen. Und ſo hat ein höheres Weſen dafür geſorgt, daß ſie durch die Liebe zur Kunſt einen großen Theil davon wieder geben müſſen, und das dünkt mich gut.

Der Graf. Aber was halten ſie von den Mäklern, von den ſogenannten Procurateurs, in allen Ständen?

Schl. Erinnern Sie mich nicht an dieſe elenden Geſchöpfe. Ich ſahe neulich die berühmte Stapelia in ihrer trefflichen Blüthe. Ihre Zeit dauert wie ſie wiſſen, nur wenige Stunden, aber kaum hatte ſie ſich entfaltet, ſo war die häßliche Fleiſchfliege da, und verunreinigte ſie mit ihren Liebkoſungen.

Einige Bemerkungen

wie eine Kupferſtichſammlung anzulegen.

Sie verlangen von mir einige Kautelen, wie man mit Nutzen eine Kupferſtichſammlung anzulegen habe. Grundſätze helfen hier nicht; allein das Gefühl des Schönen, ein durch eignes Zeichnen geübtes Auge, thut's auch nicht allein. Es gehört ſchlechterdings Zeit- und Geldverluſt mit dazu. Auch hier heißt es: ohne Schaden lernt man nichts. Es giebt leider ſehr viele Sammler, die ſchlechte Kenner ſind; allein ich habe noch wenige Kenner geſehen, die nicht Sammler geweſen wären, es ſei nun auf ihre eigene, oder auf groſſer Herrn Rechnung. Um das beſte in jeder Art zu haſchen und habhaft zu werden gehört ein ſehr eiferſüchtiges Auge dazu, um nach und nach das Verdienſt, nicht allein jedes einzelnen Blatts, ſondern jeder einzeln Qualität von Abdrücken nachzuſpähen, und dieß iſt, ohne eignen Beſitz, beinahe nicht möglich. Wie viele alte und junge Kenner ſtreifen jährlich nicht die Kunſtkabinette von Europa durch, und wie wenige kommen mit erleuchteten Augen zurück? Es ſind wenige Reiſende, die nicht die Sammlung des Hrn. von Leyden und Vlaardingen in Leyden geſehen haben, die in den Artikeln Rembrand und Berghem alle Kabinette der Könige und Fürſten beſchämt; und doch ſcheints wenig edlen Geſchmack verbreitet zu haben. Freilich bleibt auch in ſchlechten Abdrücken der groſſen Meiſter noch ſo viele wahre Schönheit zurück, daß ſich leicht ein warmer Liebhaber damit befriedigen läßt. Der ganze Umfang ihres Genius, die höchſte Stärke ihres Abdrucks, und gerade das Individuelle in den kleinſten Theilen, worauf jeder Compoſiteur ſo ſteif, daß er Blut weinen möchte,

wenn das geringſte Jota davon verkannt wird — dieß iſt nur in ganz wenigen Exemplaren zu finden — und es vorher errathen iſt unmöglich, wenn man's nicht geſehen hat. Allein um es ſehen zu lernen, muß man die ganze Litaney der Kopien und ſchlechten Abdrücke durchgegangen haben, ſonſt wird man nicht aufmerkſam darauf.

So wenig man ſammeln ſoll, ohne zu ſtudieren, ſo wenig läßt ſich ſtudieren ohne Sammeln, weil dieſes ſo zu ſagen der Zunder oder das Zeug iſt, ohne den das Feuer keine Nahrung hat.

Es iſt allerdings eine Thorheit, wie Herr Fueßlin ſagt, blos ein Blatt haben zu wollen, weil es ſelten iſt. Allein kennen muß ich die ſeltnen Blätter ſo gut wie die Münzſorten, weil ſie eine Waare ſind, die ihren einmal angenommenen Werth hat. Man beſitzt oft etwas lange, deſſen imaginairen Werth man nicht kennt, vertauſcht es endlich an einen Händler gegen etwas weſentlich Beſſeres, und verliert doch 2—300 Procent vom Kapital, wenn's als Waare auf den Markt gebracht wird. Es iſt dem wahren Kenner freilich ſehr gleichgültig, ob in Rembrands Hochzeit des Jaſon und der Kreuſa die Dame ein Häubchen oder eine Krone aufhat, wenn nur der Abdruck gut iſt; allein der Eine gilt oft 7 und der Andere 70 fl., und das iſt nicht gleichgültig. Ein guter Abdruck von Rembrands großem Koppenol iſt mit dem ſchwarzen Grund oft für 3 Lb'er. zu erhalten; allein derſelbe Koppenol mit dem weißen Grund iſt ſchon mit 4 bis 500 fl. bezahlt worden, und im Februar dieſes Jahrs legte ein Kenner in Paris 1100 L. dafür auf den Tiſch, damit er nicht in den öffentlichen Ausruf kommen möchte. Johann Lutma ohne Fenſter und mit dem Fenſter iſt ſehr verſchieden im Preis. Ob der Pferdeſchwanz im Samariter weiß oder ſchwarz iſt, darüber müſſen ebenfalls die Ducaten entſcheiden u. ſ. w. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß ein Liebhaber, der die gehörige Kenntniſſe hätte, ein Verzeichniß ans Licht gäbe, worin dasjenige, was in den Kunſtwerken jedes berühmten Meiſters das Seltene iſt, angemerkt wäre; ſo wie eine Scala der verſchiedenen Preiſe, zu verſchiedenen Zeiten, in verſchiedenen Ländern. Manche Kunſtwerke ſind in ihrem Preiſe gefallen, manche ſind geſtiegen, und manche ſteigen noch. So ſind wenige Blätter von Lucas v. Leyden ehemals in Amſterdam, wie man noch die Urkunden davon hat, zu einem unglaublichen Preis bezahlt

worden, die jetzo bis auf ihren natürlichen Werth gefallen sind. Albrecht Dürers Werke haben in England noch vor Kurzem im Preis noch außerordentlich gewonnen. Rembrands Blätter steigen täglich, und das Hundertguldenblatt, dessen gute Abdrücke 1750 nur zu 20 bis 30 fl. standen, ist bis zu 40 Ducaten gestiegen; ebenso Berghems Blätter. Wille hat bei seinen Lebzeiten noch zuweilen die Befriedigung, daß ihm selbst sein Zeitalter Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem er seinen Comte de S. Florentin, den er für 12 L. weggab, jetzo mit 100 Livres und mehr für die Liebhaber aufzukaufen genöthigt ist. In Holland stehen die Berghems im Preise am höchsten. Die kleinen und unbeträchtlichen Blätter von Rembrand bezieht man daher um ein sehr Billiges: allein die Kapitalblätter dieses Meisters sind dort am theuersten, hingegen von einer außerordentlichen Güte. Die Mark Antonio's und alle italienischen Meister sind in Paris gegen Amsterdam in hohem Preis, die Berghem aber von daher billiger, und auch zuweilen gute Rembrands um ein mäßiges Geld zu erhalten. Die Callot's sind in Amsterdam beinahe für Nichts geachtet, wenn man die Pariser Preise dagegen hält. Ueberhaupt scheint in Holland das Verdienst der Haltung, in Paris wie in Italien mehr das Talent des Ausdrucks geschätzt.

Das sicherste Mittel sich für Schaden zu wahren ist ohnstreitig dieses: daß man anfangs auf nichts als auf Erhaltung von Probdrücken streng halte. Es ist wahr, die ersten Abdrücke nach den Probdrücken, oder die sogenannten anciennes Epreuves geben den erstern an Güte nichts nach. Allein ehe man die ganze Kraft und die höchste Schönheit eines Blatts genau kennt, darf man sich mit unsichern Exemplaren nicht abgeben, zumal bei auswärtigen Commissionen, wenn man die Treue und Ehrlichkeit der Leute noch nicht erprobt hat, mit denen man zu thun bekommt. In gewissen Werken, wie bei dem Artikel Vischer und Suyderhof, circuliren gemeiniglich unter den Händlern nichts als gemeine Abdrücke, die nicht einmal des Platzes, geschweige des ungeheuren Geldes werth sind, so dafür gefordert wird. So wird für einen ersten Abdruck des Münsterschen Frieden von Suyderhof nach Zerburg oft bis auf 100 fl., für den Leyermann von Vischer nach Ostade 10 fl., für den Ball von J. Vischer nach Berghem 30 fl. u. s. w. bezahlt, da die guten Abdrücke mit Nummern nur das

Drittheil, und die ſchlechten gar nichts werth ſind. Auch ſind die meiſten von dieſen Künſtler-Werken in die Hände oft des dritten Verlegers gerathen, wo immer Einer, wie auch bei den alten italieniſchen Stichen, die Platte um 25 fl. verdorben hat. Das Werk von Oſtade mit den ſeltnen Exemplaren ohne Nummer und Namen ſteht oft zu 100 fl., da dieſelbe 25 Blättchen in der gewöhnlichen Qualität zu 5 bis 6 Ducaten verkauft werden. Das Werk vom Ritter Hondt iſt von 250 fl. bis auf 30 fl. zu haben. Berghems und Potters Blätter, auch die geringſten, werden in Amſterdam mit Geld aufgewogen, ſo lange ſie keine Nummer und Namen haben.

Was ſind die alten Abdrücke von Edelink und Maſſon gegen die neuern, deren Fabrike ohne Ende fortgeht, und die am Ende nichts zeigen, als den Schatten des Künſtlertalents? Indeſſen gehören Augen dazu den Unterſchied wahrzunehmen. — Man kann von dieſem einzigen Zweig der Kunſtkenntniſſe, wie von allen andern ſagen: Es iſt ein Ocean, und wer ſich ohne Steuermann hinausbegiebt, verunglückt leicht. Die wahren Kenntniſſe circuliren nur wie Hausmittel und Geheimniſſe unter den Liebhabern, weil jeder nicht gerne das unentgeltlich wiedergiebt, was er ſich mit Schaden und Zeitverluſt ſo theuer erworben hat. Auch das ganze Gewerbe der Händler erhält ſich dadurch, daß dieſe Kenntniſſe Geheimniſſe bleiben. Es giebt ſogar einige darunter, die falſche Münzer ſind, und Kopien für Originale verkaufen. Indeſſen vertreiben doch auch die gewiſſenhafteren unter ihnen gern gewiſſe Raritäten, die nichts weniger als ſelten ſind, ſondern die alle Tage wieder aufgeprägt werden, wie z. E. der Ecce homo von van Dyk, und die h. Katharina von Rubens, oder die Magdalena von Biscaino, radiert.

Hier haben Sie theurer Fr. einige wenige flüchtige Bemerkungen und Fingerzeige. Wenn Ihnen daran gelegen iſt, mehr ins Detail zu gehen, ſo erhalten ſie bald Kautelen über einzelne Werke, oder auch über einzelne Blätter. Wenigſtens mußte ich Ihnen hier zu Anfang in Zahlen und Ziffern andeuten, wie viel und mancherlei Qualitäten es von einer Waare giebt, um die ſich ſo viele Leute bekümmern, und die doch ſo wenige kennen.

Ueber die Schwierigkeit

antiken weiblichen Statuen sogleich ihren wahren Charakter anzuweisen.

So leicht es einem italienischen Cicerone sein mag, dem Fremdling, der sich bei ihm unterrichten will, die Götter und Göttinnen mit Namen zu zeigen, und einen ganzen Olymp in kurzer Zeit zu versammeln: so schwer wird es dem wahren Kenner, auf das trügliche Kennzeichen der Attribute und Nebensachen sogleich seine Meinung darüber auszusprechen. Wer je das Beinhaus der antiken Reste und Trümmer bei einer Cavaceppi aufgethürmt gesehen, und den Leichtsinn bemerkt hat, womit den verstümmelten Statuen Arme, Köpfe und Füße angesetzt und, wenn diese nicht passen wollen, oft die unentbehrlichsten sichtbaren Muskeln weggemeißelt werden, der wird einiges Mißtrauen in diese Schöpfungskraft der Neuern setzen, womit sie Helden und Götter nach Belieben zum Leben aufwecken. Keine der berühmtesten Statuen ist in vollkommenem wohl erhaltenem Zustande gefunden worden, sondern es haben entweder die Beine, der Kopf, ein Arm oder eine Hand gefehlt. Es stand nun in dem Belieben des Künstlers, der sie anfänglich zum Verkauf ergänzte, oder des Besitzers, der sie durch den Künstler nach eignen Absichten ergänzen ließ, welcher Gott daraus geschnitzt werden und mit welchem Attribut dieser Haupt-Idee nachgeholfen werden sollte.

Ich setze den Fall, daß eine Statue auch in allen Theilen unversehrt gefunden, oder daß diese Theile, obgleich zertrümmert, doch leicht wieder gesammelt und zusammengesetzt werden: so ist es doch zuweilen schwer, sogleich zu entscheiden, ob das vorgestellte

Bild ein Gott oder ein Held, oder, wenn auch dieses festgesetzt ist, welcher von den Göttern oder den Helden es eigentlich sei. Denn die Vorstellungen auf antiken Monumenten, wie auf Münzen, auf Gamen und tiefgeschnittenen Steinen, oder auf Basreliefs der Sarkophagen und Urnen, die dem Verderben weniger unterworfen sind, setzen oft den größten Kenner in eben dieselbe Verlegenheit. Man hat zwar allgemeine Kennzeichen, die aber in der Anwendung allerlei Ausnahmen leiden. So glaubt man eine ganz nackte Figur ohne alle andere Attribute sei eher ein Fechter, als ein Gott; weil die Alten selten ihre Götter abgebildet haben, ohne ihnen ein über die Schultern geworfenes Gewand zu geben. Sitzend und liegend kommen wenige Figuren vor. Die meisten sind stehend. So glaubt man daher, die ruhenden Figuren gehörten eher in den Olymp als andere, um die süße Ruhe der Götter auszudrücken. Dieses soll auch der über den Kopf geschlagene Arm des Apollo und Herkules vornehmlich vorstellen. Lucian führt eben so einen solchen Merkur an. Allein die vielen liegenden Figuren auf den Sarkophagen sind offenbar etwas anders als Götter, und stellen nichts als die darin ruhenden Personen vor. Man glaubte ehedem, alle Figuren, die eine patera in der Hand hielt, bildeten Priester oder Priesterinnen ab, allein seitdem sich Götter und Göttinnen mit der patera in der Hand vorgefunden haben, ist dieses Merkmal zweifelhafter geworden.

Bedenkt man ferner, daß es bei den Alten eine sehr gemeine Sitte gewesen sei, sich selbst unter dem Habitus und den Attributen eines gewählten Gottes oder Göttin portraitiren zu lassen, und daß besonders die kleinen Bronzen, die man als Penates und Lares aufgestellt, die offenbarsten Beweise davon geben: so wird es auch bei den deutlichst ausgedrückten Attributen noch immer eine Frage bleiben, ob die Vorstellung ein Bild der Gottheit überhaupt, oder eine Aufbewahrung der Gesichtsbildung einer geliebten Person zum Endzweck habe?

Das geübte Auge eines Künstlers, oder eines durch eignes Arbeiten und den Umgang mit Künstlern weise gewordenen Kenners, wird zwar leicht aus dem Charakter des Fleisches, dem Ausdruck der Muskeln, und dem Individuellen des Gesichts urtheilen können, ob die Statue einem Herkules, einem Fechter, einem Merkurius, oder Apollo zugehören könne. Allein die vielen Nuancen

von Stärke, Jugend und Alter, gelinder oder ſtark gearbeiteten Muskeln, die bei männlichen Körpern dem Auge den Weg zeigen, verſagen dieſen Dienſt hingegen bei weiblichen Figuren. Sie ſind entweder meiſt halb oder ganz gekleidet, immer jung, und in dem ſanften Schwunge des Centours einander ſehr ähnlich. Daher der Kopf eben ſo ſelten auf ſeinem alten Rumpfe zu ſitzen pflegt, als bei den männlichen, ſondern meiſtens entweder ganz von einer andern Figur entlehnt, oder in bedeutenden Theilen, wie z. E. die Naſe und die Lippen ſind, ergänzt, oder gar von einem neuen Künſtler darzu erfunden iſt, ſo will dieſe genannte Phyſionomie hier nicht viel entſcheiden. Eben ſo ſind die übrigen Extremitäten welche die Attribute darſtellen, da ſie beinahe alle neu und zugeſetzt ſind, in den meiſten Fällen höchſt verdächtig. Unter dem ganzen Heer der Diana, Ceres, Pomona, Fortuna, Abundantia, Atalanta, der Bachantinnen und Amazonen, Nymphen und Muſen, ſind wenige, welche verdienen als Statuen der Alten, unter dieſen ihnen zugeſchriebenen Eigenſchaften, berühmt zu ſein.

Doch ſind einige darunter, die vor andern ſowohl dem innern Werthe der Arbeit nach, als auch wegen der Aechtheit ihrer Attribute, allen Liebhabern der Antiken merkwürdig ſein müſſen. Eine ſchön drapirte Diana Venatrix findet ſich zum Beweis in Florenz, die ſchönſte aber in Rom in der Villa Pamfili. Kurzbekleidet kommt ſie in der Galeria Giuſtniana vor; langbekleidet in Rom im Campidoglio. Die ſo ſehr gerühmte Diana zu Verſailles, verdient hier aber wegen ihrer vielfachen Ergänzungen keinen Platz. Eben dieſes müſſen wir leider von der ſchönen Diana Lucifera ſagen, die in der Sammlung des Campidoglio bewundert wird. Sie hat einen Schleier über den Kopf, den ihr der Wind von hinten aufbläßt. Es iſt höchſt zu bedauern, daß man nicht weiß, was alt an ihr iſt. Die Fackel wenigſtens iſt neu. Die Ceres hat gewöhnlich ein ſchönes länglichtes Geſicht. Ihre Attribute ſind Kornähren, Mohnköpfe, Füllhörner. Da aber dieſe Attribute an dem Kopf und in den Händen ſich befinden, welche Theile meiſtens neu ſind, ſo iſt daraus nicht viel zu ſchließen. Ihre Kleidung, Stellung und Attribute auf Münzen unterſcheiden ſie ſchwerlich von der Ceres, Abundantia und Fortuna. Es war überdies ein Charakter, worunter die Kaiſerinnen ſehr gerne erſchienen (von der Livia weiß man es gewiß), alſo iſt es unmög-

lich zu bestimmen, ob man ein Portrait einer vornehmen Person, oder ein Ideal einer Gottheit vor sich sieht.

Unter Amazonen haben die Alten junge Mädchen von wilder abgehärteter Natur in griechischer Tracht abgebildet. Diese von den Künstlern sehr geliebte Idee kommt aber mehr auf Basreliefs als in Statuen vor. Die am längsten berühmteste ist in den Orti Martelli mit dem Köcher unterm Arm. Die schönste Figur dieser Art soll aus Italien entführt worden sein, und sich in dem Schatze des Herzogs von Pembroke befinden. Sie ist unter einem Pferde liegend vorgestellt, und vertheidigt sich gegen einen Reiter. Man behauptet, es sei ein Werk des Cleomenes, der die berühmte Mediceische Venus gearbeitet habe. In dem Pallaste Cesi steht eine schöne langbekleidete Figur unter diesem Namen. Sie ist wegen ihrer Drapperie berühmt, und noch unergänzt. Episcopius hat sie auf seinem 37sten Blatte abgebildet. Allein es ist dies keine Amazone, sondern vielmehr eine Juno Regina.

Auch die Juno Regina gehört in die Classe derjenigen Statuen, die oft mit andern verwechselt worden. Das Diadem um den Kopf und die Majestät bezeichnet sie. Im Giustianischen Pallast ist unter diesem Namen eine außerordentliche schön drappirte weibliche Statue längst berühmt. Allein das gar zu Individuelle in dem Charakter des Kopfes, das von dem Ideal dieser Göttin völlig abweicht, läßt vermuthen, daß es das Portrait irgend einer kaiserlichen Person ist. Die unter diesem Namen bei dem Perrier über Lebensgröße vorkommende Figur ist vielleicht eher eine Muse in Begeisterung. Die Juno Regina ist oft der Venus Cölestis ähnlich, und oft hat der Ergänzer nach Willkühr aus einem alten Trunk diese oder jene gemacht.

Juno Lanuvina, wie sie zu Lavinium verehrt wurde, mit über den Kopf gezogenen Gewande steht im Campideglio. Sie hat mit bloßem Arm eine Patera in der Hand, und ist wunderschön bekleidet.

Atalanta mit dem Hippomenes kommt vielleicht ein einzigmal ungezweifelt im Alter vor, und dieses ist die Gruppe im Barberinischen Pallast. Sie ist noch fliehend mit um die Hüften flatterndem Gewand. Hippomenes ganz nackend hat sie aber erreicht. Bei dem Perrier steht aus dem Pallast Della Valle, eine Figur unter diesem Namen, die man Atalanta genannt, weil es weder

eine Nymphe noch eine Diana ſein konnte. Eine ähnliche aus dem Pallaſt Eſi kommt beim Sandrart vor.

Diejenige Figuren, die anjetzt unter dem Namen der Bacchantinnen erſcheinen, ſind vielleicht oft weit von dem Endzweck entfernt, zu dem ſie ihre erſten Künſtler geſchaffen hatten. Es iſt ein Gegenſtand, den die Alten auſſerordentlich geliebt haben, weil er der Kunſt ein weites Feld ließ, viele ſchöne und verſchiedene Stellungen anzubringen. Ein fliegendes Gewand, aufgelöſtes Haar, Thorſusſtab, Trauben in der Hand oder im Schooße, und eine tanzende Stellung pflegen ſie zu bezeichnen. Sie kommen weniger als Statuen, viel mehr aber auf Reliefs und Gemmen vor. An den Sarkophagen und Altären iſt beinahe nichts anders, als die Geſchichte des Bacchus vorgeſtellt. Gewöhnlich ſind ſie leicht bekleidet, die Arme nackend, und durch das Gewand ſchimmern alle Conturen des Körpers durch, ſie halten auch wohl mit der einen Hand das Gewand in die Höhe, wie man beim Perrier ſehen kann. Langgekleidet ſind dieſe Figuren ſeltner, wie die Bacchantin im Capitolio, die mit der Baſſara, oder dem langen Gewand umgeben iſt, von welchem Bacchus den Namen Baſſareus führt. Den ſchönen Kopf, den Winkelmann durch eine Stelle des Euripides verführt, zu einer Leucothea umſchuf, werden wohl andere Augen eher für den Kopf einer Bacchantin halten.

Bei dieſem Gegenſtand gilt die ſchon ſo oft gemachte Bemerkung, daß die Ergänzungen neuerer Künſtler auch hier öfters eine Nymphe, Tänzerin oder andere Figur durch zugeſetzte Extremitäten und Attribute zur Bacchantin umgeſchaffen haben.

Wir fällen über die Artikel Fortuna, Abundantia, Pomona daſſelbe Urtheil, und ſie ſind unmöglich von einer Ceres zu unterſcheiden. Sowohl auf Münzen als in Statuen und kleinen Bronzen iſt es oft deutlich wahrzunehmen, daß der Kopf das Portrait irgend einer beſtimmten Perſon vorſtellt, und ſich auch in den meiſten Fällen aus denen, durch die Münzcabinete bekannten Charakteren entziffern läßt.

Alle zuſammen kommen die Muſen in Statuen ein einzigmal aus dem Alterthum vor. Gewöhnlich unterſcheiden ſie ſich nur durch die Attribute, und wer weiß nicht, wie zweifelhaft dieſer Charakter iſt. Allgemein unterſcheidet man ſie an dem langen Gewande, an der meiſt ſitzenden Stellung, und dem begeiſterten

tiefſinnigen Geſichte. Die achte beſaß die Königin Chriſtine. Die neunte und den Apoll ließ ſie durch einen Schüler des Bernini dazu anfertigen. Aus ihrem Vermächtniß kamen ſie in die Odeſcalchiſche Sammlung, und von da nach Ildefonſe in Spanien. Man kann ſie im zehnten Buch des Maffei abgebildet nachſehen. Apollo iſt ſitzend, und in der Stellung eines Raſenden. Clio hat in der Hand die Tuba und eine Rolle. Euterpe mit der Flöte, hat den Amor bei ſich; Melpomene mit einer Rolle und tragiſchen Maske, neben ſich eine Keule. Terpſichore ſpielte auf der Cither; Erato auf der Teſtude, und hat den Amor bei ſich, zu deſſen Füßen Köcher und Bogen liegen. Polyhymnia hält mit der einen Hand das Gewand in die Höhe. Die Feder in der Hand der Calliope iſt gewiß der Zuſatz eines neuen Künſtlers. Urania in einer denkenden Stellung hat die Himmelskugel in der Hand, und den Kopf auf die andere geſtützt. Thalia hat die komiſche Maske und die Tibia. Indeſſen darf man dieſen Attributen und angeſetzten Köpfen eben ſo wenig glauben, als andern. Die Köpfchen ſind zuverläſſig neu mit franzöſiſcher Süßigkeit empfunden, und die Attribute geſchickt nach alten Basreliefs ergänzt.

Unter den einzelnen Figuren iſt Calliope unſtreitig die ſchönſte zu Wiltonhouſe. Allein die in eben derſelben Sammlung ſo berühmte Urania, eine ſitzende Perſon, den Kopf auf die Hand geſtützt, iſt keine Muſe, ſondern vielmehr eine Provincia Victa.

Ganz unergänzt und ächt iſt die Terpſichore mit der Leyer unter den Orfordiſchen Monumenten. Eine ſehr ſchöne Euterpe zu Wiltonhouſe wird für eine Arbeit des Cleomenes gehalten. Wir übergehen hier Kürze halber die anderen, die beim Perrier, Episcop. Maffei, de Rebois, Cavaceppi und der Statuen-Sammlung zu Venedig vorkommen.

Die beſte Beſtimmung der Muſen und ihrer Attribute geben die im Herculano gefundenen Gemälde mit Waſſerfarben. Sie ſtehen im II. Tom. der Pitture Herculane gleich Anfangs. Apollo iſt ſitzend in einer ruhigen Stellung. Clio hat einen Lorbeerkranz, eine Rolle in der Hand und neben ſich ein Gefäß mit andern Rollen. Thalia iſt ſtehend, hat Maske und Peduin, Melpomene iſt ſtehend mit der Keule und tragiſchen Maske. Terpſichore ſtehend mit der Lyra und begeiſtert. Erato mit der Cither. Polyhymnia hat nur das Deutende der Fackel. Urania iſt ſitzend mit

der Weltkugel in ruhiger Stellung; Calliope hat nur die Rolle. Euterpe fehlt.

Auf einem Grabmal in Villa Mattei kommen ſie alle in Relief auf Marmor vor.

Es würde ein Buch erfordern, wenn man nur eine flüchtige Unterſuchung über die vielen nackten weiblichen Statuen anſtellen wollte, die von jeher für Abbildungen der Venus ſind ausgegeben worden, oder über die in langer Stola bekleideten, die man als Minerven gekauft hat.

Dies wenige Angeführte wird hinlänglich ſein, den Liebhaber des Alterthums einigermaßen auf die Schwierigkeiten aufmerkſam zu machen, die bei Entſcheidung über Aechtheit oder Unächtheit dieſer oder jener antiken Figur oder Statue erwachſen können. Ob die Arbeit ſelbſt im Ganzen wirklich antik oder neu ſei, darüber wird nicht leicht ein wahrer Künſtler in langem Zweifel ſtehen, und nicht auffallender erſcheint dieſer Contraſt, als wenn in einer und ebenderſelben Sammlung Altes und Neues gemiſcht iſt, wie in Sans-Souci. Aber dies wird ſchwerer zu entſcheiden ſein, wo jede Ergänzung anfängt, oder endige? ob dieſer Kopf ehedem auf dieſem Rumpf geſeſſen habe? — und beſonders in weiblichen Figuren, welches eigentlich urſprünglich der von den erſten Künſtlern der Figur zugedachte und eigens beſtimmte Charakter geweſen ſei? Denn nicht immer haben Stümper ergänzt, ſondern oft die größten Meiſter der neuern Zeit, wie Wilh. della Porta an dem Farneſiſchen Herkules, und andere, die verdienten, den Alten an die Seite geſetzt zu werden.

Ein Geſpräch

zwiſchen

Leſer und Autor.

Leſer. Ehe wir weiter Bekanntſchaft mit einander machen, ſagen Sie mir: wer ſind Sie eigentlich und was haben Sie für Abſichten bei dieſem Buche?

Autor. Ich dächte, das wäre ſehr unnöthig zu wiſſen, ſo wenig als bei einem Kaufmann, ob er katholiſch oder lutheriſch iſt. Ich bin ein Autor, ſo gut als der Kaufmann Kaufmann iſt, und das wäre wohl genug, um mir die Ehre Ihrer Bekanntſchaft zu erlauben.

Leſer. Bei einem Autor iſt es aber höchſt wichtig zu wiſſen, was er noch neben dieſem ſeinem Handwerke treibt, wie und warum er Autor geworden, ob aus Noth oder aus Luſt, ob er ledig oder verheirathet, Kanonikus oder Kreisſteuereinnehmer iſt.

Autor. Dies iſt eine neue Art Kunſtwerke zu beurtheilen. Alſo kommt viel darauf an, wenn man den Kanal zu Bromberg ſieht, zu wiſſen, daß der Autor davon Oberkonſiſtorialrath in Berlin iſt?

Leſer. Allerdings kommt viel auf die äußeren Verhältniſſe an, und wenn ich weiß daß der Autor ein Student iſt, ſo kann ich ihm wohl zum voraus ſagen: Herr, ich verbitte mir von Ihnen alle Scenen der großen Welt, alle Gemälde der feinen Lebensart, alles was Sie mir von Falten des weiblichen Herzens, Spiel großer Leidenſchaften und dergleichen auftiſchen wollen. Denn Sie haben's erfunden und nicht geſehen, und ich führe hier, als ein Mann der gelebt hat, eine Summe Erfahrung zur täglichen Ausgabe in meiner Taſche, womit ich Ihr ganzes Patrimonium auskaufen kann.

Autor. Ich ſehe Sie werden warm, als ob eben höchſt wichtige Angelegenheiten zwiſchen uns vorfallen ſollten. Laſſen Sie uns in ganz weitläuftigen Verhältniſſen bleiben. Der Eine iſt Käufer, der Andere Verkäufer, und hier kommt es auf keine Berechnung der Vermögensumſtände beider Theile an. Der kleinſte Tabatierenhändler in Spaa kann an Lord Clive von ſeiner Waare verhandeln, was dieſem Vergnügen oder Bequemlichkeit verſchafft, und was der Lord wirklich nicht beſaß, ehe er die Bekanntſchaft des kleinen Krämers machte. Der Lord kann bei dem Handel gewonnen haben, ſo klein er iſt, und der Krämer auch, ohne daß dieſer zu viel bezahlt und der andere reich davon geworden iſt.

Leſer. Aber derjenige, der zu viel für eine Waare bezahlt hat, paſſiert er nicht, wenn's herauskommt, in der Welt für einen Tor?

Autor. Ich ſehe nach und nach ein, mit welchen Augen Sie den Verkehr betrachten, der zwiſchen uns verwalten könnte. Die Achtung, die Sie mir als Autor geben, ſehen Sie als ein Stück von Ihrer eignen an, worin nach und nach ein Deficit entſtünde, je mehr Sie davon gegen mich ausgeben. So wie ich von Ihrem Beifall einſtecke, denken Sie, Sie verlören, und ſo ſammelte ich mir ein Kapital bei Ihnen ein, das ich nach und nach wieder zu Markte brächte. Etwas iſt wahr an der Sache. Freilich bekomm ich überall Etwas, nur dies Etwas beſteht in ſo kleiner Münze, die es unſägliche Mühe koſtet in Geld umzuſetzen. Zudem ſind die Sorten ſo verrufen, aus ſo vielen Ländern, von ſo vielerlei Gepräge, welches Niemand nehmen will, daß, bis ſich einer von uns etablieren kann, beim Umſetzen ſoviel verloren geht, als wenn ein Hanauiſcher Offizier in der Amerikaniſchen Gefangenſchaft zwei würkene Hemden mit acht Pfund Sterling Papiergeld bezahlen muß.

Leſer. Aber Herr, das Etwas, was Sie von mir verlangen, mag ſo klein ſein als es will, ſo müſſen Sie wiſſen, daß ich allezeit der Mann bin, der es Ihnen verſagen kann. Es iſt außerdem keine Kleinigkeit die Sie mir abfordern. Der Beifall, den ich Ihnen geben ſoll, iſt eine Ehrenſache, worüber mich jeder Sachkundige zur Rechenſchaft zieht. Es iſt eine Art Pact, den ich unterſchrieben habe, ein Certificat, für das ich haften muß, wenn Unwahrheiten darinnen vorkommen, ein Wechſelbrief, mit dem Sie

handeln können, und wobei meine Unterſchrift und Poſtſkript bei Wenigen oder Mehreren reſpectirt wird.

Autor. Ich bitte, bitte, fahren Sie ein wenig ſachte! Ihre Vergleichungen gehen endlich über Berg und Thal mit Ihnen durch. Sehen Sie nur das Ding an, was Sie für meine Waaren geben können! Es iſt weder ein reſpectabler Paß, der in fremden Ländern, noch ein Girowechſel, der auf großen Plätzen gilt, ſondern ein klein Stückchen Scheidemünze, dem's kein Menſch anſieht, wer es ausgegeben hat, und das, wenn's nichts taugt, oder durch irgend ein Mandat für falſch erklärt worden iſt, nur ſeinen jetzigen Beſitzer verdächtig macht.

Leſer. Es muß aber doch ſeinen Werth haben, weil Sie's von mir verlangen — ſeinen ſehr großen Werth.

Autor. Ich dächte, der Fall könnte ſowohl den Werth des Dinges als die Philoſophie derjenigen beweiſen, der ſich mit ſo wenigem begnügen könnte. Doch wir wollen nicht weiter ſtreiten. Ihr Urtheil kann mir ſowohl höchſt wichtig als höchſt entbehrlich ſein, und ich kann es doch von Ihnen heiſchen. Vielleicht aus Phantaſie, vielleicht aus Neugierde, vielleicht aus Liebe zum Menſchenſtudium. Sie können mir nichts Neueres ſagen, als die Wirkung, die mein Werk auf ein Individuum der Menſchenvarietät macht, worunter Sie gehören. Der Beſitzer des Vermögens kann doch wohl am ſicherſten ſeine eigne Bilanz ziehen? So lange die Autoren nicht gehalten ſind, ſich ſelbſt zu recenſiren, werden alle Bücher ſehr gelinde mit dem Tadel wegkommen, weil er ſelten auf die rechte Stelle trifft, deren ſchwache Seite der Eigner beſſer kennt, als irgend ein Sterblicher.

Leſer. Das iſt höchſt luſtig zu hören. Ich glaube am Ende, um etwas recht Abſurdes behaupten zu lernen, muß ein Menſch ein Autor werden. Ich denke bald, Sie gehören zu den Spaßmachern von Profeſſion, zu den ſogenannten Belletriſten. Sie haben wohl in Ihrem Leben keine Zeile geſchrieben, weswegen Sie ein ehrlicher Mann einem großen Herrn mit gutem Gewiſſen in ein Collegium recommandiren könnte. Alſo, wenn Sie mir Spaß gemacht hätten, und ich hätte Sie dafür überall als einen ſchönen Geiſt ausgegeben, und es käme nachher heraus der Spaß taugte nichts, ich wäre alſo z. v. betrogen, ſo wäre das bloß aus Liebe

zum Menſchenſtudio geſchehen, um zu ſehen, was für eine Wirkung das auf ein Individuum wie meine Wenigkeit in der Welt hervorbringen möchte. Armuth und Bettelſtolz iſt, wie die Philoſophen ſagen, von Gott weislich gepaart.

Autor. Es giebt noch mehr Dinge in der Welt, die Gott ſehr weislich gepaart hat, und darunter gehört der Scharfſinn, mit dem ſich die Dumpfheit zu helfen weiß, wenn ihr irgend ein eminentes Talent als zu groß auf ihrem Weg aufſtößt. Alſo alles was geigt iſt bei Ihnen ein Fiedler, und der Virtuoſe, der Sie in einer Stunde durch eine Welt von Empfindungen führt, iſt Ihnen eins mit demjenigen, der Ihnen bei Tiſche im Wirthshauſe aufſpielt?

Leſer. Ich dächte, einem der vor meine Hausthür kommt und was von mir haben will, den kann ich behandeln wie mir's gut dünkt. Amüſirt mich einer von den Herren, ſo iſt's gut; aber dafür kann er nicht prätendiren, daß ich ihn als einen meines Gleichen traktiren ſoll.

Autor. Sie haben Recht ſo zu denken, denn Ihre Hausthür liegt in Deutſchland, wo man nicht glaubt, daß etwas zur Fruchtbarkeit des Landes beitragen kann, das nicht ſogleich in der Geſtalt als Miſt erſcheint. Man glaubt bei uns ſo wenig an den Einfluß des Intellectuellen, als der Bauer an die Gegenwart der Luft denkt, wenn der Wind nicht geht. Verzeihen Sie, daß ich ſo gerade zu ſpreche! Die Ironie iſt eine Pflanze, die bei uns noch immer ſo wenig gedeihen will, als die Theeſtaude in Schweden.

Fragment

einer Beantwortung der im Merkur aufgeworfnen Frage:

Welches sind die Kennzeichen des geraden Menschenverstandes?

Ohne auf den Namen des »Weisen,« der zur Beantwortung dieser Frage aufgefordert worden, Anspruch zu machen, ist es einem Manne erlaubt, die Sittenmasse seiner Zeit zu beleuchten, und diese Aufgabe ganz als eine Lokalsache zu behandeln. Alle Zeiten und Sitten erzeugen nach ihrer mannichfaltigen Abänderung dergleichen Stimmen eines Predigers in der Wüste; und der Drang, womit der Fragende nach den Kennzeichen dieses Menschengeistes geforscht haben will, ist gerade die Aengstlichkeit dessen, der alle Vorübergehenden über seine verlorne Sache anspricht. Thoren und Weise klagen über verlorne Künste, erlöschtes Gefühl, erschlaffte sinnliche Kräfte, Schlaffheit der Moral und Religion, und der Grund von allen diesen Klagen liegt vielleicht in dieser einzigen Hauptklage: — Mangel des geraden Menschenverstandes, verborgen. Daß unser Zeitalter dieses Brandmal trage, davon überzeugt uns sogar die grobe Tapete unserer Haupt- und Staatshandlungen, im Verhältniß dessen, was die Vorzeit unsers Vaterlandes und die noch größere der älteren Zeit leistete; außer diesem ein Blick in das Gemälde der intellektuellen Welt, den Gang der Erfindungen und Wissenschaften, was er war, und was er jetzo ist.

Gerader Menschenverstand, oder mit andern Worten Gesundheit der Seele, ist vielleicht eben so schwer zu erklären wie Gesundheit des Leibes. Der negative Weg zu diesem Begriff zu gelangen ist gewiß der kürzeste und leichteste. Daß

dieſer Zuſtand in dem vollkommenſten Gleichgewichte aller Seelenkräfte gegeneinander beſtehe, dadurch wird wenig Weisheit erlernt, und eine Quiddität durch die andere erklärt. Laßt uns daher verſuchen, ob wir nicht eine Frage durch die andere erklären können. — Warum wird in der nützlichſten Klaſſe von Menſchen, die wir die niedere nennen, unter Bürger, Bauer und Künſtler, nicht vom Menſchenverſtande differiert? So wenig als ein Mann von Genie je eine Abhandlung über das Genie geſchrieben hat. Gerade weil ſie den Schatz haben, graben ſie nicht darnach, und dieſe ruhige Unwiſſenheit iſt das ſicherſte Merkmal des Beſitzes. Die Arbeitſamkeit hat bei dem Volk ihren ſo gewiſſen Lohn mit ſich, daß Bettler, Narren und Schwätzer Synonyma bei ihnen ſind, und auch meiſt in einer Perſon ſich vereinigen. Jedes Dorf hat einen oder den andern, und er iſt zum Glück ſo gewiß ausgezeichnet, daß ihm Niemand gleichſehen mag. Die Landwirthſchaft iſt ſogar jetzt in den Augen der Büchermacher die würdigſte Beſchäftigung des Menſchen, und vielleicht iſt keine, wo ſo viel Logik, Erwartung ähnlicher Fälle, kurz ſo viel gerader Menſchenverſtand erforderlich ſei. Man gehe aber in die Wohnung der Wendiſchen und Schweizerbauern, der Oberländiſchen Unterthanen im Badiſchen, der Mennoniſten am Rhein, die allgemein für die beſten Köpfe hierein anerkannt ſind, und ſehe, ob man ſo geſchwind Meiſter ihres Syſtems werden wird. Die Geheimniſſe ihrer Wirthſchaft ſind ſo complicirt, die Gegenſtände ihres Hausvaterſinns ſo individuell, und die Anwendung ihrer Grundſätze der Abänderung der Umſtände ſo genau angemeſſen: daß die Vorkehrungen eines Jahres, ſo ſehr ſie auch nach wenigen feſten, einfachen Maximen eingerichtet ſind, doch denen vom vorigen Jahre ſo wenig gleichen als die Witterungen. Maulwurfsartig ſehen ſie weder über noch unter ſich, erreichen aber durch anhaltendes beſinnendes Streben den Zweck ihres vorgeſetzten Planes langſam aber gewiß. Sie halten mit ihrem Stiere gleichen Schritt, und ihr Tagewerk wird dadurch ſo nützlich wie das von ihren Gehülfen. Gewiß das Tagebuch ſelbſt (wenn es möglich wäre), von einem ſo thätigen Geiſt wie Kinnejegg aufgeſetzt, würde mehr operationes mentis enthalten, als vielleicht das von manchem beſchrieenen Akteur der Haupt- und Staatsfarren. In der ſeeligen Unwiſſenheit ihres Werths arbeiten ſie treu in ihrem Beruf, und würden mit Lächeln

das Mährchen anhören, das man ihnen von ihrem Beitrag zum gemeinen Besten vorerzählen möchte. Sie sind gerne das, was sie sind, und wünschen weder Schreiber noch Edelmann zu werden. Zufrieden über den ungestörten Genuß ihres Eigenthums stören sie den Nachbar nicht in dem Seinigen, lassen ihn so gut zurechte kommen als er kann. Das allgemeine Wohlwollen plagt sie nicht, und außer ihrer Thüre kehren sie nicht.

Darf ich wohl noch ein Wort hinzusetzen, um auf diese Merkmale des geraden Menschenverstandes Achtung zu erwecken? Zufriedenheit mit sich selbst und mit andern, Entfernung von aller Reformatorsucht zum Besten der Nebenmenschen — von Schwätzerei und Lehrbegierde — was braucht's wohl weiter, wenn man auch die Topik des Contrastes nicht zu Rathe ziehen wollte.

Was hat der Künstler, der in der Mechanik erfindet oder auch nur vorzügliche Arbeit liefert, für Stetigkeit, für Ausharren, für Geduld! Welche Beschränktheit des Sinnes auf einen und denselben Gegenstand! Und welche Kindeseinfalt und Unwissenheit in Dingen, die nicht zu seinem Beruf gehören! Die ersten, welche Zünfte verlangten, waren gewiß Meister ihrer Kunst, erkannten die Schwierigkeit etwas vollkommen zu arbeiten, wußten aus Erfahrung, was die Kräfte der Menschen vermögen, und beschlossen daher einmüthig: **daß ein Mann** nur **ein Ding** verstehen, aber dasselbe Ding recht verstehen solle. Die gesetzgebende Macht hat daher bei allen Völkern, wo je Künste und Gewerbe geblüht haben, über diese heiligen Schranken gewacht, und nur der schlappe Menschenvertreter von Ephemeridenschreiber sieht diese Weisheit als Tyrannei an. Man werfe ja nicht ein: das Genie lasse sich nicht biegen, es liebe die Freiheit, verändere die Gegenstände u. s. w. — Das Genie arbeitet instinktartig und liebt vielmehr einen kurzgespannten Gesichtskreis. Daher die so allgemeine Klage über den Eigensinn des Genies. Wie unmöglich fällt es nicht oft einem großen Künstler in einer andern als der gewohnten Materie, des einmal angenommenen Formats, der bisherigen Manier zu arbeiten, wenn er fürtrefflich bleiben soll. Eben weil er auf einem Wege versucht, das zu thun, was andre nicht konnten, und Berge von Schwierigkeiten überstiegen hat, mag er keine anderen übersteigen. Der Genuß giebt ihm Be-

haglichkeit, und er liebt daher seine Kunst wie sein Weib. Aber die Vagabunden, die keine Stätte haben, schreiten umher und begreifen alles, sind allgemeine Menschenfreunde und Bürger keines Staats, wissen Alles und Nichts und lehren ebenso. Man darf nur einen Blick in die Welt thun, die der wahre Künstler schafft um zu begreifen, wie er ewig in dem Meer seiner Träume umherschwimmen, neue Schlösser und Inseln entdecken und doch nicht von der Stelle kommen mag. Es sei welche Kunst es wolle, so niedrig oder erhaben in ihrer Bestimmung, so ist sie Kunst, wenn sie eines Menschen ganze Seele beschäftigt; und so lange sie dies thut, wird er statt ihrer keine andere suchen, um an ihrem Busen mit Ueberdruß und Langerweile zu kämpfen. Sieht man wohl je, daß ein Scheidekünstler Anspruch auf die Kunst eines Mechanikus, oder ein Bildhauer auf die Talente des Violinisten macht? Jeder zufrieden mit seinem erworbenen Reichthum läßt dem andern das Seine eben, weil er von dessen Werth gar keinen Begriff hat. Der Stolz, der die Virtuosität nährt und von den Beschäftigungen Anderer in einem fremden Kreise geringer denken lehrt als es sein sollte, wird doch gemeiniglich dadurch unschädlich. Diese kindliche Unwissenheit in Dingen außer seinem Beruf erhält den Künstler ewig in der engen ihm bestimmten Laufbahn, giebt seinen Kräften Intensität und bewahrt ihn vor den schädlichen Ausschweifungen und eingebildeten Bedürfnissen, mehr zu wissen und zu leisten als er soll.

Wir rühmen und jauchzen so viel von dem Vorzug der alten Scribenten vor den neuern, von der Gesundheit ihrer Schreibart, dem großen Menschenverstande, der überall durchzieht. Aber worin lag wohl der Grund dieser Vorzüge anders, als in dieser Beschränktheit des Sinnes, dessen wir Neuere uns schämen? Umfaßten die größten Männer ihrer Zeit das ganze Feld der Wissenschaften, oder begnügten sie sich nur mit so viel Raum, wo ihre Hütte stehen konnte? Homer, voll von seinen epischen Mährchen, dachte nicht, daß es nöthig wäre auch Oden zu schreiben, um unsterblich zu werden. In der Welt Pindars waren nichts als Roß und Wagen, und Sieger, und Held, und Kranz. Xenophon und Thucydides schrieben, wie Cäsar, ihre eignen Feldzüge nieder, Konsuln und Imperatoren hielten Reden fürs Beste des Staats. Bei uns sind die Geschichtschreiber Mönche, Professoren

und Untersecretaire. Daher sieht auch unsre Geschichte so aus, und es ist nicht sowohl Mangel grosser geschehener Dinge, die ihr die Magerkeit giebt, als das Auge derer Schuld, die es wollen gesehen haben. Wenn wir nur die Schriften von den Zeiten Luthers lesen, so staunt auch der Blödeste vor dem uns so fremden Nachdruck, der durchaus darin herrscht. Die Thoren schieben's auf die Sprache und sagen: sie ist verstümmelt, verschwemmt, herabgewürdigt. Aber was ist die Sprache ohne den Geist dessen der sie braucht? Ein Schwerdt, das Schwere, Stärke und Schärfe erst durch die Hand erhält, die es führt. Bei jenen Männern war's Drang, Berufseifer, Amt, was sie schreiben hieß. Kein Mensch war Scribente. Alles war lokal für den Moment, und dadurch ward's ewig. Wir schreiben ins weite Blaue, für alle Menschen und für die liebe Nachwelt, und eben dadurch für Niemand.

Es bleibt eine ständige Bemerkung in der Geschichte der Kunst: die Ausübung war vor der Theorie, und sobald diese ausgebildet war, verlosch jene. Und warum dies? Der Künstler suchte, forschte, fand. Von etwas das nicht war, das noch zu finden war, konnte man nicht reden. Sprach der Künstler von der Geschicht seiner Erfahrungen, so waren's abgerissne dunkle Leute des Gefühls. Daher auch das Bildliche, Metaphorische der meisten Kunstwörter. So wie in der Glaubenslehre ward in der Kunstlehre über diese Ausdrücke der Empfindungen eine Dogmatik zusammengesetzt. Leute, die keinen Beruf hatten, das Schöne selbst zu suchen, begnügten sich mit dem Gespenste; man sammelte seine Taschen voll Abstracten, stellte und verstellte sie, wie die Kinder, nach seinem Gutdünken; und so entstand Theorie. Welche Seuche von Kunsttheoristen haben nicht Winkelmanns Schriften unschuldigerweise über unser Vaterland ausgegossen? Fast auf jeder Akademie ward ein Magister bestellt, über die Geschichte der Kunst zu lesen; man lallte seine Kunstepochen nach, von deren Gewißheit er selbst wenig hielt, und wenn Heyne nicht dem Unwesen gesteuert hätte, so hätten wir vielleicht schon manches Ideal einer neuen Universalkunstgeschichte. Aber man führe einen dieser Herren nur vor das Angesicht einer antiken Büste, ob er, das Maul voll von grosen Worten, nur ein einziges Künstlerverdienst, nur ein einziges Stückchen Taschenspiel uns Empfindung verzuzaubern an Form oder Beleuchtung wahr-

nimmt! Das encyklopädische bloße Anstreichen an allen Theilen der Kunst hat uns eine neue literarische Mißgeburt zu Wege gebracht, von der man sonst wenig wußte, nämlich die Gemäldeausstellungsraisonnements von Paris und andern Orten, mit denen sich unsers Wissens aber bisher noch kein einziger Künstler, sondern lauter Mieth- und Fremdlinge abgegeben haben.

Hätten unsre theologischen Scheidekünstler und Schönfärber mehr Beschränktheit des Sinnes, sie würden nicht auf Universaletiriere loslaboriren, und mit ihrem Aufklärungslämpchen den ganzen Erdkreis beseligen wollen. Das Gefühl ihrer Brüder würde ihnen heilig sein; sie würden wissen, daß an implicirten Begriffen alles Glück oder Glauben des Lebens, die besten Güter, Liebe und Freundschaft hängen. Sie würden sich nicht an Gott, dem Vater und Bruder vergreifen, und Himmel und Erde, die durch Gefühl verbunden waren, nicht durch Exegese trennen. Keiner von ihnen glaubt für sein Haus und sein Amt, sondern für die ganze Welt bestellt zu sein. Blieben sie diesem ihrem Spinnenkreise getreu, verbreiteten sie enge um sich her so viel Glück, Aufklärung und Liebe, als sie könnten: so würde sich die Noth der Welt ihnen in so neblichter Ferne darstellen, daß sie ihr abzuhelfen keinen Beruf in sich verspürten. Das sogenannte Detail, das sie vorfänden, würde sie belehren, daß sich mit dem Menschengeschlechte nichts en Gros vornehmen läßt, und daß alle Erziehungs- und Religionsleisten, die auf dem Papier ausgeheckt werden, nur Waare für den Markt, aber nie fürs Haus liefern.

Das höchste Lob, das wir einem Schriftsteller ertheilen, ist Originalität. Einige unserer jetztlebenden, die wir mit diesem Namen bezeichnen, und die es auch wirklich sind, haben ein ihnen so eignes Gepräge, daß, sie mögen sich unterzeichnen oder nicht, ein geübter Sinn sie an dem ersten Laut erkennt. Ihre Schriften geben wirklich der allgemeinen Denk- und Empfindart eine andere Richtung. Aber man frage sie auf ihr Gewissen, ob sie auf diesen Eindruck gearbeitet, ihn zuweilen nur vorhergesehen oder geahndet haben? Sie arbeiteten an ihrem Werk aus Liebe zu ihm und sie hätten es gefertigt, wenn es auch nie aufgestellt worden wäre. Es war Drang, sich ihrer Ideen zu entledigen ohne zu bedenken, was diese Entledigung nun im Ganzen für Fermatation verursachen möchte. Der Beifall ist meist

über ihrer Erwartung, und je gröſser der Mann, je betretener über das, was er, wie man ſagt, Groſses ſoll gethan haben. Allgemein bleiben ſie ihrer Manier treu, und keiner geht in des andern ſeine über. Eben dieſe Feſtigkeit des Stils zeugt von der Wahrheit ihres Berufs, und je engumſchriebener ihr Kreis, deſto ſicherer und gewiſſer. Der höchſte Grad des Genies iſt zugleich das Merkmal des geraden Menſchenverſtandes; und der Mangel dieſer Beſchränktheit des Sinnes, das untrüglichſte Kennzeichen des Nongenies und der Ohnmacht, die zeugen will, aber nicht kann*).

*) Der Leſer berechne ſich ſelbſt, was ſich in Form einer Chrie durch alle Fächer über dieſe Materie verhandeln laſſe. Aus Achtung für ſich und das Publikum hat der Verfaſſer hier abgebrochen.

Anhang

Notizen zu Mercks Bildnisse.

Zu dem Portrait Mercks.

I.

Lavaters Charakteriſtik des Portraits von Merck.

(Phyſiognomik Th. I. S. 230)

»Man findet dies Portrait ähnlich. Es iſt's zum Theil; und doch, wieviel hat's an Kraft und Blick verloren! Die Stirn zeigt viel Verſtand, Feſtigkeit und Verſchloſſenheit.«

»Die Naſe, die durch den unbeſtimmten höckerigen Umriß an Charakter verliert, verkündigt Stärke, Muth und Entſchloſſenheit. — Klugheit und Witz ſchweben über den Lippen.«

»Ueber's Auge getraue ich mir, weil's nicht beſtimmt genug gezeichnet iſt, wenig zu ſagen. So unfeſt es aber gezeichnet iſt, zeigt es doch durchſchauende Kraft und Heiterkeit. Der Kopf iſt nicht planlos. Er will und kann und wird ſich hervordrängen, ſtill und ſicher.«

»Geübt und leicht in Geſchäften, fertig mit der Feder, beredt und ſich wendend nach jedem Gegenſtande, den er vor hat, den Menſchen kennend, und nicht mehr und nicht weniger, als er will, ſich mittheilend, wird er Zwecke erreichen, die Niemand als er abſieht, keine böſen Zwecke.«

»Er wird viel Gutes thun. Der Vorwurf: unedel gehandelt zu haben, wird ihm tödtend unerträglich ſein.«

»Ich wünſchte ihm einen Freund, der ſo viel Verſtand wie er, ſeine Beredtſamkeit, und Größe genug hätte, ihm unentbehrlich zu ſein. —«

II.

Bemerkungen zu dem beigegebenen Bildniſſe Mercks.

Als ich mich veranlaßt durch die in den Briefen irgendwo gegebene Notiz: daß das Bildniß Mercks in dem Zimmer der Herzogin Amalie gehangen, und wie der launige alte Wieland berichtet, »gleich einer Art von Hausgötzen verehrt worden,« mit der Bitte nach Weimar wendete, mir zu gestatten, das Bild kopiren zu laſſen, um es in Kupferſtich dem gegenwärtigen Buche vorzuſetzen, ſchrieb mir der Herr Kanzler von Müller Folgendes:

— »Von dem Portrait weiß man allerdings, daß es in Ettersburg einſt gehangen, leider aber nicht wohin es gekommen, und haben die eifrigſten Nachforſchungen, die ich deshalb angeordnet und von denen ich noch immer auf Erfolg hoffte, zu keinem Reſultate geführt. —«

»Gleichwohl freue ich mich, Ihnen einen recht ſichern Weg zur Erreichung Ihres Wunſches angeben zu können. Ein Jugendbekannter Mercks, unſer alter Präſident Wieland, verſichert nämlich, daß das gedachte Portrait, welches im erſten Bande von Lavaters Phyſiognomik ſteht, Mercks ächtes Portrait, und äußerſt getroffen ſei. Sie werden daher nicht beſſer thun können, als wenn Sie es abzeichnen und als Kupfer- oder Stahlſtich Ihrer Ausgabe der Merckiſchen Schriften, auf die ſich jeder Literaturfreund ungemein freuen muß — verſehen« u. ſ. w.

Nach einer Anmerkung von Wagner zu der zweiten Sammlung der Briefe (S. 174) befindet ſich im Beſitz der Merckſchen Familie in Darmſtadt ein Portrait Mercks von der Hand des ihm befreundeten Portraitmalers Strecker zu Darmſtadt. »Eine Kopie dieſes, nach dem Urtheil aller, die ihn perſönlich kannten, wohlgetroffenen Bildes, von Hill, hängt im Großherzoglichen Muſeum zu Darmſtadt, und kann zur Beurtheilung dienen, in wiefern Goethe Mercks Bild (Dichtung und Wahrheit Th. 3.) richtig gezeichnet. —« Des Lipſiſchen Bildes in der Lavaterſchen Phyſiognomik gedenkt Wagner nirgends.

Im Jahre 1839 erſchien in demſelben Verlage:

Supplement zu Goethe's Werken.

Goethe's

Iphigenie auf Tauris

in ihrer erſten Geſtalt

herausgegeben von

Dr. Adolf Stahr.

Mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß der erſten und zweiten Bearbeitung.

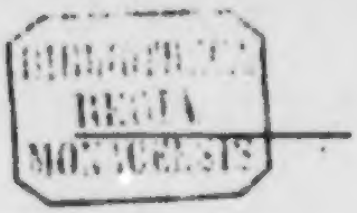
Mit dem Bildniß Goethe's in Stahlſtich nach dem Oelgemälde von May von 1779.

130 Seiten in gr. 8. auf Velinpapier gedruckt.

Preis geheftet 18 ggr.

Der Titel des Werkes ſelbſt verbietet jede Anpreiſung dieſer literariſchen Erſcheinung, die ſich leicht dem Intereſſanteſten, was die neueſte Literatur in dieſer Gattung dargeboten hat, an die Seite ſtellen dürfte.

Wer ſollte nicht wünſchen, den größten deutſchen Dichter gleichſam in der geheimſten Werkſtatt ſeines Geiſtes belauſchen und durch Vergleichung des vollendeten Meiſterwerkes mit der früheſten Form und Geſtaltung deſſelben, ſich vergegenwärtigen zu können, durch welche Studien und Mühen, den ſteten Begleiterinnen des wahren Genius, wir ein

ewiges Muſter klaſſiſcher Poeſie unſerer Literatur, eine Iphigenie Goethe's, beſitzen. Die von dem Herrn Herausgeber, Dr. Adolf Stahr, beigegebene einleitende Abhandlung kann hierbei den Leſern die beſten Dienſte leiſten, und iſt insbeſondere dieſelbe auch jüngern Verehrern der Goetheſchen Poeſie als Anleitung zu weitern ähnlichen Forſchungen zur Bildung und Förderung ihres Geſchmackes zu empfehlen.

Eine höchſt intereſſante Beigabe und paſſende Zierde des Werkes iſt der Stahlſtich von Goethe's Portrait aus dem Jahre 1779 nach May's Oelgemälde (gegenwärtig im Beſitz des Herrn Aug. Lewald in Stuttgart), wovon die Verlagshandlung die Abdrücke mit großen Opfern käuflich an ſich gebracht hat. Durch den ſchon in dieſem Betracht höchſt billigen Preis des ganzen Werkchens von nur 18 ggr. wird gewiß der Zweck, allen Beſitzern der Goetheſchen Werke und ſonſtigen Verehrern des großen Dichters die Anſchaffung zu erleichtern, erreicht.